I

23

893

Deutsche

Volksbibliothek.

Vierte Reihe.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1878.

Annette von Droste-Hülshoff.

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Lyrische Gedichte.

1923 H
5/10/93

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Zeitbilder.

Ungastlich oder nicht? 55
Die Stadt und der Dom . . . 57
Die Verbannten 61
Der Prediger 65
An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich . 67
Die Gaben 70
Vor vierzig Jahren 71
An die Weltverbesserer 73
Alte und neue Kinderzucht . . 75
Die Schulen 78

Haidebilder.

Die Lerche 81
Die Jagd 84
Die Vogelhütte 87
Der Weiher 92
Das Schilf 92
Die Linde 93
Die Wasserfäden 93
Kinder am Ufer 94

Seite

Der Hünenstein 95
Die Steppe 97
Die Mergelgrube 98
Die Kräden 102
Das Hirtenfeuer 108
Der Haidemann 111
Das Haus in der Haide . . . 113
Der Knabe im Moor 116

Fels, Wald und See.

Die Elemente 119
Luft 119
Wasser 120
Erde 121
Feuer 122
Die Schenke am See . . . 123
Am Thurme 125
Das öde Haus 126
Im Moose 128
Am Bodensee 130
Das alte Schloß 132
Der Säntis 133
Frühling 133
Sommer 134

	Seite
Herbst	135
Winter	135
Am Weiher	136
Ein milder Wintertag	136
Ein harter Wintertag	137
* Feyer	138

Gedichte vermischten Inhalts.

	Seite
Mein Beruf	143
Meine Todten	145
Katharine Schücking	147
Nach dem Angelus Silesius	149
Gruß an Wilhelm Junkmann	151
Junge Liebe	152
Das vierzehnjährige Herz	154
* Kinderspiel	155
Brennende Liebe	156
Der Brief aus der Heimath	157
Ein braver Mann	159
Stammbuchblätter	162
1. Mit Laura's Bilde	162
2. An Henriette von Hohenhausen	162
Nachruf an Henriette von Hohenhausen	163
Vanitas vanitatum!	165
Instinkt	166
Die rechte Stunde	168
Der zu früh geborene Dichter	169
Noth	171
Die Bank	172
Clemens von Droste	174
Guten Willens Ungeschick	175
Der Traum	177
Locke und Lied	178
Spiegelung	180
An Levin Schücking	180
* An denselben	181
Poesie	183
An Elise	185
Ein Sommertagstraum	186
Die junge Mutter	194
Meine Sträuße	196
Das Liebhabertheater	198
Die Taxuswand	199
Nach fünfzehn Jahren	201
Der kranke Aar	203
Sit illi terra levis!	204
Die Unbesungenen	206
Das Spiegelbild	206
Neujahrsnacht	208
Der Todesengel	211
Abschied von der Jugend	212
Was bleibt	213

Scherz und Ernst.

	Seite
Dichters Naturgefühl	217
Der Theetisch	220
Die Nadel im Baume	222
Die beschränkte Frau	224
Die Stubenburschen	227
Die Schmiede	231
Des alten Pfarrers Woche	232
Sonntag	232
Montag	233
Dinstag	235
Mittwoch	237
Donnerstag	240
Freitag	241
Samstag	243
Der Strandwächter am deutschen Meere	246
Das Eselein	249
Die beste Politik	253

Balladen.

Seite
Der Graf von Thal 257
Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln 266
Das Fegefeuer des westphälischen Adels 271
Die Stiftung Cappenbergs . 275
Der Fundator 278
Vorgeschichte 282
Der Graue 286
Die Vendetta 293
Das Fräulein von Rodenschild 295
Der Geierpfiff 302
Die Schwestern 307
Meister Gerhard von Köln . . 314
Die Vergeltung 318
Der Mutter Wiederkehr . . . 322
Der Barmekiden Untergang . 329
Bajazet 331
Der Schloßelf 332
Kurt von Spiegel 335

Letzte Gaben.

Gemüth und Leben . . . 341
Das Wort 341
Halt fest! 342
Carpe diem! 344
Durchwachte Nacht 345
Mondesaufgang 348
Das Ich der Mittelpunkt der Welt 350
Grüße 352
Doppelgänger 354
Im Grase 355
Die Golem 356
Spätes Erwachen 358
Stille Größe 360
Gemüth 363

Seite
Die todte Lerche . . . 364
Unter der Linde . . . 366
Meine Steckenpferde, die Uhren 369
Der Dichter 370
Auch ein Beruf 371
Das Bild 374
Sylvesterabend 378
Erzählende Gedichte . . . 381
Das erste Gedicht 381
Gastrecht 384
Der Nachtwandler 388
Das verlorene Paradies . . . 390
Der sterbende General . . . 391
Volksglauben in den Pyrenäen 394
1. Sylvestersey 394
2. Münzkraut 397
3. Der Loup Garon . . . 399
4. Maisegen 401
5. Höhlensey 405
6. Johannisthau 407
Denkblätter 409
An Philippa 409
An * * * 410
Das einzige Kind 411
Schloß Berg im Thurgau . . 412
An meine Mutter 416
An Elise 416
Lebt wohl 417
An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Madroux, bei Uebersendung der „Gedichte“ 418
Die Mutter am Grabe . . . 419
An Ludowine 421
An Joseph v. Laßberg . . . 421
* Letzte Worte 422
Klänge aus dem Orient . 423
O Nacht! 423

	Seite
Gesegnet	424
Der Fischer	424
Der Kaufmann	425
Das Kind	425
Der Greis	426
Geplagt	426
Getreu	426
Süß	427
Freundlich	427
Verliebt	428
Verhenkert	3
Verteufelt	9
Verliebt	429
Bezaubernd	429
Verflucht	430
Herrlich	430
Unaussprechlich	431
Unbeschreiblich	431
Unerhört	431

Die mit * bezeichneten sind neu aufgenommene.

Einleitung.

„Man pflegt die Droste die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dies eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen. — — Auf dem Gebiet der Poesie in metrischer Form weiß ich in den mir zugänglichen Literaturen keine Frau, die der Droste an die Seite zu stellen wäre."

Betty Paoli.

Es ist schwer, das Leben einer Dichterin zu zeichnen, das, so einfachen Verlaufs und ereignißlos nach Außen hin, seine Erlebnisse und seine Interessen nur in der Sphäre der Innerlichkeit und des Gemüths hatte und dazu, trotz reichster sprudelnder Kraft des Talents, doch äußerlich mannigfach gehemmt, nicht das war, was wir „fruchtbar" nennen; einer Dichterin, die nicht das Bedürfniß empfand, alle Seiten ihres Gemüthslebens, alle inneren Erlebnisse künstlerisch auszuprägen und durch dichterische Gestaltung sich von ihnen zu befreien. Die im Gegentheile lange Zeit ihre Dichtung von ihrem eigenen Leben trennte und das Behandeln fremder objectiver Stoffe dem subjectiven lyrischen Offenbaren des eigenen Herzens und seines tiefen und reichen Empfindens vorzog. So fehlt uns, wie die äußere „Spur von ihren Erdentagen," wie sie der schaffende wirkende Mann hinterläßt, auch das Tagebuch ihres inneren Lebens, wie sie der fruchtbare lyrische Dichter uns in seinen Gedichten offen legt, bei Annette von Droste für

die ganze, das Leben bestimmende, entscheidend auf die Entwicklung wirkende Jugendzeit. Von den Briefen, die sie geschrieben, ist nur ein geringer, freilich sehr inhaltreicher Theil gedruckt, und mehr stehen, schon um die entschiedene Abneigung, welche sie wider solche posthume Veröffentlichungen hegte, zu ehren, nicht in Aussicht. Und so kann bei ihr die Biographie nicht viel mehr und anderes sein, als die Schilderung der Umgebung, in welcher diese eigenartigste Gestalt der deutschen Literatur zu einem so glänzenden Zeugniß für den Beruf der Frau zu wahrhaft schöpferischer Kunst wurde, nicht viel mehr, als die Angabe der Verhältnisse, unter denen sie dieß Zeugniß in Werken einer ergreifenden und herzgewinnenden Poesie ausprägte. Wenn ich eine solche Schilderung hier unternehme, so kann mir freilich dabei die eigene Erinnerung zu Hülfe kommen und ich kann das zu Grunde legen, darf mehrfach auch das wiederholen, was ich in einer früheren Schrift aus dieser Erinnerung bereits aufgezeichnet habe.[1]

Annette Droste zu Hülshoff gehört einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster an, die sich ursprünglich von dem heute wieder in ihrem Besitz befindlichen Hofe von Deckenbrock nannte — einem Erbe, an dessen Herdfeuer ihre Väter schon zu den Zeiten Wittekinds als altfreie sassische Männer gesessen haben mögen, bis der Zug und Drang der Zeit im dreizehnten Jahrhundert sie in die Dienstmannschaft des Bischofs einzutreten bewog. Der Herrendienst, scheint es, zog sie dann in die Stadt Münster. Im Jahre 1277 erscheint Ritter Engelbert von Deckenbrock in einer Urkunde als Dapifer, Droste, des Domkapitels und tritt zugleich als der Genossenschaft der städtischen Adelsgeschlechter angehörend auf. Seitdem ist die Familie, deren alter Name von Deckenbrock der Amtsbezeichnung Droste wich, als den ritterbürtigen Stadtgeschlechtern der Münsterischen „Erbmänner“ angehörend

[1] Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, Carl Kümpler 1862.

betrachtet werden und hat, nachdem sie (im Jahre 1117) die eine Meile südwestlich von Münster gelegene „Burg auf dem Hülshove" erworben und hier sich seßhaft gemacht, mit anderen, auch landsässig gewordenen Erbmännergeschlechtern lange um die Anerkennung vollständiger stiftsfähiger Gleichberechtigung mit dem übrigen landsässigen Adel kämpfen müssen. Hat doch fast überall der für unsere Culturgeschichte so unendlich viel bedeutsamere und verdienstvollere Patrizier-Adel einst mit dem Vorurtheil der Ueberlegenheit des Landjunkerthums zu kämpfen gehabt.

Das Haus „auf dem Hülshove" war eine feste Wasserburg. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor ein Umbau erfolgte, befand sich in demselben ein weiter großer Rittersaal mit gothischen Fenstern. Neben demselben lag eine gleich gewaltige Küche mit einem ungeheuern Herde und drei langen Schragentischen, dem Herrentisch, dem Reisigentisch und dem Bauleutetisch, d. h. dem Tisch für das Wirthschaftsgesinde. Das Herdfeuer aber vereinte bis in späteste Zeiten hinab am Abende die Glieder der Familie. — So hatten die Vorgesessenen die Burg erbaut. Ritter Heinrich von Droste hatte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vielerlei Erweiterungs-, Verstärkungs- und Verschönerungsbauten daran vorgenommen, Thürme und Erker daran gefügt, und er selber war seitdem an einem der Thurme zu sehen, lebensgroß in Stein ausgehauen, hoch auf dem gewappneten Roß und in voller Rüstung, mit dem geflügelten Barsch auf dem Schilde. Ein gründlicher, vieles modernisirender Umbau, den am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutsche Ordens-Comthur und Generallieutenant Heinrich Johann Droste vornahm, hat dann leider viel des alterthümlichen Gepräges genommen und abgestreift.

Mit mancherlei liegendem Besitz, Lehngütern, Höfen und Renten mäßig, mit dem was unsern Adelsgeschlechtern an ererbten achtbaren und ehrenwerthen Eigenschaften nachzurühmen ist, stets reich ausgestattet, scheint die Familie, von der wir

reden, den Vorzug schöner äußerlicher Erscheinung zu ihrem Stammeserbe haben rechnen zu dürfen. Dieser erbliche Vorzug muß z. B. sehr auffallend hervorgetreten sein in der Dichterin Urgroßvater, Heinrich Wilhelm, der auf der „großen Tour" in Italien wohl zumeist durch diese, mit gewinnenden gesellschaftlichen Formen verbundene Eigenschaft zu gar manchen Abenteuern gelangte. Sie gipfelten in einem Duelle, in welchem er im Angesicht von St. Peter zu Rom einen Grafen Fugger erstach. Gegen die üblen Folgen dieser That durch den Schutz einer Fürstin aus dem Hause Colonna gesichert, kehrte er auf den Edelhof seiner Väter heim und suchte hier der seitdem oft sich seiner bemächtigenden schwermüthigen Stimmungen durch das Spiel auf der Flöte Herr zu werden, auf welcher er Meister war. Es zeigt sich in ihm das erste Auftauchen künstlerischen Triebes, der dann der Familie stärker und entschiedener eigen wurde, als sein Stammerbe Clemens August Droste eine ausgezeichnete Frau, Maria Bernhardina von der Recke-Steinfurt, heimführte, Annettens Großmutter, welche der Enkelin viel von ihrem Geiste vererbt zu haben scheint; insbesondere eine außergewöhnliche musikalische Begabung, und das Talent für Zeichnen, welches ihre Enkelin besaß, ohne es weiter auszubilden. Auf den ältesten Sohn und nächsten Stammerben, Annettens Vater, zwar ging von diesen Anlagen weniger über, als auf den zweiten Sohn, Maximilian Friedrich, der ein hervorragender Musiker, Componist schöner Violinquartette und einer Oper: „Der Einzug," war. Sein Sohn, Clemens August, erwarb sich als Professor zu Bonn einen rühmlichen Namen in der Wissenschaft, namentlich als Lehrer des Kirchenrechts. [1]

Was jenen, den Stammeserben, betrifft, Clemens August wie der Vater genannt und geboren 1760, so scheint er den Mangel besonderer geistiger Begabung durch ein reiches und tiefes Gemüthsleben ersetzt zu haben, dessen die Tochter später

[1] Vergl. J. Hollenbiniger, die Herren von Twickenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster, Regensburg, 1868.

nie ohne tiefste Rührung gedenken konnte. Er führte im Jahre 1793 in das von seinem Oheim, dem Comthur und General, durch neue Bauten verjüngte Vaterhaus Therese Louise von Harthausen aus dem Hause Abbenburg heim, die Schwester genialer und hochbegabter Männer, von denen der jüngste, der Freiherr August von Haxthausen insbesondere sich einen rühmlichen Namen durch seine Forschungen und Studien über älteste Agrarverfassungen, über Rußland und über die Länder jenseits des Kaukasus machte. Von einem älteren, dem Freiherrn, dann Grafen Werner, wird später zu reden sein.

Aus dieser Ehe wurde am 10. Januar 1797 Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Louise Maria auf dem väterlichen Erbgute geboren — um einen Monat zu früh, ein schwächliches, nur durch größte Sorgfalt erhaltenes Kind, das auch in späterem Alter die angeborene Schwächlichkeit nie ganz überwand und das Vollgefühl körperlicher Gesundheit wohl nur wenige Jahre hindurch empfunden hat. Doch war nichts destoweniger ihre Erziehung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der Mutter stand, eine ziemlich strenge, die, wie es scheint, zu sehr die sich früh entwickelnde, ganz außergewöhnliche innere Lebendigkeit des Kindes gefesselt und gezügelt hat. Es ließ sich freilich nicht voraus wissen, daß die übergroße Lebendigkeit des Kindes nichts als der natürliche Ausfluß einer Phantasie sei, welche einst so schöne dichterische Blüthen treiben sollte. Jene Lebhaftigkeit aber war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich oder wenn sie irgend ein Bild in den Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung, in einen inneren Jubel gerathen, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte.

Sehr frühe konnte bei dem jungen Mädchen der Unterricht beginnen, den in den Elementargegenständen zumeist

die Mutter ertheilte; dann ein ziemlich gründlich wissenschaftlicher. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden Theil, welche ihre Brüder von ihrem Hauslehrer erhielten, auch im Lateinischen und in der Mathematik. Eine ausreichende Kenntniß des Lateinischen blieb ihr seitdem ihr ganzes Leben hindurch treu und erleichterte ihr das Verständniß der neueren Sprachen, worunter auch das Holländische war.

Neben dem fleißigen Lernen stellte sich nun sehr bald auch jene Lesewuth ein, welche die Jugendkrankheit aller begabten Menschen ist. Annette verschlang mit Eifer alles, was sorgliche Ueberwachung ihr zu lesen gestattete.

Frühe auch regte sich in dem jungen Mädchen das poetische Talent; das erste Gedicht war eine kindliche Gemüthsergießung, worin ein Hähnchen besungen wurde. Annette, die es überhaupt liebte, mit scheuem Muthe und herzensängstlicher Verwegenheit in unbesuchte und geheimnißvolle Räume des Hauses zu dringen, in dunkle Bodenkammern und verfallene Gänge auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen, kletterte mit ihrem Erstlingswerke verstohlen die morschen Stiegen in dem alten finstern Thurm des väterlichen Hauses hinauf und verbarg die erste Schöpfung ihrer kindlichen Muse da im „Hahnebalken" hoch oben unter der Wetterfahne. Es war, sang sie später,

„Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht —
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit'
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!"

Es liegt dieß Gedicht, das aus dem Jahre 1804, also aus dem achten Lebensjahre, stammt, mir vor und lautet:

Komm, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;

Nun komm, du lieber kleiner Mann,
Daß sie's dir nicht entwenden.

Wie blickt der Mond so silberhell,
Wie blinket er hervor;
Er leuchtet stiller, als ein Quell.
O Mond, komm mehr empor.

Ein zweiter Versuch aus demselben Lebensjahr wurde zum Namensfeste der Mutter gemacht und hat sich durch diese Erinnerung erhalten. Es zeugt in seiner kindlichen Fassung von einer merkwürdigen Innigkeit der kleinen Poetin:

Liebe Mama, ich wünsche dir
Für deine guten Gaben,
Daß jedes Jahr dir Liebe bin
Thu' eine einzige Plage,
Bis endlich dich das Alter erreicht,
Nur mein', nicht deine Freude weicht,
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreun,
Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.

Aber schon früher, als etwa sechsjähriges Mädchen bereits, machte sie Verslein aus dem Stegreif. Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das „Pensum" in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein der Schiefertafel und kritzelte ihre Gedichtlein darauf, trotz alles Mangels an Anerkennung, die ihr dafür zu Theil wurde; die Mutter versagte diese stets recht gründlich, um keine Eitelkeit in dem lebhaften Kinde aufkommen zu lassen. Clementi komponirte sie schon damals. Zu den Liedern und den Tramen, welche in Weiße's „Kinderfreund" enthalten sind, komponirte sie die Klavierbegleitung. Als von diesen Leistungen der Mutter einst eine zu loben sich bewogen fand, sagte die Kleine selbstbewußt: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und komponire sie, und noch viel schönere als diese."

Ein merkwürdiger Beweis von Frühreife des Talents ist dann jedenfalls ein Gedicht, ein Versuch im heroischen Versmaß, der aus dem September 1809 stammt und der hier eine Stelle finden mag.

Der Abend.

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauichten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
Welches mit Ruhe erquickt das Meer der unendlichen Schöpfung.
Einsam wandelt ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,
Zwischen den Zwiebeln, die hoch dastanden und strotzend von Blüthe;
Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
Eine vorzüglich erhob sich neben mir, höhnend sich messend.
Strecke dich immer, du Ding; du bist doch nicht größer, als ich bin!

— — — — — — — — — — — —

Auch der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude,
Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.
Wenig kümmern indeß mich Küchensachen und Blumen;
Darum wandt' ich mich weg und siehe, die Fläche des Baches,
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde;
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden Anschaun.
Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke
Mich, ich horchte, und o! — es tönte der achte der Schläge!
Jetzund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes;
Freundlich schimmerte durch die Aeste die trauliche Luna,
Und so wag ich mich in die heimlichsten dunkelsten Gänge.
Schaurig ist's hier fürwahr, mich bangt bei jeglichem Laute,
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder —
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen und Gnomen!

Bange wird es mir drin und ich eile hinaus in das Freie,
In das freundliche Feld, wo schon der Weizen [illegible]
Und es rauschet das Korn, es zirpt die Grille im Grase,
Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
Schweigend wandelte ich am silbern blinkenden Bache
Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth;
Wehmuthsvoll begann ich und sang voll heu'rer Empfindung:

„Sage, wo wohnet das Glück, wo wohnet die Ruhe des Herzens,
Wohnt es im gold'nen Pallast und wohnt es im [illegible]
Saal?
Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht
Schrecken,
Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder
nicht liebt!

O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —
Bei dem Wilden, der frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt!
Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?

Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichthum
und Ehre,
Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche
Ruh?
Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei
den Musen,
Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!" —

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth
Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,
Aber es löset Aeol des Westes gebundene Flügel,
Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
Ach, wie weht es so kalt und mahnt, nach Hause zu gehen!
Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
Und den Garten ins Haus, wo lange das Essen schon wartet.

Annettens Spielgenossen waren die Geschwister, die um zwei Jahre ältere Schwester Jenny, die beiden jüngeren Brüder Werner und der früh mit neunundzwanzig Jahren gestorbene Ferdinand; an den letzteren hatte sich Annette mit besonderer Vorliebe angeschlossen, mit ihm auch wurden die meisten kleinen Schelmereien ausgeführt, deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten hinter den Hecken versteckt die Schuhe und die Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen umher zu laufen, ganz wie es die beneideten Kötterkinder thun durften. Sah die Mutter solche Pflichtwidrigkeiten, so war in der nächsten Schulstunde unerbittlich ein langes Indereckestehen die Strafe.

Obwohl ganz auf dem Lande zugebracht, verfloß Annettens Leben in dieser ersten Periode nicht gerade, ohne wechselnde Eindrücke zu gewähren. Ziemlich häufig wurde Münster besucht, die Verwandten dort in den großen Adelshöfen, der musikalische Onkel Max, der Onkel Domherr, spätere würdige Domprobst Heinrich. Und auch mit dem damals in Münster lebenden Grafen Friedrich Leopold von Stolberg waren die Eltern befreundet, was dann wieder in Beziehungen zu dem späteren Kreise der Fürstin Gallizin, des Ministers Fürstenberg, brachte — Gestalten, die freilich an dem Auge des Kindes vorübergingen, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen, als andere ferner bleibende, z. B. die des späteren Erzbischofs von Köln, Grafen Spiegel, des Generals von Lützow und seiner Gattin hinterließen. Schon mehr mochte es erregen, wenn von Zeit zu Zeit der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit den Kindern eine Reise zu den Ihrigen antrat. Die Güter derselben, Abbenburg und Bökendorf, liegen in dem Theile des Fürstenthums Paderborn, der „Ob dem Walde", jenseits des Waldgebirges, genannt wird, und Landschaft, Sitte und Brauch, sowie der ganze Menschenschlag hier sind von dem des Münsterlandes typisch verschieden; wie Annette sie beobachtet hat, hat sie später in ihrer „Judenbuche" gezeigt. In Abbenburg war stets ein anregendes Leben,

viele Geschwister von mehr oder minder originellen Naturanlagen und viele Interessen und Strebungen von einem, dem jungen Mädchen mehr oder minder verständlichen Kern bewegten sich da durcheinander. Die reichbegabten und genialen Oheime Werner und August namentlich waren Männer, die als Typen betrachtet werden dürften für die Zeit der Bewegungen von 1809, der späteren Freiheitskriege, der noch späteren nationalen Strebungen auf den deutschen Hochschulen und der Tage der Romantik. Zum paderbornischen Verwandtenkreise gehörte auch Graf Dietrich von Bocholz zu Alme, der sich einen Namen gemacht hat durch seine Herausforderung des russischen Pamphletschreibers Stourdza, des Denunciantes der deutschen Universitäten (1818). Auf dessen schönem Schloß zu Alme, den Gütern anderer Verwandten in der Nachbarschaft, der hochragenden Hünenburg der Grafen Asseburg, auf Wehrden und dem durch Carl des Großen Aufenthaltsdenkwürdigen Herstelle im anmuthigen Weserthal u. s. w. hat Annette mehrfach, bald länger, bald kürzer verweilt.

Von der Bewegung der Freiheitskriege wurde Westphalen natürlich mit jener Mäßigung der Erregung, die für vaterländische Belangen einmal in seinem Naturell liegt, ergriffen. Auch Annette wurde von ihr erfaßt, das einzige Jugendgedicht aus jener Lebenszeit, welches sich erhalten hat, „das befreite Deutschland“, gibt Zeugniß davon.

Annette scheint in dieser Zeit, während sie zur Jungfrau heranreifte und sich nun mannigfach mit Lectüre, Musik, Zeichnen beschäftigte, vielleicht schon ihre kleinen Sammlungen begann — sie zeichnete Schäfer, turnierende Ritter, mittelaltrige Frauen — sonst keinen Drang zu dichterischem Schaffen empfunden zu haben. Ihre Umgebung in jener Zeit auf dem väterlichen Gute, die Art und Weise des Lebens, das alles spiegelt sich in dem Fragmente eines Romans wieder, das sie in späteren Jahren schrieb, in der Absicht, ein Buch zu schreiben, welches ganz in der Art, wie Washington Irving in seinem „Bracebridge-Hall“ englisches Landleben schildert,

so ein großes Charakterbild vom Familienleben auf einem westphälischen Edelhofe und von westphälischen ländlichen Sitten werden sollte. „Bei uns zu Lande auf dem Lande" war der gewählte Titel; die Form sollte ein Tagebuch sein, welches ein protestantischer Edelmann führt, der aus der Lausitz auf das Gut eines westphälischen Stamm- und Lehensvetters gekommen ist, um mit ihm gewisse Angelegenheiten zu schlichten, die ihn in die alte gemeinsame Heimath des Geschlechts gerufen haben; denn der Vetter gehört einem Zweige an, der vor Zeiten nach den östlichen Gegenden hin ausgewandert ist. Es sind leider nur die Einleitung und zwei Kapitel des Buches, und auch diese nur im ersten Entwurfe fertig geworden. Nachdem sie in diesem Fragment mit einer Skizze des allgemeinen Charakters von Land und Leuten ihrer engsten Heimath begonnen, geht die Verfasserin dazu über, den Edelhof und seine Bewohner zu schildern, welcher der Mittelpunkt ihrer Lebensbilder werden sollte. Hierbei aber haben ihr ganz unverkennbar das väterliche Haus und die Gestalten der Ihrigen vorgeschwebt. Weit entfernt freilich, ein Portrait derselben in ihrer Federzeichnung geben zu wollen, hat sie den allgemeinen Charakter, den Ton und die besondere Färbung ihrer ersten Jugendumgebung doch im Ganzen getreu gezeichnet. Eine der hier geschilderten Gestalten hat unverkennbar vollständige Portraitähnlichkeit, und zwar die des Fräuleins Sophie; es ist die Dichterin selbst, die hier mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild — so wie es ihr eben erscheint — zeichnet.

In dieser Umgebung konnte, wie man beim Durchlesen des Fragments empfinden wird, die Veranlassung und der Antrieb zu literarischem Produciren nicht gerade stark gewesen sein; noch auch lag in den damals den Geschmack beherrschenden Dichtern für Annette viel des zur Nachahmung, zum Einfallen in den Chor dieser Sänger Verlockendes. Es waren Matthison, Salis, Hölty, Bürger, welche bei der Welt in hohen Ehren standen und die doch für Annette nichts hatten, was sie

innerlich hätte bezwingen können. Ein junger Genius muß aber dennoch seine Schwingen regen, und als nun, nach der Periode der sentimentalen Matthäischen „Naturabschilderung," die Romantik durch ihre Zauber sich der Gemüther bemächtigte, begann sie, von ihnen mitergriffen, noch in ihrem größeren Jugendzeit ein romantisches Ritter-Epos in sechs Gesängen, das sie Walter nannte.

Die Dichterin hat später das Werk für eine unbedeutende Jugendarbeit gehalten, bis sie in ihren letzten Lebensjahren doch sich zu einiger Anerkennung geneigt fühlte; und in der That verdient es diese aus mehr als einem Grunde. Es zeigt die Dichterin durchgängig bereits einer klaren und reinen Form mächtig, die Sprache mit einer für ein junges Mädchen bei ihrem ersten größeren Versuch auffallenden Leichtigkeit handhabend, und obwohl die Erfindung von kindlicher Naturalität ist, fehlen doch nicht Züge von größter Einzigkeit und dichterischer Intention. Auffallend ist dann ferner auch, daß die weitaus gelungenste Episode des ganzen Gedichts die Schilderung einer Eberjagd ist. Annette zeigt schon hier ihre wunderbare Gabe für die Darstellung gewaltsamer und kriegerischer Scenen mit Farben, wie sie sonst nur dem Manne zu Gebote stehen, jene Hand, die mit so kräftigen, markigen Strichen die Schlacht im Loener Bruch zeichnete. Auch das mag als charakteristisch hervorgehoben werden, daß trotz der romantischen phantastischen Stoffe das auf reale Wahrheit gehende Naturell der Dichterin alle Maschinerie des Mährchenhaften und Wunderbaren von ihrem Gedicht völlig ausgeschlossen hat. —

Die einzige bekannte und durch bereits gedruckte Poesien bewährte Dichterin der Heimath war damals meine Mutter, und dieß führte in jener Zeit Annette zu dieser. Annette brachte mit ihrer tiefgründigen, erregbaren Natur der jungen Frau, die sie später „Westphalens Dichterin" in dem Gedichte auf ihren Heimgang nannte, eine große Verehrung entgegen; und beide blieben sich warm befreundet. Eine andere, wenn auch

ihr in den Jahren bedeutend vorgerücktere Freundin gewann um dieselbe Zeit Annette in Wilhelmine von Charpentier, der Gattin des aus den Freiheitskriegen rühmlich bekannten Generals Thielmann, der aus sächsischen in preußische Dienste übergetreten 1816 zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt worden war und als solcher bis 1820 das Schloß zu Münster bewohnte. Die Generalin Thielmann war eine ausgezeichnete Frau, mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattet; Mutter von vier Kindern bereits und von zarter Constitution, von Nervenleiden heimgesucht, zu denen sich später Anfälle seltsamen, magnetischen Hellsehens gesellten. Aus Freiberg in Sachsen stammend, war sie der Hardenberg'schen Familie befreundet, ihre Schwester Julie war die Braut von Novalis gewesen, der General selbst mit letzterem innig befreundet.[1] Mit der Familie Thielmann nun entstand ein lebhafter Verkehr, diese war oft auf Hülshoff zu Gast, die Frauen und Kinder machten gemeinsame Ausflüge. — Frau von Thielmann mochte den in dem jungen Fräulein schlummernden Geist erkennen, daß sie trotz der Altersverschiedenheit ihr so nahe trat, und Annette durch sie eine große Erweiterung ihrer Anschauungen gewinnen. Beide blieben in warmer Freundschaft, bis zu dem, am Ende der dreißiger Jahre erfolgten Tode der Generalin Thielmann. Es ist auch anzunehmen, daß jene durch die Familie der Freundin auf den Stoff hingeführt wurde, welchen Annettens erstes reiferes Gedicht behandelt. Ein Bruder der Frau von Thielmann, Johann von Charpentier war Director der Minen und Salinen zu Devens bei Bex an der Rhone, im Pays de Vaud, also am Fuße des großen St. Bernhard; die Geschwister, die ihn dort besucht, waren mit der Natur und den Scenerien des obern Rhonethals und der anstoßenden Alpenwelt vertraut geworden und aus ihren Schilderungen hat Annette die Anregung zu ihrem „Hospiz auf dem großen St. Bern-

[1] Vergl. in Novalis Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Friedrich Schlegel, Tiecks Vorrede zur dritten Auflage.

hard" geschöpft. Während der Arbeit daran holte sie später noch brieflich von der Freundin Aufklärung über das Heftig und seine Umgebung in einem Briefe ein, dessen betreffende Stelle hier folgen mag, weil sie zeigt, mit welcher gewissenhaften Achtsamkeit auf die Wahrheit jedes Einzelnen sich in Annette das Schaffen und Arbeiten der zeugenden Phantasie verbinden konnte. „Du weißt," schreibt sie aus Rüschhaus am 2. November (1834?) daß ich ein Gedicht unter der Feder habe, welches auf dem St. Bernhard spielt, und deine liebe Julie war schon in Godesberg so gütig, mir einige Nachrichten über jene Gegend und das Kloster mitzutheilen. Da die Unruhe und Zerstreuung der Reise mich nicht Alles so fest hat halten lassen, als es sonst wohl meinem vortrefflichen Gedächtniß eigen ist, so wird deine liebe Tochter wohl so gütig sein, mir einige Fragen über die Gegenstände, so wie sie grade unmittelbar in das Gedicht eingreifen, zu beantworten. — Der zweite Gesang des Gedichts nämlich spielt im Kloster selbst, und beginnt damit, daß ein Mönch in der Nacht im Thurm an der Kirche steht und läutet. Das Gewand der Mönche ist mir bekannt, sie sind Bernhardiner[1] und die Tracht ihres Ordens überall gleich; aber über das Innere der Kirche und Sakristei wären mir einige Bemerkungen sehr lieb, ja, sogar unumgänglich nothwendig, ob sie groß, wie ihre Form, einige besondere Particularitäten, z. B. wenn sich irgend auffallende Gemälde darin befinden, oder ein besonderes Heiligenbild u. s. w. Denn, da ich nachher diesen Mönch mit seiner kleinen Laterne durch die Kirche ins Kloster zurückkehren lasse, und die Beschreibung dieses nächtlichen Ganges einen nicht unbedeutenden Punkt der Erzählung ausmacht, so kann ich nicht umhin, mich so genau wie möglich über die Lokalität zu unterrichten. Ich bin nicht so unbescheiden, eine förmliche Beschreibung dieser Gegenstände zu verlangen, nur einige Andeutungen, damit ich

[1] Dies ist irrig, sie gehören dem Augustinerorden an.

nicht z. B. von den hohen Gewölben der Kirche rede, wenn die Mönche vielleicht nur eine kleine Betkapelle besitzen, oder von den Bildern, auf welche der Schein der Laterne fällt, wenn überall nichts als glatte Mauern zu finden sind; auch wünschte ich zu wissen, ob der Weg von der Kirche ins Kloster über einen freien Hofraum oder bloß durch Gewölbe oder Gänge führt. — Nachher ziehen die Mönche aus, um einen Verunglückten zu suchen. Könnte ich nicht erfahren, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten kleiden? Sie führen ohne Zweifel Alpstöcke bei sich, aber auch sonst eine besondere Art von Fuß- oder Kopfbedeckung, zum Schutz gegen die Kälte? und Werkzeuge oder sonstige Hülfsmittel, die für ihren Zweck passen? was z. B. wird wohl angewandt, um die Verunglückten fortzuschaffen? Tragbahren? oder wollene Decken? große Leintücher? Auch weiß ich nicht, ob es irgend ein Mittel gibt, was in solchen Fällen gleich auf der Stelle angewandt wird, oder ob man die Erfrorenen erst ins Hospital bringt, ehe etwas geschehen kann. Wenn die Mönche ausziehen, so hätte ich gern eine Idee von dem Wege, der aus dem Kloster ins Freie führt. Vom Bernhardsberge selbst habe ich eine recht genaue Beschreibung, doch weiß ich nicht, ob die Oberfläche desselben auf malerische Weise von hervorragenden Felszacken unterbrochen wird, oder ob sie eine einförmige, Wüsten ähnliche Schneemasse darbietet. Ist das Schneehuhn dort heimisch? Das sind viele Fragen, mein liebes Minchen, und ich fürchte, mich sehr unbescheiden auszunehmen, aber, wie gesagt, ich wünsche nur einen oberflächlichen Bescheid, auf manche dieser Fragen ist ein einfaches ja oder nein hinreichend, und ich muß mich zu dieser Bitte an die liebe Julie entschließen, oder das ganze Gedicht liegen lassen, da ich alle diese genannten Gegenstände nach dem Plan des Gedichts nicht unberührt lassen kann; ich bin zufrieden, wenn Julie mir ganz kurz bemerkt, z. B. die Kirche ist groß und länglich, der Hochaltar mit gedrehten Säulen und vergoldet, an einem Nebenaltar ein altes schwärzliches Marienbild mit

dem Kinde u. s. w. Du hast wohl, liebes Herz, wie ich es meine, nicht viel, aber doch die Hauptpunkte, und werde ich jede genauere Angabe mit dem größten Dank annehmen."

Die nächsten Ereignisse im Leben unserer Dichterin weisen wieder Reisen zu den Verwandten auf deren Güter, namentlich zu den Geschwistern der Mutter auf Abbenburg und dem nahe dabei liegenden Bökendorf. Annette war zum jungen Mädchen herangereift, ihre Gebundenheit hatte sich gelöst: — es war die Zeit, von der sie später sagen konnte:

„Doch trug ich muthig es, denn ich war jung.
War jung noch und gesund."

Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, die von einer reichen Fülle hellblonden Haars umschattet marmorklaren Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen, voll Geist und Anmuth, doch durch die Ueberzahl von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden. Und sie selbst — man hat in ihren Gedichten nichts zu finden gewußt, was auf eine Mädchenneigung, auf eine Leidenschaft des Herzens, auf ein Durchleben jener Art von Seelenschmerz, wie sie in jedes andern Dichters Leben eine so große Rolle spielt, deutet. Man hat das wohl anormal gefunden, man hätte von einer solchen Frauennatur auch eine solche Seite ihres Gefühls offenbart gewünscht. Das nun hat Annette von Droste freilich nicht gethan; ich habe schon in den einleitenden Worten darauf hingedeutet, daß sie eben ungleich den meisten andern Dichtern etwas wie ein lyrisches Tagebuch ihres innern Lebens aus ihrer Jugendzeit uns nicht gegeben hat, da sie zuerst lange objective Stoffe behandelte und die eigentliche Entfaltung ihrer Lyrik erst in das letzte Decennium ihres Lebens fällt. Läge solch ein lyrisches Tagebuch uns vor, so würde man sehen, daß sie dem allgemeinen Menschenlose nicht ent-

gangen ist; und auch jetzt könnte man das erkennen, wenn man mit einigem Verständniß das Gedicht „Die Taxuswand" durchläse oder auch das „Die Nadel im Baum" sich verständlich zu machen wüßte.[1] Es war ein junger Arzt, der ihre Neigung gewann; die Verhältnisse aber ließen an eine Verbindung nicht denken und neben ihrem tiefen Gemüthsleben stand eine Intelligenz, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte. — Nicht viel später wurde sie Gegenstand der Aufmerksamkeiten eines andern Gastes bei den Geschwistern der Mutter, eines Mannes, der General im Kriegsheere König Jerôme's von Westphalen gewesen war und aus den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel her eines nicht eben beneidenswerthen Ruhmes wegen seiner Tapferkeit, seiner wilden, dämonischen Natur und der tollen Excesse seines Corps genoß. Sie hat an ihn gedacht in ihrem späteren Gedichte: „Vanitas Vanitatum," das mit der Frage schließt: „Wer war der General?" Es war der General von Hammerstein, aus einer westphälisch-hannover'schen Familie, der eine ganz merkwürdige energische, gewaltthätige Individualität gewesen sein muß und in den Schriften über die Zeit mehrfach auftaucht.

Im Jahre 1826 verlor Annette von Droste ihren Vater, den wir sie so liebenswürdig in dem Fragment schildern sehen, wie er neue Blumenarten schafft und sein liber mirabilis vermehrt, worin wohl bei Recepten zu höchst wunderbaren Wirkungen, als da sind „Heckthaler anzufertigen" oder „Sich unsichtbar zu machen" oder „Quellen mit der Wünschelruthe zu finden" von der Hand eines biedern Ahnherrn sich die Randglosse eingetragen fand: „hab' ich probirt, is mich aber nich geglückt." — Zu dem Verluste des Vaters, dem Annette sich aufs innigste seelenverwandt fühlte, kam kurze Zeit nachher der des geliebten jüngern Bruders Ferdinand, der im

[1] Vergl. auch das, in dieser Ausgabe zum ersten Mal gedruckte, Gedicht „Kinderspiel," geschrieben zu Bökendorf im Juni 1820.

Anhaltischen Hofmarschall warf. Die Schilderung und der nicht zu verwindende Schmerz über den Verzweiflungsakt meiner Annette warfen sie krankenlager und verdunkelten sie in eine Schwermuth, die erst allmählig wich, als der Arzt eine Ortsveränderung gebieten und sie demzufolge sich an den Rhein begeben hatte; zunächst nach Coblenz, wohin sie Empfehlungen verschafft waren und einen angesehenen Kreis, dem z. B. der geistreiche Minister Graf Metternich (gestorben 1859) als Gesandtschaftsrath in Teheran) angehörte, um sich versammelt hatten. Hier beobachtete Annette, die ja in hohem Grade die eigenartige Empfänglichkeit poetischer Naturen für das Gebiet des Mystischen besaß, mit lebendigem Interesse die clairvoyanten Zustände, welche mit dem Krankenleiden ihrer Freundin, der Frau von Thielmann, verbunden waren. Ganze Winter brachte das junge Mädchen dann in Köln und Bonn zu. In Köln wohnte, jetzt als preußischer Regierungsrath dort angestellt, der Oheim, der schon genannte Freiherr und hohe Chef Werner von Haxthausen.[1] Was Annette nach Bonn geführt,

[1] Der Oheim Werner, geboren 1780, starb 1842 in Bonn. Er war ein Sohn des Landrathes Werner Wilhelm Ludwig Franz Joseph Clemens Freiherrn von Haxthausen zu Abbenburg, Lichtenau und Thienhausen, Erbdrosten zu Lichtenau, Erbmarschalls des Fürstenthums Paderborn, Erbherrn zu Abbenburg, Thienhausen, Bellersen, Lichtenau, Schwaney, Hegge, Wrexen, Ostenfelde, Ostenwalde, Ostenwalde, Ostenwal

war ein anderer naher Verwandter, der Freiherr Clemens von Droste, Professor der Jurisprudenz an der rheinischen Hochschule, ein Mann von vielgerühmter Liebenswürdigkeit des Charakters und umfassender Gelehrsamkeit, wie das von ihm verfaßte, noch heute in Ehren stehende System des Kirchenrechts bezeugt. In Bonn war es auch, wo Annette von Droste zum ersten Male mit einer eigentlichen literarischen Berühmtheit in nähere Berührung kam. Es war dieß Johanna Schopenhauer, die damals mit ihrer Tochter Adele am Rhein lebte, eng befreundet mit einer höchst merkwürdigen und originellen Frau, Sibylle Mertens-Schaaffhausen, einer Dame von ebenso großem Reichthum an Glücksgütern, wie an gelehrten Kenntnissen; im Besitz ausgezeichneter Kunstsammlungen und eines Gatten, der die curiosesten Stücke dieser Sammlung durch seine harmlose Originalität noch übertroffen zu haben scheint; — nichts war ergötzlicher, als die Anekdoten, welche Annette später in ächt kölnischem Dialekt von ihm zu erzählen wußte. Daß der bewegte Kreis dieser schöngeistigen Damen mit Eifer das interessante Fräulein aus

die Wendung der Dinge in Deutschland ließ ihn hoffnungsvoll mit den andern Verbannten heimkehren. Der Paderborner Domherr wurde nun Soldat, Offizier, Generaladjutant Wallmodens, nahm Theil an der Belagerung Hamburgs, ging dann, nachdem der Frieden erkämpft, zum Wiener Congreß, wo er mit Stein, dem Grafen Münster, Arndt verkehrte, sich auf die Sammlung neugriechischer Volkslieder verlegte, der auch Goethe seine Theilnahme zuwandte, und trat endlich in den preußischen Staatsdienst ein, was ihn im Jahre 1815 als Regierungsrath nach Köln brachte. Endlich mit einer Erbtochter eines alten rheinischen Geschlechts verheirathet, quittirte er den Staatsdienst, lebte auf den Gütern in Westphalen, und gab hier das Aufsehen machende Buch „Ueber die Grundlagen unsrer Verfassung“ (o. D. 1833) heraus, das auf Haller'schen Prinzipien weiterbauend die Bureaukratie in ihrer damaligen Entwicklung als Larve der Revolution darstellte. Dadurch mit den Behörden in Conflikte gerathend, zog er nach Bayern, wo er, auf dem Gute Neuhaus in Franken — von der Krone Bayern zum Grafen creirt — 1841 gestorben ist. Eine Biographie des merkwürdigen, mit allen berühmten politischen Charakteren und allen geistigen Strebungen seiner Zeit in Berührung gekommenen Mannes müßte ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Tage sein. Steffens redet in seinem „Was ich erlebte“ wiederholt von ihm; auch das „Urkundenbuch“ zu den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“ (S. 228) und Johannes von Müller (Werke VIII, 382).

Westphalen an sich zu ziehen suchte und es mit Sympathien umgab, mehr als diesem selbst immer bequem und angenehm sein mochte, ist natürlich. Annette von Droste hatte später noch oft, wenn sie wieder daheim in ihrem stillen Rüschhaus war, die leise Sorge, daß eine ihrer schöngeistigen Freundinnen ihr dahin folgen und mit ihrem Besuche eine Ueberraschung zudenken könne — wie hätte sie eine solche geniale Persönlichkeit mit westphälischen Zuständen und mit den Anschauungen ihrer schlichten, ernsten und strengdenkenden Mutter in ein harmonisches Verhältniß und Verständniß gebracht! In der That aber brachte nur Adele Schopenhauer, wie wir später sehen werden, eine längere Zeit auf ihrem Landsitz bei ihr zu und diese wußte durch die bescheidene Gediegenheit ihres Charakters alle Herzen zu gewinnen; und außerdem hatte die Natur der guten Adele zu ihrer Reise ins tugendhafte Westphalenland das Zeugniß unwandelbarer Solidität längst ausgestellt — sie hatte mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit alle Grazien abgehalten, an ihre Wiege zu treten.

Annette von Droste erhielt wohl in dem Bonner Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung. Die literarischen Verhältnisse jener Zeit traten ihr hier näher, das verschiedenartigste belletristische und gelehrte Geistes-Interesse, und namentlich auch künstlerisches und kunstgeschichtliches Leben und Streben umgaben sie und warfen in ihre empfängliche, mit so unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmenden Seele die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen. Der Sammlereifer des Oheims Werner, der Frau Mertens weckte den ihrigen. Dazu fand sie hier zuerst Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu beobachten, als die heimischen waren. Sie hatte ein großes Talent, rasch einen fremden Dialekt aufzufassen. Auch der rheinische wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte sie eine Menge humoristischer Geschichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählergabe im Volksdialekt vorgetragen, den heitersten Eindruck machten.

In der Literatur jener Jahre überhaupt wie in Annettens Lebenskreise im Besondern herrschte die Romantik. Das neue und verjüngte Leben, welches der nationale Gedanke erhalten hatte, erweckte den historischen Sinn; die Romantik wandte die Gemüther dem Ideenleben der Vorzeit und dem vaterländischen Wesen zu, und als treuer Bewahrer desselben wurde das Volksthum aufgesucht und gepflegt. Die restaurirende, „historische Schule," der sich in eifriger Geschäftigkeit die Brüder von Haxthausen anschlossen, suchte dieser Zeitströmung die Richtung zur Wiederbelebung feudaler Institutionen zu geben. In Annette aber lag gegen diese Tendenzen, gegen die herrschenden Vorstellungen von der Vergangenheit als der allein „guten" alten Zeit, ein mehr oder minder bewußtes Mißtrauen; sie hatte ihnen im „Walther" ihren harmlosen Tribut gezollt und folgte ihnen nicht weiter; sie blieb, wie einst Matthison, Hölty, Salis keine Zugkraft auf sie geübt, auch ohne tiefere Eindrücke von Novalis, Tieck und Arnim, die sie wohl ergriffen, aber nicht sich nachzogen und umstrickten, wie sie es bei Immermann thaten, während Annette desto mehr bewegt wurde von den Goldadern ächter alter Volkspoesie, denen z. B. die in „des Knaben Wunderhorn" zu Tage gefördert wurden. Dann aber wie ein erfrischender Windstoß in die phantastisch und unschöpferisch gewordene Zeit fahrend, erschien Walter Scott, später Washington Irving. Was in ihnen Annette anzog, war nicht allein, daß sie künstlerischer, plastischer waren, als die Romantiker; sie waren realistischer; sie fühlte das, was sie im Leben wie in der Literatur vor Allem suchte, die Wahrheit aus ihren Gemälden heraus.

Ich glaube jedoch, daß dieser Drang nach Wahrheit, gesellt zu dem andern Grundzuge ihrer Natur, der Vorliebe für das Einfache, Schlichte, Anspruchslose und seinen innern Werth scheu Verhüllende, sie ganz von selbst zu ihrer Art der Poesie geführt hat, und daß fremder Einfluß nicht auf die Dauer bestimmend auf sie wirken konnte. Sie mußte ganz aus sich

selbst heraus, unabhängig von jeder Schule und in einfacher Consequenz ihres Wesens eine Erscheinung werden, wie ihrer freilich gleichzeitig ähnliche in der europäischen Literatur auftauchten, die Lakisten in England und Runenberg in Schweden. Annette von Droste kannte damals das Evangelium der Dichter an den fernen Cumberlandseen, die unbedingte Rückkehr zu dem Natürlichen und der Poesie des Alltäglichen noch nicht — aber sie übte es, durch den gesunden Realismus in Walter Scott, in Washington Irving, in den Dramen der Johanna Baillie nur gekräftigt und in ihren Anschauungen bestärkt; freier dabei bleibend, wie Wordsworth, der die Theorie hatte, der Dichter solle sich an einen Fleck Erde ketten — denn Annette ist nicht westphälisch geblieben, wie jener nordenglisch. Auch durch Humor war sie den Lakisten überlegen. — Walter Scott hatte meisterhaft die wilden Scenerien des Loch Kathrin in seiner „Jungfrau vom See" geschildert. Annetten drängte es, in dieser Weise die Schauer der Alpenwelt zu schildern, die sie durchaus nicht kannte und dennoch intuitiv wie in völliger Lebenswahrheit vor sich sah. Nur wenn Walter Scott als Staffage des Gemäldes eine glänzende romantische Ritterwelt genommen, lag Annette ein ganz Anderes am Herzen, das Elend des verirrten Wanderers, des armen Kindes, das unbelohnte rührende Wirken der armen Mönche in der Schnee- und Eiswelt, dieser Heroen der Aufopferung und Entsagung. Und so entstand in jener Zeit ihr Gedicht „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard" mit seiner wie clairvoyanten genauen Schilderung, mit seiner frappanten Malerei eines Schauplatzes der Handlung, den sie doch nie gesehen hatte.

Das Gedicht versetzt uns auf einen bereits hoch liegenden Punkt der Alpenstraße. Schon durch tiefen Schnee und Eis sucht Benoit, ein Greis aus dem im Unterwallis liegenden Dorfe St. Pierre, begleitet von seinem Enkel Henry, einem Knäblein von wenig Jahren, den Weg über den Bernhards-Paß, um zu seinen Verwandten auf der andern Seite zu

kommen. Aber er verirrt sich im Schneegestöber der früh einbrechenden Nacht; schon nahe dem Hospiz brechen seine Kräfte zusammen, die Ermattung versenkt ihn endlich in den Schlummer, aus welchem kein Erwachen ist — das Kind jedoch wird von dem treuen Barry, einem der großen Bernhardshunde, gefunden und gerettet. Mit einer außerordentlichen Kraft und Gabe lebendiger Darstellung, mit einer ergreifenden Naturwahrheit ist das Alles geschildert; im ersten Gesang der Untergang des alten Mannes in der grausenhaften Alpenwüste, im zweiten die Rettung des Kindes durch die Brüder des Hospizes, sowie das Leben der Mönche in diesem letzteren selbst.

Die Dichterin hatte jedoch noch einen dritten Gesang geschrieben. In diesem werden wir nach dem Dorfe St. Remy geführt; die Verwandten des armen alten Mannes erhalten die Trauerbotschaft und machen sich auf den Weg nach dem Hospiz, wo sie jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung den erstarrten Greis durch die Bemühungen der Brüder ins Leben zurückgerufen finden. Dieser dritte Gesang ist in die Sammlung der „Gedichte" nicht mit aufgenommen und nur der Anfang davon unter der Ueberschrift „Fragment" dort mitgetheilt worden. Die Dichterin war unschlüssig darüber, sie fürchtete durch die Aufnahme die Harmonie des Ganzen zu stören; sie fürchtete den Vorwurf des Unwahrscheinlichen und Banalen durch diese Rettung zu verdienen. Es wurde mit ihren Freunden viel darüber debattirt und des armen Benoit Tod oder Leben sehr ernsthaft in Frage gestellt. Die definitive Todessentenz behielt endlich das Uebergewicht. Annette entschied sich für die Weglassung des dritten Gesanges. Wie ich glaube, mit Unrecht; gewiß ist wenigstens, daß der Beginn dieses dritten Gesanges, diese vortreffliche Schilderung eines Sonntagmorgens in einem Alpendorfe nicht verdient unterdrückt zu werden. Und so ist der vorliegenden Ausgabe der Gesang eingefügt worden.

In derselben Zeit, in welcher Annette an ihrem ersten

größeren Gedicht arbeitete, pflegte sie auch ihr musikalisches Talent. Mit einem ausgezeichneten musikalischen Gedächtniß begabt, wußte sie eine Menge Melodien nationaler und volksthümlicher Gesänge, die sich ihr eingeprägt hatten, in charakteristischer Weise vorzutragen; dazu schuf sie selbst eine große Anzahl einfacher, aber origineller Weisen, die sich stets ebenso charakteristisch dem Ton und der Farbe der Zeit, welcher der dichterische Text angehörte, anschmiegten. Einst hatte der Oheim Werner zu Köln ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift jedoch so unverständlich und wirr war, daß er Annette anging, sie ins Klare zu bringen, sie in moderne Musikschrift umzusetzen. Die Dichterin fand die Arbeit schwierig und es einfacher, den alten, von dem Onkel hoch über alles Moderne erhobenen Weisen heimlich eigene Compositionen zu unterstellen. Volks- und Minneliedertexte schuf sie dann auch dazu und war ob der gelungenen Schelmerei höchlich ergötzt. Was von diesen Compositionen in ihrem Nachlaß sich gefunden hat, ist veröffentlicht worden;[1] sie gehören sämmtlich jener Zeit an, da sie die Beschäftigung mit der Musik in dem Maße ruhen ließ, wie sie mehr und mehr der Poesie sich zuwandte. In ihren späteren Lebensjahren trat nun ein ganz wunderbares Talent hervor, einen Strom musikalischer Gedanken in freien Phantasien sich mächtig fesselnd, ergreifend ergehen zu lassen, in großartigen Improvisationen, die verklungen und verweht sind, ohne daß je ein Klang, ein Motiv daraus von ihr festgehalten worden wäre.

Der Tod des Vaters hatte übrigens auch in Annettens äußere Lage eine Veränderung gebracht. Der Bruder Werner Constantin erhielt nun das gesammte Stammerbe; nach der damals herrschenden Gesetzgebung hätten die Mutter, die Schwestern die gleiche Theilung des Vermögens verlangen können, diese aber verzichteten ohne jedes Bedenken als selbst-

[1] Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Componirt von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Russel 1877.

verständlich auf ihre Ansprüche, um der Zusammenhaltung des Stammerbes willen und bezogen dann das kleine, der Mutter als Wittwensitz eingerichtete Gut Rüschhaus, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster gelegen;[1] Annette außerdem mit einer kleinen Leibrente ausgestattet, während die ältere Schwester Jenny durch einen Stiftsdamenplatz versorgt war. Das Haus Rüschhaus, um 1750 von einem General Schlaun, einem ausgezeichneten Architekten, als Sommersitz ganz nach der Analogie eines westphälischen Bauernhauses erbaut, nur daß mit außerordentlich sinnreicher Raumbenutzung die Rückseite zu herrschaftlichen Gemächern verwendet ist, aus denen ein Perron und eine Steintreppe hinabführt in den von breiten Gräben umhegten mäßig großen Garten. Es liegt völlig allein zwischen Wallhecken, Ackerkämpen und Gebüschen versteckt; wenn Annette aus den Fenstern der vier niedern Entresol-Kämmerchen blickte, welche hier ihre Wohnung bildeten, sah sie nur grüne oder — in unsern langen milden Wintern — entlaubte und verschneite Gotteswelt, mit einem blauenden Bergzug in der Ferne — nicht einmal das Dach einer Häuslerhütte mahnte an Menschennachbarschaft. Und jahrelang — wie viele Jahre — oft sogar ganz allein, hat sie hier verlebt! Im Anfang freilich nicht von der Mutter getrennt, nicht von der Schwester und einem Fräulein von Galliera, das in den kleinen Kreis aufgenommen war, bis diese schied, und bis (1834) die Schwester Jenny sich dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eppishausen im Thurgau vermählte. Nach und nach verminderten sich auch die Beziehungen zur Nachbarstadt Münster für Annette; der Stolberg'sche Kreis hatte sich wie der Thielmann'sche gelöst; nur mit einer im letzteren angeknüpften Bekanntschaft, der der verwittweten Herzogin von Looz-Corswarem, einer Tochter des früheren französischen Präfecten Generals du Saillant, setzten sich die Beziehungen

[1] Eine Abbildung enthält das „Malerische und Romantische Westphalen." Paderborn 1875. S. 197.

fort und ebenso zu einer Familie von Böselager, welcher die erste nach halbjähriger Ehe gestorbene Frau von Annettens Vater angehört hatte; doch wurden diese Beziehungen zur Nachbarstadt wieder lebhafter, als Annette im Anfange der dreißiger Jahre mit der Familie eines angesehenen, um die Feststellung des westphälischen Provinzialrechts verdienten Juristen, des späteren Geheimen Justizraths Schlüter bekannt wurde. Der jüngere Sohn desselben hatte sich der akademischen Laufbahn gewidmet, philosophischen, philologischen und literarischen Studien und war durch den weiten Umfang seines Wissens, wie durch die Eigenschaften seines reichen und warmen Gemüths eine Erscheinung, welche bald die wärmste Freundschaft der Dichterin gewann; durch ihn wurde sein jüngerer, poetisch reich begabter Freund, W. Junkmann, jetzt Professor der Geschichte in Breslau in den Kreis der der Dichterin nächst befreundeten Gestalten eingeführt.[1] Zwischen dem Professor Schlüter und ihr entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, und die jüngst von ihm herausgegebenen Briefe[2] sind ein unvergleichlich anziehender Spiegel ihres Wesens in jener Zeit ihres Dichtens und Denkens, und bieten eine bessere Charakteristik ihres in schlichter Einfachheit sich gebenden reichen Innern, als irgend ein Biograph sie geben könnte. Der anregende und lebhafte Verkehr mit dem Schlüter'schen Hause, die Correspondenz spannen sich in gleicher Lebhaftigkeit fort bis zum Jahre 1846, wo Annette für längere Zeit zu ihrer Schwester nach der Meersburg reiste.

Ihre Arbeiten in diesen — den dreißiger — Jahren waren, nachdem der St. Bernhard vollendet, zunächst das, wohl keiner bekannten und je angebauten Art von Poesie zuzuzählende „des Arztes Vermächtniß", und sodann „die Schlacht im Loener Bruch."

Jenes zweite erzählende Gedicht von Annette von Droste wurde von ihr mit einer ganz besondern Absicht geschrieben,

[1] S. von ihm: W. Junkmann, Gedichte. Zweite Auflage, Münster 1844.
[2] Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Russel 1877.

und ist eine Studie zu nennen, wie sie meines Wissens noch nie versucht wurde. Der Leser kennt die merkwürdige Geschichte des Pfarrers von Drotning auf Seeland, welche dem Philosophen Schelling den Stoff zu seinem schönen, in den regelmäßigsten Terzinen geschriebenen Gedichte gab. Dieß Gedicht erregte in hohem Grade das Interesse Annettens; aber weniger der Inhalt, weniger das schauerlich Räthselhafte desselben, als der Gedanke an den Einfluß und die Wirkung, welche ein solches Erlebniß auf das Gemüth des Zeugen haben mußte. So erhielt sie den Anlaß zu der Ausarbeitung einer in ihrem Motiv ähnlichen, ganz fingirten Erzählung, die sie „des Arztes Vermächtniß" überschrieb. Das Vermächtniß besteht aus einer Schrift, welche ein Verstorbener seinem Sohne hinterläßt. Er hat darin beschrieben, wie er einst in einer verlassenen Gegend des böhmischen Waldgebirges, wo er sich seit Wochen schon angesiedelt, um botanische Studien zu treiben, gewaltsam Nachts aus seiner Wohnung geholt sei; wie zwei fremde Männer ihn bald zu Roß, bald zu Fuß, mit verbundenen Augen, in die schaurigsten Gebirgswildnisse geführt; wie er so in ein Höhlenlabyrinth, unter Räuber und Mörder gerathen; wie er dort einem schwerverwundeten, sterbenden Manne habe Hülfe leisten sollen; wie er neben demselben ein schönes, stolzes, schweigendes Weib gefunden, das er früher in den Salons der Wiener Gesellschaft erblickt hatte, und das damals einer verbrecherischen Leidenschaft hingegeben war. Der Verwundete stirbt; über das, was mit dem Arzt zu machen, ob man ihn tödte oder heimsende, berathen nun die Räuber; man läßt ihn endlich frei, nachdem man ihm das Schrecklichste gedroht, wenn er das Schweigen über sein Abenteuer breche; aber auf dem Heimwege wird er noch Zeuge, wie man jenes Weib in einen Felsenabgrund schleudert.

Das ist das Erlebniß des Arztes. Der nähere Zusammenhang zwischen dem Verwundeten und der unglücklichen Frau und die Frage, was sie in die Hände der Räuber gebracht,

wird uns nicht aufgeklärt. Es ist aber auch der Dichterin gar nicht darum zu thun, die Theilnahme des Lesers für diese Personen und ihr Schicksal zu gewinnen. Ihre Absicht ist einzig und allein darzustellen, welchen Eindruck die Schrecken einer einzigen Nacht auf das Gemüth eines gutmüthigen, scheuen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit hervorgebracht haben. Und mit einer eigenthümlichen Virtuosität löst sie die schwierige psychologische Aufgabe, uns den ganzen Menschen aus dem heraus erkennen zu lassen, was er und wie er erzählt. Wir lesen zwischen seinen Zeilen, daß sich Gebilde des Wahns nach und nach unter das wirklich Erlebte geschlichen haben; daß seine Verstandes- und Unterscheidungskraft schwer gelitten hat; und seine Worte verrathen zuweilen ein plötzliches Ermatten, ein Einschlummern der geistigen Kraft, das höchst charakteristisch ist, z. B. wenn er, nachdem die Schauer und Schrecken, die ihn in der Räuberhöhle umgeben, geschildert sind, mit den matten Worten fortfährt:

O, daß man mich an diesen Ort geführt!
Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich;
Denn wie man die Umgebung so vergaß —
Nachlässig war es über alles Maß!

Und dann ist ein Etwas, ein Wesen da, welches aus den Schauern dieser Nacht vor ihm emporgestiegen, um ihn nie wieder zu verlassen, in welchem jene Schauer sich gleichsam für immer verkörpert haben — eine düst're Gestalt, auf welche er nur scheu deutet:

Ungern gedenk' ich deß, den du wohl weißt,
Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,
Auf meine Scheitel legt die heiße Hand —
Ungern gedenk' ich deß, der vor mir stand!

Dieses Wahngebilde, das seitdem nicht mehr von ihm gewichen ist, das ihn bis in seine letzten Lebenstage verfolgt:

Ach Gott, du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn —

dieß Gebilde mischt sich auch in die Gestalten, von denen er berichtet, und verwirrt augenscheinlich seine Erzählung.

Ohne diesen Schlüssel zu dem Ganzen ist das Gedicht nicht zu verstehen. Es wird den Eindruck willkürlicher Seltsamkeit und unbegreiflicher Dunkelheit machen, wenn man es als ein romantisches Abenteuer, das spannen und erschüttern soll, nimmt: dieß aber ist, wie gesagt, keineswegs die Absicht, worin es geschrieben wurde; es ist ein Gemälde, das uns nicht um des dargestellten Gegenstandes, sondern um seines Urhebers willen gezeigt wird.

Des Arztes Vermächtniß entstand im Jahre 1836 und Anfang von 1837 — als es vollendet, wandte Annette sich der „Schlacht im Loener Bruch" zu. In einem in Knittelversen abgefaßten Briefe an ihren Freund Schlüter vom 18. November 1837 sagt sie, daß sie den ersten Gesang des Braunschweig am gestrigen Tage vollendet, und setzt dann über diese Arbeit hinzu:

„Mit meinem Christian geht es so, so,
Und kroch mir heut ins Ohr ein derber Floh.
Was ich täglich schrieb, deß war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut;
Nun ich's übersehe, sinkt mir der Muth.
Zu klingelnd ist es, zu weichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit;
Fürwahr, die Scheere soll noch hinein,
Und eine Heckenscheer' muß es sein!"

Trotz dieser ihrer Sorge über das Ganze scheint mir der Schlacht am Loener Bruch der Vorzug vor den andern poetischen Erzählungen zu gebühren. Der Schauplatz war hier die Heimath, der Gegenstand eine entscheidende und große Waffenthat des dreißigjährigen Krieges, die Schlacht, welche an dem tollen Herzog Christian von Braunschweig die Greuel

und Unmenschlichkeiten, die seine Schaaren im Lande verübt hatten, rächte, und ihn vernichtet und verloren über die nahe Reichsgrenze hinauswarf. Er war von Osten her, aus Niedersachsen durch Westphalen gezogen, in der Richtung nach den Niederlanden hin; Tilly mit dem Heere der Ligue immer dicht auf seinen Fersen, bis er den wilden Herzog, der vergeblich auf die Hilfe des Mannsfelders geharrt hatte, bei Stadtloen, nahe der holländischen Grenze, auf einer ausgedehnten Heide, dem „Bruch" am 7. August 1623 zum Stehen zwang und ihm die vernichtende Niederlage beibrachte. In dem Gemälde dieser Episode des greuelvollen großen deutschen Krieges zeigt die Dichterin ganz die merkwürdige Kraft und den weiten Umfang ihres Talents. Sie unternimmt ein Werk, wie es von einer Frauenhand nie unternommen ist, und in der Ausführung ist nicht der leiseste Strich, der die Frauenhand verriethe. Alles ist plastisch, in kecken kühnen Zügen mit festem Griffel hingezeichnet; nichts ist weich und verschwommen, und jede Farbe, die nothwendig war zu einem Bilde einer blutigen und schrecklichen Zeit, ist von der schaffenden Hand ohne Zagen aufgetragen worden. Darum stehen alle diese vortrefflich geschilderten, nach ihrer verschiedenen Individualität scharf gesonderten Charaktere der Hauptanführer auf beiden Seiten so lebendig vor uns; darum steht die ganze Handlung mit dem Hintergrund ihrer Umgebung uns vor Augen, als ob es ein wirkliches, in festen Linien und markigen Farben ausgeführtes Gemälde sei. Und doch wird der Realismus dieser dichterischen Darstellung nirgends unpoetisch; er bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Aesthetischen. Gerade dieß ist hervorzuheben; bei ihrem Drang, die Wahrheit in concretester Gestalt wiederzugeben, wird die Dichterin nie versucht, den Fehler zu begehen, in welchen so leicht die Frauen verfallen, nämlich maßlos zu werden und ins Extrem zu gerathen. Sie scheut sich nicht, Wunden, Blut und Leichen mit festem Blick ins Auge zu schauen, aber ihre Phantasie ist weit davon entfernt, im Schrecklichen zu schwelgen,

und nirgends wird die Keuschheit eines reizbaren Schönheitsgefühls verletzt.

Neben diesen drei größern erzählenden Gedichten waren nach und nach im Laufe der Jahre einige kleine lyrische Gedichte entstanden. Der Cyclus „Das geistliche Jahr" war begonnen. Alles war geschrieben worden ohne die Absicht unmittelbarer Veröffentlichung. Der Gedanke, als Dichterin öffentlich aufzutreten, lag Annetten von Droste schon deßhalb ferner, weil sie sehr bezweifeln mußte, ob dieß in den Wünschen der Ihrigen liege. Doch fehlten von anderer Seite die dringenden Aufforderungen, mit den Gedichten vor das Publikum zu treten, nicht; die Genehmigung der Mutter wurde — wenn auch mit einer gewissen, wohl zu rechtfertigenden Zögerung und nicht eben großer Freude an dem Schritt der Tochter, sich der Schaar der deutschen schriftstellernden Damen zuzugesellen — ertheilt, und so erschien im Jahre 1838 in einem Münster'schen Verlage ein sauberer Band Poesien unter dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth v. D. H." [1] —

Sie hatten nicht den Erfolg, den ihre Freunde sich davon versprachen. Die Zeit war überhaupt nicht gestimmt zur Theilnahme an lyrischen und langen erzählenden Gedichten. Das junge Deutschland hatte andere Töne angeschlagen, andere Stoffe dem öffentlichen Interesse zugeschoben, andere Formen zur Tagesherrschaft gebracht. Der große Kirchenstreit nahm die Gemüther ein. So blieb die, noch obendrein anonyme, in einer entlegenen Provinzhauptstadt erschienene Sammlung im Allgemeinen ganz unbeachtet. Von der Dichterin wurde dieser Mißerfolg mit einem philosophischen Gleichmuth aufgenommen; er hatte nur den Erfolg, daß sie sich zu fragen begann, ob ihr Talent sie nach einer andern Richtung hin weise, ob sie nicht vielleicht besser thue, sich dem lyrischen Gedichte oder auch der Prosadichtung zuzuwenden.

Annettens Gesundheit hatte sich unterdeß nur wenig ge-

[1] Gedichte von Annette Elisabeth v. D . . . . H . . . . Münster 1838. In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

kräftigt. Wohl war sie stärker geworden, hatten ihre Formen sich gerundet, das feine Incarnat der Wangen sich vertieft — aber dann und wann stellte sich ein bedenklicher Bluthusten ein — und, ihr furchtbarer als dieß, oft ein äußerst heftiges nervöses Kopfweh oder rheumatische und Gesichtsschmerzen. Lange Zeit hatte sie eine Idiosynkratie wider warme Fleischspeisen, wider warme Speisen überhaupt. Asthmatische Beschwerden kamen hinzu, die rasches Gehen erschwerten. Doch fand dieß alles sich gemildert, erleichtert in der reinen Alpenluft, in der die Schwester sich aufhielt; in Eppishausen, das sie zum erstenmale im Sommer 1836 besuchte und von wo aus sie im October und November dieses Jahres den interessantesten ihrer Briefe an Schlüter, enthaltend die Schilderung ihres mehrtägigen Besuchs bei der benachbarten Familie des Grafen Thurn, schrieb.[1] Im Sommer 1837 war sie wieder in Rüschhaus zurück. Im Sommer 1838 war Annette zu längerem Aufenthalt nach Abbenburg gegangen; über ihr Leben dort berichten zwei ihrer Briefe an Schlüter, auch wie sich ihr jetzt der schon früher gefaßte Vorsatz, eine einst hier auf den Gütern der Verwandten vorgefallene Begebenheit zu einer Erzählung zu benutzen, erneuert habe — sie hat eine solche Erzählung dann später unter dem Titel „Die Judenbuche" geschrieben. Auf den Harthausen'schen Gütern weilte damals als Gast mit seiner Familie der bekannte hessische Minister Hassenpflug, der in Cassel unmöglich geworden und jetzt ohne Stellung und Halt sich zu der befreundeten Familie aufs Land zurückgezogen hatte, bis ihm Ende 1838 gelang, in Hohenzollern-Sigmaringen einen neuen Wirkungskreis zu finden. Seine schöne und geistig hochbegabte Schwester Amalie Hassenpflug gewann wohl schon durch den merkwürdigen Gegensatz ihrer Naturen Annettens warme Freundschaft, die doch zu keinem bleibenderen Verkehr führte, als einer durch ein paar Jahre sich hinziehenden Correspondenz; über den Gegensatz

[1] Siehe Briefe. S. 46.

ihrer grundverschiedenen Naturen spricht sich Annette in einem ihrer Briefe[1] aus, wo sie sagt, daß sie, andern Wesens, wie die in Traum und Romantik verlorene Freundin, der unaufhörlich die Helden Calderons und die krausen Märchenbilder Arnims und Brentano's im Kopfe spukten, nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten könne. Sie hat ihr jedoch das schöne Gedicht „Der Traum" gewidmet. —

Ich habe früher in der von mir angeführten kleinen Schrift erzählt, unter welchen Umständen ich (1830) Annette von Droste kennen lernte, dann (1838) ihr näher trat und ihre Freundschaft gewann. Ich kann mithin Alles, was mich selbst betrifft, hier fortlassen und mich auf das dort bereits Gesagte zur Vervollständigung dieser Blätter beziehen. Aus meiner ursprünglichen Laufbahn, der juristischen, in die literarische hinüber gezogen, war ich mit mancherlei Arbeiten beschäftigt, und Annette fand in ihnen Anregungen für eine werkthätige Theilnahme. Ich konnte für sie ein neues verbindendes Band mit der Literatur werden, das ihr in ihre Abgeschiedenheit Briefe, Bücher, Journale, Arbeiten Interessen brachte, als Hauptinteresse ihre sich steigernde Theilnahme an meinem Streben und Versuchen. Es war eben die Zeit, in welcher sie selbst den Drang einer Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft empfand und über die Form dafür schwankend und ungewiß war. Ihre epischen Gedichte hatten ihr keine Anerkennung gebracht; eine Menge Stoffe drängten sich ihr zu — darunter ein Roman „Ledonia," ein Trauerspiel „Johann von Leiden;" sie zählt sie sammt und sonders auf in einem Briefe an W. Junkmann vom 4. August 1837.[2] In lyrischen Gedichten sich zu ergehen, drängte es sie nicht, ihre Natur war nicht subjectiv, nicht ichlebig genug, um sich lyrisch aussprechen zu müssen — von den andern Stoffen war keiner, der sie so innerlich erfaßt hätte, daß er sie zur Ausführung

[1] Siehe Briefe. S. 110.
[2] Siehe Briefe S. 90.

gedrängt. So nahm sie in dieser Muße und Pause eigenen Schaffens Theil an dem meinen, füllte kleine Lücken in dem Buch, welches mich damals beschäftigte, dem malerischen und romantischen Westphalen, indem sie einzelne Landschaftsscenerien skizzirte, und dichtete die meisten jener ausgezeichneten Balladen für dasselbe, welche jetzt eine Abtheilung ihrer Gedichte bilden. Der in diesen enthaltene „Geierpfiff" wurde für den Musenalmanach geschrieben, welchen damals A. Ruge und Th. Echtermeyer, die Dioskuren der Halle'schen Jahrbücher, herausgaben; der „Meister Gerhard von Köln" für eine kleine Schrift, worin ich für die Vollendung des Kölner Doms zu plaidiren suchte.

In den Bekanntenkreis der Dichterin traten in jener Zeit noch die Dichterin Louise von Bornstedt, eine Convertitin, die ihre Lebensschicksale von Berlin nach Münster geführt, und eine Tochter der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen; diese Tochter wohnte mit ihrem Gatten längere Zeit in Münster und versammelte hier die jüngeren „schönen Geister" um sich; es war natürlich, daß sie sich Annetten zu nähern suchte; nach und nach enger mit ihr befreundet, ist sie später nach dem Tode der Dichterin in rühriger Weise unter dem Namen F. v. Hohenhausen in der Journalistik bemüht gewesen, die Gestalt derselben dem Publikum, das sich ja anfangs so spröde gegen diese Poesie verhielt, zu zeichnen und den Hintergrund, die Umgebung ihrer Erscheinung, zu schildern und manches dabei, mehr als nöthig, romantisch auszumalen. —

Annette hatte, länger als gewöhnlich, in der Zeit von 1839 bis 1841 ihr stilles Rüschhaus nicht verlassen, wo sie, wenn die Mutter abwesend, oft viele Monate, ja den ganzen Winter von 1840 auf 1841 hindurch, in vollständigster Einsamkeit weilte — die nur ein paar Domestiken und ein gutes uraltes Bauernfrauchen in gestickter Nebelkappe, ihre alte Amme, theilten. Oder an Sonntagen im tiefsten Winter auch wohl, durch Schnee und Eis herangestapft kommend, in seinen Schuhen so groß wie „Vigelinen," wie Annette sagte, der

„Mann ohne Falsch und mit der offnen Hand,"

der Hausgeistliche von Hülshoff, der kam, um dem Fräulein und ihrer kleinen Hausgenossenschaft die Messe zu lesen; im Gartensalon wurde dazu ein Stück des Wandgetäfels geöffnet und so ein kleiner, mit allem Nöthigen versehener Altar dahinter aufgedeckt. Er war ein urgemüthliches Original, dieser geistliche Herr, in seiner kindlichen Einfalt und Naivetät, die unwillkürlich zu Neckereien herausforderte. Annette hat ihm später in dem Gedicht „Sit illi terra levis" ein schönes Blatt der Erinnerung gewidmet.

Im Mai 1840 hatte sie die große Freude, ihre Freundin von den Bonner Tagen her, Adele Schopenhauer, auf mehrere Wochen in Rüschhaus zum Besuche bei sich zu sehen. Adele Schopenhauer war ein Charakter voll ruhiger Klarheit, voll praktischer Philosophie, mit der sie das Leben mit wohlthuenderer Gelassenheit nahm, als ihr berühmter Bruder, und von einem ganz seltenen Umfang vielseitigster Bildung, wie dessen und ihrer andern Talente ja auch Goethe, in dessen Hause in Weimar sie viel verkehrt hatte, wiederholt erwähnt.[1] Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit, ihre Schilderungen des Weimarer Lebens und so vieles, was Adele zu erzählen, worüber sie Auskunft zu geben wußte, alles das war um so fesselnder, als ein so großer Theil der posthumen Goethe-Literatur ja damals noch im Schooß der Zukunft schlummerte. Adele, welche selbst eine große Kunstfertigkeit besaß, nicht allein im Zeichnen und Malen, sondern auch im Ausschneiden graziöser Bildchen in Silhouetten-Manier, bewunderte im Wohnzimmer ihrer Freundin namentlich ein ganz eigenthümliches und merkwürdiges Kunstwerk, das Annette vor Jahren einmal zu Stande gebracht und im Rahmen aufgehängt hatte. Es war eine hübsche kleine Landschaft, deren einzelne Bestandtheile, Bäume, Hütten, Menschen und Thiere nebst den Hinter-

[1] In der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand." Bd. 4, S. 150. Bd. 32, S. 307. Bd. 47, S. 214.

gründen von Hügeln und Felsen, nicht etwa gezeichnet, sondern aus weißem Papier ausgeschnitten, mit der Scheere ein wenig gekräuselt und dann etwa wie kleine Theaterdekorationen, vor einander befestigt waren, daß es einen ganz hübschen Effekt machte und jedenfalls etwas, mit großer Geduld zu Stande gebrachtes Absonderliches war. — Annetten war der Verkehr mit der treuen Freundin außerordentlich wohlthuend und sie ließ sie mit schwerem Herzen ziehen, da sie ohne Aussicht war, für lange, sie wiederzusehen! — Spät im Sommer 1841 dann entschloß sie sich wieder zu einem längern Aufenthalt bei der Schwester im Süden, deren Gatte unterdeß sein Gut im Thurgau verkauft und statt dessen sich auf der deutschen Uferseite des Bodensees, in dem großen uralten Schlosse zu Meersburg, mit seiner Bibliothek und seinen Sammlungen ansässig gemacht hatte.[1]

Im October 1841 folgte ich Annetten von Droste nach dem Schwabenlande, in das alte Schloß König Dagoberts, da mir von ihrem Schwager die Aufgabe geworden war, seine reichhaltige Sammlung von mittelalterigen und andern Manuscripten und Büchern zu katalogisiren. In der Burg ihres ritterlichen Schwagers bewohnte Annette ein rundes Thurmzimmer, im Thurm rechts neben dem Eingang in die Burg. Es war ziemlich geräumig und mit großen Familienbildern geschmückt, aber, nach Nordosten gelegen, hatte es einen etwas melancholischen Charakter und sah aus, wie die Scenerie eines tragischen Kapitels aus einem englischen Familienroman. Ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt und durch fleißige Bewegung kämpfte sie gegen ihr Brustübel an. Ihr Lieblingsspaziergang war am Strande des Sees entlang, wenn dieser rauschend seine Wellen an das kiesige Ufer trieb und allerlei Schneckengehäuse und Muscheln auswarf, welche sie emsig sammelte. Im Ganzen lebte sie auch hier einsiedlerisch zurückgezogen, und nur selten gab sie sich der Anregung hin, welche

[1] Vergl. Briefwechsel zwischen J. Freiherrn v. Laßberg und Ludwig Uhland. Wien 1870. S. 237.

irgend ein besonders willkommener Besuch brachte, z. B. der Uhlands, Justinus Kerners, Wessenbergs, G. Schwabs, A. Kellers, Frommanns, Reuchlins, der Herren von Madroux, von Mayenfisch und von Pfaffenhofen, welch letzterer Conservator der fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung war, und deßhalb mit dem Burgherrn sowohl wie mit dessen Schwägerin dieselben Sammler-Interessen hatte. Im Allgemeinen jedoch ließ das Bedürfniß körperlicher Ruhe schon sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten und in nähere Beziehungen trat sie zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg, mit Ausnahme etwa des liebenswürdigen Hermann Reuchlin, des Verfassers eines Werks über Port Royal, eines Lebens von Pascal und einer Geschichte Italiens, und dann ferner Uhlands, dem sie auch bei seiner Volksliedersammlung förderlich zu werden suchte, indem sie ihm alte Lieder aus Niederdeutschland zu verschaffen wußte.[1] Zu dem ritterlichen gelehrten Schwager sah sie dagegen mit einer gewissen scheuen Befangenheit empor und ihr Verkehr mit ihm behielt etwas kühl Ceremonielles.[2]

In Beziehung auf ihr dichterisches Schaffen bemächtigte sich ihrer jetzt wohl ein melancholisches Gefühl, welches sie in ihrem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter" ausgesprochen hat. Des Mißerfolgs ihrer langen erzählenden Gedichte sich erinnernd, suchte sie dann wieder nach der eigentlichen Form für das mächtige, nach Aeußerung verlangende Talent, welches sie in sich fühlte; die Unsicherheit darüber, ob dieß Talent für die prosaische Darstellung, für die Lyrik, für das Epos eigentlich geschaffen, ging am Ende gerade aus dem Gefühl,

[1] Vergl. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Stuttgart, Cotta 1845. Band. I. Abtheilung II. S. 980, dann S. 1000, 1008, 1011.

[2] Ueber Joseph von Laßberg vergl. den Nekrolog in Nr. 194 der Allgemeinen Zeitung (Beilage). Jahrgang 1856. — Historisch-politische Blätter. Band 53, S. 424 u. f. S. 505 u. f. Jahrgang 1864. — Gartenlaube Nr. 43 vom Jahre 1868, wo auch ein Bildniß Laßbergs mitgetheilt ist.

daß es auf allen diesen Gebieten gleich bedeutend, gleich original und mächtig sich zeigen würde, hervor, und was sie darüber schwanken ließ, wohin sich wenden, war eben das Bewußtsein ihrer Kraft. Oft lenkte sich zwischen uns die Unterhaltung darauf, bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Seeufer oder zu dem reizenden Punkt „Figels Häuschen," wo in einer, die Aussicht auf die Appenzeller Alpen, den Säntis, die sieben Kurfürsten und das Thurgau bietenden Rebenlaube einst rasch improvisirt das Gedicht „Die Schenke am See" entstand.

Daß das lyrische Gedicht ihr eigentlichster Beruf, war die Ansicht und Ueberzeugung, die ich dann zu verfechten pflegte, ohne der Dichterin dabei wohl meine Meinung vorzuenthalten, wie es jedoch geraumer Zeit bedürfen würde, um mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Welt treten zu können, weil eben die lyrischen Stimmungen und Empfindungen ja nicht alle Tage kommen und eine neue Blüthe treiben, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein tieferes Ergriffensein oder gar ein Sturm oder eine Leidenschaft den schlummernden Meeresspiegel des Gemüths ins Wogen und Wellenschlagen bringt. Das Fräulein hörte mir dann meist mit einem skeptischen Lächeln um ihren kleinen anmuthigen Mund zu; auch eines Morgens in der Bibliothek, wo sie meinem Arbeiten zuschaute; hoffärtig hatte sie mehrmals den Kopf in den Nacken geworfen, wie ein muthiges Rößlein, und was aus ihren Augen mich anblickte, sah weit mehr wie gutmüthiger Spott über die ästhetische Doctrin, die ich entwickelte, aus, denn als ein Einverständniß damit.

Annette von Droste dachte wohl nicht gerade in diesem Augenblick an das Goethe'sche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie —

aber gewiß ist, daß sie sich in diesem Augenblick stark genug dazu fühlte, sie herbei zu commandiren, daß sie in sich einen

Reichthum des Gemüths, der Empfindung und der Gedanken fühlte, aus dem sie gewiß war, nur immer schöpfen zu können, ohne den Schatz zu mindern; eine Fülle lyrischer Stoffe, die ja eigentlich und im Ganzen von ihr noch gar nicht angetastet und angebrochen war. Sie versicherte deßhalb mit großer Zuversicht, einen reputirlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als ich widersprach, bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohl ausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte" füllen.

Ich war dadurch geschlagen — so wie es Freiligrath war, der mir damals aus Darmstadt 22. Februar 1842 — schrieb: „Was macht die Droste denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder Westphälische? Alle Tage eins? Das ist stark, auf Ehre! Non multa, sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir heuer alle Woche eins entsteht! Aber Ihre Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr" ist süperbe, das muß wahr sein und wenn Ihre Meersburger Lieder ebenso schön sind, so werf' ich mein Barett vor Freuden an die Decke. Den Engelbert hab' ich erst vor einer halben Woche kennen gelernt."

Die Gedichte aus dem Winter 1841 bis 1842 haben diese Voraussetzung vollaus gerechtfertigt, nur tragen sie oft mehr noch als die früheren das Gepräge von Dunkelheit und Unglätte, welches anfangs der Poesie Annettens in den Weg zu rascher Verbreitung und Geltung trat. Ich habe viel mit ihr darüber gesprochen und meinen Wunsch nach emsigerer Feile geltend zu machen gesucht. Heute würde ich es nicht

mehr, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah. Auch drang ich mit meinen Wünschen wenig durch. Sint ut sunt! sagte selbstbewußt die Dichterin.

Im Stillen für sich, sah Annette von Droste es sehr wohl ein, daß das Publikum ihre Dichtungen zuweilen dunkel, unklar und der Feile entbehrend finden müsse, wenn sie auch Gründe hatte, diese Dunkelheiten stehen zu lassen. Sie hatte früher bereits einmal eine Art kleinen Lustspiels geschrieben, in welchem in harmloser Weise ihre nächsten Bekannten portraitirt waren; es war ein für die Oeffentlichkeit nicht bestimmter Scherz; auch sie selbst spielte eine Rolle darin unter dem Namen „Frau von Thielen," und sie hatte sich nicht darin geschont, wie die folgende Scene zwischen Speth, einem Verleger und Seybold, einem Recensenten, der Jenem die Gedichte der Frau von Thielen zum Verlage anbietet, zeigt:

„**Speth.** Sehn Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab. —

Seybold. Das danke Ihnen der Kukuk!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird, oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte sie zuweilen das Ganze klar machen, und sie thut's nicht . . .

Seybold (schweigt).

Speth. Ist's nicht so?

Seybold. Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth. Und sie thut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn! Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seybold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie — sehn Sie? Die schreibt für ihre Kaste und wenn wir Andern es nicht lesen wollen, so können wir es lassen. Aber damit ist *mir* nicht geholfen. — Wenn sie es will auf eigene Kosten drucken lassen . . . .

Seybold (schnell). Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth. Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiließe . . . .

Seybold. O Jesus, damit darf ich ihr nicht kommen!" —

Von den im Winter 1841 bis 1842 entstandenen Gedichten wurden einige im „Morgenblatt" veröffentlicht. Dann unterzog sich Annette dem für sie so mühsamen Geschäfte, die auf kleinen Blättern hieroglyphisch niedergekritzelten Gedichte sauber abzuschreiben — es war das eine lange, peinvolle Arbeit für sie, da nichts ihr beschwerlicher war, als in gebückter Stellung, das Auge dicht auf das Papier geheftet, zu schreiben. Erst im Jahre 1843 konnte sie das starke, saubere Manuscript in meine Hände legen, um es zu veröffentlichen. Die früheren erzählenden Gedichte, zu denen unterdeß noch ein viertes, der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers" gekommen war, wurden hinzugefügt und der ansehnliche Band erschien im Laufe des Jahres 1844 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.[1]

Ich hatte die Meersburg Ostern 1842 verlassen müssen, und besorgte diese Herausgabe von Augsburg aus, wo ich an der Allgemeinen Zeitung betheiligt und eben verheirathet, im Mai 1844 mich aufmachte, ihr meine junge Gattin zuzuführen. Sie hatte sich unterdessen an den Gedanken gewöhnt, bleibend ihren Aufenthalt auf der Meersburg zu nehmen und ein großes anderes Thurmgemach war für sie hergerichtet worden, in welchem sich ihre Sammlungen von Autographen, geschnittenen Steinen, Münzen, alterthümlichem Schmuck neben ihr befanden und sie den größten Theil ihres Tages zubrachte. Ihre Gesundheit hatte abgenommen, obwohl sie nicht viel darüber klagte, was überhaupt nicht ihre Weise war. Der Arzt hatte viele Bewegung angerathen und um ein Ziel für diese zu haben, hatte sie einen Weingarten mit einem Pavillon darin und schönster Aussicht dicht vor Meersburg

[1] Gedichte von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta, 1844.

erstanden;[1] das kleine Besitzthum und die Pflege desselben machte ihr eine große Freude und wir mußten sie täglich dahin begleiten. Als wir dann geschieden, um noch einen Blick in die Schweiz zu werfen, ward der Abschied ihr zur Veranlassung des Gedichts „Lebt wohl, es kann nicht anders sein" in den „letzten Gaben." Da auch ihre Mutter mehr und mehr Meersburg zu ihrem Aufenthalt nahm, kehrte Annette seitdem nur noch einmal im Frühjahr 1847 nach Westphalen zurück; im Herbst desselben Jahres begab sie sich über Bonn, wo sie bedenklich erkrankte und eine Zeitlang weilte, an den Bodensee zurück. Ihre tief erschütterte Gesundheit schien sich zu heben; sie fühlte sich besser den Winter hindurch. Dann aber kam der Lenz, der Lenz des Jahres 1848 und seine Stürme im Großherzogthum Baden! Er konnte nicht ohne eine tiefe und verhängnißvolle Erschütterung an ihr vorübergehen, nicht ohne in diese wunde Brust die Stacheln der Sorge und des Entsetzens zu drücken vor dieser neuen Welt, die sich rund um sie her chaotisch bilden zu wollen schien. Wenn

[1] Sie hatte mir darüber aus Meersburg, 14. Dec. 1843 geschrieben: „Ich habe mich durch die Billigkeit des Preises verleiten lassen, das am Wege zum „Frieden" liegende Fürstenhäuschen mit allen dazu gehörenden Reben zu kaufen — allerdings wohlfeil, aber doch um weit mehr als einen jährlichen Betrag meiner Leibrente, weßhalb ich eine Anleihe bei meinem Bruder machen mußte. Dafür habe ich nun freilich bei allen denkbaren Wechselfällen ein niedliches Asyl von fünf Zimmern, einer Küche, Keller, Bodenraum — und zwar in der Luft, die mir allein zusagt und endlich wohl meine heimische werden muß — dabei in guten Jahren einen Weinertrag von etwa vierzig Ohm. Die Vortheile des Kaufs kommen erst später, die Reben sind schlecht gehalten — zuerst alles gute Sorten gewesen, aber die ausgegangenen durch ganz gemeine ersetzt, so muß ich sowohl an Verbesserung des Bodens, als junge edlere Stöcke noch Vieles verwenden, auch im Hause einiges repariren lassen und darf mich freuen, wenn in den ersten Jahren der Ertrag die Ausgabe deckt und ich nicht zuschießen muß. Am härtesten ist es mir, so viele reichlich tragende Stöcke ausroden und durch solche ersetzen zu lassen, die mir noch Jahre lang nichts einbringen, aber es muß sein! Die schlechten Trauben zwischen den guten verderben den ganzen Wein, der sonst der Lage nach zu den besten hiesigen gehören konnte. Das sind Schattenseiten! — Dennoch bin ich überglücklich und die Aussicht auf mein künftiges kleines Tusculum macht mir Alles leicht!" — Das ansehnliche Honorar, welches ich im Jahr darauf für ihre Gedichte ihr von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erwirkte, glich dann die dafür gemachten Auslagen aus.

der Sturm auch nur gebrochene Wellen bis an den Fuß des Thurmes warf, von welchem aus sie auf den Aufruhr da draußen in der Welt lauschte — Wellen und brandende Wogen waren es doch, die das Asyl ihrer letzten Tage bedrohten. Denn ihre letzten Tage waren gekommen. Ihr Athem ward beklommener, und das Haupt mit der gewaltigen Stirn ward ihr schwerer und schwerer aufrecht zu tragen. Endlich, gegen das Ende des Maimonats hin, erlosch die Lebensflamme, und es schlossen sich die großen Augen, die so oft mit feuchtverklärtem Sinnen in die Ferne oder in das Antlitz Derer, die ihr theuer waren, geblickt hatten. Es war ein Herzschlag, der ihrem Leben ein Ziel setzte, in einem Alter von fünfzig Jahren am 24. Mai 1848.

In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens hatte Annette sich von Zeit zu Zeit mit der Vollendung jenes schon erwähnten Cyclus von religiösen Gedichten, den sie „das geistliche Jahr" nannte, beschäftigt; im letzten Winter ihres Lebens, während sie die Ahnung ihres baldigen Todes in der Seele trug, brachte sie es zum völligen Abschluß; früher Vollendetes hatte sie bereits ihrem Freunde, dem Professor Schlüter anvertraut, und dieser, wie der Professor Junkmann unterzogen sich jetzt der Aufgabe, das schwer zu entziffernde Manuscript des letzten Theiles klar zu stellen und das Ganze so herauszugeben.[1] Dann waren seit der Herausgabe der Hauptsammlung eine Anzahl größerer oder kleinerer Gedichte entstanden und diese, von der Schwester, der unterdeß verwittweten Frau von Laßberg, Hand geordnet und zusammengestellt mit den prosaischen Schriften, übertrug mir letztere, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie erschienen im Jahre 1860.[2]

[1] Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag 1852.

[2] Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Hannover. C. Rümpler 1860.

Wie schon erwähnt, war Annette von Droste von kaum mittelgroßer Gestalt und in ihren früheren Jahren zart und schlank; man mußte an ein Gebilde der Romantik, an eine Wasserfei oder Nixe denken bei dieser jungen Mädchen-Erscheinung vom feinsten, zierlichsten Bau mit dem vorübergebeugten Haupt, der unerhört großen Stirn und den übergroßen blauen Augen mit ihrem feuchten Schimmer; einem Haupt, das dann wieder eben so auffallend war durch die seltene Schönheit des anmuthigen kleinen Mundes und das mit seinen feinen vornehmen Zügen Augenblicke einer ganz eigenthümlichen Verklärung zu seelenvollster Anmuth haben konnte. Von einem seltenen Reichthum war ihr üppiges hellblondes Haar, das sie in ihrer Jugend in langen Ringellocken an den Schläfen, später ganz auf dem Scheitel in einer Flechtenkrone trug. Gegen das Ende ihrer dreißiger Jahre war sie voller, fast stark geworden, ohne daß ihre Gesundheit darum dauernd viel besser geworden wäre. Dieser Mangel an körperlicher Gesundheit hat schwer auf ihrem Leben gelegen und vielfach die Bethätigung ihrer geistigen Kraft gelähmt. Ohne ein eigentlich organisches Leiden, waren es Neuralgien, langwährende Kopfschmerzen, dann Gesichts- und Ohrenschmerzen, welche sie heimsuchten, wozu sich Brustleiden und asthmatische Beklemmungen gesellten. Und dann war ihr Auge trotz einer beispiellosen Schärfe für ganz nahe Gerücktes von einer ebenso großen Blödsichtigkeit für das Entferntere — sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge. — In ihrer Toilette war sie von der größten Einfachheit, es hat wohl niemals eine Tochter unserer Stammmutter im Paradiese weniger Werth auf „Chiffons" gelegt wie sie; sie erschien nie anders als mit einer sauberen Einfachheit, die ihr eben erlaubt hatte, mit der mindesten Zeitvergeudung so zu erscheinen — in einem einfachen Kleide, meist von dunklem Wollstoffe, mit einer einfachen Krause am Halse. Und so stellte sie in ihrer schlichten und einfachen Umgebung in ihren Entresolzimmerchen auf

Rüschhaus, in ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen sich Geben und Sein, in ihrer innern Eintracht mit dem, was sie umgab, vor Allem mit den Gestaltungen und dem Wesen ihres geliebten Heimathlandes — so stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar und war wie ein Gedicht von Coleridge oder Wordsworth — oder besser, wie ein Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff. Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Bulwers: „Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief," aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhiger Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasien oder ihren kleinen Sorgen nachhängend, sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen. Eher hat ihr Denken, das Sinnen und Grübeln diese Harmonie bedroht, namentlich in Zeiten ihrer tiefen Einsamkeit, die sie wohl endlich in Momenten so affizirte, daß ein Schwindel sie anwandelte, daß sie sich fragte, ob sie in der „Zeit" oder in der „Ewigkeit" sei. — Oder in Zeiten jener innern Kämpfe, von denen das „geistliche Jahr" Kunde gibt. —

Bei aller seltenen Güte und rührenden Fülle des Gemüths mußte doch ihre kritische Intelligenz, ihre Gabe scharfer Beobachtung, ihr ganzes Naturell, das stets dem wahren Kern der Dinge nachging, sie in mancher Beziehung, bei mancher Frage wohl oppositionell zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch feudalen Welt stellen. In der That war ihr die Art, wie die Oheime Propaganda für den Feudalismus machten, wie im Jahre 1837 die katholischen Stimm-

führer die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, durchaus nicht behaglich. Aber ihrer ganzen Lebensanschauung nach bedurfte die Gesellschaft, um in den Schranken der Sittlichkeit zu bleiben und sich den ethischen Zielen der Welt immer mehr zu nähern — der politischen und der religiösen Schranken, die sie möglichst fest im Boden des Bestehenden gegründet sehen wollte, fester Formen und organischer Gliederungen im Staat, grundlegender Dogmen für das religiöse Leben. Eine nach solchen Anschauungen construirte Welt umgab sie eben und diese war durchwebt und durchflochten von tausend Beziehungen ihres Gemüths; alles Leben ihres Herzens beinahe hatte in diesem Boden seine Wurzeln. Darin lag ja eben das Harmonische ihrer Existenz, das bei einem so außerordentlichen Geiste Seltene, daß zwischen ihrem innersten Fühlen und Denken und der Weltgestaltung um sie her kein Zwiespalt war, daß nie ein inneres Sichauflehnen sie erfaßte, und der „Untergrund von Trauer" in ihr nur die Trauer über die Flüchtigkeit des Lebens und alles Besten, Größten und Schönsten darin war. Was insbesondere ihre religiöse Anschauung anging, so hatte sie mit dem Zweifel gerungen, über den mystischen Ideen des Angelus Silesius gegrübelt und war schaudernd, erschüttert vor den letzten Consequenzen des kritischen Denkens zurückgeschreckt. Wenn der Mensch Spannweite der Vorstellungskraft, Flugkraft seiner Imagination, kurz Größe und Umfang geistigen Erfassens und Schauens genug hätte, um sich das unendliche All, die ganze gränzenlose, ohne erkennbares Endziel rast- und ruhelose Thatsache des Weltganzen lebendig vorzustellen, so müßte er verrückt werden über dem grausenhaft Unermeßlichen und schreckhaft Räthselvollen. Annette von Droste besaß aber solch eine, das uns Andern gesetzte Maß von Phantasie überflügelnde Spannweite der Vorstellungskraft — und so erschrocken und geängstigt, klammerte sie sich an den Glauben ihrer geistlichen Lieder. In der Reconvalescenz von einer schweren Krankheit,

in einem Zustande großer nervöser Reizbarkeit, als ihre Natur sie zu einer innern Beschwichtigung gebieterisch drängte, begann sie „das geistliche Jahr" zu schreiben und empfand die erste Beruhigung von dieser Thätigkeit. Daß diese religiösen Gedichte jedoch nicht aus einem Gemüthe voll ruhigen unangreifbaren Glaubens hervorgehen, sondern daß sie aussehen, wie Blut, welches aus in religiösen Kämpfen erhaltenen Wunden strömt, wie Hülferufe der vor sich selber flüchtenden Skepsis, wird Niemanden, der sie liest, entgehen. Man wird dabei erinnert an das schöne Gedicht der Louise Ackermann auf Pascal:

Lorsque tu te courbais sous la croix qui t'accable,
Tu ne voulais, hélas! qu'endormir ton tourment,
Et ce que tu cherchais dans un dogme implacable,
Plus que la vérité, c'était l'apaisement.
Car ta foi n'était pas la certitude encore;
Aurais-tu tant gémi, si tu n'avais douté? [1]

Daß sie ferner über die historische Gestaltung der Kirche sich ihre Gedanken zollfrei erhielt, zeigt schon die offenbare Sympathie, welche sie in ihrer „Schlacht im Loener Bruch" auf die Seite des Ketzers, des Halberstadt, stellt. — Im Uebrigen war ihr Reich die Phantasie, der sich ein starkes Organ für das Wunderbare gesellte und die sich steigern konnte bis zu den Gebilden der Hallucination, die uns so charakteristisch aus ihren Gedichten entgegen tritt — es ist unverkennbar ein Sichverweben, ein Hinübergleiten des Wirklichen und Realen ins Gebilde der Hallucination in manchem ihrer Naturbilder. Etwas von gleicher poetischer Wirksamkeit dieses Elements ist im ganzen Gebiet der Literatur wohl höchstens stellenweise bei Charles Dickens wieder anzutreffen. Das aber gilt hauptsächlich nur für das Ferne, wohin die Tragweite ihres Auges nicht reichte. „Das Fräulein," sagte einer

[1] L. Ackermann, Poésies. Paris, Alphonse Lemerre. 1874.

ihrer persönlichen Bekannten, „war wie leiblich, so auch mit dem Blick der Seele beisichtig, daher ihr Scharfsinn und Unterscheiden, discernere im Kleinen, worin sie stärker war, als im Sehen des Großen und Fernen.“ Darin lag gewiß Wahres, und mit der Schärfe des Discernirens hing auch ihre für ihre Werke bestimmend gewordene Richtung auf das Wahre, das Wesen, die Sonderung des Aechten von dem Geschminkten zusammen, ihr rasches Erfassen des Charakteristischen an jedem Dinge. Dieses scharf sondernde Erkennen hat sie nie den Staub, der etwas übergoldet, dem Gold, das etwas überstäubt, um mit Shakespeare zu reden, vorziehen lassen. Nie hat Jemand mehr das Sein dem Scheinen vorgezogen und auf den Schein weniger Gewicht gelegt, mehr am Glänzenden und Großen vorüberschreitend das Sympathische, Rührende, Heilige im Anspruchslosen, Kleinen, Niedern gesucht und ihm Geltung zu geben gewußt, ohne es darum irgend zu idealisiren.

Und sollte ich nun nach allem diesem und nach allem, was sich über ihre Dichtungen sagen läßt und Geistreiches schon darüber gesagt ist, Annette von Droste's Persönlichkeit, so wie sie lebendig in meiner Erinnerung steht, mit einem Worte charakterisiren, so würde ich sagen, sie war der reinste, schönste, rührendste Typus ächter Weiblichkeit. Sie war ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden. Mochte ihre Phantasie sie auch tragen inmitten von Schlachtendonner und Scenen, wie sie in ihrem Gedicht „Die Krähen“ meisterhafter als je in den Versen eines Mannes geschildert sind — sie selbst hätte nicht vermocht, nur eine Fliege unglimpflicher zu behandeln, als ihr das Fenster zu öffnen. Unwandelbare Treue, tiefstes Empfinden der Zusammengehörigkeit mit dem „eigenen Blut“, Aufopferungsfähigkeit, Kraft des Duldens, stärkstes Mitempfinden mit fremdem Leid, alle die Tugenden, welche das bilden, was Goethe das „Ewig Weibliche“ nennt, waren in ihr zu ihrem schönsten und rührendsten Ausdruck gekommen. Darum wäre ihr eigentlichster, der ihr glück-

bringendste Beruf auch sicherlich der sorglicher Mütterlichkeit gewesen. Und wie das höchste Lob eines Mannes sich bei Shakespeare in die Worte faßt:

He was a man, take him for all in all —

so kann man das ganze Lob ihres persönlichen Wesens in die Worte fassen: sie war, alles in allem genommen, die Verkörperung edelster und reinster Frauennatur. —

Annette von Droste hat ihre letzte Ruhestätte nicht in ihrer geliebten Heimath gefunden; sie ist beigesetzt worden neben ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg, unfern vom Grabe Mesmers, auf dem Friedhofe von Meersburg; fern von Westphalens Eichkämpen und grünen Hagen ruht sie dort, im Angesicht „der ew'gen Alpenbühne," der Kette des Säntis und des „deutschen Meers," an einem Punkte, der einst so mächtig den Dichter fesselte, welcher, ähnlich wie Annette, sein Grab in fremder — nur noch fernerer und fremderer — Erde finden sollte.[1]

Zu beklagen ist, daß kein gutes Bildniß von der Dichterin den Ihrigen zurückgeblieben. Ein größeres Portrait in Oel, aus den dreißiger Jahren, befindet sich auf dem Familiensitze zu Hülshoff, aber leider ist seine Aehnlichkeit völlig ungenügend. Um 1840 saß Annette einem Maler Sprick zu Münster zu einem kleinen, ebenfalls viel zu wünschen übrig

[1] Es ist Platen, der einst in sein Tagebuch schrieb: „In Meersburg könnte ich mich Jahre lang in steter Beschauung gefallen. Mich entzückt besonders die göttliche Aussicht von den mittleren Sälen auf den See. Das (neue) Schloß scheint mir ein Feenpalast, eine Götterhalle." Siehe Platens Tagebuch, S. 111.

lassenden Oelportrait, welches sie mir schenkte und das in meinem Besitz ist. Im Jahre 1864 versuchte endlich der Bildhauer Carl Hassenpflug in Rom auf meine Veranlassung aus der Erinnerung und mit Hilfe der existirenden Anhaltspunkte in Bild und Photographie ihre Büste zu modelliren, mit einem Erfolg, der seine Arbeit wohl zum vergleichungsweise treuesten Spiegel ihrer Persönlichkeit macht. Die Büste ist im Besitz des westphälischen Kunstvereins. —

Was die der gegenwärtigen Gesammtausgabe zu Grunde gelegten Texte angeht, so habe ich darüber noch die Auskunft zu geben, daß zur Revision der Gedichte und der Erzählung der „Spiritus familiaris“ die Originalhandschrift, wie die Dichterin sie mir in sauberer eigenhändiger Copie zur ersten Herausgabe übergab, zu Grunde gelegt ist. Für die andern erzählenden Gedichte lieferte den Text die von der Dichterin selbst corrigirte erste Ausgabe — Münster 1838. — Was die in den „Letzten Gaben“ enthaltenen Gedichte und Schriften angeht, so dient diesen zur Grundlage eine, von der Hand der Schwester Annettens nach deren Tode gefertigte und mir so zur Herausgabe übergebene Abschrift der einzelnen Arbeiten, wie diese — so weit erkennbar — als letzter Hand sich in ihrem Nachlaß gefunden. Später hat sich herausgestellt,[1] daß mehrere dieser Gedichte, welche früher schon in periodischen Blättern einzeln abgedruckt waren, in diesen ersten Einzeldrücken Lesarten zeigen, welche offenbar vorzuziehen sind. Obwohl mir der Abdruck nach dem Manuscript der Frau

[1] Siehe die Abhandlung: Neue Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, von Dr. Gustav Eschmann, in dem „Programm des Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt.“ Elberfeld 1873.

von Laßberg nun als Canon dienen mußte, da es die letzten, von der Dichterin selbst gemachten Redactionen enthielt, habe ich jetzt doch hie und da, wo die Vorzüglichkeit der ersten Abdrücke in die Augen springt, auf die letzteren Rücksicht genommen. — Ueber die Herstellung des Textes des „Geistlichen Jahres" gibt das Vorwort zu diesem Rechenschaft. —

L. S.

Zeitbilder.

Ungastlich oder nicht?

(In Westphalen.)

Ungastlich hat man dich genannt,
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offnen Hand,
Mit deinem argwohnlosen Glauben;
O, rege dich, daß nicht die Schmach
Auf deinem frommen Haupte laste,
Und redlich, wie das Herz es sprach,
So sprich es nach zu deinem Gaste:

Fremdling an meiner Marken Stein,
Mann mit der Stirne trüben Falten,
O, greif in deines Busens Schrein,
Und laß die eigne Stimme walten.
Nicht soll bestochner Zeugen Schaar
Uns am bestochnen Worte rächen,
Nein, Zeug' und Richter sollst du klar
Dir selbst das freie Urtheil sprechen!

Fühlst du das Herz in dir, nicht heiß,
Doch ehrlich uns entgegen schlagen,
Dein Wort kein falsch und trügend Gleis,
Befleckend, was die Lippen tragen;
Fühlst du ein Gast dich, wie er lieb
Dir an dem eignen Hausaltare,
Dann frisch heran — nicht wie ein Dieb,
Nein, frisch, mit fröhlicher Fanfare!

Wer unsres Landes Sitte ehrt
Und auch dem seinen hält die Treue —
Hier ist der Sitz an unserm Herd,
Hier unsres Bruderkusses Weihe!
Wer fremden Volkes Herzen stellt
Gleich seinem in gerechter Wage —
Hier unsre Hand, daß er das Zelt
Sich auf bei unsern Zelten schlage!

Doch sagt ein glüh' Erröthen dir,
Du gönntest lieber einer andern
Als deiner Schwelle gleiche Zier —
Brich auf, und mögest eilends wandern!
Wir sind ein friedlich still Geschlecht
Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
Doch unsres Herdes heilig Recht,
Das wissen kräftig wir zu wahren.

Die Luft, die unsern Odem regt,
Der Grund, wo unsre Gräber blühen,
Die Scholle, die uns Nahrung trägt,
Der Tempel, wo wir gläubig knieen:
Die soll kein frevler Spott entweihn,
Dem Feigen Schmach und Schamerröthen,
Der an des Heiligthumes Schrein
Läßt eine falsche Sohle treten!

Doch einem Gruß aus treuem Muth,
Dem nicken ehrlich wir entgegen;
Hat Jeder doch sein eignes Blut
Und seiner eignen Heimath Segen.
Wenn deine Ader kälter rinnt,
So müssen billig wir ermessen:
Wer könnte wohl das fremde Kind
Gleich eignem an den Busen pressen?

Drum, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Die Stadt und der Dom.

„Der Dom! der Dom! der deutsche Dom!
Wer hilft den Kölner Dom uns baun!"
So fern und nah der Zeitenstrom
Erdonnert durch die deutschen Gaun.
Es ist ein Zug, es ist ein Schall
Wie ein gewalt'ger Wogenschwall.
Wer zählt der Hände Legion,
In denen Opferheller glänzt?
Die Liederklänge wer, die schon
Das Echo dieses Rufs ergänzt?

Und wieder schallt's vom Elbestrand:[1]
„Die Stadt! die Stadt! der deutsche Port!"
Und wieder zieht von Land zu Land
Ein gabespendend Klingeln fort;
Die Schiffe kommen Mast an Mast,
Goldregen schüttet der Palast,
Wem nie ein eignes Dach beschert,
Der wölbt es über fremde Noth,
Wem nie geraucht der eigne Herd,
Der theilt sein schweißbenetztes Brod.

[1] Nach dem Brande von Hamburg im Jahre 1842.

Wenn eines ganzen Volkes Kraft
Für seines Gottes Heiligthum
Die Lanze hebt so Schaft an Schaft,
Wer glühte nicht dem schönsten Ruhm?
Und wem, wem rollte nicht wie Brand
Das Blut an seiner Adern Wand,
Wenn eines ganzen Volkes Schweiß
Gleich edlem Regen niederträuft,
Bis in der Aschensteppe heiß
Viel Tausenden die Garbe reift?

Man meint, ein Volk von Heil'gen sei
Herabgestiegen über Nacht,
In ihrem Eichensarg aufs neu
Die alte deutsche Treu' erwacht.
O werthe Einheit, bist du Eins — .
Wer stände dann des Heil'genscheins,
Des Kranzes würdiger als du,
Gesegnete, auf deutschem Grund!
Du trügst den goldnen Schlüssel zu
Des Himmels Hort in deinem Bund.

Wohlan ihr Kämpen denn, wohlan
Du werthe Kreuzesmassonei,
So gebt mir eure Zeichen dann
Und euer edles Feldgeschrei!
Da, horch! da stieß vom nächsten Schiff
Die Bootmannspfeife grellen Pfiff,
Da stiegen Flaggen ungezählt,
Cantate summte und Gedicht —
Der Demuth Braun nur hat gefehlt,
Jehova's Namen hört' ich nicht!

Wo deine Legion, o Herr,
Die knieend am Altare baut?

Wo, wo dein Samariter, der
In Wunden seine Thräne thaut?
Ach, was ich fragte und gelauscht,
Der deutsche Strom hat mir gerauscht,
Die deutsche Stadt, der deutsche Dom,
Ein Monument, ein Handelsstift,
Und drüber sah wie ein Phantom
Verlöschen ich Jehova's Schrift.

Und wer den Himmel angebellt,
Vor keiner Hölle je gebebt,
Der hat sich an den Krahn gestellt,
Der seines Babels Zinne hebt.
Wer nie ein menschlich Band geehrt,
Mit keinem Leid sich je beschwert,
Der fluthet aus des Busens Schrein
Unsäglicher Gefühle Strom,
Am Elbestrand, am grünen Rhein,
Da holt sein Herz sich das Diplom.

Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott
Gehöhnt an seiner Schwelle Rand,
Meineid'gen gleich in frevlem Spott
Hobt am Altare eure Hand!
Er ist der Herr, und was er will,
Das schaffen Leu und Krokodil! —
So baut denn, baut den Tempel fort,
Mit ird'schem Sinn den heil'gen Haag,
Daß euer beßrer Enkel dort
Für eure Seele beten mag!

Kennt ihr den Dom, der unsichtbar
Mit tausend Säulen aufwärts strebt?
Er steigt, wo eine gläub'ge Schaar
In Demuth ihre Arme hebt.

Kennt ihr die unsichtbare Stadt,
Die tausend offne Häfen hat,
Wo euer werthes Silber klingt?
Es ist der Samariter Bund,
Wenn Rechte sich in Rechte schlingt
Und nichts davon der Linken kund.

O, er, der Alles weiß, er kennt
Auch eurer Seele ödes Haus;
Baut Magazin und Monument,
Doch seinen Namen laßt daraus!
Er ist kein Sand, der glitzernd stäubt,
Kein Dampfrad, das die Schiffe treibt,
Ist keine falsche Flagge, die
Sich stahl der See verlorner Sohn,
Parol' nicht, die zur Felonie
Ins Lager schmuggelt den Spion!

Baut, baut! — um euer Denkmal ziehn
Doch Seufzer fromm und ungeschmückt,
Baut! — neben eurem Magazin
Wird doch der Darbende erquickt.
Ob eures Babels Zinnenhaag
Zum Weltenvolk euch stempeln mag?
Schaut auf Palmyrens Steppenbrand,
Wo scheu die Antilope schwebt,
Die Stadt schaut an, wo, ein Gigant,
Das Colosseum sich erhebt.

Den Wurm, der im Geheimen schafft,
Den kalten nackten Grabeswurm,
Ihn tödtet nicht des Armes Kraft,
Noch euer toller Liedersturm.
Ein frommes, keusches Volk ist stark,
Doch Sünde zehrt des Landes Mark;

Sie hat in deiner Glorie Bahn,
O Roma, langsam dich entleibt,
Noch steht die Säule des Trajan,
Und seine Kronen sind zerstäubt!

Die Verbannten.

Ich lag an Bergeshang,
Der Tag war schon gesunken,
In meine Wimper drang
Des Westen letzter Funken.
Ich schlief und träumte auch vielleicht,
Doch hört' ich noch der Amsel Pfeifen,
Wie Echo's letzte Hauche, feucht
Und halb verlöscht, am Schilfe streifen.

Mein äußres Auge sank,
Mein innres ward erschlossen:
Wie wild die Klippenbank!
Wie grau die Moose sprossen!
Der Oede Odem zog so schwer,
Als ob er sieder Brust entgleite;
Wohin ich blickte, Rohres Speer
Und Dorngestrüpp und Waldesweite.

Im Grase knistert' es,
Als ob die Grille hüpfte,
Im Strauche flüstert' es,
Als ob das Mäuslein schlüpfte;
Ein morscher halbverdorrter Stamm
Senkte die bräunliche Gardine,
Zu Füßen mir der feuchte Schwamm
Und überm Haupt die wilde Biene.

Da raschelt' es im Laub
Und rieselte vom Hange,
Zertretnen Pilzes Staub
Flog über meine Wange.
Und neben mir ein Knabe stand,
Ein blondes Kind mit Taubenblicken,
Das eines blinden Greises Hand
Schien brünstig an den Mund zu drücken.

Von linder Thränen Lauf
Sein Auge glänzte trübe;
„Steh auf," sprach es, „steh auf!
Ich bin die Kindesliebe,
Verbannt, zum wüsten Wald verbannt,
Ins öde Dickicht ausgesetzet,
Wo an des sumpf'gen Weihers Rand
Der Storch die kranken Eltern ätzet!"

Dann faltete es hoch
Die hagern Händchen beide,
Und sachte abwärts bog
Es des Geröhres Schneide.
Ich sah, wie blut'ge Striemen leis
An seinem Aermchen niederflossen,
Wie tappend ihm gefolgt der Greis,
Bis sich des Rohres Wand geschlossen.

Ich ballte meine Hand,
Versuchte mich zu schwingen,
Doch fester, fester wand
Der Taumel seine Schlingen.
Und wieder hörte ich den Schlag
Der Amsel und der Grille Hüpfen,
Und wieder durch den wilden Haag
Der Biene sterbend Sumsen schlüpfen.

Da schleift' es, schwer wie Blei,
Da flüstert' es aufs neue:
„O wache! steh mir bei!
Ich bin die Gattentreue."
Das Auge hob ich und ein Weib
Sah ich wie halbgebrochen bücken,
Das eines Mannes wunden Leib
Mühselig trug auf seinem Rücken.

Ein feuchter Schleier, hing
Ihr Haar am Antlitz nieder,
Des Schweißes Perle fing
Sich in der Wimper wieder.
„Verbannt! verbannt zum wilden Wald,
Wo Nacht und Oede mich umschauern!
Verbannt, wo in der Felsen Spalt
Die Tauben um den Tauber trauern!"

Sie sah mich lange an,
Im Auge Sterbeklagen,
Und langsam hat sie dann
Den Wunden fortgetragen.
Sie klomm den Klippensteig entlang,
Ihr Aechzen scholl vom Steine nieder,
Wo grade unterm Schieferhang
Sich regte bläuliches Gefieder.

Ich dehnte mich mit Macht
Und langte nach dem Wunden,
Doch als ich halb erwacht,
Da war auch er verschwunden,
Zerronnen wie ein Wellenschaum,
Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen
Und unter mir, an Weihers Saum,
Der Unken zart Geläute tönen.

Die Glöckchen schliefen ein,
Es schwoll der Kronen Rauschen,
Ein Licht wie Mondenschein
Begann am Ast zu lauschen,
Und lauter raschelte der Wald,
Die Zweige schienen sich zu breiten,
Und eine dämmernde Gestalt
Sah ich durch seine Hallen gleiten.

Das Kreuz in ihrer Hand,
Um ihre Stirn die Binde,
Ihr langer Schleier wand
Und rollte sich im Winde.
Sie trat so sacht behutsam vor,
Als ob sie jedes Kräutlein schone;
O Gott, da sah ich unterm Flor,
Sah eine blut'ge Dornenkrone!

Die Fraue weinte nicht
Und hat auch nicht gesprochen,
Allein ihr Angesicht
Hat mir das Herz gebrochen;
Es war wie einer Königin,
Pilgernd für ihres Volkes Sünden;
Wo find' ich Worte, wo den Sinn,
Um diesen Dulderblick zu künden!

Als sie vorüber schwand
Mit ihren blut'gen Haaren,
Da riß des Schlummers Band,
Ich bin empor gefahren.
Der Amsel Stimme war verstummt,
Die Mondenscheibe stand am Hügel,
Und über mir im Aste summt'
Und raschelte des Windes Flügel.

Ob es ein Traumgesicht,
Das meinen Geist umflossen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Das ihm geheim erschlossen?
O wer, dem eine Thrän' im Aug',
Den fromme Liebe je getragen,
Wer wird nicht, mit dem letzten Hauch,
Die heiligen Verbannten klagen!

Der Prediger.

Langsam und schwer vom Thurme stieg die Klage,
Ein dumpf Gewimmer zwischen jedem Schlage,
Wie Memnons Säule weint im Morgenflor.
Am Glockenstuhle zitterte der Balke,
Die Dohlen flatterten vom Nest, ein Falke
Stieg pfeifend an der Fahne Schaft empor.

Wem dröhnt die Glocke? — Einem, der entkettet,
Deß müden Leib ein Fackelzug gebettet
In letzter Nacht bei seinem einz'gen Kind.
Wer war der Mann? — Ein Geist im echten Gleise,
Kein Wucherer, kein Ehrendieb, und weise,
Wie reiche Leute selten weise sind.

Darum so mancher Greis mit Stock und Brille,
So manches Regentuch und Handpostille,
Sich mühsam schiebend durch der Menge Drang.
Er war ein heitrer Wirth in seinem Schlosse, —
Darum am Thor so manche Staatskarosse,
So mancher Flor das Kirchenschiff entlang.

Die Glocken schwiegen, alle Kniee sanken.
Posaunenstoß! Die Wölbung schien zu wanken.

O „Dies irae, dies illa!“ Glut
Auf Sünderschwielen, Thau in Büßermalen!
Mir war, als säh' ich des Gerichtes Schalen,
Als hört' ich tröpfeln meines Heilands Blut.

Das Amen war verhallt. Ein zitternd Schweigen
Lag auf der Menge, nur des Odems Steigen
Durchsäuselte den weiten Hallenbau.
Nur an der Tumba schwarzer Flämmchen Knistern
Schien leise mit dem Grabe noch zu flüstern,
Der Weihrauchwirbel streute Aschengrau.

„Geliebte!“ scholl es von der Wölbung nieder,
Die Wolke sank, und mählich stiegen Glieder,
Am Kanzelbord ein junger Priester stand.
Kein Schattenbild, dem alle Luft verronnen,
Ein frischer saft'ger Stamm am Lebensbronnen,
Ein Adler, ruhend auf Jehova's Hand!

„Geliebte,“ sprach er, „selig sind die Todten,
So in dem Herrn entschliefen, treue Boten,
Von ihrer Sendung rastend.“ Dann entstieg
Das Wort, gewaltig wie des Jordans Wallen,
Mild wie die Luft in Horebs Cedernhallen,
Als er bezeugte des Gerechten Sieg.

Die Stimme sank, des Stromes Wellen schwollen,
Mir war, als hört' ich ferne Donner rollen:
„Weh über euch, die weder warm noch kalt!
O, wäret kalt ihr oder warm! Die Werke
Von eurer Hand sind todt, und eure Stärke
Ist gleich dem Hornstoß, der am Fels verhallt.“

Und tiefer griff er in der Zeiten Wunde,
Die Heller ließ er klingen, und vom Grunde

Hob er den seidnen Mottenfraß ans Licht.
Erröthen ließ er die bescheidne Schande
In ihrem ehrbar schonenden Gewande,
Und zog der Lust den Schleier vom Gesicht.

Die Kerzen sind gelöscht, die Pforte dröhnte.
Ich hörte schluchzen — am Gemäuer lehnte
Ein Weib im abgetragnen Regentuch.
Ich hörte säuseln — neben mir, im Chore,
Ein Fräulein gähnte leise hinterm Flore,
Ein Fahnenjunker blätterte im Buch.

Und alle die bescheidnen Menschenkinder,
Wie sich's geziemt für wohlerzogne Sünder,
Sie nahmen ruhig, was der Text beschert.
Und Abends im Theater sprach der Knabe,
Der achtzehnjähr'ge Fähndrich: „Heute habe
Ich einen guten Redner doch gehört!"

An die Schriftstellerinnen

in Deutschland und Frankreich.

Ihr steht so nüchtern da gleich Kräuterbeeten,
Und ihr gleich Fichten, die zerspellt von Wettern,
Haucht wie des Hauches Hauch in Syrinxflöten —
Laßt wie Dragoner die Trompeten schmettern;
Der kann ein Schattenbild die Wange röthen —
Die wirft den Handschuh Zeus und allen Göttern;
Ward denn der Führer euch nicht angeboren,
In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?

Schaut auf! zur Rechten nicht — durch Thränengründe,
Mondscheinalleen und blasse Nebeldecken,

Wo einsam die veraltete Selinde
Zur Luna mag die Lilienarme strecken;
Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbecken;
An eurem Hügel mag die Hirtin klagen
Und seufzend drauf ein Gänseblümchen tragen.

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgassen,
Wo tückisch nur die Diebslaternen blinken,
Mit wildem Druck euch rohe Hände fassen
Und Smollis Wüstling euch und Schwelger trinken, —
Zum Bacchanal der Sinne, wo die blassen
Betäubten Opfer in die Rosen sinken
Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,
Man drüber legt die Kränze der Hetäre.

O dunkles Loos! o Preis, mit Schmach gewonnen,
Wenn Ruhmes Staffel wird der Ehre Bahre!
Grad', grade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen,
Grad', wie die Flamme lodert vom Altare,
Grad', wie Natur das Berberroß zum Bronnen
Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!
Ihr könnt nicht fehlen: er, so mild umlichtet,
Der Führer ward in euch nicht hingerichtet.

Treu schützte ihn der Länder fromme Sitte,
Die euch umgeben wie mit Heil'genscheine,
Sie hielt euch fern die freche Liebesbitte
Und legte Anathem auf das Gemeine.
Euch nahte die Natur mit reinem Schritte,
Kein trunkner Schwelger über Stock und Steine,
Ihr mögt ihr willig jedes Opfer spenden,
Denn Alles nimmt sie, doch aus reinen Händen.

Die Zeit hat jede Schranke aufgeschlossen,
An allen Wegen hauchen Naphthablüthen,

Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,
Und Jeder mag die eignen Sinne hüten.
Das Leben stürmt auf abgehetzten Rossen,
Die noch zusammenbrechend haun und wüthen.
Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben,
Singt, aber zitternd, wie vorm Weih' die Tauben.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
Ihr wurdet Zeugen wild bewegter Zeiten,
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,
Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen.
Stellt nicht das Ziel in ungemeßne Weiten,
Der kecke Falk ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.

Vor Allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnißreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen.

Ihr hörtet sie, die unterdrückten Klagen,
Der heiligen Natur, geprägt zur Dirne.
Wer hat sie nicht gehört in diesen Tagen,
Wo nur ein Gott, der Gott im eignen Hirne?
Frischauf! — und will den Lorbeer man versagen,
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen!
Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen!

Die Gaben.

Nie fand, so oft auch scherzend ward gefragt,
Ich einen Mann, vom Grafen bis zum Schneider,
Der so bescheiden oder so betagt,
So hülflos, keinen so Gescheiten leider,

Der nicht gemeint, des Herrscherthumes Bürde
Sei seinen Schultern grad das rechte Maß.
War Einer zweifelnd je an seiner Würde,
So schätzt' er seine Kräfte desto baß:

Der hoffte auf der Rede Zauberbann;
Schlau aus dem Winkel wollte Jener zielen,
Kurz, daß er wisse, wie, und auch den Mann,
Ließ Jeder deutlich durch die Blume spielen.

Ihr Thoren! glaubt ihr denn, daß Gott im Zorne
Die Großen schuf, ungleich der Menschenschaar,
Pecus inane, das sein Haupt zum Borne
Hinstreckt wie weiland Nebukadnezar?

Daß, weil zuweilen unter Zotten schlägt
Ein Herz, wo große Elemente schlafen,
Deßhalb, wer eine feine Wolle trägt,
Unfehlbar zählt zu den Merinoschafen?

Daß langes Schauen zweifellos erblinde,
Und wer den Fäden rastlos nachgespürt,
Daß dieser, gleich dem überreizten Kinde,
So dümmer wird, je länger er studirt?

Wer zweifelt, daß ein Herz, wie's Throne schmückt',
Gar oft am Acker fröhnt und Forstgehege,
Daß manche Scheitel sich zur Furche bückt,
Hochwerth, daß eine Krone drauf man lege?

Doch ihr, des Lebens abgehetzte Alten,
Ihr innerlichen Greise, seid es nicht.
Bewahr' der Himmel uns vor eurem Walten,
Vor dem im Sumpfe angebrannten Licht!

Ihr würdet mahnen an des Fröhners Sohn,
Der, woll' ihm Gott ein Königreich verschreiben,
Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,
Als seine Schweine dann zu Roß zu treiben.

Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben" schien,
Als man dem „milden Sterne"
Gesellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme schwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluten nach.
Da lachte nicht der leere,
Der übersatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem
Des liebsten Weihrauchs trug,
Lebend'gen Herzens Odem,
Das frisch und kräftig schlug,

Das schamhaft, wie im Tode,
In Traumes Wundersarg
Noch der Begeistrung Ode,
Der Lieb' Ekloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Besitzen?
Ist denn Genießen Glück?
Auch Eises Gletscher blitzen
Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume
Ein Eden euch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,
Die überwerthen da,
Wo offen alle Weiten
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
Zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;

Was wir daheim gelassen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände,
— Sie bleiben kalt und leer. —
Nichts liebend, achtend Wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich.

An die Weltverbesserer.

Pochest du an — poch nicht zu laut,
Eh du geprüft des Nachhalls Dauer.
Drückst du die Hand — drück nicht zu traut,
Eh du gefragt des Herzens Schauer.
Wirfst du den Stein — bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben.
Oft schreckt ein Echo dumpf und hohl,
Reicht goldne Hand dir den Obol,
Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.

Höhlen gibt es am Meeresstrand,
Gewalt'ge Stalaktitendome,
Wo bläulich zuckt der Fackeln Brand,
Und Kähne gleiten wie Phantome.
Das Ruder schläft, der Schiffer legt
Die Hand dir angstvoll auf die Lippe,
Ein Räuspern nur, ein Fuß geregt,

Und donnernd überm Haupte schlägt
Zusammen dir die Riesenklippe.

Und Hände gibt's im Orient,
Wie Schwäne weiß, mit blauen Malen,
In denen zwiefach Feuer brennt,
Als gält' es, Liebesglut zu zahlen;
Ein leichter Thau hat sie genäßt,
Ein leises Zittern sie umflogen,
Sie fassen krampfhaft, drücken fest —
Hinweg, hinweg! du hast die Pest
In deine Poren eingesogen!

Auch hat ein Dämon einst gesandt
Den gift'gen Pfeil zum Himmelsbogen;
Dort rührt' ihn eines Gottes Hand,
Nun starrt er in den Aetherwogen.
Und läßt der Zauber nach, dann wird
Er niederprallen mit Geschmetter,
Daß das Gebirg in Scherben klirrt,
Und durch der Erde Adern irrt
Fortan das Gift der Höllengötter.

Drum poche sacht, du weißt es nicht,
Was dir mag überm Haupte schwanken;
Drum drücke sacht, der Augen Licht
Wohl siehst du, doch nicht der Gedanken.
Wirf nicht den Stein zu jener Höh',
Wo dir gestaltlos Form und Wege,
Und schnellst du ihn einmal je,
So fall' auf deine Knie und fleh,
Daß ihn ein Gott berühren möge.

Alte und neue Kinderzucht.

1.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm, in grünlichem Pokal, der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn," sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier bewegt:
„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

„Zu Gottes Ehr' und deiner Pflicht und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

„Mein Vater — tröst' ihn Gott, er fiel in einem guten Strauß! —
War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,
Sein treues Auge wußte wohl der Kinder Heil zu wahren,
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig Jahren.

„So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum frohen Greis,
Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß;
Wie mag, wer seiner Launen Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht' er Früchte bringen?

„Nur von der Pike dient sich's recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!

Mit tausend Thränen hab' ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heil'ge Hand hat nie zu hart geschlagen.

„Mein Haar ist grau, mein blödes Aug' hat deinen Sproß gesehn,
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.
Gedenk' der Rechenschaft, mein Sohn, lehr' deinen Blick ihn lesen,
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!"

So sprach der Patriarch und schritt entlang die Buchenhall',
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen,
Ließ küssen ihn des Alten Hand und seinen Stab ihn tragen.

2.

An blühender Akazie lehnt ein blonder, bleicher Mann,
Sehr mangelt ihm der Sitz, allein die Kinder spielen dran,
So schreibt er stehend, immer Ball und Peitschenhieb gewärt'gend,
Schnellfingrig für die Druckerei den Lückenbüßer fert'gend:

„In Osten steigt das junge Licht, es rauscht im Eichenhain,
Schon schlang der alte Erebus die alten Schatten ein,
Des Geistes Siegel sind gelöst, der Aether aufgeschlossen,
Und aus vermorschter Dogmen Staub lebend'ge Cedern sprossen.

„O Geistesfessel, härter du, als jemals ein Tyrann
Geschlagen um des Sklaven Leib, du tausendjähr'ger Bann!
Geheim, doch sicher hat der Rost genagt an deinem Ringe,
Nun wackelt er und fürchtet sich vor jedes Knaben Klinge!

„Hin ist die Zeit, wo ein Gespenst im Büßermantel schlich,
In seinen Bettelsack des Deutschen Gold und Ehre strich,
Wo Greise, Schulmonarchen gleich, die stumpfe Geißel schwenkten,
Des Sonnenrosses Zaum dem Grab verfallne Hände lenkten.

„Nicht wird im zarten Kinde mehr des Mannes Keim erstickt,
Frei schießt die Eichenlode, unbeengt und ungeknickt;
Was mehr als Wissen, wirkender als Gaben, die zerstückelt —
Des kräft'gen Wollens Einheit wird im jungen Mark entwickelt.

„Wir wuchsen unter Peitschenhieb an der Galeere auf,
Und dennoch riß das Document vom schnöden Seelenkauf
Durch deutsche Hand, durch unsre Hand, die, nach Egyptens Plagen,
Noch immer stark genug, den Brand ans Bagnothor zu tragen!

„Doch ihr, die ihr den ganzen Saft der Muttererde trinkt,
An deren Zweig das erste Blatt schon wie Smaragde blinkt,
Ihr" — unser Dichter stutzt — er hört an den Hollundersträuchen
Sein Erstlingsreis, den Göttinger, wie eine Walze keuchen.

Und auf der Bank — sein Manuscript — o Pest! sein Dichterkranz,
Dort fliegt er, droben in der Luft, als langer Drachenschwanz!
Und was — ein Guß? Bei Gott, da hängt der Bub', die wilde Katze,
Am Ast und leert den Wasserkrug auf seines Vaters Glatze!

Die Schulen.

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei:
„Der alte Teufel todt, die Götter neu“ —
Und was man Großes sonst darin mag hören.
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb' — mir wird darin nicht wohl,
Wo man der Gruft den modernden Obol
Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;
Ergraute Häupter nicken rings herum,
Wie weis' und gründlich! — aber ich bin dumm,
Da schleich' ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,
Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,
Matrikel ist des Herzens frischer Schlag,
Da will Zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
Demüth'ger Schüler, seinen Worten lauschen.

Haidebilder.

Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trink' im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
„Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes Acht;
„Du mit dem Sapphirbecken, Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;

Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor!
„Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
„Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
„Und, florbeflügelt Volk, heb' an den Chor,
„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!"

Da trimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Distant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Das Contraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut

Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen in einander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musizirt aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
„Bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,
„Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
„Kaufherrn, enthüllt den Sapphir, den Demant!"

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

Die Jagd.

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
Behaglich in das Moos gestreckt,
Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blassen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht überm Wall
Die dunkeln Candelaber streckt.
Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
„Halloh! hoho!“ so lang gezogen,
Man meint, die Klänge schlagen Wogen
Im Ginsterfeld, und wieder dort:
„Halloh! hoho!“ — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo — Alles still!
Man hört der Fliege Angstgeschrill
Im Mettennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang,
Und dann wie ziehnder Kranichheere
Kling klang! von ihrer luft'gen Fähre,
Wie fernen Unkenruf: Kling! klang!
Ein Läuten das Gewäld' entlang —
Hui schlüpft der Fuchs den Wall hinab,
Er gleitet durch die Binsenspeere
Und zuckelt fürder seinen Trab:
Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
Nach stäuben die lebend'gen Glocken,
Radschlagend an des Dammes Hang;
Wie Aale schnellen sie vom Grund,
Und weiter, weiter Fuchs und Hund.
Der schwankende Wachholder flüstert,
Die Binse rauscht, die Haide knistert
Und stäubt Phalänen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,

Schaumflocken sprühn aus Nas' und Mund.
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
Zieht in dem Thaue dunklen Streif
Und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch,
Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,
Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läufen Kies und Staub;
Die Meute mit geschwollnen Kehlen
Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefern knacken,
Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
In weitem Kreise so zum Tann,
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenspiel der Bracken.

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Heerdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort grasen sie bis zu dem Haidekolke.

Ein Schuß: „Halloh!“ — ein zweiter Schuß: „Hoho!“
Die Heerde stutzt, des Kolkes Spiegel kraust
Ihr Blasen, dann die Hälse streckend, so
Wie in des Dammes Mönch der Strudel saust,
Ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie pusten,
Die kranke Stärke schaukelt träg herbei,
Sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,
Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
Den halben Mond am Lederband,
Trabt aus der Lichtung rasch hervor
Bis mitten in das Haideland
Ein Waidmann ohne Tasch' und Büchse;
Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,
Dann setzt er an, und tausend Füchse
Sind nicht so kräftig todtgeblasen,
Als heut es schmettert übern Rasen.

„Der Schelm ist todt, der Schelm ist todt!
„Laßt uns den Schelm begraben!
„Kriegen ihn die Hunde nicht,
„Dann fressen ihn die Raben,
„Hoho halloh!“

Da stürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Genist und Tann;
Durch das Gelände sieht in wüsten Reifen
Man johlend sie um den Hornisten schweifen.
Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,
Daß es verdunkelt der Fanfare Klang,
Doch lauter, lauter schallt die Gloria,
Braust durch den Ginster der Victoria:

„Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
„Hängt ihn an die Weide!

„Mir den Balg und dir den Talg,
„Dann lachen wir alle Beide;
„Hängt ihn! Hängt ihn,
„Den Schelm, den Schelm! — —"

Die Vogelhütte.

Regen, Regen, immer Regen! will nicht das Geplätscher enden,
Daß ich aus dem Sarge brechen kann, aus diesen Bretterwänden?

Sieben Schuhe ins Gevierte, das ist doch ein ärmlich Räumchen
Für ein Menschenkind, und wär' es schlank auch wie ein Rosenbäumchen!

O, was ließ ich mich gelüsten, in den Vogelherd zu flüchten,
Als nur schwach die Wolke tropfte, als noch flüsterten die Fichten:

Und muß nun bestehn das Ganze, wie wenn zögernd man dem Schwätzer
Raum gegeben, dem langweilig Seile drehnden Phrasensetzer;

Und am Knopfe nun gehalten, oder schlimmer an den Händen,
Zappelnd wie der Halbgehängte langet nach des Strickes Enden!

Meine Unglücksstrick' sind dieser Wasserstriemen Läng' und Breite,
Die verkörperten Hyperbeln, denn Bindfäden regnet's heute.

Denk' ich an die heitre Stube, an das weiche Kanapee,
Und wie mein Gedicht, das meine, dort zerlesen wird beim Thee;

Denk' ich an die schwere Zunge, die statt meiner es zerdrischt,
Bohrend wie ein Schwertfisch möcht' ich schießen in den Wassergischt.

Pah, was kümmern mich die Tropfen, ob ich naß, ob säuberlich!
Aber besser stramm und trocken als durchnäßt und lächerlich.

Da — ein Fleck, ein Loch am Himmel; bist du endlich doch gebrochen,
Alte Wassertonne, hab' ich endlich dich entzwei gesprochen?

Aber wehe! wie's vom Fasse brodelt, wenn gesprengt der Zapfen,
Hör' ich's auf dem Dache rasseln, förmlich wie mit Füßen stapfen.

Regen! unbarmherz'ger Regen! mögst du braten oder sieden!
Wehe, diese alte Kufe ist das Faß der Danaiden!

Ich habe mich gesetzt in Gottes Namen;
Es hilft doch Alles nicht, und mein Gedicht
Ist längst gelesen, und im Schloß die Damen,
Sie saßen lange zu Gericht.

Statt einen neuen Lorbeerkranz zu drücken
In meine Phöbuslocken, hat man sacht
Den alten losgezupft und hinterm Rücken
Wohl Eselsohren mir gemacht.

Verkannte Seele, fasse dich im Leiden,
Sei stark, sei nobel, denk, der Ruhm ist leer,
Das Leben kurz, es wechseln Schmerz und Freuden,
Und was dergleichen Neugedachtes mehr!

Ich schau' mich um in meiner kleinen Zelle:
Für einen Klausner wär's ein hübscher Ort;
Die Bank, der Tisch, das hölzerne Gestelle
Und an der Wand die Tasche dort;

Ein Netz im Winkelchen, ein Rechen, Spaten —
Und Betten? nun, das macht sich einfach hier;
Der Thymian ist heuer gut gerathen
Und blüht mir grade vor der Thür.

Die Waldung drüben — und das Quellgewässer —
Hier möcht' ich Haidebilder schreiben, zum Exempel:
„Die Vogelhütte," nein — „der Herd," nein, besser:
„Der Knieende in Gottes weitem Tempel."

'S ist doch romantisch, wenn ein zart Geriesel
Durch Immortellen und Wachholderstrauch
Umzieht und gleitet wie ein schlüpfend Wiesel,
Und drüber flirrt der Stöberrauch;

Wenn Schimmer wechseln, weiß und seladonen;
Die weite Ebne schaukelt wie ein Schiff,
Hindurch der Kibitz schrillt, wie Halcyonen
Wehklagend ziehen um das Riff.

Am Horizont die kolossalen Brücken —
Sind's Wolken, oder ist's ein ferner Wald?
Ich will den Schemel an die Lucke rücken,
Da liegt mein Hut, mein Hammer — halt:

Ein Teller am Gestell! — was mag er bieten?
Fundus! bei Gott, ein Fund das Backwerk drin,
Für einen armen Hund von Eremiten,
Wie ich es leider heute bin!

Ein seidner Beutel noch — am Bort zerrissen;
Ich greife, greife Rundes mit der Hand;
Weh! in die dürre Erbs' hab' ich gebissen —
Ich dacht', es seie Zuckerkand.

Und nun die Tasche! he, wir müssen klopfen —
Vielleicht liegt ein Gefangner hier in Haft;
Da — eine Flasche! schnell herab den Pfropfen —
Ist's Wasser? Wasser? — edler Rebensaft!

Und Edlerer, der ihn dem Sack vertraute,
Splendid barmherziger Wildhüter du,
Für einen armen Schelm, der Erbsen kaute,
Den frommen Bruder Tuck im Ivanhoe!

Mit dem Gekörn will ich den Kibitz letzen,
Es aus der Lucke streun, wenn er im Flug
Herschwirrt, mir auf die Schulter sich zu setzen,
Wie man es liest in manchem Buch.

Mir ist ganz wohl in meiner armen Zelle;
Wie mir das Klausnerleben so gefällt!
Ich bleibe hier, ich geh' nicht von der Stelle,
Bevor der letzte Tropfen fällt.

Es verrieselt, es verraucht,
Mählich aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnenadel.
In den feinen Dunst die Fichte
Ihre grünen Dornen streckt,
Wie ein schönes Weib die Nadel
In den Spitzenschleier steckt;
Und die Haide steht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wachholder zittern, wie

Glasgehänge an dem Lüster.
Ueberm Grund geht ein Geflüster,
Jedes Kräutchen reckt sich auf,
Und in lang gestrecktem Lauf,
Durch den Sand des Pfades eilend,
Blitzt das goldne Panzerhemd
Des Kuriers;[1] am Halme weilend
Streicht die Grille sich das Naß
Von der Flügel grünem Glas.
Grashalm glänzt wie eine Klinge,
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen tummelnd sich im Kreis.
Alles Schimmer, Alles Licht,
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne hegen,
Wie die Haide nach dem Regen.

Ein Schall — und wieder — wieder — was ist das?
Bei Gott, das Schloß! Da schlägt es Acht im Thurme —
Weh, mein Gedicht! o weh mir armem Wurme,
Nun fällt mir Alles ein, was ich vergaß!
Mein Hut, mein Hammer, hurtig fortgetrabt —
Vielleicht, vielleicht ist man discret gewesen
Und harrte meiner, der sein Federlesen
Indeß mit Kraut und Würmern hat gehabt. —
Nun kommt der Steg und nun des Teiches Ried,
Nun steigen der Alleen schlanke Streifen;
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht begreifen,
Wie ich so gänzlich mich vom Leben schied —
Doch freilich — damals war ich Eremit!

[1] Buprestis, ein in allen Farben schimmernder Prachtkäfer, der sich im Haidekraut aufhält.

Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Das Schilf.

Stille, er schläft! stille, stille!
Libelle, reg' die Schwingen sacht,
Daß nicht das Goldgewebe schrille,
Und, Ufergrün, hab' gute Wacht,
Kein Kieselchen laß niederfallen.
Er schläft auf seinem Wolkenflaum
Und über ihn läßt säuselnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum;
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel seine Flügel,
Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das grad zum Nest der Hänfling trug;
Su, Su! breit', Ast, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun schläft er fest genug.

Die Linde.

Ich breite über ihn mein Blätterdach,
So weit ich es vom Ufer strecken mag.
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,
Das hundertfarbig zittert in der Luft.
Ich hauch' ihm meines Odems besten Duft,
Und auf sein Lager lass' ich niederfallen
Die lieblichste von meinen Blüthen allen;
Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,
Da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
Den hör' ich flüstern wunderliche Weise
Von mir und dir und der Libell' so leise,
Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
Sonst wahrlich hätt' die Raupe ihn erschreckt,
Die ich geschleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blitzt; schwül wird der Tag.
O, könnt' ich, könnt' ich meine Wurzeln strecken
Recht mitten in das tief krystallne Becken,
Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
Schaun so behaglich aus dem Wassernest,
Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
Hier einsam niederlechzt vom Uferrande.

Die Wasserfäden.

Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hangen,
Nicht weil flüssigen Krystall wir trinken,
Neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne sich in unserm Netz gefangen —
Nein, des Teiches Blutsverwandte, fest
Hält er all uns an die Brust gepreßt,
Und wir bohren unsre feinen Ranken
In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,

Dringen Adern gleich durch seinen Leib,
Dämmern auf wie seines Traums Gedanken;
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
Und die Schmerle birgt in unsrer Hut
Und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unserm Schleier kosen;
Uns nur traut die holde Wasserfey,
Sie, die schöne, lieblicher als Rosen.
Schleuß, Trifolium,[1] die Glocken auf,
Kurz dein Tag, doch königlich sein Lauf!

Kinder am Ufer.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O, das ist schön! hätt' ich nur einen Stecken,
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken,
Und jede Glocke ist frisirt so fein
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab
Und wat' ein wenig in die Furt hinab?
Pah! Frösch' und Hechte können mich nicht schrecken —
Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!

[1] Trifolium, Dreiblatt, Menianthes trifoliata, L. Biberklee. Eine Wasserpflanze, die nur in sehr tiefem Wasser wächst, mit schöner, aber sehr vergänglicher Blüthe.

Der Hünenstein.

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
Als wie ein siecher Greis die Haide lag
Und ihr Gestöhn des Mooses Teppich regte,
Krankhafte Funken im verwirrten Haar
Elektrisch blitzten und, ein dunkler Mahr,
Sich über sie die Wolkenschichte legte;

Zu dieser Dämmerstunde war's, als ich
Einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich
Und wenig dachte, was es draußen treibe.
Nachdenklich schritt ich und bemerkte nicht
Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht,
Ich sah auch nicht, als stieg die Mondesscheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;
So träumt' ich fort, und wie ein schlechtes Buch,
Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise
Von Station zu Stationen plagt,
Hab' zehnmal Weggeworfnes ich benagt
Und fortgeleiert überdrüß'ge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
Doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,
Fand ich mich immer auf derselben Stelle;
Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
Ans Auge mir, ich schreckte auf und lag
Am Grund, um mich des Haidekrautes Welle.

Seltsames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;
Mir überm Haupte reckte sich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
Und mir zu Füßen schwankt' die Ginsterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüstig saugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert' unterm Mantelvließe.

Die Decke über mir, gesunken, schief,
An der so blaß gehärmt das Mondlicht schlief,
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sahn
So leichenbrandig durch den Thymian,
Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Kibitz schreiend aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch trug wie bügellos
Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind hab' ich gelauscht so scharf gespannt,
Als bring' er Kunde aus dem Geisterland,
Und immer mußt' ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
Als durch das Haid die Todtenklage schallte?
Wer war die Drude, die im Abendstrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
Indeß ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten, dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne und in ihrem Rund
Ein wildes Herz zerstäubt zu Aschenflocken;
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
Es steigt, es breitet sich wie Wellenkamm,
Ein Riesenleib, gewalt'ger, höher immer;
Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt,
Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
Durch seine Glieder zittern Mondenschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!
Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —
Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,
Und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt
Es über meinem Haupt entlang die Haide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es schwankt herbei,
Und — „Herr, es regnet" — sagte mein Lakai,
Der ruhig übers Haupt den Schirm mir streckte.
Noch einmal sah ich zum Gestein hinab:
Ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,
Das armen, ausgedorrten Staub bedeckte!

Die Steppe.

Standest du je am Strande,
Wenn Tag und Nacht sich gleichen,
Und sahst aus Lehm und Sande
Die Regenrinnen schleichen —
Zahllose Schmugglerquellen,
Und dann, so weit das Auge
Nur reicht, des Meeres Wellen
Gefärbt mit gelber Lauge? —

Hier ist die Dün' und drunten
Das Meer; Kanonen gleichend
Stehn Schäferkarrn, die Lunten
Verlöscht am Boden streichend.
Gilt's etwa dem Korsaren
Im flatternden Kaftane,
Den dort ich kann gewahren
Im gelben Oceane?

Er scheint das Tau zu schlagen,
Sein Schiff verdeckt die Düne,
Doch sieht den Mast man ragen,
Ein dürrer Fichtenhüne;
Von seines Toppes Kunkel
Die Seile stramm wie Aeste,
Der Mastkorb, rauh und dunkel,
Gleicht einem Weihenneste!

Die Mergelgrube.

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberroth, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel so gescheckt,
Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.
Wie zürnend sturt dich an der schwarze Gneis,
Spathkugeln kollern nieder, milchig weiß,
Und um den Glimmer fahren Silberblitze;

Gesprenkelte Porphyre, groß und klein,
Die Okerdruse und der Feuerstein —
Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,
Der sah den Strand, und der des Berges Kuppe;
Die zorn'ge Welle hat sie hergescheucht,
Leviathan mit seiner Riesenschuppe,
Als schäumend übern Sinai er fuhr,
Des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,
Gebirge schmolzen ein wie Zuckerkand,
Als dann am Ararat die Arche stand
Und eine fremde üppige Natur,
Ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen. —
Findlinge nennt man sie, weil von der Brust
Der mütterlichen, sie gerissen sind,
In fremde Wiege, schlummernd unbewußt,
Die fremde Hand sie legt' wie's Findelkind.
O, welch ein Waisenhaus ist diese Haide,
Die Mohren, Blaßgesicht und rothe Haut
Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;
Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube
Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall
Melodisch schwinde im zerstörten All;
Und dann ein Zischen, wie von Moores Klassen,
In sich zusammen brodelnd eingesunken,
Mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schassen,
Als scharre in der Asche man den Funken.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
Und lauschte, lauschte mit berauschtem Ohr.

Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
Was drüber, sah ich nicht; doch die Natur

Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der todten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen —
Noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,
Als sie geschleudert von des Meeres Busen
Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
Ich Petrefakt, ein Mammuthsknochen drin!
Und müde, müde sank ich an den Rand
Der staub'gen Gruft; da rieselte der Grand
Auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau
Wie eine Leich' im Katakomben-Bau,
Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,
Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Todtenkäfer, der im Sarg
So eben eine frische Leiche barg;
Ihr Fuß, ihr Flügelchen empor gestellt
Zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
Zu einer Mumie ward ich versandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
Und auch der Scarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — so eben gar
Rollt mir ein Byssusknäuel in den Schooß;
Nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los.

Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,
Am Himmel stand der rothe Sonnenball,
Getrübt von Dunst, ein glüher Karneol,
Und Schafe weideten am Haidewall.
Dicht über mir sah ich den Hirten sitzen,
Er schlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig seinen Socken strickt.
Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.
„Ave Maria" hebt er an zu pfeifen,
So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.
Er schaut so seelengleich die Heerde an,
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.
Ein Räuspern dann, und langsam aus der Kehle
Schiebt den Gesang er in das Garngestrehle:

„Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See,
Darnach thu ich wohl schauen, ob es kommt in die Höh;
Wandl' ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,
Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.

„Gleich wie der Mond ins Wasser schaut hinein,
Und gleich wie die Sonne im Wald gibt güldenen Schein,
Also sich verborgen bei mir die Liebe findt,
All meine Gedanken, sie sind bei dir, mein Kind.

„Wer da hat gesagt, ich wollte wandern fort,
Der hat sein Feinsliebchen an einem andern Ort;
Trau nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein,
Alle meine Gedanken, sie sind bei dir allein."

Ich war hinaufgeklommen, stand am Bord,
Dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;
Er steckt' ihn an den Hut und strickte fort,
Sein weißer Kittel zuckte wie ein Weihel.
Im Moose lag ein Buch; ich hob es auf —
„Bertuchs Naturgeschichte; lest Ihr das?"

Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:
„Der lügt mal, Herr! doch das ist just der Spaß!
Von Schlangen, Bären, die in Stein verwandelt,
Als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;
Wär's nicht zur Kurzweil, wär' es schlecht gehandelt:
Man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen."
Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,
Das war ein Thier." Da zwinkert' er die Brau
Und hat mir lange pfiffig nachgelacht —
Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!

Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kanker schlich.

Der blasse Aether siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut,
Wie Trauernde am Grabe,
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,

Kreist um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr' und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
Wenn er so herstolzirte vor der Schaar
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sanct Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;

Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub, Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter als die Scheh'razade.
„Ha," krächzt er, „das war wüste Zeit —
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
Und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,
Als Andern Güldenstück und Seide.

Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich ans Kirchenfenster schnellte,
Und schier Tobias Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend,
Er aufs Barettlein in der Hand,
Sie fest aufs Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Thränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken —
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

„Und später sah ich manche Stund
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,

Ihr süßes Auge übern Grund
Entlang die Todtenlager gleiten;
Ins Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
Ins Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man ins Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durchs Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!"

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!"
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebrochnen Herzens, sitzt er da.
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!"
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferstein" — da mit Gekrächz
Hebt sich die Schaar und klatscht entlang den Hügel.

Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Das Hirtenfeuer.

Dunkel, dunkel im Moor,
Ueber der Haide Nacht,
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
Die löschend niederstäuben;
Nun wieder Alles dunkel —
Ich hör' des Stahles Picken,
Ein Knistern, ein Gefunkel,
Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreis umher, sie strecken

Die Hände, Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel
Und schleifet nach im Trabe
Ein wüst Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen —
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern schnippen
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre lustig flattern,
Und wie die Nadeln spritzen,
Und wie die Aeste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
Aufs neu umher im Kreise,
Und wieder fliegen Brocken,
Und wieder schwehlt es leise;
Glührothe Lichter streichen
An Haarbusch und Gesichte,
Und schier Dämonen gleichen
Die kleinen Haidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
Was streckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Ruthe,
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
Von ihrer Ginsterschütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
Und seine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen
Uebern Wachholder gleiten;
Die Buben flüstern leise,
Sie räuspern ihre Kehlen,
Und alte Haideweisen
Verzittern durch die Schmehlen.

„Helo, heloe!
„Heloe, loe!
„Komm du auf unsre Haide,
„Wo ich meine Schäflein weide,
„Komm, o komm in unser Bruch,
„Da gibt's der Blümelein genug! —
„Helo, heloe!"

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
Und leise durch den Ginster zieht's heran:

Gegenstrophe:

„Helo, heloe!
„Ich sitze auf dem Walle,
„Meine Schäflein schlafen alle,
„Komm, o komm in unsern Kamp,
„Da wächst das Gras wie Brahm so lang! —
„Helo, heloe!
„Heloe, loe!"

Der Haidemann.[1]

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch!
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Haidemann kömmt!“ —

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried
Und freun sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras!
Seht, wo noch grad die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Has,
Der Haidemann schwillt!“ —

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer, und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
Der Haidemann braut!“ —

[1] Hier nicht das bekannte Gespenst, sondern die Nebelschicht, die sich zur Herbst- und Frühlingszeit Abends über den Haidegrund legt.

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenschaaren
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitet's fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;

Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,
Wie's schwehlet an der Dünenscheid'!
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und theure Zeit —
Der Haidemann brennt!" —

Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohgedeckte Hütte,
Recht wie im Nest der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke,
Bläst in den Abendduft und schnaubt
Und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Geländе,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede,
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
Und rings der Gottesfriede,

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Der Knabe im Moor.

O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigenmann ungetreu,

Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Haide!

Fels, Wald und See.

Die Elemente.

Luft.

Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felſenlager ſtehen,
Sich des Schnees Daunen blähen,
Auf des Chimboraſſo Höhen
Iſt der junge Strahl erwacht;
Regt und dehnt die roſ'gen Glieder,
Schüttelt dann ſein Goldgefieder,
Mit dem Flimmerauge nieder
Blinzt er in des Thales Schacht.
Hörſt du, wie es fällt und ſteigt?
Fühlſt du, wie es um dich ſtreicht?
Dringt zu dir im weichen Duft
Nicht der Himmelsodem — Luft?

Ins friſche Land der Jäger tritt:
„Gegrüßt, du fröhlicher Morgen!
Gegrüßt, du Sonn', mit dem leichten Schritt
Wir Beiden ziehn ohne Sorgen.
Und dreimal gegrüßt, mein Geſelle Wind,
Der ſtets mir wandelt zur Seite,
Im Walde flüſtert durch Blätter lind,
Zur Höh' gibt ſpringend Geleite.
Und hat die Gems, das liſtige Thier,
Mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,
Wie ſind wir Drei dann ſo ganz allein,
Du, Luft, und ich und der uralte Stein!"

Wasser.

Der Mittag, der Fischer.

Alles still ringsum —
Die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.
Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt
Und das die Windsbraut jagt,
So durch den Azur die Sonne rennt
Und immer flammender tagt.
Natur schläft — ihr Odem steht,
Ihre grünen Locken hangen schwer,
Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
Ungehemmt im heiligen Meer.
Jedes Räupchen sucht des Blattes Hülle,
Jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;
Nur das Meer liegt frei in seiner Fülle
Und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Kahn,
Ausgestreckt der Fischer drin,
Und die lange Wasserbahn
Schaut er träumend überhin.
Neben ihm die Zweige hängen,
Unter ihm die Wellchen drängen,
Plätschernd in der blauen Flut
Schaukelt seine heiße Hand:
„Wasser," spricht er, „Welle gut,
Hauchst so kühlig an den Strand.
Du, der Erde köstlich Blut,
Meinem Blute nah verwandt,
Sendest deine blanken Wellen,
Die jetzt kosend um mich schwellen,
Durch der Mutter weites Reich,
Börnlein, Strom und glatter Teich,
Und an meiner Hütte gleich

Schlürf' ich dein geläutert Gut,
Und du wirst mein eignes Blut,
Liebe Welle! heil'ge Fluth!" —
Leiser plätschernd schläft er ein,
Und das Meer wirft seinen Schein
Um Gebirg und Feld und Hain;
Und das Meer zieht seine Bahn
Um die Welt und um den Kahn.

Erde.

Der Abend, der Gärtner.

Röthliche Flöckchen ziehen
Ueber die Berge fort,
Und wie Purpurgewänder
Und wie farbige Bänder
Flattert es hier und dort
In der steigenden Dämmrung Hort.

Gleich einem Königsgarten,
Den verlassen die Fürstin hoch —
Nur in der Kühle ergehen
Und um die Beete sich drehen
Flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,
Oeffnet sich der Erde Brust,
Leise, leise Kräutlein trinkt
Und entschlummert unbewußt;
Und sein furchtsam Wächterlein,
Würmchen mit dem grünen Schein,
Zündet an dem Glühholz sein
Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,
Spürt an der Sohle den Thau,

Gleich vom nächsten Halme er streicht
Lächelnd die Tropfen lau;
Geht noch einmal entlang den Wall,
Prüft jede Knospe genau und gut:
„Schlaft denn," spricht er, „ihr Kindlein all,
Schlafet! ich lass' euch der Mutter Hut;
Liebe Erde, mir sind die Wimpern schwer,
Hab' die letzte Nacht durchwacht,
Breit' wohl deinen Thaumantel um sie her,
Nimm wohl mir die Kleinen in Acht."

Feuer.

Die Nacht, der Hammerschmied.

Dunkel! All Dunkel schwer!
Wie Riesen schreiten Wolken her —
Ueber Gras und Laub
Wirbelt's wie schwarzer Staub;
Hier und dort ein grauer Stamm,
Am Horizont des Berges Kamm
Hält die gespenstige Wacht,
Sonst Alles Nacht — Nacht — nur Nacht.

Was blitzt dort auf? — ein rother Stern —
Nun scheint es nah, nun wieder fern;
Schau! wie es zuckt und zuckt und schweift,
Wie's ringelnd gleich der Schlange pfeift.
Nun am Gemäuer glimmt es auf,
Unwillig wirft's die Asch' hinauf,
Und wirbelnd überm Dach hervor
Die Funkensäule steigt empor.

Und dort der Mann im rußig'n Kleid,
— Sein Angesicht ist bleich und kalt,
Ein Bild der listigen Gewalt —
Wie er die Flamme dämpft und facht

Und hält den Eisenblock bereit!
Den soll ihm die gefangne Macht,
Die wilde hartbezähmte Glut
Zermalmen gleich in ihrer Wuth.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,
Wie's tückisch an der Kohle knittert,
Lang aus die rothe Kralle streckt
Und nach dem Kerkermeister reckt!
Wie's vor verhaltnem Grimme zittert:
„O, hätt' ich dich, o könnte ich
Mit meinen Klauen fassen dich!
Ich lehrte dich den Unterschied
Von dir zu Elementes Zier,
An deinem morschen, staub'gen Glied,
Du ruchlos Menschenthier!"

Die Schenke am See.

An Levin Schücking.

Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirth erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Contrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Sitz nieder! — Trauben! — und behend erscheint
Zopfwedelnd der geschäftige Pigmäe;
O sieh, wie die verletzte Beere weint
Blutige Thränen um des Reifes Nähe;

Frisch greif in die krystallne Schale, frisch,
Die saftigen Rubine glühn und locken;
Schon fühl' ich an des Herbstes reichem Tisch
Den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,
Und ich, ich will an deiner lieben Seite
Froh schlürfen meiner Neige letztes Gut.
Schau' her, schau' drüben in die Näh' und Weite:
Wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,
Als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,
Wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,
Als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauen See?
So klar die Luft, mich dünkt, ich seh' den Hirten
Heimzügeln von der duftbesäumten Höh' —
War's nicht, als ob die Rinderglocken schwirrten?
Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt —
Mich dünkt, ich seh' den kecken Jäger schleichen;
Wenn eine Gemse an der Klippe hängt,
Gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,
Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
Wo Träume lagern langverschollner Zeit,
Seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer.
Wohl ziemt es mir, in Räumen, schwer und grau,
Zu grübeln über dunkler Thaten Reste;
Doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau
Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;

Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,
Den Hügeln, Auen, üpp'gem Wellenrauschen,
Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand
Freundliche Augen unserm Pfade lauschen;
Brich auf! — da haspelt in behendem Lauf
Das Wirthlein Abschied wedelnd uns entgegen:
„— Geruh'ge Nacht — stehn's nit zu zeitig auf! —"
Das ist der lust'gen Schwaben Abendsegen.

Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreienden Staare,
Und lass' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
Zerfallen nach des Försters Tode,
Dort ruh' ich manche Stunde aus,
Vergraben unter Rank' und Lode;
'S ist eine Wildniß, wo der Tag
Nur halb die schweren Wimpern lichtet;
Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
Ergrauter Aeste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
Wie Seufzer streifen durch den Wald,
Am Strauche irre Käfer brummen;

Wenn sich die Abendröthe drängt
An sickernden Geschiefers Lauge,
Dann ist's, als ob ein trübes Auge,
Ein rothgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
Die langern magern Schossen streichen,
An wildverwachsner Hecke noch
Im Moose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat vom tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgesogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Gesims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen
Und bleibt sekundenlang am Ring
Der kränkelnden Narzisse hangen;
Streicht eine Taube durch den Hain,
So schweigt am Tobelrand ihr Girren,
Man höret nur die Flügel schwirren
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;

Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar und drinnen
Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
Ein Schellenband an Schnall' und Riemen,
Mit grober Wolle ist gestickt
„Diana" auf dem Lederstriemen;
Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
Als man den Tannensarg geschlossen;
Den Mann begrub man, todt geschossen
Hat man das alte treue Thier.

Sitz' ich so einsam am Gesträuch
Und hör' die Maus im Laube schrillen,
Das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig,
Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —
Wie Schauer überläuft's mich dann,
Als hör' ich klingeln noch die Schellen,
Im Walde die Diana bellen
Und pfeifen noch den todten Mann.

Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
Der Dämmrung leise Boten hat gesandt,
Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
An meiner Wange flüsterte das Kraut,
Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich durch der Linde Raum
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum

Gleich einem mächt'gen Glühwurm schien zu tragen.
Es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,
Doch wußte ich, es war der Heimath Licht,
In meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach! so Manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
Fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,
Gesichter, die mir lange fremd geworden;
Vergeßne Töne summten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund
Und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,
So stand ich plötzlich in der Zukunft Lande;
Ich sah mich selber, gar gebückt und klein,
Geschwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen staub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben sah ich klar
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
Mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier,
Sah über die gefurchte Wange mir
Langsam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran Namen standen, die mein Lieben kennt,

Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
Und — horch, die Wachtel schlug! kühl strich der Hauch —
Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor und schüttelte mich dann,
Wie Einer, der dem Scheintod erst entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Hage,
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

Am Bodensee.

Ueber Gelände, matt gedehnt,
Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt;
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Thurme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element.

Ich hör' es wühlen am feuchten Strand,
Mir unterm Fuße es wühlen fort,
Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
Eine Stimme klaget im hohlen Grund,
Gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,
Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Thurme her,
Sprühregenflitter fährt in die Höh',

Ha, meine Locke ist feucht und schwer! —
Was treibst du denn, unruhiger See?
Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
Doch nein, du schläfst, ich seh' es genau,
Dein Auge decket die Wimper grau,
Am Ufer schlummert der Kahn.

Hast du so Vieles, so Vieles erlebt,
Daß dir im Traum es kehren muß,
Daß dein gleißender Nerv erbebt,
Naht ihm am Strand eines Menschen Fuß?
Dahin, dahin, die einst so gesund,
So reich und mächtig, so arm und klein,
Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
Liegt zerflossen auf deinem Grund!

Der Ritter, so aus der Burg hervor
Vom Hange trabte in aller Früh
— Jetzt nickt die Esche vom grauen Thor,
Am Zwinger zeichnet die Mylady. —
Das arme Mütterlein, das gebleicht
Sein Leichenhemde den Strand entlang,
Der Kranke, der seinen letzten Gang
An deinem Borde gekeucht;

Das spielende Kind, das neckend hier
Sein Schneckenhäuschen geschleudert hat;
Die glühende Braut, die lächelnd dir
Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;
Der Sänger, der mit trunkenem Aug'
Das Metrum geplätschert in deiner Fluth,
Der Pilger, so am Gesteine geruht:
Sie Alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfey,
Hältst nur umschlungen, läßt nimmer los?

Hat sich aus dem Gebirge die Treu'
Geflüchtet in deinen heiligen Schooß?
O, schau mich an! ich zergeh' wie Schaum,
Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum!

Das alte Schloß.

Auf der Burg hauf' ich am Berge,
Unter mir der blaue See,
Höre nächtlich Koboldzwerge,
Täglich Adler aus der Höh';
Und die grauen Ahnenbilder
Sind mir Stubenkameraden,
Wappentruh' und Eisenschilder
Sopha mir und Kleiderladen.

Schreit' ich über die Terrasse
Wie ein Geist am Runenstein,
Sehe unter mir die blasse
Alte Stadt im Mondenschein,
Und am Walle pfeift es weidlich,
— Sind es Käuze oder Knaben? —
Ist mir selber oft nicht deutlich,
Ob ich lebend, ob begraben!

Mir genüber gähnt die Halle,
Grauen Thores, hohl und lang,
Drin mit wunderlichem Schalle
Langsam dröhnt ein schwerer Gang.
Mir zur Seite Riegelzüge,
Ha, ich öffne, lass' die Lampe

Scheinen auf der Wendelstiege
Lose modergrüne Rampe,

Die mich lockt wie ein Verhängniß
Zu dem unbekannten Grund;
Ob ein Brunnen? ob Gefängniß?
Keinem Lebenden ist's kund.
Denn zerfallen sind die Stufen,
Und der Steinwurf hat nicht Bahn;
Doch als ich hinab gerufen,
Donnert's fort wie ein Orkan.

Ja, wird mir nicht baldigst fade
Dieses Schlosses Romantik,
In den Trümmern ohne Gnade
Brech' ich Glieder und Genick;
Denn, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl' ich stark mich wie ein Hüne,
Von Zerfallendem umgeben.

Der Säntis.[1]

Frühling.

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das thauige Revier,
Und nah und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,

[1] Die höchste Kuppe des Alpsteins, der sich durch die Kantone St. Gallen und Appenzell streckt.

Wie seine seidnen Wimpel regt
Der Zweig, so jüngst voll Reifes hing.

Noch sucht man gern den Sonnenschein
Und nimmt die trocknen Plätzchen ein;
Denn Nachts schleicht an die Grenze doch
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Säntis, mit der Locke weiß!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt:
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!

Sommer.

Du gute Linde, schüttle dich!
Ein wenig Luft, ein schwacher West!
Wo nicht, dann schließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch
Dort — grad an deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig drüben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glückseel'ger Säntis, dir ist kühl!

Herbst.

Wenn ich an einem schönen Tag
Der Mittagsstunde habe Acht
Und lehne unter meinem Baum
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose übers Thal
Den amethystnen Teppich webt,
Auf dem der letzte Schmetterling
So schillernd wie der frühste bebt:

Dann denk' ich wenig drüber nach,
Wie's nun verkümmert Tag für Tag
Und kann mit halbverschloßnem Blick
Vom Lenze träumen und von Glück.

Du mit dem frischgefallnen Schnee,
Du thust mir in den Augen weh!
Willst uns den Winter schon bereiten:
Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,
Und bald, bald wälzt er sich herab
Von dir, o Säntis! ödes Grab!

Winter.

Aus Schneegestäub' und Nebelqualm
Bricht endlich doch ein klarer Tag;
Da fliegen alle Fenster auf,
Ein Jeder späht, was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuser sind?
Ein Weiher jener ebne Raum?
Fürwahr, in dieser Uniform
Den Glockenthurm erkennt man kaum.

Und alles Leben liegt zerdrückt,
Wie unterm Leichentuch erstickt.

Doch schau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du starrer Wächter, laß ihn los,
Den Föhn aus deiner Kerker Schooß!
Wo schwärzlich jene Riffe spalten,
Da muß er Quarantaine halten,
Der Fremdling aus der Lombardei;
O Säntis, gib den Thauwind frei!

Am Weiher.

Ein milder Wintertag.

An jenes Waldes Enden,
Wo still der Weiher liegt
Und längs den Fichtenwänden
Sich lind Gemurmel wiegt;

Wo in der Sonnenhelle,
So matt und kalt sie ist,
Doch immerfort die Welle
Das Ufer flimmernd küßt:

Da weiß ich, schön zum Malen
Noch eine schmale Schlucht,
Wo all die kleinen Strahlen
Sich fangen in der Bucht.

Ein trocken, windstill Eckchen
Und so an Grüne reich,
Daß auf dem ganzen Fleckchen
Mich kränkt kein dürrer Zweig.

Will ich den Mantel dichte
Nun legen übers Moos,
Mich lehnen an die Fichte
Und dann auf meinen Schooß

Gezweig und Kräuter breiten
So gut ich's finden mag:
Wer will mir's übel deuten,
Spiel' ich den Sommertag?

Will nicht die Grille hallen,
So säuselt doch das Ried;
Sind stumm die Nachtigallen,
So sing' ich selbst ein Lied.

Und hat Natur zum Feste
Nur wenig dargebracht:
Die Lust ist stets die beste,
Die man sich selber macht.

Ein harter Wintertag.

Daß ich dich so verkümmert seh',
Mein lieb lebend'ges Wasserreich,
Daß ganz versteckt in Eis und Schnee
Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt
Dein überglaster Fichtengang:
Das ist es nicht, was mich beengt,
Geh' ich an deinem Bord entlang.

Zwar in der immer grünen Zier
Erscheinst, o freundlich Element,
Du ähnlich den Oasen mir,
Die des Arabers Sehnsucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur
Erblühten deine Moose noch,
Wenn durch die schweigende Natur
Erklangen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt' ich gern
Mich des krystallnen Flimmers freun,
Belauschen jeden Farbenstern
Und keinen Sommertag bereun:

Wär' nicht dem Ufer längs, so breit,
Die glatte Schlittenbahn gefegt,
Worauf sich wohl zur Mittagszeit
Gar manche rüst'ge Ferse regt.

Bedenk' ich nun, wie manches Jahr
Ich nimmer eine Eisbahn sah,
Wohl wird mir's trüb und wunderbar,
Und tausend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünschen unerfüllt,
Das nähm' ich noch gelassen mit:
Doch ach, der Frost so Manchen hüllt,
Der einst so fröhlich drüber glitt!

Feyer.

Das Morgenroth schwimmt still entlang
Den Wolkenocean,
Den Gliedern zart, mit Liebesdrang
Schmiegt sich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang
Ein rother Flammenkahn,
Ein lindes Rauschen grüßt den Tag,
Ist es ihr Ruderschlag?

Und es erwachen mit Gezisch
Die bunte Vögelein,
Sie strecken keck aus dem Gebüsch
Die Köpflein, rund und klein,
Und tauchen in die Frühluft frisch
Die feinen Glieder ein,
Die Schnäblein üben sie zumal
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blümlein senden früh
Den leisen Duft ins Land,
Um ihre Stirnen winden sie
Ein hell Juwelenband.
Das Spinnlein selbst mit großer Müh
Braucht die geübte Hand,
Es hat sein Netzlein reich geschmückt,
Mit Perlenreihn gestickt.

Ich sinne, wenn solch heit'res Fest
Mag zubereitet sein,
Und wem zu Liebe läßt sein Nest
Das treue Vögelein?
Da spricht zu mir der linde West
Mit seinem Stimmlein fein:
Bist du denn also hart und blind,
Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher,
Wo Alles Jubel singt?
Was wandelst du so arm und leer,
Wo Alles Gabe bringt?
Daß selbst zu Gottes Lob und Ehr'
Vom Aug' der Erde dringt
Gar manche Thräne, daß sie ganz
Davon bedeckt mit Glanz.

Er ist es, dem so minniglich
Der Baum die Zweige regt,
Den mit Gesang so inniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Für den die Sonne rings um sich
Die Strahlenwimpel schlägt;
All' Herz thut sich ihm freudig auf,
Wach auf, wach auf, wach auf!

Gedichte vermiſchten Inhalts.

Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?"
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt, wo hervor der todte Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, den am Rand
Entschläfert der Datura Odem,
Der, langsam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da schmettre laut, da flüstre leis,
Trompetenstoß und West in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe gibt ihr wüstes Ringen,
Und durch der eignen Mutter Brust
Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
Wo selbst die Schande flattert auf,
Ein lustiges Panier zum Siege,
Da rüttle hart: ‚Wach auf, wach auf,
Unsel'ger, denk an deine Wiege!'

„‚Denk an das Aug', das überwacht
Noch eine Freude dir bereitet,
Denk an die Hand, die manche Nacht
Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
Des Herzens denk, das einzig wund
Und einzig selig deinetwegen,
Und dann knie nieder auf den Grund
Und fleh' um deiner Mutter Segen!'

„Und wo sich träumen wie in Hast
Zwei einst so glüh ersehnte Wesen,
Als hab' ein Priesterwort die Kraft,
Der Banne seligsten zu lösen,
Da flüstre leise: ‚Wacht, o wacht!
Schaut in das Auge euch, das trübe,
Wo dämmernd sich Erinnrung facht,
Und dann: wach auf, o heil'ge Liebe!'

„Und wo im Schlafe zitternd noch
Vom Opiat die Pulse klopfen,
Das Auge dürr, und gäbe doch
Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —
O, rüttle sanft: ‚Verarmter, senk'
Die Blicke in des Aethers Schöne,
Kos' einem blonden Kind und denk'
An der Begeistrung erste Thräne.'"

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Muth, im warmen Leben;
Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
Doch wißt: wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß
Sie, als den frommen Thau zu hüten
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber schlüpft die Schlange scheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu,
Allein der Pilger wird sie segnen.

Meine Todten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
Die Muth bedarf und frischen Wind,
Er schaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb' ich an,
So tret' ich denn zu euch hinan,
Ihr meine stillen strengen Todten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tausend Sonnen, —
Sprecht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüstern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers starrem Eis
Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ich's nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
Erloschen eures Blickes Brand,
Und euer Laut der Oede Odem;
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, so hat kein Aug' geblickt,
So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab
Und beuge mein Stirn hinab
Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
Laßt lauter, wie der Aether fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen!

Katharine Schücking.

Du hast es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust
Die scheuverhüllte Runenschrift gelesen;
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,
Westphalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen.

Sehr jung war ich und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte;
Ach! Manches ist zerstäubt, der Asche gleich,
Was einst als Flamme durch die Adern bebte!
Mein Blick war klar und mein Erkennen stark,
Von seinem Throne mußte manches steigen,
Und was ich einst genannt des Lebens Mark,
Das fühlt' ich jetzt mit frischem Stolz mein eigen.

So scheut' ich es, als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug' zu sehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin
Hochmüthig, mit bedecktem Haupte, stehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht' ich sehnend nennen;

Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.
Dein Bild, du Starke, in der Läutrung Brand
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!"

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken Derer, die dich lieben.
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose;
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt
Den Epheu und die dornenvollste Rose.

Nach dem Angelus Silesius.

Des Menschen Seele du, vor Allem wunderbar,
Du Alles und auch Nichts, Gott, Priester und Altar,
Kein Pünktchen durch dich selbst, doch über alles Maß
Reich in geschenktem Gut, und als die Engel baß;
Denn höher steht dein Ziel, Gott ähnlich sollst du werden;
So, Seele, bist du's schon; denn was zum Glück und Ruhm
In dir verborgen liegt, es ist dein Eigenthum,
Ob unentwickelt auch, wie's Keimlein in der Erden
Nicht minder als der Baum, und wie als Million
Nichts Andres ist die Eins, bist du ihm gleich, sein Sohn,
So wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,
Ganz ähnlich ist das Roth, das noch die Adern füllt;
Nicht Kletten trägt die Ros', der Dornstrauch keine Reben,
Drum, Seele, stürbest du, Gott müßt' den Geist aufgeben.

Ja, Alles ist in dir, was nur das Weltall beut,
Der Himmel und die Höll', Gericht und Ewigkeit,
Gott ist dein Richter nicht, du mußt dir selbst verzeihn,
Sonst an des Höchsten Thron stehst du in ew'ger Pein;
Er, der dem Suchenden noch nie verlöscht die Spur,
Er hat selbst Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort;
Deß unergründlich Grab ist seine Ichheit nur:
Wär' er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,
Wie Gott im Höllenpfuhl wär' selig für und für,
Und, Seele, bist du treu, so steht dies auch bei dir.

Also ist deine Macht auch heute schon dein eigen,
Du kannst, so oft du willst, die Himmelsleiter steigen;
Ort, Raum, sind Worte nur, von Trägheit ausgedacht,
Die nicht Bedürfniß in dein Wörterbuch gebracht.
Dein Aug' ist Blitz und Nu, dein Flug bedarf nicht Zeit,
Und im Moment ergreifst du Gott und Ewigkeit;

Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,
Da dir das Werkzeug fehlt, die Lettern zu erkennen;
Nur Geist'ges faßt der Geist; ihm ist der Leib zu schwer,
Du schmeckst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar
nichts mehr;
Hat nicht vom Tröpfchen Thau die Eigenschaft zu messen
Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?
Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,
Viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

Faßt's nicht zuweilen dich, als müßtest in der That
Du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,
Wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,
Um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?
Fühlst du in Demuth so, in Liebesflammen rein,
Dann ist's der Schöpfung Mark, laß dir nicht leide sein!
Dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,
Wie Quelle an dem Strand, wo Ocean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da Nichts mag größer sein,
So wirf dich in den Staub, da Nichts wie du so klein!
Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hort,
So schlummre, schlummre nur, mein Seelchen, schlummre fort!
Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine That?
Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat;
In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,
Durch offne Thür und Thor die Gnade lassen ein;
Dann wird aus lockerm Grund die Myrt' und Balsam steigen,
Er kömmt, er kömmt, dein Lieb, gibt sich der Braut zu eigen,
Mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schlösser Pracht,
Um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht!

Gruß.

An Wilhelm Junkmann.

Mein Lämpchen zuckt, sein Docht verglimmt,
Die Funken knistern im Kamine,
Wie eine Nebeldecke schwimmt
Es an des Saales hoher Bühne;
Im Schneegestöber schläft die Luft,
Am Scheite ist das Harz entglommen,
Mich dünkt, als spür' ich einen Duft
Wie Weihrauch an der Gruft des Frommen.

Dies ist die Stunde, das Gemach,
Wo sich Gedanken mögen wiegen,
Verklungne Laute hallen nach,
Es dämmert in verloschnen Zügen;
Im Hirne summt es wie ein Lied,
Das mit den Flocken möchte steigen
Und, flüsternd wie der Hauch im Ried,
An eines Freundes Locke neigen.

Schon seh' ich ihn, im gelben Licht,
Das seines Ofens Flamme spielet,
Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.
Ich seh' ihn, wie, die Stirn gestützt,
Er leise lächelt in Gedanken;
Wo weilen sie? — wo blühen itzt
Und treiben diese zarten Ranken?

Baun sie im schlichten Haidekraut
Ihr Nestchen sich aus Immortellen?
Sind mit der Flocke sie gethaut
Als Thräne, wo die Gräber schwellen?

Vielleicht in fernes, fernes Land
Wie Nachtigallen fortgezogen,
Oder am heiligen Meeresstrand,
Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald steiget;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Säuseln lind
Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt, so vorgebeugt,
Die hohe Stirn vom Schein umflossen,
Das Ohr wie fremden Tönen neigt
Und lächelt geistigen Genossen,
Ein leichter Blitz in seinem Aug',
Wie ein verirrter Strahl aus Eden, —
Da möcht' ich leise, leise auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden.

Junge Liebe.

Ueber dem Brünnlein nicket der Zweig,
Waldvögel zwitschern und flöten,
Wild Anemon' und Schlehdorn bleich
Im Abendstrahle sich röthen,
Und ein Mädchen mit blondem Haar
Beugt über der glitzernden Welle,
Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
Mit dem Auge der scheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert sie ab:
„Liebt er, liebt er mich nimmer?"
Und wenn „liebt" das Orakel gab,
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer;
„Liebt er nicht" — o Grimm und Graus!
Daß der Himmel den Blüthen gnade!
Gras und Blumen, den ganzen Strauß
Wirft sie zürnend in die Cascade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
Ihr Auge wird ernst und sinnend;
Frommer Eltern heftiges Kind,
Nur Minne nehmend und minnend,
Kannte sie nie ein anderes Band
Als des Blutes, die schüchterne Hinde;
Und nun Einer, der nicht verwandt —
Ist das nicht eine schwere Sünde?

Muthlos seufzet sie niederwärts
In argem Schämen und Grämen,
Will zuletzt ihr verstocktes Herz
Recht ernstlich in Frage nehmen.
Abenteuer sinnet sie aus:
Wenn das Haus nun stände in Flammen
Und um Hülfe riefen heraus
Der Karl und die Mutter zusammen?

Plötzlich ein Perlenregen dicht
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen,
In die Kräuter gedrückt ihr Gesicht,
Wie das Blut der Erde zu saugen,
Ruft sie schluchzend: „Ja, ja, ja!"
Ihre kleinen Hände sich ringen,
„Retten, retten würd' ich Mama
Und zum Karl in die Flamme springen!"

Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar,
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;
Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe";
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen,
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möchte ich gleich auf den Schemel knien
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe ermacht
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht
Zum Hügel drüben am Bronnen;
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau, wie im Korbe sie lachen!
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:
„Das that meine alberne Barbe!"
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben;
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

Kinderspiel.

Wie sind meine Finger so grün,
Blumen hab' ich zerrissen;
Sie wollten für mich blühn,
Und haben sterben müssen.
Sie neigten sich in mein Angesicht
Wie fromme schüchterne Lider,
Ich war in Gedanken, ich achtet's nicht
Und bog sie zu mir nieder,
Zerriß die lieben Glieder
In sorgenlosem Muth.
Da floß ihr grünes Blut
Um meine Finger nieder;
Sie klagten nicht, sie weinten nicht,
Sie starben ohne Laut,
Nur dunkel ward ihr Angesicht
Wie wenn der Himmel graut.
Sie konnten's mir nicht ersparen,
Sonst hätten sie es gethan;
Wo bin ich hingefahren
In trübem Sinneswahn?
O thöricht Kinderspiel
O schuldlos Blutvergießen!
Gleicht's auch dem Leben viel,
Laßt mich die Augen schließen,
Denn was geschehn ist, ist geschehn,
Und wer kann für die Zukunft stehn?

Brennende Liebe.[1]

Und willst du wissen, warum
So sinnend ich manche Zeit,
Mitunter so thöricht und dumm,
So unverzeihlich zerstreut,
Willst wissen auch ohne Gnade,
Was denn so Liebes enthält
Die heimlich verschlossene Lade,
An die ich mich öfters gestellt?

Zwei Augen hab' ich gesehn,
Wie der Strahl im Gewässer sich bricht,
Und wo zwei Augen nur stehn,
Da denke ich an ihr Licht.
Ja, als du neulich entwandtest
Die Blume vom blühenden Rain
Und „Oculus Christi" sie nanntest,
Da fielen die Augen mir ein.

Auch gibt's einer Stimme Ton,
Tief, zitternd, wie Hornes Hall,
Die thut's mir völlig zum Hohn,
Sie folget mir überall.
Als jüngst im flimmernden Saale
Mich quälte der Geigen Gegell,
Da hört' ich mit einem Male
Die Stimme im Violoncell.

Auch weiß ich eine Gestalt,
So leicht und kräftig zugleich,
Die schreitet vor mir im Wald
Und gleitet über den Teich;

[1] Cratægus pyracantha, auch sonst der „brennende Busch" genannt.

Ja, als ich eben in Sinnen
Sah über des Mondes Aug'
Einen Wolkenstreifen zerrinnen,
Das war ihre Form, wie ein Rauch.

Und höre, höre zuletzt,
Dort liegt, da drinnen im Schrein,
Ein Tuch mit Blute genetzt,
Das legte ich heimlich hinein.
Er ritzte sich nur an der Schneide,
Als Beeren vom Strauch er mir hieb,
Nun hab' ich sie alle Beide,
Sein Blut und meine brennende Lieb'.

Der Brief aus der Heimath.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht,
Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —
Es kömmt, es naht, die Sorgen sind geendet!
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,
Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,

Als sie zum ersten Mal zu festem Stand
Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;
Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
Ach, Eine Leiche sah die Heimath schon,
Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfangen;
Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;
Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen
Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!"
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übervoll aus ihren Ufern schwellen;
Ach, eine Mutter hat man Einmal nur!

Ein braver Mann.

Noch lag, ein Wetterbrodem, schwer
Die Tyrannei auf Deutschlands Gauen,
Die Wachen schlichen scheu umher,
Die Menge schlief in dumpfem Grauen;
Ein Seufzer schien der Morgenwind
Aus angstgepreßter Brust zu brechen;
Nur die Kanone durfte sprechen,
Und lächeln durfte nur das Kind.

Da lebt' im Frankenland ein Mann,
Der bittre Stunden schon getragen,
In drängenden Geschickes Bann
Gar manche Täuschung sonder Klagen;
Ihm war von seiner Ahnen Flur
Der edle Name nur geblieben,
Von allen, allen Jugendtrieben
Des Herzens warm Gedenken nur.

Durch frühes Siechthum schwer gebeugt
Und jeglichem Beruf verdorben,
Hätt' er oft gern das Haupt geneigt
Und wär' in Frieden nur gestorben;
An seinen Schläfen lagen schon
Mit vierzig Jahren weiße Garben,
Und seiner Züge tiefe Narben
Verriethen steter Sorge Frohn.

Doch freundlich trug er jeden Dorn,
Der auf dem Pfade ihm begegnet,
Geschlagen von des Schicksals Zorn,
Doch von der Götter Hand gesegnet.
Und eine Kunst war ihm beschert,
So mild wie seiner Seele Hauchen:

Sein Pinsel ließ die Wiesen rauchen
Und flammen des Vulkanes Herd.

Es waren Bilder, die mit Lust
Ein unverdorbnes Herz erfüllen,
Wie sie entsteigen warmer Brust
Und reiner Phantasie entquillen;
Doch Mäklern schienen sie zu zart,
Den Stempel hoher Kunst zu tragen;
So hat er schwer sich durchgeschlagen
Und täglich am Bedarf gespart.

Da ward in Winterabends Lauf
Ein Brief ihm von der Post gesendet;
Er riß bestürzt das Siegel auf:
O Gott, die Sorgen sind beendet!
Des fernen Vetters Todtenschein
Hat als Agnaten ihn berufen,
Er darf nur treten an die Stufen,
Die reichen Lehen harren sein!

Wer denkt es nicht, daß ihm gepreßt
Aus heißer Wimper Thränen flossen?
Dann plötzlich steht sein Auge fest,
Der Zähren Quelle ist geschlossen.
Er liest, er tunkt die Feder ein,
Hat nur Sekunden sich berathen,
Und an den nächsten Lehnsagnaten
Schreibt muthig er beim Lampenschein:

„Wohl sagt man, daß Tyrannenmacht
Nicht Eides[1] Band vermag zu schlingen,
Doch wo in uns ein Zweifel wacht,
Da müssen wir zum Besten ringen.

[1] Der Huldigungseid, den er als Grundbesitzer hätte leisten müssen.

Nimm hin der Väter liebes Schloß,
— O, würd' ich einstens dort begraben! —
Ich bin gewöhnt, nicht viel zu haben,
Und mein Bedürfniß ist nicht groß."

Wer unter euch von Opfern spricht,
Von edleren, und Märtrerzeichen,
Der sah gewiß noch Jahre nicht,
Nicht vierzig Jahr' in Sorg' entschleichen!
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe:
— Er war ein Mann wie Wachs so weich,
Nur stark in Gott und seiner Treue.

Und wie es ferner ihm erging?
Er hat gemalt, bis er gestorben,
Zuletzt, in langer Jahre Ring,
Ein schmal Vermögen sich erworben;
Nie hat auf der Begeistrung Höh'
Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,
Und keine Seele hat gesprochen
Von seinem schweren Opfer je.

Zweimal im Leben gab das Glück
Vor seinem Antlitz mir zu stehen,
In seinem mild bescheidnen Blick
Des Geistes reinen Blitz zu sehen.
Und im December hat man dann
Des Sarges Deckel zugeschlagen
Und still ihn in die Gruft getragen.
— Das ist das Lied vom braven Mann.

Stammbuchblätter.

1.

Mit Laura's Bilde.

Im Namen eines Freundes.

Um einen Myrtenzweig sich zu ersingen,
Schickt seinen Schwan Petrarca Lauren nach,
Mit Lorbeerreisern füllt er das Gemach,
Doch kann er in den Myrtenhain nicht dringen.

Da zieht er durch die Welt mit hellem Klingen,
Schlägt mit den Flügeln an das theure Haus,
Man reicht ihm den Cypressenkranz hinaus,
Allein die Myrte kann er nicht erringen.

Mein Freund, wohl ist der Lorbeer uns versagt,
Doch laß uns um den schnöden Preis nicht klagen,
Von Dornen und Cypressen rings umragt.

Will es in einer Laura Blick mir tagen,
Dann hab' ich gern dem schweren Kranz entsagt,
Die kleine Myrte läßt sich leichter tragen.

2.

An Henriette von Hohenhausen.

Wie lieb, o Nähe; Ferne, ach wie leid;
Wie bald wird Gegenwart Vergangenheit!
Warum hat Trauer denn so matten Schritt,
Da doch so leicht die frohe Stunde glitt?
Ach, wer mir liebe Stunden könnte bannen,
Viel werther sollt' er sein, als der vermöchte
Der trüben schlaffe Sehnen anzuspannen,
Denn Leid im Herzen wirbt sich theure Rechte,
Und wer es nimmt, der nimmt ein Kleinod mit.

Reich' mir die Hand, du hast mich froh gemacht!
In öder Fremde hab' ich dein gedacht,
Werd' oft noch sinnen deinem Blicke nach,
So mildes Auge hellt den trübsten Tag.
Laß Ferne denn zur Nähe sich gestalten
Durch Wechselwort und inniges Gedenken.
Reich' mir die Hand — ich will sie treulich halten,
Und drüber her mag immergrün sich senken
Der Tannenzweig, ein schirmend Wetterdach.

Nachruf an Henriette von Hohenhausen.[1]

An deinem Sarge standen wir,
Du fromme milde Leidenspalme,
Wir legten in die Hände dir
Des Lenzes linde Blüthenhalme;
An deiner Brust, wie eingeknickt,
Die blauen Seidenschleifen lagen;
So, mit der Treue Bild geschmückt,
Hat man dich in die Gruft getragen.

Die Sonne sticht, der Regen rauscht —
Wir sitzen schweigend und beklommen;
Es knirrt im Flur, und Jeder lauscht,
Als dächten wir, du könntest kommen;
In jedem Winkel suchen wir
Nach deinem Lächeln, deinem Blicke,
Wer lehnte je am Busen dir,
Und fühlt im Herzen keine Lücke?

[1] Henriette von Hohenhausen, in Herford geboren, starb im April des Jahres 1843 zu Münster. Sie ist Verfasserin verschiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendschriften, die sich durch sittlich religiöse Richtung und große Gemüthlichkeit auszeichnen.

Daß dein Erkennen stark und klar,
Auch Andre mögen's mit dir theilen,
Doch daß du so gerecht und wahr,
Daß Segen jede deiner Zeilen,
Der Odem, den dein Leben sog,
Der letzte noch, ein Liebeszeichen —
Das, Henriette, stellt dich hoch
Ob Andre, die an Geist dir gleichen!

Du warst die Seltne, die gehorcht
Des Ruhmes lockender Sirene
Und keine Tünche je geborgt
Und keine süßen Taumeltöne;
Die jede Perl' aus ihrem Hort
Vor Gottes Auge erst getragen,
Um ernstes wie um heitres Wort,
Um keines durft' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
Zerrinnt der Glorie Zauberschemen,
Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinüber nehmen;
Doch vor dem Richter kannst du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich sie verwaltet."

Nicht möcht' ich einen kalten Stein
Ob deinem warmen Herzen sehen,
Auch keiner glühen Rosen Schein,
Die üppig unter Dornen wehen;
Des Sinnlaubs immergrünen Stern
Möcht' ich um deinen Hügel ranken,
Und überm Grüne säh' ich gern
Die segensreiche Aehre schwanken.

Vanitas vanitatum!

R. i. p.

Ihr saht ihn nicht im Glücke,
Als Schaaren ihm gefolgt,
Mit Einem seiner Blicke
Er jeden Haß erdolcht,
Das Blut an seinen Händen
Wie Königspurpur fast,
Und flammenden Geländen
Entstieg des Nimbus Glast;

Saht nicht, wie stolz getragen
Schulfreund und Kamerad
Die Stirn, mit welchem Zagen
Der Fremdling ihm genaht,
Wenn mit Kolosses Schreiten
Das Klippenthor er stieß,
Die kleinen Segel gleiten
An seiner Sohle ließ.

Ihr habt ihn nicht gesehen,
Ihr Augen jugendklar,
Du Haupt, wo Ringel wehen
Von süßem Lockenhaar;
Jünglinge, blühnde Frauen,
Ihr saht ihn nicht im Glanz,
Ihn, seines Landes Grauen
Und allergrünsten Kranz.

Vielleicht doch saht ihr streifen
Den alten kranken Leun,
Saht seine Mähne schleifen
Und zittern sein Gebein;

Saht, wie die breiten Pranken
Er matt und stöhnend hob,
Wie taumelnd seine Flanken
Er längs der Mauer schob.

Und Scheitel saht ihr, weiße,
Am Fensterglase spähn,
Die dann mit scheuem Fleiße
Sich hintern Vorhang drehn;
Vernahmt der Knaben Lachen,
Der Greise schmerzlich Ach,
Wenn er im freien flachen
Geländ' zusammen brach.

Allein ihr horcht, als rede
Ich von dem Tartarchan,
Mit Augen weit und öde
Starrt ihr euch lange an,
Und Einer ruft: „O schauet,
Wie man ein Ehrenmal
Obscurem Burschen bauet!
Wer war der General?"

Instinkt.

Bin ich allein, verhallt des Tages Rauschen,
Im frischen Wald, im braunen Haideland,
Um mein Gesicht die Gräser nickend bauschen,
Ein Vogel flattert an des Nestes Rand,
Und mir zu Füßen liegt mein treuer Hund,
Gleich Feuerwürmern seine Augen glimmen —
Dann kommen mir Gedanken, ob gesund,
Ob krank, das mag ich selber nicht bestimmen.

Ergründen möcht' ich, ob das Blut, das grüne,
Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,
Ob Dionaea[1] um die kühne Biene
Bewußtlos ihre rauhen Netze schlägt,
Was in dem weißen Sterne[2] zuckt und greift,
Wenn er, die Fäden streckend, leise schauert,
Und ob, vom Duft der Menschenhand gestreift,
Gefühllos ganz die Sensitive trauert?

Und wieder muß ich auf den Vogel sehen,
Der dort so zürnend seine Federn sträubt,
Mit kriegerischem Schrei mich aus den Nähen
Der nackten Brut nach allen Kräften treibt.
Was ist Instinkt? — tiefsten Gefühles Herd;
Instinkt trieb auch die Mutter zu dem Kinde,
Als jene Fürstin, von der Glut verzehrt,[3]
Als Heil'ge ward posaunt in alle Winde.

Und du, mein zott'ger Tremm, der schlafestrunken
Noch ob der Herrin wacht und durch das Grün
Läßt blinzelnd streifen seiner Blicke Funken,
Sag' an, was deine klugen Augen glühn?
Ich bin es nicht, die deine Schale füllt,
Nicht gab der Nahrung Trieb dich mir zu eigen,
Und mit der Sklavenpeitsche kann mein Bild
Noch minder dir im dumpfen Hirne steigen.

Wer kann mir sagen, ob des Hundes Seele
Hinaufwärts, oder ob nach unten steigt?
Und müde, müde drück' ich in die Schmehle
Mein Haupt, wo siedend der Gedanke steigt.
Was ist es, das ein hungermattes Thier,
Mit dem gestohlnen Brode für das bleiche

[1] Dionaea muscipula, auch „die Fliegenfalle" genannt.
[2] Sparrmannia.
[3] Beim Fest des Fürsten Schwarzenberg während des Wiener Congresses.

Blutrünst'ge Antlitz in das Waldrevier
Läßt flüchten und verschmachten bei der Leiche?

Das sind Gedanken, die uns könnten tödten,
Den Geist betäuben, rauben jedes Glück,
Mit tausendfachem Mord die Hände röthen,
Und leise schaudernd wend' ich meinen Blick.
O schlimme Zeit, die solche Gäste rief
In meines Sinnens harmlos lichte Bläue!
O schlechte Welt, die mich so lang und tief
Ließ grübeln über eines Pudels Treue!

Die rechte Stunde.

Im heitern Saal beim Kerzenlicht,
Wenn alle Lippen sprühen Funken,
Und gar vom Sonnenscheine trunken,
Wenn jeder Finger Blumen bricht,
Und vollends an geliebtem Munde,
Wenn die Natur in Flammen schwimmt, —
Das ist sie nicht, die rechte Stunde,
Die dir der Genius bestimmt.

Doch wenn so Tag als Lust versank,
Dann wirst du schon ein Plätzchen wissen,
Vielleicht in deines Sopha's Kissen,
Vielleicht auf einer Gartenbank:
Dann klingt's wie halb verstandne Weise,
Wie halb verwischter Farben Guß
Verrinnt's um dich, und leise, leise
Berührt dich dann dein Genius.

Der zu früh geborene Dichter.

Acht Tage zählt' er schon, eh ihn
Die Amme konnte stillen,
Ein Würmchen, saugend kümmerlich
An Zucker und Kamillen;
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelsporen,
Und Jeder sagte: „Armes Kind!
Es ist zu früh geboren!"

Doch wuchs er auf, und mit der Zeit
Hat Leben sich entwickelt,
Mehr als der Doktor prophezeit,
Und hätt' er ihn zerstückelt;
Im zähen Körper zeigte sich
Zäh wilder Seele Streben;
Einmal erfaßt — dann sicherlich
Hielt er, auf Tod und Leben.

In Büchern hat er sich studirt
Hohläugig und zu Schanden
Und durch sein glühes Hirn geführt
Zahllose Liederbanden.
Ein steter Drang — hinauf! hinauf!
Und ringsum keine Palme;
So klomm er an der Weide auf
Und jauchzte in die Alme.

Zwar dünkt' ihn oft, bei trübem Muth,
Sein Baldachin von Laube
So köstlich wie ein alter Hut,
Wie 'ne zerrißne Haube;
Allein dies schalt man „eitlen Drang,
Mit Würde abzutrumpfen!"

Und Alles, was er sah, das sang
Herab vom Weidenstumpfen.

So ward denn eine werthe Zeit
Vertrödelt und verstammelt,
Lichtblonde Liederlein juchheit
Und Weidenduft gesammelt;
Wohl fielen Thränen in den Flaum
Und schimmerten am Raine,
Erfaßte ihn der glühe Traum
Von einem Palmenhaine.

Und als das Leben ausgebrannt
Und fühlte sich vergehen,
Da sollt' wie Moses er das Land
Der Gottverheißung sehen:
Er sah, er sah sie Schaft an Schaft
Die heil'gen Kronen tragen,
Und drunter all die frische Kraft
Der edlen Sprossen ragen.

Und Lieder hört' er, Melodien,
Wie ihm im Traum geklungen,
Wenn ein Krystall der Gletscher schien
Und Adler sich geschwungen;
Durch das smaragdne Riesenlaub
Sah er die Lyra blinken
Und über sie gleich goldnem Staub
Levante's Aether sinken.

O, wie zusammen da im Fall
Die alten Töne schwirrten,
Im Busen die Gefangnen all
Mit ihren Ketten klirrten!
„Ha, Leben, Jahre! und mein Sitz
Ist in den Säulenwänden,

Auch meine Lyra soll den Blitz
Durch die Smaragden senden!"

Ach, arme Frist, an solchem Schaft
Mit mattem Fuß zu klimmen,
Die Sehne seiner Jugendkraft,
Vermag er sie zu stimmen?
Und bald erseufzt er: „Hin ist hin!
Vertrödelt ist verloren!
Die Scholle winkt, weh mir, ich bin
Zu früh, zu früh geboren!"

Noth.

Was redet ihr so viel von Angst und Noth
In eurem tadellosen Treiben?
Ihr frommen Leute, schlagt die Sorge todt,
Sie will ja doch nicht bei euch bleiben!

Doch wo die Noth, um die das Mitleid weint,
Nur wie der Tropfen an des Trinkers Hand,
Indeß die dunkle Fluth, die Keiner meint,
Verborgen steht bis an der Seele Rand —

Ihr frommen Leute wollt' die Sorge kennen,
Und habt doch nie die Schuld gesehn!
Doch sie, sie dürfen schon das Leben nennen
Und seine grauenvollen Höhn!

Hinauf schallt's wie Gesang und Loben,
Und um die Blumen spielt der Strahl,
Die Menschen wohnen still im Thal,
Die dunklen Geier horsten droben.

Die Bank.

Im Parke weiß ich eine Bank,
Die schattenreichste nicht von allen,
Nur Erlen lassen, dünn und schlank,
Darüber karge Streifen wallen;
Da sitz' ich manchen Sommertag
Und lass' mich rösten von der Sonnen,
Rings keiner Quelle Plätschern wach,
Doch mir im Herzen springt der Bronnen.

Dies ist der Fleck, wo man den Weg
Nach allen Seiten kann bestreichen,
Das staub'ge Gleis, den grünen Steg
Und dort die Lichtung in den Eichen:
Ach manche, manche liebe Spur
Ist unterm Rade aufgeflogen!
Was mich erfreut, bekümmert, nur
Von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im schlichten Kleid,
Getreuer Freund seit zwanzig Jahren,
Dem keine Wege schlimm und weit,
Galt es den heil'gen Dienst zu wahren:
Wie oft sah ich den schweren Schlag
Dich drehn mit ungeschickten Händen,
Und langsam steigend nach und nach
Dein Käppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,
Mein lieber schlanker blonder Junge,
Mit deiner Büchs' und braunem Hund,
Du klares Aug' und muntre Zunge,
Wie oft hört' ich dein Pfeifen nah,
Wenn zu der Dogge du gesprochen,

Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und Manches, was die Zeit verweht,
Und Manches, was sie ließ erkalten,
Wie Banquo's Königsreihe geht
Und trabt es aus des Waldes Spalten.
Auch was mir noch geblieben und
Was neu erblüht im Lebensgarten,
Der werthen Freunde heitrer Bund,
Von drüben muß ich ihn erwarten.

So sitz' ich Stunden wie gebannt,
Im Gestern halb und halb im Heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und lass' es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
O, schmählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
Sich anzuformen alle Züge;
So mag er denn am Hange stehn,
Ein werth Phantom, geliebte Lüge;
Ich aber hoffe für und für,
So fern ich mich des Lebens freue,
Zu rösten an der Sonne hier,
Geduld'ger Märtyrer der Treue.

Clemens von Droste.[1]

An seinem Denkmal saß ich, das Getreibe
Des Lebens schwoll und wogt' in den Alleen,
Ich aber mochte nur zum Himmel sehn,
Von dem ihr Silber goß die Mondenscheibe.
Und alle Schmerzenskeime fühlt' ich sprießen,
Im Herzen sich entfalten, Blatt um Blatt,
Und allen Segen fühlt' ich niederfließen
Um eines Christen heil'ge Schlummerstatt.

Da nahte durch die Gräser sich ein Rauschen,
Geflüster hallte an der Marmorwand,
Der mir so theure Name ward genannt,
Und leise Wechselrede hört' ich tauschen.
Es waren tiefe achtungsvolle Worte,
Und dennoch war es mir, als dürfe hier
Kein Anderer an dem geweihten Orte,
Kein Wesen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln,
Der ihn gekannt wie ich, so manches Jahr,
Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,
Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?
Welch fremdes Aug' hat in den ernsten Lettern,
Dem strengen Wort des Herzens Schlag erkannt?
Die Blitze saht ihr, aber aus den Wettern
Saht ihr auch segnen eines Engels Hand?

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,
Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub
Der Menschenherzen freundlichstes zerfallen.

[1] Clemens August Freiherr von Droste, Professor an der juristischen Fakultät zu Bonn, wurde im Jahre 1832, während eines Aufenthalts zu Wiesbaden, seinen Freunden durch einen plötzlichen Tod entrissen. — Seine Hülle ruht auf dem dortigen Gottesacker.

Sie redeten von den zersprengten Kreisen,
Die all er wie ein mächt'ger Reif geeint;
Ich dachte an die Wittwen und die Waisen,
Die seinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von seines Geistes Walten,
Von seinem starken ungebeugten Sinn,
Und wie er nun der Wissenschaft dahin,
Der Mann, an dem sich mancher Arm gehalten;
Ich hörte ihres Lobes Wogen schießen,
Es waren Worte, wohlgemeint und wahr,
Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimme schwinden,
Ihr letztes Wort war eine Klage noch:
Daß nicht so leicht ein gleiches Wissen doch,
Daß selten nur ein gleicher Geist zu finden.
Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,
Hab' seines Grabes feuchten Halm geküßt:
„Wo gibt es einen Vater, einen Gatten
Und einen Freund, wie du gewesen bist!"

Guten Willens Ungeschick.

Du scheuchst den frommen Freund von mir,
Weil krank ich sei und sehr bewegt,
Mein hell und blühend Lustrevier
Hast du mit Dornen mir umhegt;
Wohl weiß ich, daß der Wille rein,
Daß eure Sorge immer wach,
Doch was ihn labt, was hindert, ach,
Ein Jeder weiß es nur allein.

Ich denke, wie ich einstens saß
An eines Hügels schroffem Rain
Und sah ein schönes Kind, das las
Sich Schneckenhäuschen im Gestein;
Dann glitt es aus, ich sprang hinzu,
Es hatte sich am Strauch gedrückt;
Ich griff es an gar ungeschickt,
Und abwärts rollte es im Nu;

Auf hob ich es, das weinend lag
Und grimmig weinend um sich fuhr
Und freilich, was es stieß vom Hag,
Mein schlimmes Helfen war es nur. —
Und an der Klippe stand ich auch,
Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,
Und drüber pfiff wie ein Korsar
Ein Weihe hoch im Nebelrauch.

Nun blitzte wie ein Strahl heran
Und immer näher schoß der Weih,
Ich schwang das Tuch, den Mantel dann,
Die jungen Vögel duckten scheu;
Und aufwärts funkelnd, angstgepreßt,
Wie Marder pfiffen sie so klar;
Da ward mir endlich offenbar,
Dies sei des Weihen eignes Nest.

So hab' ich hundertmal gefühlt,
Und tausendmal hab' ich gesehn,
Daß nichts so hart am Herzen wühlt,
Wo seine tiefsten Adern gehn,
Als — zürne nicht, die Lippen drück'
Ich sühnend auf der Lippen Rand —
Als eine liebe rasche Hand
In guten Willens Ungeschick.

Der Traum.

An Amalie H.

Jüngst hab' ich dich gesehn im Traum,
So lieblich saßest du behütet
In einer Laube grünem Raum,
Von duftendem Jasmin umblüthet;
Durch Zweige fiel das goldne Licht,
Aus Vogelkehlen ward gesungen,
Du saßest da wie ein Gedicht,
Von einem Blumenkranz umschlungen.

Und deine liebe Rechte trug
Das Antlitz mit so edlen Sitten,
Im Sand das aufgeschlagne Buch
Schien von dem Schooße dir geglitten;
Dich lehnend an den frischen Hag
Hauchtest du flüsternd leise Küsse,
Im Auge eine Thräne lag
Wie Thau im Kelche der Narzisse.

Dich anzuschaun war meine Lust,
Zu lauschen deiner Züge Regen,
Und dennoch hätt' ich gern gewußt,
Was dich so innig mocht' bewegen?
Da bogst du sacht hinab den Zweig,
Strichst lächelnd an der Spitzenhaube,
An deine Schulter huscht' ich gleich,
Sah einen Baum in schlichtem Laube:

Und auf dem Baume saß ein Fink,
Der schleppte dürres Moos und Reisig,
„Schau her, schau wieder!" zirpt' er flink
Und förderte am Nestchen fleißig;
Er sah so keck und fröhlich aus,
Als trüg' er des Flamingo Kleider.

So sorglich hüpft' er um sein Haus,
Als fürcht' er bösen Blick und Neider.

Und wenn ein Reischen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müsse, was der Garten hegt,
Blum' und Gesträuch sich vor ihm neigen;
Um deine Lippe flog ein Zug,
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,
Und meinen Namen ließ im Flug
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,
Mit leisem Schlage dich zu strafen,
Allein da wacht' ich plötzlich auf
Und bin nicht wieder eingeschlafen;
Nur deiner hab' ich fortgedacht,
Säh' dich so gern am grünen Hage,
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht
Sah ich dich noch an keinem Tage.

Im Eise schlummern Blum' und Zweig,
Decemberwinde schneidend wehen,
Der Garten steht im Wolkenreich,
Wo tausend schönre Gärten stehen;
So golden ist kein Sonnenschein,
Daß er wie der erträumte blinke;
Doch du, bist du nicht wirklich mein?
Und bin ich nicht dein dummer Finke?

Locke und Lied.

Meine Lieder sandte ich dir,
Meines Herzens strömende Quellen,

Deine Locke sandtest du mir,
Deines Hauptes ringelnde Wellen;
Hauptes Welle und Herzens Fluth,
Sie zogen einander vorüber;
Haben sie nicht im Kusse geruht?
Schoß nicht ein Leuchten darüber?

Und du klagest: verblichen sei
Die Farbe der wandernden Zeichen;
Scheiden thut weh, mein Liebchen, ei,
Die Scheidenden dürfen erbleichen;
Warst du blaß nicht, zitternd und kalt,
Als ich von dir mich gerissen?
Blicke sie an, du Milde, und bald,
Bald werden den Herrn sie nicht missen.

Auch deine Locke hat sich gestreckt,
Verdrossen, gleich schlafendem Kinde,
Doch ich hab' sie mit Küssen geweckt,
Hab' sie gestreichelt so linde,
Ihr geflüstert von unsrer Treu',
Sie geschlungen um deine Kränze,
Und nun ringelt sie sich auf's neu,
Wie eine Rebe im Lenze.

Wenig Wochen, dann grünet der Stamm,
Hat Sonnenschein sich ergossen,
Und wir sitzen am rieselnden Damm,
Die Händ' in einander geschlossen,
Schaun in die Welle und schaun in das Aug'
Uns wieder und wieder und lachen,
Und Bekanntschaft mögen dann auch
Die Lock' und der Liederstrom machen.

Spiegelung.

An Levin Schücking.

O frage nicht, was mich so tief bewegt,
Seh' ich dein junges Blut so freudig wallen,
Warum, an deine klare Stirn gelegt,
Mir schwere Tropfen aus den Wimpern fallen.

Mir träumte einst, ich sei ein albern Kind,
Sich emsig mühend an des Tisches Borden;
Wie übermächtig die Vokabeln sind,
Die wieder Hieroglyphen mir geworden!

Und als ich dann erwacht, da weint' ich heiß,
Daß mir so klar und nüchtern jetzt zu Muthe,
Daß ich so schrankenlos und überweis',
So ohne Furcht vor Schelten und vor Ruthe.

So, wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
Wo tausend frische Lebenskeime walten,
Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;

Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
Was noch entschwinden wird und was entschwand,
Das muß ich Alles dann in dir beweinen.

An Levin Schücking.

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,
Soll trennen, was in tausend Fäden Eins,
So mächtig kein Gedanke, daß er dringe
Vergällend in den Becher reinen Weins;

Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,
So großes Kleinod, einmal sein statt gelten!

Hat das Geschick uns, wie in frevlem Witze,
Auf feindlich starre Pole gleich erhöht,
So wisse, dort, dort auf der Scheidung Spitze
Herrscht, König über Alle, der Magnet,
Nicht frägt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,
Ein Strahl fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick' in mein Auge — ist es nicht das deine,
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und das Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen.

Pollux und Kastor — wechselnd Glühn und Bleichen,
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.

An denselben.

Zum zweiten Male will ein Wort
Sich zwischen unsre Herzen drängen,
Den felsbewachten Erzeshort
Will eines Knaben Mine sprengen.
Sieh mir in's Auge, wende nicht
Das deine nach des Fensters Borden,
Ist denn so fremd dir mein Gesicht,
Denn meine Sprache dir geworden?

Sieh freundlich mir in's Auge, schuf
Natur es gleich im Eigensinne
Nach harter Form, muß ihrem Ruf
Antworten ich mit scharfer Stimme,
Der Vogel singt wie sie gebeut,
Libelle zieht die farb'gen Ringe,
Und keine Seele hat bis heut
Sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Still ließ an meiner Jahre Rand
Die Parze ihre Spindel schlüpfen,
Zu strecken meint' ich nur die Hand
Um alte Fäden anzuknüpfen,
Da fand den deinen ich so reich,
Fand ihn so vielbewegt verschlungen,
Darf es dich wundern, wenn nicht gleich
So Ungewohntes mir gelungen?

Daß Manches schroff in mir und steil,
Wer könnte, ach, wie ich es wissen!
Es ward, zu meiner Seele Heil
Mein zweites zarteres Gewissen,
Es hat den Uebermuth gedämpft,
Der mich Giganten gleich bezwungen,
Hat glühend, wie die Reue kämpft,
Mit dem Dämone oft gerungen.

Doch du, das tiefversenkte Blut
In meinem Herzen, durftest denken,
So wolle ich mein eignes Gut,
So meine eigne Krone kränken?
O sorglos floß mein Wort und bunt
Im Glauben, daß es dich ergötze,
Daß nicht geschaffen dieser Mund
Zu einem Hauch, der dich verletze.

Sieh her, nicht Eine Hand dir nur,
Ich reiche beide dir entgegen,
Zum Leiter auf verlorne Spur,
Zum Liebespenden und zum Segen,
Nur ehre ihn, der angefacht
Das Lebenslicht an meiner Wiege,
Nimm mich wie Gott mich hat gemacht,
Und leih' mir keine fremden Züge!

Poesie.

Frägst du mich im Räthselspiele,
Wer die zarte lichte Fey,
Die sich drei Kleinoden gleiche
Und Ein Strahl doch selber sei?
Ob ich's rathe? ob ich fehle?
Liebchen, pfiffig war ich nie,
Doch in meiner tiefsten Seele
Hallt es: das ist Poesie!

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,
Keiner Farbe zugethan,
Und doch, über Alles gleitend
Tausend Farben zündet an,
Jedes Recht und Keines Eigen. —
Die Kleinode nenn' ich dir:
Den Türkis, den Amethysten
Und der Perle edle Zier.

Poesie gleicht dem Türkise,
Dessen frommes Auge bricht,
Wenn verborgner Säure Brodem
Nahte seinem reinen Licht;

Dessen Ursprung Keiner kündet,
Der wie Himmelsgabe kam
Und des Himmels milde Bläue
Sich zum milden Zeichen nahm.

Und sie gleicht dem Amethysten,
Der sein veilchenblau Gewand
Läßt zu schnödem Grau erblassen
An des Ungetreuen Hand;
Der, gemeinen Götzen fröhnend,
Sinkt zu niedren Steines Art,
Und nur einer Flamme dienend
Seinen edlen Glanz bewahrt;

Gleicht der Perle auch, der zarten,
Am Gesunden thauig klar,
Aber saugend, was da Krankes
In geheimsten Adern war;
Sahst du niemals ihre Schimmer
Grünlich, wie ein modernd Tuch?
Eine Perle bleibt es immer,
Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelst meiner Lösung,
Flüsterst wie ein Widerhall:
Poesie gleicht dem Pokale
Aus venedischem Krystall;
Gift hinein — und schwirrend singt er
Schwanenliedes Melodie,
Dann in tausend Trümmer klirrend,
Und hin ist die Poesie!

An Elise.

Am 19. November 1843.

Du weißt es lange wohl, wie werth du mir,
Was sollt' ich es nicht froh und offen tragen,
Ein Lieben, das so frischer Ranken Zier
Um meinen kranken Lebensbaum geschlagen?
Und manchen Abend hab' ich nachgedacht,
In leiser Stunde träumerischem Sinnen,
Wie deinen Morgen, meine nah'nde Nacht
Das Schicksal ließ aus Einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsschwester, möchte ich
Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sprossen,
Mir ist, als ob mein fliehend Leben sich,
Mein rinnend Blut in deine Brust ergossen.
Wo flammt im Herzen mir ein Opferherd,
Daß nicht der deine loderte daneben,
Von gleichen Landes lieber Luft genährt,
Von gleicher Freunde frommem Kreis umgeben?

Und heut, am Sankt Elisabethentag,
Vereinend uns mit gleichen Namens Banden,
Schlug ich bedächtig im Kalender nach,
Welch' Heilige am Taufborn uns gestanden;
Da fand ich eine königliche Frau,
Die ihre milde Segenshand gebreitet,
Und eine Patriarchin, ernst und grau,
Nur werth um Den, deß Wege sie bereitet.

Fast war es mir, als ob dies Doppelbild
Mit strengem Mahnen strebe uns zu trennen,
Als woll' es dir die Fürstin zart und mild,
Mir nur die ernste Hüterin vergönnen;

Doch — lächle nicht — ich hab' mich abgekehrt,
Bin fast verschämt zur Seite dir getreten;
Nun wähle, Lieb, und die du dir beschert,
Zu der will ich als meiner Heil'gen beten.

Ein Sommertagstraum.

Im tiefen West der Schwaden grollte,
Es stand die Luft, ein siedend Meer,
An meines Fensters Vorhang rollte
Die Sonnenkugel, glüh und schwer;
Und wie ein Kranker, lang gestreckt,
Lag ich auf grünen Sophakissen,
Das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen,
Die Stirne fieberhaft gefleckt.

Um mich Geschenke, die man heute
Zu meinem Wiegenfest gesandt:
Denare, Schriften, Meeres Beute,
Ich hab' mich schnöde abgewandt;
Zum Tode matt und schlafberaubt,
Studirt' ich der Gardine Bauschen
Und horchte auf des Blutes Rauschen
Und Klingeln im betäubten Haupt.

Zuweilen dehnte sich ein Murren
Den Horizont entlang, es schlich
Am Hag ein Rieseln und ein Surren,
Wie flatternder Libelle Strich;
Betäubend zog Resedaduft
Durch des Balkones offne Thüren,
In jeder Nerve war zu spüren
Die schwefelnde Gewitterluft.

Da plötzlich schien sich aufzurichten
Am Fensterrahm ein Schattenwall,
Und mählich schob die dunklen Schichten
Er näher an den glühen Ball.
Durch der Gardine Spalten zog
Ein frischer Hauch, ich schloß die Augen,
Um tiefer, tiefer einzusaugen,
Was leise spielend mich umflog.

Genau vernahm ich noch das Rucken
Des flatternden Papiers, das Licht
Der Stufe sah ich schmerzend zucken;
Ob ich entschlief? mich dünkt es nicht.
Doch schneller schien am Autograph
Das dürre Züngelchen zu wehen,
Ein glitzernd Aug' der Stein zu drehen,
Die Muschel dehnte sich im Schlaf.

Und, nächt'ger Mücke zu vergleichen,
Umsäuselte mich halber Klang,
Am Teppich schien es sacht zu streichen
Und lief des Polsters Saum entlang,
Wie wenn im zitternden Papier
Der Fliege zarte Füßchen irren;
Und heller, feiner aus dem Schwirren
Drang es wie Wortes Hauch zu mir:

Das Autograph.

Pst! — St! — ja, ja,
Das mocht' eine Pracht noch heißen,
Als ich am Ermel sah
Die goldenen Tressen gleißen!
Wie waren die Hände weiß und weich,
Wie funkelten die Demanten!

Wie schwammen drüber, so duftig, reich,
Die breiten Brüsseler Kanten!

Das waren Bilder und Lockenpracht,
Wie mähnige Leun in Rahmen!
Das Vasen! wo in der Galatracht
Spazierten schäfernde Damen!
Und, o, das war ein Blumensee,
Ein farbiges Blüthengewimmel!
Das eine berauschende Aethernäh'
Von heißem südlichem Himmel!

Pst! — St! — ich duckt' in meinem Fach,
Pst! — still — wie Vögel im Nest,
Und ward am Gitter die Brise wach,
Dann ruschelt' ich mit dem West'.
O, o! der war euch ein Vagabund:
Von Bogen flog er zu Bogen,
Hat aus der Siegel Granatenmund
Säuselnde Küsse gesogen.

Pst! — drunten, hart an meiner Klaus'
Ein Tisch auf güldenen Krallen;
Und wispelte ich zu weit hinaus,
Ich wär' auf den Amor gefallen;
Der stand, einen Köcher in jeder Hand,
Wie sinnend auf lustige Finte,
Das Haupt gewendet vom stäubenden Sand,
Und spiegelte sich in der Tinte.

Sieh! drüben der Thüren Paneele, breit
Geschmückt mit schimmernden Leisten!
Wie hab' ich geflattert und mich gefreut,
Wenn leise knarrend sie gleißten!
Dann kam das Ding — ein Mann? — ein Greis? —
Nie konnte ich satt mich schauen,

Daß seine Lockenkaskaden so weiß,
So glänzend schwarz seine Brauen!

Schrieb, schrieb, daß die Feder knirrt' und bog,
Lang lange schlängelnde Kette,
Und sachte über den Marmor zog
Und schleifte sich die Manschette.
Das summt' und säuselte mir wie Traum,
Wie surrender Bienen Lesen,
Als sei ich einst ein seidener Schaum,
Eine Spitzenmanschette gewesen.

Pst! — stille, — sieh, ein Andrer! — sieh!
Wie schütteln des Schreibers Locken!
Er beugt und schlenkert sich bis ans Knie,
Schlürft und schleicht wie auf Socken.
Ha! es zupft mich, — ich falle, ich falle! —
Da liege ich hülflos gebreitet,
Und über mich die tintige Galle
Wie Würmer krimmelt und gleitet.

Licht, Leben! durch die Fasern gießt
Gleich Ichor sich der Menschengeist;
Wie's droben tönt, die Spalte fließt,
Gedankenwelle schwillt und kreißt.
„Viva!" — ein König wird gegrüßt —
Es fault im Mark, die Rinde gleißt.
Und Schiffe, schwer von Proviant,
Ziehn übers Meer vom Nordenstrand.

Ich zittre, zittre, jenes Fremden Auge,
Lichtblau und klar, ist über mich gebeugt;
Ob es den Geist mir aus den Fasern sauge?
Ich weiß es nicht, sein Blinzen sinkt und steigt,
Ein Auge scharf wie Scheidewassers Lauge! —
Er streicht die Brauen, faßt die Feder leicht —

Nun schlängelt er — nun drunten steht es da:
„Theodor' il primo, re di Corsica."
Pst! still! — der König spricht, Denar, halt Ruh!
Was schaukelst dich, was klimperst du?

Der Denar.

O! über deinen König! ganz dir gleich,
Du glattgeschlagner Lumpen, o, sein Reich
Das Inselchen, deß kärglichen Tribut
Lucull in eine Silberschüssel lud;
Gebannt in eine Perle, Cäsars Hand
In der Egypterfürstin Locken wand.
Du, zitternd vor Satrapenblicke, fahl
Wärst du zerstäubt vor seiner Augen Strahl,
Wenn langsam übers Forum im Triumph
Das Viergespann ihn rollte; hörst du dumpf,
Wie halberwachten Donner oder Spülen
Der Brandung, Pöbelwoge ziehn und wühlen,
Um die Quadriga summend, wie im Nahn
Prüft seine Stimme murrend der Orkan?
„Heil, Cäsar, Heil!" Um seine kahle Stirn
Ragt Lorbeer, wie die Ficht' um Klippenfirn;
Er lächelt, und aus seinem Lächeln fließet
Ein leise schläfernd Gift, o Roma, dir!
Sein halbgeschloßnes Auge Fäden schießet,
Ein unzerreißbar Netz. Gebückt und stier,
Zerzausten Haares, vor den Rossen klirrt
Endloser Gallierzug, die Fesseln schleifen,
Und aus der Pöbelwelle gellt und schwirrt
Gezisch, Gejubel, Cymbelklang und Pfeifen.
Denare fliegen aus des Siegers Hand,
Ha, wie es krabbelt im Arenasand!
Der Imperator nickt und klingelt fort.
Noch lieg' ich unberührt im Byssusbeutel —

Was steigt so schwarz am Kapitole dort?
Es dunkelt, dunkelt; — über Cäsars Scheitel
Ein Riesenaar mit Flügelrauschen steigt,
Die Sonne schwindet, doch ein Leuchten streicht
Um der Liktoren Beile — wieder itzt —
Sie zucken, schwenken sich — es blitzt! — es blitzt!

Die Erzstufe.

Ja Blitze, Blitze! der Schwaden drängt
Giftiges Gas am Risse hinaus,
Auf einem Blitze bin ich gesprengt
Aus meinem funkelnden Kellerhaus.
O, wie war ich zerbrochen und krank,
Wie rieselt's mir über die blanke Haut,
Wenn langsam schwellend der Tropfen sank,
Des Zuges Schneide mich angegraut!

Kennst du den Bergmönch, den braunen Schelm,
Dem auf der Schulter das Antlitz kreißt?
Schwarz und rauh wie ein rostiger Helm,
Wie die Grubenlampe sein Auge gleißt.
O, er ist böse, tückisch und schlimm!
Mit dem Gezähe[1] hackt er am Spalt,
Bis das schwefelnde Wetter im Grimm
Gegen die weichende Rinde schwallt.

Steiger, bete! du armer Knapp',
Dem in der Hütte das Kindlein zart,
Betet! betet! eh ihr hinab,
Eh zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.
Sieben Nächte hab' ich gesehn
Wie eine Walze rollen den Nacken
Und die Augen funkeln und drehn
Und das Gezähe schürfen und hacken.

[1] „Gezähe" das Handwerkszeug der Bergknappen.

Dort, dort hinter dem reichen Gang
Lauert der giftige Brodem; da
Wo der Kobold den Hammer schwang,
Wo ich am Bruche ihn schnuppern sah.
Gleich dem Molche von Dunste trunken
Schwoll und wackelt' der Gnom am Grund,
Und des Gases knisternde Funken
Zogen in seinen saugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenpsalm
Einmal noch und dein „walt's Gott,"
Deinen Segen gen Wetters Qualm,
Gäh Verscheiden und Teufelsrott'.
Schau noch einmal ins Angesicht
Deinem Töchterchen, deinem Weib,
Und dann zünde das Grubenlicht:
„Gott die Seele, dem Schacht der Leib!"

Sie sind vor Ort, die Lämpchen rund
Wie Irrwischflämmchen aufgestellt.
Die Winde keucht, es rollt der Hund,[1]
Der Hammer pickt, die Stufe fällt,
An Bleigewürfel, Glimmerspath
Zerrinnend, malt der kleine Strahl
In seiner Glorie schwimmend Rad
Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde keucht, es rollt der Hund. —
Hörst du des Schwadens Sausen nicht?
Wie Hagel bröckelt es zum Grund —
Der Hammer pickt, die Stufe bricht; —
Weh, weh! es zündet, flammt hinein!
Hinweg! es schmettert aus der Höh'!

[1] „Der Hund," der kleine kastenähnliche Karren, auf dem die Erzstufen aus dem Stollen zu Tage gefördert werden.

Felsblöcke, zuckendes Gebein!
Wo bin ich? — bin ich? — auf der See?
Und welch Gerieſel — immer immerzu,
Wie Regentropfen, regnet's?

Die Muſchel.

Su, ſuſu,
O, ſchlaf im ſchwimmenden Bade,
Hörſt du ſie plätſchern und rauſchen,
Meine hüpfende blanke Najade?
Ihres Haares ſeidenen Tang
Ueber der Schultern Perlenſchaum;
Horch! ſie ſingt den Wellengeſang,
Süß wie Vögelein, zart wie Traum:

„Webe, woge, Welle, wie
„Weſtes Säuſelmelodie,
„Wie die Schwalbe übers Meer
„Zwitſchernd ſtreicht von Süden her,
„Wie des Himmels Wolken thauen
„Segen auf des Eilands Auen,
„Wie die Muſchel knirrt am Strand,
„Von der Düne rieſelt Sand."

„Woge, Welle, ſachte, ſacht,
„Daß der Triton nicht erwacht.
„In der Hand das plumpe Horn,
„Schlummert er am Strudelborn.
„In der Muſchelhalle liegt er,
„Seine grünen Zöpfe wiegt er;
„Rieſ'le, Woge, Sand und Kies,
„In des Bartes zottig Vließ."

„Leiſe, leiſe, Wellenkreis,
„Wie des Liebſten Ruder leis

„Streift dein leuchtend Glas entlang
„Zu dem nächtlich süßen Gang;
„Wenn das Boot, im Strauch geborgen,
„Tändelt, schaukelt bis zum Morgen.
„In der Kammer flimmert Licht;
„Ruhig, Kiesel, knistert nicht!“

Das Lied verhaucht, wie Echo am Gestade,
Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,
Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,
Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,
Und sachte strehlend schwimmt sie, wie ein Hauch,
Im Strahl, der dämmert durch den Nebelrauch;
Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,
Die Sonne steigt, das Meer beginnt zu zittern —
Ein Silbernetz von Myriaden Flittern!
Mein Auge zündet sich — wo bin ich? — wo?

Tief athmend saß ich auf, aus Westen
Bohrte der schräge Sonnenstrahl;
Es tropft' und rieselt' von den Aesten,
Die Lerche stieg im Aethersaal;
Vom blanken Erzgewürfel traf
Mein Aug' ein Leuchten, schmerzlich flirrend,
Und in den Zuges Hauche schwirrend
Am Boden lag das Autograph.

So hab' ich Donner, Blitz und Regenschauer
Verträumt, in einer Sommerstunde Dauer.

Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;

Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,“
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“ —
„Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“ —

„Madame, wir haben heut Mariatag.“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.

„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz." —

„Du duftest Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Meine Sträuße.

So oft mir ward eine liebe Stund
Unterm blauen Himmel im Freien,
Da habe ich, zu des Gedenkens Bund,
Mir Zeichen geflochten mit Treuen:
Einen schlichten Kranz, einen wilden Strauß,
Ließ drüber die Seele wallen;
Nun stehe ich einsam im stillen Haus
Und sehe die Blätter zerfallen.

Vergißmeinnicht mit dem Rosaband —
Das waren dämmrige Tage,
Als euch entwandte der Freundin Hand
Dem Weiher drüben am Hage;
Wir schwärmten in wirrer Gefühle Flut,
In sechzehnjährigen Schmerzen;
Nun schläft sie lange. — Sie war doch gut,
Ich liebte sie recht von Herzen!

Gar weite Wege hast du gemacht,
Camelia, staubige Schöne,
In deinem Kelche die Flöte wacht,
Trompeten und Cymbelgetöne;
Wie zitterten durch das grüne Revier
Buntfarbige Lampen und Schleier!
Da brach der zierliche Gärtner mir
Den Strauß beim bengalischen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
Ein eisgrau starrender Riese;
Und diese Tange entfischt' ich der See
Aus Muschelgescherbe und Kiese;
Es war ein volles, gesegnetes Jahr,
Die Trauben hingen gleich Pfunden,
Als aus der Rebe flatterndem Haar
Ich diesen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträuße von wildem Haid',
Mit lockerem Halme geschlungen,
O süße Sonne, o Einsamkeit,
Die uns redet mit heimischen Zungen!
Ich hab' sie gepflückt an Tagen so lind,
Wenn die goldenen Käferchen spielen,
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
Und die fremden Schlacken zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,
Im duftigen Moose gestrecket,
Wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich
Mit rieselndem Schauer mich necket,
Dann lang' ich sachte, sachte hinab
Und fische die träufelnden Schmehlen;
Dort hängen sie, drüben am Fensterstab,
Wie arme vertrocknete Seelen.

So mochte ich still und heimlich mir
Eine Zauberhalle bereiten,
Wenn es dämmert dort, und drüben, und hier
Von den Wänden seh' ich es gleiten;
Eine Fey entschleicht der Camelia sich,
Liebesseufzer stöhnet die Rose,
Und wie Blutes Adern umschlingen mich
Meine Wasserfäden und Moose.

Das Liebhabertheater.

Meinst du, wir hätten jetzt Decemberschnee?
Noch eben stand ich vor dem schönsten Hain,
So grün und kräftig sah ich keinen je.
Die Windsbraut fuhr, der Donner knallte drein,
Und seine Zweige trotzten wie gegossen,
Gleich an des Parkes Thor ein Häuschen stand,
Mit Kränzen war geschmückt die schlichte Wand,
Die haben nicht gezittert vor den Schlossen,
Das nenn' ich Kränze doch und einen Hain!

Und denkst du wohl, wir hätten finstre Nacht?
Des Morgens Gluten wallten eben noch,
Rothglühend, wie des Lavastromes Macht
Hernieder knistert von Vesuves Joch;
Nie sah so prächtig man Auroren ziehen!
An unsre Augen schlugen wir die Hand
Und dachten schier, der Felsen steh' in Brand,
Die Hirten sahn wir wie Dämone glühen;
Das nenn' ich einen Sonnenaufgang doch!

Und sprichst du unsres Landes Nymphen Hohn?
Noch eben schlüpfte durch des Forstes Hau
Ein Mädchen, voll und sinnig wie der Mohn,

Gewiß, sie war die allerschönste Frau!
Ihr weißes Händchen hielt den blanken Spaten,
Der kleine Fuß, in Zwickelstrumpf und Schuh,
Hob sich so schwebend, trat so zierlich zu,
Und hör', ich will es dir nur gleich verrathen,
Der schönen Clara glich sie ganz genau.

Und sagst du, diese habe mein gelacht?
O, hättest du sie heute nur gesehn,
Wie schlau sie meine Blicke hat bewacht,
Wie zärtlich konnte ihre Augen drehn,
Und welche süße Worte ihr entquollen!
Recht wo ich stand, dorthin hat sie geweint;
„Mein theures Herz, mein Leben, einz'ger Freund!"
Das schien ihr von den Lippen nur zu rollen.
War das nicht richtig angebracht und schön?

Doch Eins nur, Eines noch verhehlt' ich dir
Und fürchte sehr, es trage wenig ein:
Der Wald war brettern und der Kranz Papier,
Das Morgenroth Bengalens Feuerschein,
Und als sie ließ so süße Worte wandern,
Ach, ob sie gleich dabei mich angeblickt,
Der dicht an das Orchester war gerückt,
Doch fürcht' ich fast, sie galten einem Andern!
Was meinst du, sollte das wohl möglich sein!

Die Taxuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und rauh,
Du schartiges Visier
Vor meines Liebsten Brau',

Gern mag ich vor dir stehen,
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten sehen
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,
Von Händen, die nun kalt;
Als man gesungen mir
In Weisen, die nun alt —
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradiesesthor
Dahinter Alles Blume
Und Alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
Nur an dein dunkles Tuch
Und achtzehn Jahre streichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;

Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
Und möcht' an deinem Saum
Vergleiten, wie ein Blatt,
Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht' ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum!

Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab' ich doch so manche Sommernacht,
Du düstrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leise für ein theures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülfewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebtem Mund;
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Franzenhang geziert,
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,
Mit leiser leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!

Mechanisch löste ich der Zöpfe Bund
Und sucht' im frischen Trunk Erleichterung;
Ach, Alles trägt man leicht, ist man nur jung,
Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
Sich wieder auf die kranke Wange schlich,
Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben
Dem Töchterchen geringelt seine lieben
Goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
Eh ich es führte an der Mutter Kissen!
Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,
Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
Als müss' es immer frisch und schäumend bleiben;
Des Ueberstandnen lachten wir im Hafen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
Und wandelten am Rasenstreifen fort
Und musterten der Stämmchen schlanke Reihn
Und schwärmten, wie es müsse reizend sein
Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
Der Hütte Thür vermocht' ich kaum zu regen,
Da schoß mir Staub und wüst Gerüll entgegen,
Und an dem blanken Gartensaale drüben,
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind;

Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund!

Sie aber, die vor Lustern dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Fluth sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, Beide krank und alt!

Der kranke Aar.

Am dürren Baum, im fetten Wiesengras
Ein Stier behaglich wiederkäut' den Fraß;
Auf niederm Ast ein wunder Adler saß,
Ein kranker Adler mit gebrochnen Schwingen.

„Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,
Ich schau' dir nach aus meinem Kräuterduft." —
„Weh, weh, umsonst die Sonne ruft
Den kranken Adler mit gebrochnen Schwingen!" —

„O Vogel, warst so stolz und freventlich
Und wolltest keine Fessel ewiglich!" —
„Weh, weh, zu Viele über mich,
Und Adler all, — sie brachen mir die Schwingen!" —

„So flattre in dein Nest, vom Aste fort,
Dein Aechzen schier die Kräuter mir verdorrt." —
„Weh, weh, kein Nest hab' ich hinfort,
Verbannter Adler mit gebrochnen Schwingen!" —

„O Vogel, wärst du eine Henne doch,
Dein Nestchen hättest du im Ofenloch.“ —
„Weh, weh, viel lieber Adler noch,
Viel lieber Adler mit gebrochnen Schwingen!“

Sit illi terra levis!

So sonder Arg hast du in diesem Leben
Mich deinen allerbesten Freund genannt,
Hast mir so oft gereicht die hagre Hand —
Hab' ich gelächelt, mag mir Gott vergeben.
Die Schlange wacht in jedes Menschen Brust,
Was ich dir bot, es war doch treue Gabe,
Und hier bekenn' ich es, an deinem Grabe,
Du warst mir lieber, als ich es gewußt.

Ob ich auch nie zu Jenen mich gesellte,
Die lachend deine Einfalt angeschaut;
Des Hauptes, das in Ehren war ergraut,
Verhöhnung immer mir die Adern schwellte;
Doch erst, wo aller Menschen Witz versiegt,
Ein armer Tropfen in Egyptens Sande,
Hier erst erkenn' ich, an der Seelen Brande,
Wie schwer des Auges warme Thräne wiegt.

Sah ich sie nicht an deine Wimper steigen,
Wenn du dem fremden Leide dich geeint?
Hast du nicht meinen Todten nachgeweint
So heiß, wie deines eignen Blutes Zweigen?
O! wenn ich in der Freude deß vergaß,
Mit bitterm Herzen muß ich es beklagen,
Denn von des Schicksals harter Hand geschlagen,
Wie gern ich dann in deinem Auge las!

Noch seh' ich dich im Hauch des Winterbrodems
Herstapfen, wie den irren Haidegeist,
Wie Tropf' an Tropfen deiner Stirn entfleußt,
Hör' noch das Keuchen deines armen Odems.
Es waren schlimme Wege, rauh und weit,
Die du gewandelt manche Winterwende,
Um des Altares heil'ge Gnadenspende
Zu tragen mir in meine Einsamkeit.

O, manchem Spötter gabst du ernst Gedenken,
Wenn höhnend deine kleine Hab' er pries,
Für schlechtes Ding dir Tausende verhieß,
Und du nur glücklich warst, ihn zu beschenken!
So werth war dir kein Gut, so ehrenreich,
Daß du es nicht mit Freuden hingegeben!
Dann sah man deine Lippen freundlich beben
Und zucken wie das Dämmerlicht im Teich.

An deinem Kleide, schwarz und fadenscheinend,
War jeder Fleck ein heimlich Ehrenmal,
Du frommer Dieb am Eignen! ohne Wahl
Das Schlechteste dir noch genugsam meinend.
Mann ohne Falsch und mit der offnen Hand,
Drin wie Demant der Wittwe Heller blinken,
Sanft soll der Thau auf deinen Hügel sinken,
Und leicht, leicht sei dir das geweihte Land!

Schlaf sanft, schlaf still in deinem grünen Bette,
Dir überm Haupt des Glaubens fromm Symbol!
Die Welt vergißt, der Himmel kennt dich wohl,
Ein Engel wacht an dieser schlichten Stätte.
Auch eine Thräne wird dir nachgeweint,
Und wahrlich keine falsche: „Ach, sie haben,
„Sie haben einen guten Mann begraben,
„Und mir, mir war er mehr" — mein wärmster Freund!

Die Unbesungenen.

's gibt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt
Und doch die Lava drinnen fluthet;
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte stehn
Und alles Leben niederhalten
Und doch, wenn Abendroth erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor Allen,
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen;
O, wenn dich Zweifel drückt herab
Und möchtest athmen Aetherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel,
Dann tritt an deines Vaters Grab!
Dann tritt an deines Bruders Gruft!
Dann tritt an deines Kindes Hügel!

Das Spiegelbild.

Schaust du mich an aus dem Krystall
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstre ich:
Phantom, du bist nicht meines Gleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Träteſt du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen.

Zu deiner Stirne Herrscherthron,
Wo die Gedanken leisten Frohn
Wie Knechte, würd' ich schüchtern blicken;
Doch von des Auges kaltem Glast
Voll todten Lichts, gebrochen fast,
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,
So weich und hülflos wie ein Kind,
Das möcht' in treue Hut ich bergen;
Und wieder, wenn er höhnend spielt,
Wie von gespanntem Bogen zielt,
Wenn leis es durch die Züge wühlt,
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,
Ein fremdes Dasein, dem ich mich
Wie Moses nahe, unbeschuhet,
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,
Voll fremden Leides, fremder Lust;
Gnade mir Gott, wenn in der Brust
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl' ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht sich einen.

Ja, trätest aus Krystalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd' ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Neujahrsnacht.

Im grauen Schneegestöber blassen
Die Formen, es zerfließt der Raum,
Laternen schwimmen durch die Gassen,
Und leise knistert es im Flaum;
Schon naht des Jahres letzte Stunde,
Und drüben, wo der matte Schein
Haucht aus den Fenstern der Rotunde,
Dort ziehn die frommen Beter ein.

Wie zu dem Richter der Bedrängte,
Ob dessen Haupt die Wage neigt,
Noch einmal schleicht, eh der verhängte,
Der schwere Tag im Osten steigt,
Noch einmal faltet seine Hände
Um milden Spruch, so knien sie dort,
Still gläubig, daß ihr Flehen wende
Des Jahres ernstes Losungswort.

Ich sehe unter meinem Fenster
Sie gleiten durch den Nebelrauch,
Verhüllt und lautlos wie Gespenster,
Vor ihrer Lippe flirrt der Hauch;
Ein blasser Kreis zu ihren Füßen
Zieht über den verschneiten Grund,
Lichtfunken blitzen auf und schießen
Um der Laterne dunstig Rund.

Was mögen sie im Herzen tragen,
Wie manche Hoffnung, still bewacht,
Wie mag es unterm Vließe schlagen
So heiß in dieser kalten Nacht!
Fort keuchen sie, als möge fallen
Der Hammer, eh sie sich gebeugt,
Bevor sie an des Thrones Hallen
Die letzte Bittschrift eingereicht.

Dort hör' ich eine Angel rauschen,
Vernehmlich wird des Kindes Schrei'n,
Und die Gestalt — sie scheint zu lauschen,
Dann fürder schwimmt der Lampe Schein;
Noch einmal steigt sie, läßt die Schimmer
Verzittern an des Fensters Rand,
Gewiß, es trägt ein Frauenzimmer
Sie, einer Mutter fromme Hand!

Nun stampft es rüstig durch die Gasse,
Die Decke kracht vom schweren Tritt;
Der Krämer schleppt die Sündenmasse
Der bösen Zahler keuchend mit;
Und hinter ihm wie eine Docke
Ein armes Kind im Flitterstaat,
Mit seidnem Fähnchen, seidner Locke,
Huscht frierend durch den engen Pfad.

Ha, Schellenklingeln längs der Stiege!
Glutaugen richtend in die Höh',
'ne kolossale Feuerfliege,
Rauscht die Karosse durch den Schnee;
Und Dämpfe qualmen auf und schlagen
Zurück vom Wirbel des Gespanns;
Ja, schwere Bürde trägt der Wagen,
Die Wünsche eines reichen Manns!

Und hinter ihm ein Licht so schwankend,
Der Träger tritt so sachte auf,
Nun lehnt er an der Mauer, wankend,
Sein hohler Husten schallt hinauf;
Er öffnet der Laterne Reifen,
Es zupfen Finger lang und fahl
Am Dochte, Odemzüge pfeifen, —
Du, Armer, kniest zum letztenmal.

Dann Licht an Lichtern längs der Mauer,
Wie Meteore irr geschaart,
Ein krankes Weib in tiefer Trauer,
Husaren mit bereiftem Bart,
In Filz und Kittel stämm'ge Bauern,
Den Rosenkranz in starrer Faust,
Und Mädchen, die wie Falken lauern,
Von Mantels Fittigen umsaust.

Wie oft hab' ich als Kind im Spiele
Gelauscht den Funken im Papier,
Der Sternchen zitterndem Gewühle,
Und: „Kirchengänger!" sagten wir;
So seh' ich's wimmeln um die Wette
Und löschen, wo der Pfad sich eint,
Nachzügler noch, dann grau die Stätte,
Nur einsam die Rotunde scheint.

Und mählich schwellen Orgelklänge,
Wie Heroldsrufe an mein Ohr:
Knie nieder, Lässiger, und dränge
Auch deines Herzens Wunsch hervor!
„Du, dem Jahrtausende verrollen
Sekundengleich, erhalte mir
Ein muthig Herz, ein redlich Wollen
Und Fassung an des Grabes Thür."

Da, horch! — es summt durch Wind und Schlossen,
Gott gnade uns, hin ist das Jahr!
Im Schneegestäub' wie Schnee zerflossen,
Zukünftiges wird offenbar;
Von allen Thürmen um die Wette
Der Hämmer Schläge, daß es schallt,
Und mit dem letzten ist die Stätte
Gelichtet für den neuen Wald.

Der Todesengel.

'S gibt eine Sage, daß, wenn plötzlich matt
Unheimlich Schaudern Einen übergleite,
Daß dann ob seiner künft'gen Grabesstatt
Der Todesengel schreite.

Ich hörte sie und malte mir ein Bild
Mit Trauerlocken, mondbeglänzter Stirne,
So schaurig schön, wie's wohl zuweilen quillt
Im schwimmenden Gehirne.

In seiner Hand sah ich den Ebenstab
Mit leisem Strich des Bettes Lage messen,
— So weit das Haupt — so weit der Fuß — hinab!
Verschüttet und vergessen!

Mich graute, doch ich sprach dem Grauen Hohn,
Ich hielt das Bild in Reimes Netz gefangen,
Und frevelnd wagt' ich aus der Todtenkron'
Ein Lorbeerblatt zu langen.

O, manche Stunde denk' ich jetzt daran,
Fühl' ich mein Blut so matt und stockend schleichen,
Schaut aus dem Spiegel mich ein Antlitz an —
Ich mag es nicht vergleichen; —

Als ich zuerst dich auf dem Friedhof fand,
Tiefsinnig um die Monumente streifend,
Den schwarzen Ebenstab in deiner Hand
Entlang die Hügel schleifend;

Als du das Auge hobst, so scharf und nah,
Ein leises Schaudern plötzlich mich befangen,
O wohl, wohl ist der Todesengel da
Ueber mein Grab gegangen!

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimath Gränzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Todten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleinen Liebesschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden;

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume;

Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen kargen Habe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Muthlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüthen,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Uebermorgen so wie heute.

Was bleibt.

Seh' ich ein Kind zur Weihnachtsfrist,
Ein rosig Kind mit Taubenaugen,
Die Kunde von dem kleinen Christ
Begierig aus den Lippen saugen,
Aufhorchen, wenn es rauscht im Tann,
Ob draußen schon sein Pferdchen schnaube:
„O Unschuld, Unschuld," denk ich dann,
„Du zarte, scheue, flücht'ge Taube!"

Und als die Wolke kaum verzog,
Studenten klirrten durch die Straßen,
Und „Vivat Bona!“ donnert's hoch,
So keck und fröhlich sonder Maßen;
Sie schaarten sich wie eine Macht,
Die gegen den Koloß sich bäume:
„O Hoffnung,“ hab' ich da gedacht,
„Wie bald zerrinnen Träum' und Schäume!“

Und ihnen nach ein Reiter stampft,
Geschmückt mit Kreuz und Epaulette,
Den Tzako lüftet er, es dampft
Wie Oefen seines Scheitels Glätte;
Kühn war der Blick, der Arm noch stramm,
Doch droben schwebt' der Zeitenrabe:
Da schien mir Kraft ein Meeresdamm,
Den jeder Pulsschlag untergrabe.

Und wieder durch die Gasse zog
Studentenhauf, und vor dem Hause
Des Rektors dreimal „Hurrah hoch!“
Und wieder „hoch!“ — aus seiner Klause,
In Zipfelmütze und Flanell,
Ein Schemen nickt am Fensterbogen.
„Ha,“ dacht' ich, „Ruhm, du Mordgesell,
Kömmst nur als Leichenhuhn geflogen!“

An meine Wange haucht' es dicht,
Und wie das Haupt ich seitwärts regte,
Da sah ich in das Angesicht
Der Frau, die meine Kindheit pflegte,
Dies Antlitz, wo Erinnerung
Und werthe Gegenwart sich paaren:
„O Liebe,“ dacht' ich, „ewig jung
Und ewig frisch bei grauen Haaren!“

Scherz und Ernst.

Dichters Naturgefühl.

Es war an einem jener Tage,
Wo Lenz und Winter sind im Streit,
Wo naß das Veilchen klebt am Hage,
Kurz, um die erste Maienzeit;
Ich suchte keuchend mir den Weg
Durch sumpf'ge Wiesen, dürre Raine,
Wo matt die Kröte hockt' am Steine,
Die Eidechs schlüpfte übern Steg.

Durch hundert kleine Wassertruhen,
Die wie verkühlter Spüligt stehn,
Zu stelzen mit den Gummischuhen,
Bei Gott, heißt Das Spazierengehn?
Natur, wer auf dem Haberrohr
In Jamben, Stanzen, süßen Phrasen
So manches Loblied dir geblasen,
Dem stell' dich auch manierlich vor!

Da ließ zurück den Schleier wehen
Die eitle vielbesungne Frau,
Als fürchte sie des Dichters Schmähen;
Im Sonnenlichte stand die Au,
Und bei dem ersten linden Strahl
Stieg eine Lerche aus den Schollen
Und ließ ihr Tirilirum rollen
Recht wacker durch den Aethersaal.

Die Quellchen, glitzernd wie krystallen, —
Die Zweige, glänzend emaillirt —
Das kann dem Kenner schon gefallen,
Ich nickte lächelnd: „Es passirt!“
Und stapfte fort in eine Schluft,
Es war ein still und sonnig Fleckchen,
Wo tausend Anemonenglöckchen
Umgaukelten des Veilchens Duft.

Das üpp'ge Moos — der Lerchen Lieder —
Der Blumen Flor — des Krautes Keim —
Auf meinen Mantel saß ich nieder
Und sann auf einen Frühlingsreim.
Da — alle Musen, welch ein Ton! —
Da kam den Rain entlang gesungen
So eine Art von dummen Jungen,
Der Friedrich, meines Schreibers Sohn.

Den Epheukranz im flächsnen Haare,
In seiner Hand den Veilchenstrauß,
So trug er seine achtzehn Jahre
Romantisch in den Lenz hinaus.
Nun schlüpft' er durch des Hagens Loch,
Nun hing er an den Dornenzwecken
Wie Abrams Widder in den Hecken,
Und in den Dornen pfiff er noch.

Bald hatt' er beugend, gleitend, springend,
Den Blumenanger abgegrast
Und rief nun, seine Mähnen schwingend:
„Vittoria, Trompeten, blast!“
Dann flüstert' er mit süßem Hall:
„O, wären es die schwed'schen Hörner!“
Und dann begann ein Lied von Körner;
Fürwahr, du bist 'ne Nachtigall!

Ich sah ihn, wie er an dem Walle
Im feuchten Moose niedersaß
Und nun die Veilchen, Glöckchen alle
Mit sel'gem Blick zu Sträußen las,
Auf seiner Stirn den Sonnenstrahl;
Mich faßt' ein heimlich Unbehagen,
Warum? ich weiß es nicht zu sagen,
Der fade Bursch war mir fatal.

Noch war ich von dem blinden Hessen
Auf meinem Mantel nicht gesehn,
Und so begann ich zu ermessen,
Wie übel ihm von Gott geschehn;
O Himmel, welch ein traurig Loos,
Das Schicksal eines dummen Jungen,
Der zum Copisten sich geschwungen
Und auf den Schreiber steuert los!

Der in den kargen Feierstunden
Romane von der Zofe borgt,
Beklagt des Löwenritters Wunden
Und seufzend um den Posa sorgt,
Der seine Zelle, kalt und klein,
Schmückt mit Aladdins Zaubergabe
Und an dem Quell, wie Schillers Knabe,
Violen schlingt in Kränzelein!

In dessen wirbelndem Gehirne
Das Leben spukt gleich einer Fey,
Der — hastig fuhr ich an die Stirne:
„Wie, eine Mücke schon im Mai?"
Und trabte zu der Schlucht hinaus,
Hohl hustend, mit beklemmter Lunge,
Und drinnen blieb der dumme Junge
Und pfiff zu seinem Veilchenstrauß!

Der Theetisch.

Leugnen willst du Zaubertränke,
Lachst mir höhnisch in die Zähne,
Wenn Isoldens ich gedenke,
Wenn Gudrunens ich erwähne?

Und was deine kluge Amme
In der Dämmrung dir vertraute,
Von Schneewittchen und der Flamme,
Die den Hexenschwaden braute;

Alles will dir nicht genügen,
Ueberweiser Mückenfieber?
Nun, so laß die Feder liegen,
Schieb dich in den Cirkel, Lieber,

Wo des zopfigen Chinesen
Trank im Silberkessel zischet,
Sein Aroma auserlesen
Mit des Patschyls Düften mischet;

Wo ein schöner Geist, den Bogen
Feingefältelt in der Tasche,
Lauscht, wie in den Redewogen
Er das Steuer sich erhasche;

Wo in zarten Händen hörbar
Blanke Nadelstäbe knittern,
Und die Herren stramm und ehrbar
Breiten ihrer Weisheit Flittern.

Alles scheint dir noch gewöhnlich,
Von der Sohle bis zum Scheitel,
Und du rufst, dem Weisen ähnlich:
„Alles unterm Mond ist eitel!“

Dir genüber und zur Seite
Hier Christinos, dort Carlisten,
Lauter ordinäre Leute,
Deutsche Michel, gute Christen!

Aber sieh die weißen schmalen
Finger sich zum Griff bereiten
Und die dampfumhüllten Schalen
Zierlich an die Lippen gleiten:

Noch Minuten — und die Stube
Ist zum Kiosk umgestaltet,
Wo der thränenreiche Bube,
Der Chinese zaubernd waltet;

Von der rosenfarbnen Rolle
Liest er seine Zauberreime,
Verse, zart wie Seidenwolle,
Süß wie Jungfernhonigseime;

„Ting, tang, tong" — das steigt und sinket,
Welch Gesäusel, welches Zischen!
Wie ein irres Hündlein hinket
Noch ein deutsches Wort dazwischen.

Und die süßen Damen lächeln,
Leise schaukelnde Pagoden;
Wie sie nicken, wie sie fächeln,
Wie der Knäuel hüpft am Boden!

Aber, weh, nun wird's gefährlich,
„Tschi, tsi, tsung" — die Töne schneiden,
Schnell hinweg die Messer! schwerlich
Uebersteht er solche Leiden;

Denn er schaukelt und er dehnet
Ob der Zauberschale Rauche;
Weh, ich fürcht', am Boden stöhnet
Bald er mit geschlitztem Bauche!

Und die eingeschreckten Frauen
Sitzen stumm und abgetakelt,
Nur das schwanke Haupt vor Grauen
Noch im Pendelschwunge wackelt;

Tiefe Stille im Gemache —
Thrän' im Auge — Kummermiene —
Und wie Glöckchen an dem Dache
Spielt die siedende Maschine;

Alle die gesenkten Köpfe
Blinzelnd nach des Tisches Mitten,
Wo die Brezel stehn, wie Zöpfe,
In Verzweiflung abgeschnitten;

Suche sacht nach deinem Hute,
Freund, entschleiche unterm Lesen,
Sonst, ich schwör's bei meinem Blute,
Zaubern sie dich zum Chinesen,

Löst sich deines Fracks Wedel,
Unwillkürlich mußt du zischen,
Und von deinem weißen Schädel
Fühlst du Haar um Haar entwischen,

Bis dir blieb nur Eine Locke
Von des dunklen Wulstes Drängen,
Dich damit, lebend'ge Glocke,
An dem Kiosk aufzuhängen.

Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch eben im Zug,
Zu Sankt Andreas zu beten,

Da bin ich gewandelt Tag für Tag
Das Feld entlang mit der Kathi;
Ob etwas Liebes im Wege lag?
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,
Eine schlanke schmächtige Erle,
Da saßen wir oft in wachendem Traum
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr struppiges Nest gebaut
Grad in der schwankenden Krone,
Und hat so keck hernieder geschaut
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne.

Wir kosten so viel und gingen so lang,
Daß drüber der Sommer verflossen;
Dann hieß es: „Scheiden, o weh wie bang!"
Viel Thränen wurden vergossen;
Die Hände hielten wir stumm gepreßt,
Da zog ich aus flatternder Binde
Eine blanke Nadel und drückte fest,
Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
Dann sind wir fürder gezogen,
So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,
Daß schreiend die Merle entflogen;
O, junge Seelen sind Königen gleich,
Sie können ein Peru vergeuden,
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
Ein Peru an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,
Verrannen gleich duftiger Wolke,
Und wieder zog ich das Feld entlang
Mit jungem lustigen Volke;

Die schleuderten Stäbe und schrieen „Halloh!“
Die sprudelten Witze wie Schlossen,
Mir ward's im Herzen gar keck und froh,
Muthwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht' es im dichten Gezweig,
„Eine Merle,“ rief's, „eine Merle!“
Ich fuhr empor — ward ich etwa bleich?
Ich stand an der alternden Erle;
Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,
Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
Als ich sah, daß die alte Nadel es war,
Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz still in Schau
Die Inschrift, zu eigenem Frommen,
Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau
Und werde mir schwerlich bekommen.
Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
Den rosten nicht Wetter und Wogen,
Allein für immer, für immer ist fort
Der Schleier vom Auge gezogen!

Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt' es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen," sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „in Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er, und sie weinte drum
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält,
Als Andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!"
Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
So schwor er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen
Und, ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!" rief sie, „Mann,
„Du ruinirst den ganzen Hagen!"
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegen eilen.
Der Handel ist ein zart Gebäu
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen:
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Contobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt
Und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl, sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich, ihm entgehen?"

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drin Alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick
Und zählte, zählte nun aufs Neue,
„Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„Nein," sprach der Mann, „das soll nicht sein!"
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen."

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt aufs Contobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es," sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?"
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

Die Stubenburschen.

Sie waren Beide froh und gut
Und mochten ungern scheiden;
Die Jahre fliehn, es lischt der Muth,
Der Tag bringt Freud' und Leiden;

Geschäft will Zeit, und Zeit ist schnell,
So unterblieb das Schreiben;
Doch öfters sprach Emanuel:
„Was mag der Franzel treiben!“

Da trat einst Wintermorgens früh
Ein Mann in seine Stube,
Seltsam verschabt wie ein Genie
Und hager wie Coeur-Bube;
Sah ihn so glau und pfiffig an
Und blinzelt' vor Behagen;
„Emanuel, du Hampelmann!
Willst du mir denn nichts sagen?“

„Er ist es!“ rief der Doktor aus
Und reicht' ihm beide Hände.
„Willkomm, Willkomm! wie siehst du aus?
Ei, munter und behende.“ —
„Ha,“ rief der Andre, „Sapperment,
Man sieht, du darfst nicht sorgen!
Wie roth du bist, wie corpulent!
Du hast dich wohl geborgen.“

Drauf saß man zu Kamin und Wein,
Ließ von der Glut sich rösten
Und ätzte sich mit Schmeichelein,
Den Alternden zu trösten.
Ein Jeder warf den Hamen hin
Als wohlgeübter Fischer,
Und Jeder dachte still: „Ich bin
Gewiß um zehn Jahr frischer.“

Man schüttelte die Hände derb,
Dann ging es an ein Fragen.
Reich war des Medikus Erwerb,
Und dennoch mocht' er klagen.

Er sah den Franz bedenklich an
Und dacht', er steck' in Schulden;
Doch dieser prahlt': er sei ein Mann
Von „täglich seinem Gulden."

Zwei Jahre hat er nur gespart
Und dann, ein kecker Kämpfer,
Gerasselt mit der Eisenfahrt,
Gestrudelt mit dem Dämpfer!
O, wie er die „Stadt Leyden" pries
Und der Kajüte Gleißen!
Nach seiner Meinung dürfte sie
„Viktoria" nur heißen.

Das hat den Medikus gerührt,
Ihm den bescheidnen Schlucker
Lebendig vor das Aug' geführt,
Der Klöße aß wie Zucker.
Und gar, als Jener sprach: „Denkst du
Noch an die halbe Flasche?"
Der Doktor kniff die Augen zu
Und klimpert' in der Tasche.

Dann ging es weiter: „Denkst du dort?
Und denkst du dies? und jenes?
Die Bilder wogten lustig fort,
Viel Herzliches und Schönes.
Wie Abendroth zog ins Gemach
Ein frischer Jugendodem
Und überhauchte nach und nach
Der Pillenschachteln Brodem.

Am nächsten Morgen hat man kaum
Den Doktor mögen kennen,
Man sah ihn lächeln wie im Traum
Und seine Wangen brennen;

Im heiligen Studiercloset
Hört' man die Gläser klingen
Und ein mißtöniges Duett
Aus Uhukehlen dringen.

Nicht litt am Blute mehr der Mann,
Am Podagra und Grieße:
Sah er den dürren Franzel an,
So schien er sich ein Riese;
Hat er den Franzel angesehn
Mit seinem Gulden täglich,
So mußt' er selber sich gestehn,
Es geh' ihm ganz erträglich.

Doch als der dritte Tag entschwand,
Da sah man auch die Beiden
Betrübten Auges stehn am Strand,
Und wieder hieß es: Scheiden! —
„Leb' wohl, Emanuel, leb' wohl!" —
— Leb' wohl, du alte Seele!" —
Und die „Stadt Leyden" rauschte hohl
Durch Dunst und Wogenschwehle.

Drei Monde hat das Jahr gebracht,
Seit Franzel ist geschieden,
Mit ihm des Hypochonders Macht;
Der Doktor lebt in Frieden.
Und will der Dämon hier und dort
Sich schleichend offenbaren,
So geht er an des Rheines Bord
Und sieht „Stadt Leyden" fahren.

Die Schmiede.

Wie kann der alte Apfelbaum
So lockre Früchte tragen,
Wo Mistelbüsch' und Mooses Flaum
Aus jeder Ritze ragen?

Halb todt, halb lebend, wie ein Prinz
In einem Ammenmärchen,
Die eine Seite voll Gespinns,
Wurmfraß und Flockenhärchen,

Langt mit der andern, üppig roth,
Er in die Funkenreigen,
Die knatternd aus der Schmiede Schlot
Wie Sternraketen steigen;

Ein zweiter Scävola hält Jahr
Auf Jahr er seine Rechte
Der Glut entgegen, die kein Haar
Zu sengen sich erfrechte.

Und drunten geht es Pink und Pank,
Man hört die Flamme pfeifen,
Es keucht der Balg aus hohler Flank'
Und bildet Aschenstreifen;

Die Kohle knallt, und drüber dicht,
Mit Augen wie Pyropen,
Beugt sich das grimmige Gesicht
Des rußigen Cyklopen.

Er hält das Eisen in die Glut
Wie eine arme Seele,
Er knackt und spritzet Funkenblut
Und dunstet blaue Schwehle.

Dann auf dem Ambos, Schlag an Schlag,
Läßt es sein Weh erklingen,
Bis nun gekrümmt in Zorn und Schmach
Es kreucht zu Hufes Ringen.

Des alten Pfarrers Woche.

Sonntag.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum dritten Mal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaternchen aus
Und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
Was übern Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —
Aus war der Gottesdienst um acht:
Soll man so streifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!"

Sie schließt die Thüre, schüttelt baß
Ihr Haupt und wischt am Brillenglas;
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen kracht's, der Lampenschein
Hellt überm Tisch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Sessel ein
Mit seiner Kissengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — Alles recht!
Sie horcht aufs neu; doch hört sie schlecht,

Es schwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hat's geklingelt? — Ei der Daus,
Zum zweiten Male! schnell hinaus!"
Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
Ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in diesem Orden.
Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern!
Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein christlich Wort am Tag des Herrn,
Es ist mir spät geworden!"

Nun sinkt er in die Kissen fest,
Wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,
Und schlürft der Traube Segen.
Ach Gott! wer nur jahraus, jahrein
In Andrer Dienste lebt allein,
Weiß, was es heißt, beim Sonntagswein
Sich auch ein wenig pflegen.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
Wird mir's ganz behaglich gleich;
Montag hat so eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen scheinen leicht;
Keiner kömmt am Montag gerne,
Sei's zur Trauung, sei's zur Beicht.

„Und man darf mir's nicht verdenken,
Will ich in des Amtes Frist

Dem ein freies Stündchen schenken,
Was doch auch zu loben ist.
So erwacht denn, ihr Gesellen
Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
Wollt in Reih' und Glied euch stellen,
Alte Bilder, eingeschneit!

„Ilion will ich bekriegen,
Mit Horaz auf Reisen gehn,
Will mit Alexander siegen
Und an Memnons Säule stehn.
Oder auch vergnügt ergründen,
Was das Vaterland gebracht,
Mich mit Kant und Wolf verbünden,
Ziehn mit Laudon in die Schlacht."

Auf der Bücherleiter traben
Sieh den Pfarrer, lustentbrannt,
Sich verschanzen, sich vergraben
Unter Heft und Foliant.
Blättern sieh ihn — nicken — spüren —
Ganz versunken sitzen dann,
Daß mit einer Linie rühren
Du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?
Aufgeregt scheint sein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
Drückt er hastig in die Stirn.
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
Horch! das Lied vom Prinz Eugen;
Seinen weißen Busenstreifen
Seh' ich auf und niedergehn.

Ha, nun ist der Türk geschlagen!
Und der Pfarrer springt empor,

Höher seine Brauen ragen,
Senkrecht steht sein Pfeifenrohr.
Im Triumph muß er sich denken
Mit dem Kaiser und dem Staat,
Sieht sich selbst den Säbel schwenken,
Fühlt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell,
Der, aus des Gefechtes Mitte,
Huscht in seinen Sessel schnell.
„Ei! das wären saubre Kunden!
Beichtkind und Kommunikant!
Hättet ihr den Pfarr' gefunden
Mit dem Säbel in der Hand!"

Dinstag.

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar so nett,
Wo die Musikanten stehn,
Geig' und Klarinett —
Auch der Brummbaß rumpelt drein —
Sieht man noch den Bräut'gamsschrein
Und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau
Und ein wenig bleich,
Sittsam sieht die junge Frau,
Würdevoll zugleich;
Denn sie ist des Hauses Sproß,
Denn sie führt den Ehgenoß
In ihr Erb' und Reich.

Sippschaft ist ein weites Band,
Geht gar viel hinein;

Hundert Kappen goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;
Wie das drängt und wie das schiebt!
Was sich kennt und was sich liebt,
Will beisammen sein.

Nun ein schallend Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo sogar die Thiere nicht
Weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe fein
Brüllen Ochs und Eselein
Uebern Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
Kaum die Flasche hält,
Späße hageln drauf und dran,
Keiner neben fällt;
Doch er lacht und reicht die Hand.
Nun, er ist für seinen Stand
Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen, schweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tische kann man sehn,
Sieben Kaffeekessel stehn
Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
Sucht der Pfarrer gut
Drüben unter tausend Kram
Seinen Stab und Hut,
Dankt noch schön der Frau vom Haus;

In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh,
Sinnend allerlei:
„Ei, dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —"
Und ein langes Aber noch
Fügt er seufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten Händebreit!"
Ach, die schnöde Kleiderpracht
Macht ihm tausend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind;
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt sich's ernstlich vor,
Heut und hier am Steg —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg,
Will er's tragen ungescheut;
O, er findet schon die Zeit
Und den rechten Weg.

Mittwoch.

Begleitest du sie gern,
Des Pfarrers Lust und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffst du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über seine Schwelle:
Da ist er schon zur Stelle
Als des Kollegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,
Wie er geschäftig thut!
Doch dämmert kaum der Morgen,
Dies eben dünkt ihm gut.
Am Abend kam der Freund,
Erschöpft nach Art der Gäste;
Nun säubre man aufs Beste,
Daß Alles nett erscheint.

Schon strahlt die große Kanne,
Die Teller blitzen auf;
Noch scheuert Jungfer Anne
Und horcht mitunter auf.
Ach, sollte sie der Gast
Im alten Jäckchen finden,
Sie müßte ganz verschwinden
Vor dieser Schande Last.

Und was zur Hand thut stehen,
Das reizt den Pfarrer sehr,
Die Jungfrau wird's nicht sehen,
Er macht sich drüber her;
Die Schlaguhr greift er an
Mit ungeschickten Händen
Und sucht sie sacht zu wenden,
Der übermüth'ge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
Putzt Fensterglas und Tisch;
Fürwahr, mit vieler Würde
Führt er den Flederwisch.
Am Paradiesesbaum
Die Blätter, zart aus Knochen,
Eins hat er schon zerbrochen,
Jedoch man sieht es kaum.

Und als er just in Schatten
Die alte Klingel stellt —
Es kömmt ihm wohl zu statten —
Da rauscht es draußen, gelt!
Fidel schlägt an in Hast,
Die Jungfer ist geflüchtet,
Und, stattlich aufgerichtet,
Begrüßt der Pfarr' den Gast.

Wie dem so wohl gefallen
Die Aussicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drücken's aus!
Ich sag' es ungenirt:
Sie kamen aus den Gleisen,
Sich Ehre zu erweisen,
Der Gast und auch der Wirth.

Und bei dem Mittagessen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergessen
Der Lehr- und Ehrenstand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieses mag ich sagen:
Sie sprachen sehr gelehrt.

Und sieh nur! drüben schreitet
Der gute Pfarrer just,
Er hat den Gast geleitet
Und spricht aus voller Brust:
„Es ist doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es selber loben,
Es nimmt sich einzig aus."

Donnerstag.

Winde rauschen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe sucht das Haus,
Nur der Pfarrer unerschrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum besten sind die Pfade,
Aber leidlich würd' es sein,
Trüg' er unter seinem Mantel
Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach, ihm ist so wohl zu Muthe,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die längst gegönnte Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Aepfel las,
Und wie er den Wein stipitzte,
Während sie im Keller saß.

Längs des Teiches sieh ihn flattern,
Wie er rudert, wie er streicht,
Kann den Mantel nimmer zwingen
Mit den Fingern, starr und feucht.
Oefters aus dem trüben Auge
Eine kalte Zähre bricht,
Wehn ihm seine grauen Haare
Spinnenwebig ums Gesicht.

Doch, Gottlob! da ist die Hütte,
Und nun öffnet sich das Haus,
Und nun keuchend auf der Tenne
Schüttelt er die Federn aus.
Ach, wie freut der gute Pfarrer
Sich am blanken Feuerschein!
Wie geschäftig schenkt dem Kranken
Er das erste Gläschen ein.

Setzt sich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm bestens die Geduld,
Und von seinen frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
Er so fest in seine schließt,
Anders fühlt sich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz sich legen,
Sei es kraftvoll oder schwach.
Aber draußen will es dunkeln,
Draußen tröpfelt es vom Dach; —
Lange sehn ihm nach die Kinder,
Und der Kranke seufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken in gestandnen Tagen
Der Sorge, die so treulich sann,
Der Liebe, die ihn einst getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magst du nicht selten es gewahren;
Und sind sie beide grau von Haaren,
Um desto werther ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden
Für frühe Treue dieser Lohn;
Nicht einsam in des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt sein lieber Sohn.
Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit
Und wehrt dem Neuen einzudringen,

Des Herzens steife Flechten schlingen
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut der gute Pfarrer gern:
Das span'sche Rohr, die Silberschnallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren stehn,
Da ihn erwachsne Kinder ehren;
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,
Der ihn vor Zeiten klein gesehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man so gern ihn Freitags sieht;
Er weiß, dem Junker sind noch frisch
Die lieben längst entschwundnen Zeiten
Und seines Lehrers schwache Seiten:
Ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbsenbeet
Der Spatzen Schaar, so hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht;
Der kleinen Junker wilde Schaar,
Die still gelauscht im Mauerbogen
Und nun den Pfarrer so betrogen,
So überrumpelt ganz und gar.

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall sich an;
Fürwahr, mühselig muß er schreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.
Jedoch er hat sie allzu gern,

Die ihn so unbarmherzig plagen,
Und fast zu viel läßt er sie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauses Wirth sich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wich von seines Lehrers Seite
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;
Wie er in alter Zeiten Bann
Nur flüsternd sprach nach Schüler Weise,
Man sieht es an und lächelt leise,
Doch mit Vergnügen sieht man's an.

Und später beim Spazierengehen,
Die Beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man sehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine ist des Amtes bar,
Nichts hat der Andre zu regieren;
Sie gehn aufs Neu botanisiren,
Der Theolog und sein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man schiebt es auf, doch kömmt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenster steht der Edelmann
Und spinnt noch lange, lange aus
Vielfarb'ger Bilder bunt Gezwirne;
Dann fährt er über seine Stirne
Und athmet auf und ist zu Haus.

Samstag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel scheint der Grund,

Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigthefte
Der müde Pfarrer sich;
Wohl war er unverdrossen,
Und endlich ist's geschlossen
Mit langem Federstrich.

Nun öffnet er das Fenster,
Er trinkt den milden Duft
Und spricht: „Wer sollt' es sagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies ist Maienluft."

Die strahlende Rotunde
Sein ernster Blick durchspäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichsel abwärts tragen:
„Ja, ja, es ist schon spät!"

Und als dies Wort gesprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müss' er eben deuten
Auf sich der ganz zerstreuten,
Arglosen Rede Lauf.

Nie schien er sich so hager,
Nie fühlt' er sich so alt,
Als seit er heut begraben
Den langen Moritz Raben,
Den Förster dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das ist ein seltsam Wesen
Und läßt uns deutlich lesen,
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß sich eben muß,
Wie Mondesstrahlen steigen,
Der frische Hügel zeigen,
Das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
Den sehr betagten Mann,
Er sieht den Flieder schwanken,
Und längs des Hügels wanken
Die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Todte
Nach seiner Weise kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müssen sachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn."

„So mögen sie denn blühen!"
Spricht sanft der fromme Mann;
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Aether an.

„Hast Du gesandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willst mich gnädig mahnen

An unser Aller Ahnen
Uralten ew'gen Bund;

„Nicht lässig sollst Du finden
Den, der Dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme" —
Da eben summt's vom Thurme,
Und Zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach Deinem Bilde
In Deinen Sonntag ein!"

Der Strandwächter am deutschen Meere

und sein Neffe vom Lande.

„Sieben Nächte stand ich am Riff
Und hörte die Woge zerschellen,
Taucht kein Segel, kein irres Schiff?
Schon dunkelt's über den Wellen.
Nimm das Nachtrohr, Neffe vom Land!
Ich will in die Matte mich strecken,
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken." —

„Schöner Platz, an der Lucke hier,
Für einen unschuld'gen Privaten!
Drunten die See, das wüste Gethier,
Das Haie speit und Piraten.
Von der Seeschlang' wüthigem Kampf
Auch hat man Neues vernommen,

Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf
Ins deutsche Meer sie gekommen?

„Ist's doch jetzt eine Wunderzeit,
Wo Gletscher brennen wie Essen,
Weiber turnieren im Männerkleid
Und Knaben die Ruthe vergessen.
Jeder Wurm entfaltet sein Licht
Und jeder Narr seine Kappe,
Also, Seele, wundre dich nicht,
Wenn heute du stehst an der Klappe.

„Vetter! ein Segel, ein Segel fürwahr,
Ein Boot mit flatternden Streifen,
Lichterchen dann, eine schwimmende Schaar,
Die unter den Flanken ihm schweifen!
Schau, nun schleichen sie alle seitab,
Nun wechseln sie hüben und drüben —"
„'s ist eine Fischerflotte, mein Knab,
Sind nur Leute, die fischen im Trüben." —

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,
Und wie die Kämme ihm flittern!
Vetter, ob wohl die Düne brennt?
Ich höre das Seegras knittern." —
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken,
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen sind's grünliche Flecken." —

„Dort kein Räuber? kein Feuer hier?
Ich hätt' es für Beides genommen.
Wetter! ist doch die Welle mir
Schier über den Tubus geschwommen.

Welch ein Leben, so angerannt
Auf nackter Düne zu wohnen!
Und die schnarchenden Robben am Strand —
Man meint, es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Muth
Und läßt mich allein mit dem Spuke,
Und mir ist, als steige die Flut
Und bäume sich gegen die Lucke.
Wahrlich, Vetter, es schäumt und schwemmt,
Es brüllt um der Klippe Zinken!" —
„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken." —

„Gut dann, gut, Ihr wißt es aufs Best',
Ihr müßt die Sache verstehen.
Hab' ich doch nie solch bedenkliches Nest
Wie diese Baracke gesehen.
Und die Wolken schleifen so schwer,
Als schleppten sie Stürme in Säcken,
Jene dort, mit dem fackelnden Speer,
Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch gräulicher Schall!
Die Welle bäumt sich entgegen,
Tosend und schwarz der ringelnde Wall
Will an den Trichter sich legen;
Ha, es knallt — es flattert und streut —
Wo war's, wo ist es gewesen?
Wind und Schaum! — was hab' ich doch heut
Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,
Ist's aus der Welle gestiegen?

Grad entgegen der sausenden Bö
Scheint's über die Brandung zu fliegen.
Vetter, schnell von der Matte herab!
Ein Schiff gegen Winde und Wellen!" —
„Gib das Nachtrohr, Knabe — seitab!
Ich will an die Lucke mich stellen.

„Gnad' uns Gott, am Deck zerstreut,
Umhuscht von gespenstigen Lichtern,
Welche Augen, so hohl und weit,
In den fahlen, verlebten Gesichtern!
Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,
Von den westlichen Todesladern?
Modernde Larve ihr Angesicht,
Und Schwefel statt Blut in den Adern.

„Mag die ehrliche deutsche See
Vom Schleim der Molluske sich röthen,
Springflut brausen, zischen die Bö
Und die Wasserhose trompeten,
Drunten, drunten ist's klar und licht,
Wie droben die Wellen gebahren:
Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht,
Vor dem Geisterjanhagel uns wahren!"

Das Eselein.

Auf einem Wiesengrund ging einmal
Ein muntres Rößlein weiden,
Ein Schimmelchen war's, doch etwas fahl;
Sein Aeußeres nenn' ich bescheiden,
Das schlechteste und auch das beste nicht,
Wir wollen nicht darüber zanken;

Doch hatt' es ein klares Augenlicht
Und starke geschmeidige Flanken.

In selbem Grunde schritt oft und viel
Ein edler Jüngling spazieren,
Hinter jedem Ohre ein Federkiel,
Das thät ihn wunderbar zieren!
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,
Die thäten rauschen und wedeln,
Und wißt, seine göttliche Gabe war,
Die schlechte Natur zu veredeln.

Den Tropfen, der seiner Stirne entrann,
Den soll wie Perle man fassen,
Ach, ohne ihn hätte die Sonne man
So simpelhin scheinen lassen;
Und ohne ihn wäre der Wiesengrund
Ein nüchterner Anger geblieben,
Ein Quellchen blank, ein Hügelchen rund
Und eine Hand voll Maslieben!

Er aber fing in Spiegel den Strahl
Und ließ ihn zucken wie Flammen,
Die ruppigen Gräser strich er zumal
Und flocht sie sauber zusammen;
An Steinen schleppt' er sich krank und matt
Für ein Ruinchen am Hügel,
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt
Und frisirt' den Mücken die Flügel.

So hat er mit saurem Schweiß und Müh'
Das ganz Gemeine verbessert,
Und klareres Wasser fand man nie,
Als wo er schaufelt' und wässert';

Und wie's nun aller Edlen Manier,
Sich mild und nobel zu zeigen,
So, sei's Gestein, Mensch oder Thier,
Er gab ihm von seinem Eigen.

Einst saß er mit seinem Werkgeräth,
Mit Scheere, Pinsel und Flasche,
In der eine schwärzliche Lymphe steht,
Mit Spiegel, Feder und Tasche;
Er saß und lauschte, wie in der Näh
Mein Schimmelchen galoppiret;
Auf dem Finger pfiff er: „Bst, Pferdchen, he!"
Und wacker kam es trottiret.

Dann sprach der Edle: „Du wärst schon gut,
'ne passable Rozinante,
Nähm' ich dich ernstlich in meine Hut,
Daß ich den Koller dir bannte;
Ein leiser Traber — ein schmuckes Thier —
Ein unermüdeter Wandrer!
Kurz, wenig wüßt' ich zu rügen an dir,
Wärst du nur völlig ein Andrer.

„Drum sei verständig, trab' heran
Und laß mich ruhig gewähren,
Und sollt's dich kneipen, nicht zuck' mir dann,
Du weißt, oft zwicken die Scheeren."
Mein Schimmelchen stutzt, es setzt seitab,
Ein paarmal rennt es in Kreisen,
Dann sachte trabt es den Anger hinab,
Dann stand es still vor dem Weisen.

Der sprach: „Dein Ohr — ein armer Stumpf!
Armselig bist du geboren!

Commandowort und der Siegstriumph,
Das geht dir Alles verloren."
Drauf rüstig setzt' er die Zangen an
Und zerrt' und dehnte an Beiden;
Mein Schimmelchen ächzt' und dachte dann:
„O weh, Hoffart muß leiden!"

„Auch deine Farbe — erbärmlich schlecht!
Nicht blank und dennoch zu lichte,
Nicht für die romantische Dämmrung recht
Und nicht für die klare Geschichte."
Drauf emsig langt' er den Pinsel her
Und mischte Schwarz zu dem Weißen;
Mein Schimmelchen zuckt, es juckt ihn sehr,
Doch dacht' es: „Wie werd' ich gleißen!"

Und gar dein Schweif — unseliges Vieh!
Der flattert und schlenkert wie Segel,
Ich wette, du meinst dich ein Kraftgenie,
Und scheinst doch Andern ein Flegel."
Drauf mit der Scheere, Gang an Gang,
Beginnt er hurtig zu zwicken,
Hinauf, hinunter die Wurzel entlang,
Von der Kuppe bis an den Rücken.

Dann spricht er freudig: „Mein schmuckes Thier,
Mein Zelter, edel wie keiner!"
Und eilends langt er den Spiegel herfür:
„Nun sieh, und freue dich deiner!
Nun bist ein Paraderößlein, baß
Wie Eines von Münster bis Wesel."
Der Schimmel blinzt und schaut ins Glas —
O Himmel, da war er ein Esel!

Die beste Politik.

Von Allem, was zu Leid und Frommen
Bisher das Leben mir gebracht,
Ist Manches unverhofft gekommen,
Und Manches hatt' ich überdacht;
Doch, seltsam! wo ich schlau und fein
Mich abgesorgt zu grauen Haaren,
Da bin ich meistens abgefahren,
Und Unverhofftes schlug mir ein.

Ein Jeder kömmt doch gern zu Brode,
Doch blieben mir die Gönner kalt,
That ich gleich klein wie eine Lode
Gen einen mächt'gen Eichenwald;
Und nur der ärmliche Student,
Bei dem ich manche Nacht verwachte,
Als Mangel ihn aufs Lager brachte,
Der dachte mein als Präsident.

Den Frauen will man auch gefallen,
— Zumal, sieht man nicht übel aus —
In die Salons sah man mich wallen,
Verschmitzt hinein, verdutzt heraus;
Und nur die täglich recht und schlicht
Mich wandeln sah im eignen Hause,
Die trug in meine kleine Klause
Des Lebens süßestes Gedicht.

Auch Ruhm ist gar ein scharfer Köder,
Ich habe manchen Tag verschwitzt,
Verschnitzelt hab' ich manche Feder,
Und bin doch schmählich abgeblitzt;
Und nur als ich, entmuthigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,

Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

So hab' aus Allem ich gezogen
Das treue Facit mir zuletzt:
Daß Dem das Glück zumeist gewogen,
Der es am mindesten gehetzt;
Und daß, wo Wirken ein Geschick
Nach eigner Willkür kann bereiten,
Nur Offenheit zu allen Zeiten
Die allerbeste Politik.

Balladen.

Der Graf von Thal.

I.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang,
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!

„Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!"

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?"
Sie blinzelt' in das Gesträuch
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Oed war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.
Er und seine Gesellen,
Die flüstern und halten Rath,
Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
Genau sie spähten, genau,
Sahn jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,
So sprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Rachlose Schmach mir stahl.

„War das ein Seufzer lind?
Gesellen, wer hat's gehört?"
Sprach Kurt: „Es ist nur der Wind,
„Der über das Schilfblatt fährt." —

„So schwör' ich beim höchsten Gut,
Und wär's mein ehlich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:

„Nichts soll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm spar';
Der Freche soll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

„Bei Gott! das war ein Gestöhn!"
Sie schossen die Blicke in Hast.
Sprach Kurt: „Es ist der Föhn,
„Der macht seufzen den Tannenast." —

„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind —"
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück, mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich.

„Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund!
Allgund, was hast du gehört?" —

„„Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich späh' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun thue, was Noth mag sein."" —

„O Frau!" sprach Jakob Port,
„Da habt Ihr schlimmes Spiel!
Grad sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel."

Sprach Kurt: „Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall."

Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwei'n;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.

„Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr
Und keine Silbe sprachst,
Da ward deine Treu' mir klar.

„So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

„Als seie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen Noth.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."

Und konnte sie sich besinnen,
Verheißen hätte sie's nie;
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht, wie.

II.

Und als das Morgengrau
In die Kemnate sich stahl,
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manchesmal;

Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich wie ein Dieb;
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein
Und saß beim Mahle drei Tag',
Drei Nächte in steter Pein
In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,
Der Thorwart sieht sie gehn,
Im Walde steht und horcht
Der Wilddieb dem Gestöhn'.

Am vierten Abend sie saß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann sahn sie auf, alle Beid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!" —
„„Herr, 's macht der Lampe Schein."" —
„Deine Augen sind roth, Allgund!" —
„„'s drang Rauch vom Herde hinein.

„„Auch macht mir's schlimmen Muth,
Daß heut vor fünfzehn Jahren
Ich sah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!

„„Lang ruht die Mutter im Dom,
Sind Wen'ge mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonst ist mir keins bekannt.""

Starr sah der Graf sie an:
„Es steht dem Weibe fest,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt." —

„„Ja, Herr! so muß es sein.
Ich gäb' um Euch die Zwei
Und mich noch obendrein,
Wenn's sein müßt', ohne Reu.

„„Doch, daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei,
Lest, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei.““

Und als die Fraue klar
Darauf das heil'ge Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.

Mit einem Blicke er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'," er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing mir einen lust'gen Sang!" —

„„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein werth,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.

„„Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn
Und sprach: im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.““

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gesellen;
O, sieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!

„Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durchs Reich die Kund'!

„Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!

„O weh! das hast du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

III.

Von heut am siebenten Tag,
Das war eine schwere Stund,
Als am Balkone lag
Auf ihren Knien Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein."

Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht:
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das sein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh heim mein Gatte gekehrt!

„Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!

„Weh! das sind Rossestritte."
Sie sah sie fliegen durchs Thal
Mit wildem grimmigen Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand;
Da sanken die Knie der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so roth.

„Weib, das den Tod sich erkor!" —
„„'s war nicht mein Wille,"" sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!"

Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht sie ihn an;
„Es mußt' eine Sünde geschehen —
Ich hab' sie für dich gethan!"

Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß,
Und stemmend gen der Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünf und zwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Haid und Wald,
Und wo sich wüst das Dickicht ballt,
Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Ueberwind,
Um einen Ast den Arm geschlungen,
Der Isenburger steht und sinnt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
Ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf," flüstert es, „Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll' es Euch bethören;

Bei Christi Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt Eure Hand,
Den freien Stegreif Euch verrannt?" —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf," flüstert es, „wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Rose[1] paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
In seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
Wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?" —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
Im härnen Sünderhemd zu stehen,
Die Schandekerz' in Eurer Hand,
Und alte Vetteln anzuflehen
Um Kyrie und Litanei?!" —
Da krachend bricht der Ast entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
Und meinst du denn, ich sei begraben?
O, laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, still, ich höre traben!"
Sie stehen lauschend, vorgebeugt;
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
Und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
An neblichten Novembertagen,

[1] Zu dem Kreuz von Köln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Isenburgs Gemahlin vorenthielt.

Wie wunderlich die Wildniß hallt
Von Aſtgeſtöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel ſang,
Von Sturmesflügeln hergetragen.“

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbiſchof von Köllen,
Er, den der Kaiſer ſich zum Rath
Und Reichsverweſer mochte ſtellen,
Die ehrne Hand der Cleriſei —
Zwei Edelknaben, Reiſ'ger zwei
Und noch drei Aebte als Geſellen.

Gelaſſen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,
Auf ſeines Roſſes Hals den Zaum,
Er ſtreicht ihm ſanft die dichte Mähne,
Die Windesodem ſenkt und ſchwellt;
Es ſchaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Aſt und Laub, des Nebels Thräne.

Schon ſchwindelnd ſteigt das Kirchenſchiff,
Schon bilden ſich die krauſen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
Ein Helmbuſch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Aebte fliehn wie Spreu, und dann
Mit Reiſigen ſich Reiſ'ge packen.

Ha, ſchnöder Strauß! Zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürſt ſich losgerungen,
Er peitſcht ſein Thier, und mit Geſtöhn
Hat's überm Hohlweg ſich geſchwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh, Rinderad!“ —

Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussah, hussah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es schließt ein Rund,
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrothe Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Isenburg: „Es ist genug,
Es ist zu viel!“ und greift die Zügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was knistert nieder von der Höh'
Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!"
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunde dort,
Und hier und drüben, immerfort
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, hollah ho!" — dann beugt er sich
Und späht, ob noch der Odem rege;
War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
Als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, hollah ho!" — „Hollah, hoho!"
Schallt's wieder um, deß war er froh:
„'s sind unsre Reiter allewege!"

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabensteine unterm Rade,
Und überm Rade liegt ein Leib,
An dem sich weiden Kräh' und Made;
Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchschwehlen —

Um seinen qualmt der Moderhauch,
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor,
Und ein Tedeum stieg empor
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
Dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
Doch eine bleiche Frau, die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Das Fegefeuer des westphälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der gräuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
Doch, wo die westphälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen
Sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Hollah ho! seiner Brust entsteigt —

Was ihm im Nacken? — Ein schnaubend Roß,
An seiner Schulter es rasselt, keucht,
Ein Rappe — grünliche Funken irren
Ueber die Flanken, die knistern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!" — er setzt seitab,
Da langt vom Sattel es überzwerg —
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl wie gedämpfte Posaunen,
So an ihm raunt der gespenstige Scherg';

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach' noch sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brode nur magst du brechen in Frieden,
Ewiges Heil ward dem Brode beschieden,
Als Christus in frohner Nacht es geweiht!" —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
Da seine Sinne der Bursche verlor,
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
Vom Estrich einer Halle empor;
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,
An hundert Tischen, die Halle entlang,
All edle Geschlechter, so Mann an Mann;
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
Es regen die Messer sich sonder Klirren,

Wechselnde Reden summen und schwirren
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n.
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter, er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!"
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid:
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt' er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O, manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pathe, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere,
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land;
Graf Simon schüttelt den Becher risch
Und reibt mitunter die knisternde Hand;
Ein Knappe nahet, er furret leise —
Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen werth,
Den schleichenden Wolf[1] geschwinde herbei!"
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massoney,
Hundert Lanzen dringen nach binnen,
Hundert Lanzen und mitten darinnen
Der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm Alles entgegen zieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Ermel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht —
Voran — da „sieben" schwirren die Lüfte,
„Sieben, sieben, sieben," die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!"

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und, ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von Keinem gekannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,

[1] Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg.

Denn „sieben, sieben," flüstert es stets
Und „sieben Wochen" ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen,
Gott hebe die arme Seele empor!

Die Stiftung Cappenbergs.

Der Mond mit seinem blassen Finger
Langt leise durch den Mauerspalt
Und koset, streifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt.
Der lehnt an bröckelndem Gestein,
Salpeterflocken seine Daunen,
An seinem Ohre Heimchen raunen,
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt er's beben,
Da geht es hoch, da zecht es frisch,
In Pulsen schäumend pocht das Leben,
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.
Der Graf von Arnsberg gibt ein Fest,
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
So mehr er trinkt, so wird er zäher,
So wirrer steht sein Lockennest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
Dem reichen Cappenberg vertraut,
Nun trägt sein Anker Doppellasten,
Und seinen Feinden hat's gegraut.
Da kömmt auf seinem Eselein
Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;
Allein er wußte Rath zu schaffen,
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?
Soll in des Eidams Hora gehn
Und sehn sein Kind am Boden liegen
Und Paternosterkugeln drehn?
Nein, heute ist der Tag, wo muß,
Wo wird die Sache sich erled'gen,
Und sollt' er mit dem Schwerte pred'gen,
Ein umgekehrter Carolus.

Und „Gottfried," spricht er: „Junge, Ritter,
So sieh doch einmal in die Höh'!
Du schaust ja in den Wein so bitter
Wie Requiem und Kyrie.
Was spinnst du an dem alten Werg?
Laß die Kapuze grauen Sündern,
Und deine Burg, die laß den Kindern,
Dein schönes, festes Cappenberg!"

Und drunten in dem feuchten Thurme
Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,
Allgegenwärt'ger du im Wurme
Als in der Krone blankem Spott,
Wie größer deine Allmacht zeigt
Sein Füßchen, das lebendig zittert,
Als eine Mauer, die verwittert,
Und ob ein Babel drüber steigt!"

„Ja," spricht der Graf, den Humpen schwenkend,
„Wär' Norbert hier, dein Eselmann,
Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
Und trinken möcht' er, was er kann;
Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,
Was andern Schächern mild und süße,
So bleibt er besser im Verließe,
Ein wohlkasteiter Eremit."

Und drunten spricht's mit mildem Tone:
„Du, der, des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüth'gen Thier,
Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließest rinnen,
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
Du, Milder, seist gebenedeit!"

Und Gottfried, kämpfend mit den Thränen,
Ergreift den Humpen, noch gefüllt,
Vor seinem Ohr ein leises Stöhnen,
Vor seinem Aug' ein bleiches Bild.
O, dringen möcht' er durch den Stein,
Wo seine sünd'gen Füße stehen,
O, einmal, einmal möcht' er sehen
Durch Lichterglanz den Heil'genschein!

„Ha!" — zürnt der Graf — „was ließ ich schenken
Dir meinen allerbesten Wein!
Eh möcht' ich einen Schädel tränken,
Ja, oder einen Leichenstein.
Gottfried, Gottfried, ich schwör' es dir,
So wahr ich Friedrich" — seht ihn stocken,
Vor seinem Auge schwimmen Flocken,
Er hebt sich auf, er schwankt zur Thür,

Und plötzlich auf den Estrich nieder
Er taumelt wie ein wundes Roß,
Es zucken, strecken sich die Glieder.
Welch' ein Getümmel in dem Schloß!
„Krank" dieser, „todt" spricht jener Mund,
Ja wahrlich, das ist Todes Miene,
Und eine mächtige Ruine
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.

Die Humpen sind in Hast zertrümmert,
Burgunderblut fließt übern Stein,
Die Lampen mählich sind verkümmert,
Wie Erdenluft sie qualmten ein.
Doch drüben, in des Klosters Hut,
Entflammte man die ew'ge Leuchte,
Und knieend alles Volk sich beugte
Dem reinen Wein, der Christi Blut.

Der Fundator.

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
Der Abendstern entzündet sich
Grad überm Sankt Georg am Thore;
Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht
Ums Eiland, wo die graue Wacht
Sich hebt aus Wasserbins' und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
Sie schaukelt sich, sie breitet aus
Den Rippenschirm des Schwingenflosses
Und, mit dem Schwirren des Geschosses,
Entlang den Teich, hinauf, hinab,
Dann klammert sie am Fensterstab
Und blinzt in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelaß, im Sammetstaat,
Wo einst der mächtige Prälat
Des Hauses Chronik hat geschrieben.
Frisch ist der Baldachin geblieben,
Der grüne Tisch, an dem er saß,
Und seine Seelenmesse las
Man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
Seit er gelegen auf der Bahr'
Mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe
Hat heute hundert Jahr gebrannt.
In seinem Sessel an der Wand
Sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund
Harrt hier der Herrschaft, Stund auf Stund;
Schon kam die Nacht mit ihren Flören,
Oft glaubt die Kutsche er zu hören,
Ihr Quitschern in des Weges Kies,
Er richtet sich — doch nein — es blies
Der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau
Gemacht für Alp und weiße Frau.
Dem Junkerlein ward es zu lange,
Dort schläft es hinterm Damasthange.
Die Chronik hält der Alte noch
Und blättert fort im Finstern, doch
Im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,
Ihm mein Erworbnes anvertraut
Zu des Geschlechtes Nutz und Walten;
Ein neuer Stamm sprießt aus dem alten,
Gott segne ihn! Gott mach' ihn groß! —"
Der Alte horcht, das Buch vom Schooß
Schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
Zog schrillend nur die Fledermaus;
Nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet

Am Simse. Wie der Teich sich dehnet
Ums Eiland, wo der Warte Rund
Sich tief schattirt im matten Grund.
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
Der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
Sich auf den Weiher hat ergossen.
Dort hat den Reiher er geschossen
Und zugeschaut des Schlosses Bau,
Sein weiß Habit, sein Auge grau
Lugt' drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
Schaut nicht der Thurm wie 'ne Laterne,
Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
Und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch, ha! — er blinzt, er spannt das Aug',
Denn dicht und dichter schwillt der Rauch;
Als ob ein Docht sich langsam fache,
Entzündet sich im Thurmgemache
Wie Mondenschein ein graues Licht,
Und dennoch — dennoch — las er nicht,
Nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
Vom Dunst, der hin und wieder schiebt,
Ein Tisch, ein Licht in Thurmes Mitten,
Und nun — nun kömmt es hergeschritten,
Ganz wie ein Schatten an der Wand,
Es hebt den Arm, es regt die Hand, —
Nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
Was in der Hand? — ein weißer Streif! —
Nun zieht es Etwas aus der Scheiden
Und fingert mit den Händen beiden,
Ein Ding — ein Stäbchen ungefähr —
Dran fährt es langsam hin und her,
Es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzt und blinzt hinaus:
Der Schemen schwankt und bleichet aus,
Noch sieht er es die Feder tunken,
Da drüber gleitet es wie Funken,
Und in demselbigen Moment
Ist Alles in das Element
Der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
Noch starrt er nach der Warte Rund,
Ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
Weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
Ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
Grad hört er längs dem Ufergrün
Sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!"
Doch mag das Junkerlein er nicht
So plötzlich aus dem Schlafe fassen,
Noch minder es im Saale lassen.
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
Zieht sein korallnes Nösterlein,
— Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
Dem Alten wird die Stirne naß;
Die Möbeln stehn wie Todtenmale,

Es regt und rüttelt sich im Saale,
Allmählich weicht die Thür zurück,
Und in demselben Augenblick
Schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zu Hauf,
Er lauscht mit Doppelsinnen auf,
— Ja! am Parket ein leises Streichen,
Wie Wiesel nach der Stiege schleichen —
Und immer härter, Tapp an Tapp,
Wie mit Sandalen, auf und ab,
Es kömmt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt! — ihm schwimmt das Hirn —
Ein Odem, dicht an seiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
Errafft das Kind mit blindem Glücke
Und stürzt den Corridor entlang.
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang,
Die Kutsche rasselt auf die Brücke!

Vorgeschichte.

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Aether rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,

Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Roth
Will über die Wange sich stehlen;
Schau, wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
Wie Fluthen zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Ahasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parket
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weitaus er beuget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,
Doch, langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,

In immer engerem Kreis gehetzt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes, einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der Frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hangen,

Verfallen sein klares Nixenaug',
Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
Ein Gemurmel! — er muß es hören,
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen herauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
Sich neigend, steigend in Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor,
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und Alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kennet sie Alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Roß' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert,
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Ruthe;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ist's Achill, das getreue Thier?
Oder ist's seines Knaben Medore?

Er starret, starrt und sieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht prüfend leise Cadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann Alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke!
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
Hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!" stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„O" — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!"
Dann hat er die Lampe still entfacht
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

Der Graue.

Im Walde steht die kleine Burg,
Aus rohem Quaderstein gefugt,
Mit Schart' und Fensterlein, wodurch
Der Doppelhaken einst gelugt;
Am Teiche rauscht des Rohres Speer,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, schwer,
Plump wie ein Mörser, steht der Thurm.

Da siehst du jetzt umher gestellt
Manch feuerrothes Ziegeldach,
Und wie der Stempel steigt und fällt,
So pfeift die Dampfmaschine nach;
Es knackt die Form, der Bogen schrillt,
Es dunstet Scheidewassers Näh',
Und überm grauen Wappenschild
Liest man: Moulin à papier.

Doch wie der Kessel quillt und schäumt,
Den Brüßler Kaufherrn freut es kaum,
Der hatte einmal sich geträumt
Von Land und Luft den feinsten Traum;
Das war so recht ein Fleckchen, sich
Zu retten aus der Zahlen Haft!
Nicht groß, und doch ganz adelich
Und brauchte wenig Dienerschaft.

Doch eine Nacht nur macht er sich
Bequem es — oder unbequem —
In seinem Schlößchen, und er strich
Nur wie ein Vogel dran seitdem.
Sah dann er zu den Fenstern auf,
Verschlossen wie die Sakristei'n,
So zog er wohl die Schultern auf
Mit einem Seufzer oder zwei'n.

Es war um die Septemberzeit,
Als, schürend des Kamines Brand,
Gebückt, in regenfeuchtem Kleid,
Der Hausherr in der Halle stand,
Er und die Gäste, all' im Rauch;
Van Neelen, Redel, Verney, Dahm,

Und dann der blonde Waller auch,
Der eben erst aus Smyrna kam.

Im Schlote schnob der Wind, es goß
Der Regen sprudelnd sich vom Dach,
Und wenn am Brand ein Flämmchen schoß,
Schien doppelt öde das Gemach.
Die Gäste waren all' zur Hand,
Erleichternd ihres Wirthes Müh';
Van Neelen nur am Fenster stand
Und schimpfte auf die Landpartie.

Doch nach und nach mag's besser gehn,
Schon hat der Wind die Glut gefacht,
Den Regen läßt man draußen stehn,
Champagnerflaschen sind gebracht.
Die Leuchter hatten wenig Werth,
Es ging wie beim Studentenfest:
Sobald die Flasche ist geleert,
Wird eine Kerze drauf gepreßt.

Je mehr es fehlt, so mehr man lacht,
Der Wein ist heiß, die Kost gewählt,
Manch derbes Späßchen wird gemacht
Und mancher feine Streich erzählt.
Zuletzt, von Wein und Reden glüh,
Rückt seinen Stuhl der Herr vom Haus:
„Ich lud euch zu 'ner Landpartie,
Es ward 'ne Wasserfahrt daraus.

„Doch da die allerschönste Fracht
Am Ende nach dem Hafen schifft,
So, meine Herren, gute Nacht!
Und nehmt vorlieb, wie es sich trifft."

Da lachend nach den Flaschen greift
Ein Jeder. — Thüren auf und zu. —
Und Waller, noch im Gehen, streift
Aus seinem Frack den Ivanhoe.

Es war tief in die Nacht hinein,
Und draußen heulte noch der Sturm,
Schnob zischend an dem Fensterstein
Und drillt den Glockenstrang am Thurm.
In seinem Bette Waller lag
Und las so scharf im Ivanhoe,
Daß man gedacht, bevor es Tag
Sei Englands Königreich in Ruh.

Er sah nicht, daß die Kerze tief
Sich brannte in der Flasche Rand,
Der Talg in schweren Tropfen lief
Und drunten eine Lache stand.
Wie träumend hört' er das Geknarr
Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,
Und wie die Thüre mit Geschnarr
In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut' er sich am Bruder Tuck,
— Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —
Da plötzlich ein gewalt'ger Ruck,
Und, hui! die Scheibe klirrt herein.
Er fuhr empor — weg war der Traum —
Und deckte mit der Hand das Licht,
Ha! wie so wüst des Zimmers Raum!
Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold —
Am Marmortisch die Greifenklau' —

Und überm Spiegel flatternd rollt,
Ein Banner, der Tapete Blau
Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;
Die Ahnenbilder leben fast
Und schütteln ihr behelmtes Haupt
Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller machte gern
Sich selber einen kleinen Graus,
So nickt' er spöttisch gen die Herrn,
Als fordert' er sie keck heraus.
Die Glocke summt — schon Eins fürwahr!
Wie eine Boa dehnt' er sich
Und sah nach dem Pistolenpaar,
Dann rüstet' er zum Schlafe sich.

Die Flasche hob er einmal noch
Und leuchtete die Wände an:
Ganz wie 'ne alte Halle doch
Aus einem Scottischen Roman!
Und — ist das Nebel oder Rauch,
Was durch der Thüre Spalten quillt
Und, wirbelnd in des Zuges Hauch,
Die dunstigen Paneele füllt?

Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau,
Die Formen schwanken — sonderbar! —
Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau
Von Gliedern nimmt er mählich wahr —
Wie überm Eisenhammer schwer
Und schwarz des Rauches Säule wallt;
Ein Zucken flattert drüber her,
Doch — hat es menschliche Gestalt!

Er war ein bitziger Kumpan,
Wenn Wein die Lava hat geweckt.

„Qui vive!“ — und leise knackt der Hahn,
Der Waller hat den Arm gestreckt:
„Qui vive!“ — 'ne Pause — „ou je tire!“
Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
Er hört sie schlagen an die Thür
Und abwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach,
Und, eine schwere Nebelschicht,
Füllt Pulverbrodem das Gemach;
Er theilt sich, schwindet — das Gesicht
Steht in des Zimmers Mitte jetzt,
Ganz wie ein graues Bild von Stein,
Die Formen scharf und unverletzt,
Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
Mit grauer Hahnenfeder drauf.
Der Waller hat so sacht und nett
Sich hergelangt den zweiten Lauf.
Noch zögert er — ist es ein Bild,
Wär's zu zerschießen lächerlich;
Und wär's ein Mensch — das Blut ihm quillt —
Ein Geck, der unterfinge sich —?!

Ein neuer Ruck, und wieder Knall
Und Pulverrauch — war das Gestöhn?
Er hörte keiner Kugel Prall —
Es ist vorüber! ist geschehn!
Der Waller zuckt: „verdammtes Hirn!“
Mit einmal ist er kalt wie Eis,
Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn,
Er starret in den Nebelkreis.

Ein Aechzen! oder Windeshauch! —
Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt.

O Gott, es zappelt! — nein — der Rauch
Gedrängt vom Zuge schwankt und irrt;
Es wirbelt aufwärts, woget, wallt,
Und, wie ein graues Bild von Stein,
Steht nun am Bette die Gestalt,
Da, wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's, wie von Sand,
Wie Funke, der elektrisch lebt;
Nun zuckt ein Finger — nun die Hand —
Allmählich nun ein Fuß sich hebt —
Hoch — immer höher — Waller winkt;
Dann macht er schnell gehörig Raum,
Und langsam in die Kissen sinkt
Es schwer, wie ein gefällter Baum.

„Ah, je te tiens!" er hat's gepackt
Und schlingt die Arme wie 'nen Strick —
Ein Leichnam! todessteif und nackt!
Mit einem Ruck fährt er zurück;
Da wälzt es langsam, schwer wie Blei,
Sich gleich dem Mühlstein über ihn;
Da that der Waller einen Schrei,
Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt
Ihn im Gemache ausgestreckt;
's war eine Ohnmacht nur, und bald
Ward zum Bewußtsein er geweckt.
Nicht irre war er, nur gepreßt,
Und fragt: ob Keiner ward gestört? —
Doch Alle schliefen überfest,
Nicht Einer hat den Schuß gehört.

So ward es denn für Traum sogleich
Und Alles für den Alp erkannt;

Doch zog man sich aus dem Bereich
Und trollte hurtig über Land.
Sie waren Alle viel zu klug
Und vollends zu belesen gar;
Allein der blonde Waller trug
Seit dieser Nacht eisgraues Haar.

Die Vendetta.

I.

Ja, einen Feind hat der Corsi', den Hund,
Luigi, den hagern Podesta,
Der den Ohm, so stark und gesund,
Ließ henken, den kühnen di Vesta.
Er und der rothe Franzose Jocliffe,
Die Beiden machten ihn hangen,
Aber der ging zu dem Schmugglerschiff
Und liegt seit Monden gefangen.

Steht im Walde Geronimo,
Und klirrend zieht aus der Scheide
Er das Messer, so und so
An der Sohle wetzt er die Schneide;
Gleitet dann in die Dämmerung,
Dem Feinde auf Tod und Leben
Mit des Thieres Verstümmelung
Ein corsisch Cartel zu geben.

Schau! wie Zweig an Zweige er streicht,
— Kaum flüsternd die Blätter schwanken —
Gleich der gleißenden Boa leicht
Hinquillt durch Gelaub und Ranken;
Drüber träufelt das Mondenlicht,
Wie heimlicher Thräne Klage

Durch eine dunkele Wimper bricht.
Nun kniet der Corse am Hage.

Dort der Anger — und dort am Hang
Die einsam weidende Stute,
Langsam schnaubt sie den Rain entlang;
Aus andalusischem Blute,
Hoch, schneeschimmernd, zum Grund gebeugt
Den mähnumflutheten Nacken,
Nah sie, näher dem Hage steigt —
Nun wird der Corse sie packen!

Schon erfaßt er der Schneide Griff,
Er reckt sich über dem Kraute,
Da — ein Geknister und — still! ein Pfiff,
Und wieder — summende Laute!
Und es schreitet dem Hage zu,
Grad wo Geronimo knieet;
Nieder gleitet der Cors' im Nu,
Ha, wie er keuchet und glühet!

Dicht an ihm — der Mantel streift,
Die Ferse könnt' er ihm fassen —
Steht der hagre Podest' und pfeift;
„Sorella!" ruft er gelassen
Und „Sorella, mein kluges Thier!"
Der Lauscher höret es stampfen,
Ueber ihm, mit hellem Gewieh'r,
Zwei schnaubende Nüstern dampfen.

Freundlich klatscht Luigi den Bug,
Liebkosend streicht er die Mähnen,
Hat nicht zärtlicher Worte genug,
Er spricht wie zu seiner Schönen.
Einen Blitz aus glühendem Aug',
Und rückwärts taumelt die Stute.

„Ei, Sorella, was fehlt dir auch?
Mein Töchterchen, meine Gute."

Candiszucker langt er hervor;
Ha, wie ihre Nüstern blasen!
Wie sie naschet, gespitzt das Ohr,
Und immer glotzet zum Rasen!
Einen Blick der Podesta scheu
Schießt über die glitzernde Aue,
Rückt am Dolche, und dann aufs neu:
„Mein Schimmelchen, meine Graue!"

Wie er über den Hag sich biegt,
Am Nacken des Thieres gleitet,
Auf Geronimo's Auge liegt
Des Feindes Mantel gebreitet;
O, nie hat so heiß und schwer
Geronimo, nie gelegen,
Jede Muskel im Arm fühlt er
Wie eine Viper sich regen.

Doch er ist ein gläubiger Christ,
Geht jede Woche zur Beichte,
Hat voll Andacht noch heut geküßt
Christoforo's heilige Leuchte.
Sünde wär's, das Messer im Schlund
Des Ungewarnten zu bergen,
Sonst — alleine, allein der Hund!
Bewaffnet und ohne Schergen!

Eine Minute, die schnell vergeht,
Der Corse gen Himmel schaute,
Zum Patrone ein Stoßgebet,
Dann fährt er empor vom Kraute;
Blank die Waffe, den Bug geschlitzt,
Dann wie ein Vogel zum Walde —

Schreiend vom Hange die Stute blitzt,
Der Richter starrt an der Halde.

II.

Mittagsstunde — der Sonnenpfeil
Prallt an des Weihen Gefieder,
Der vom Gesteine grau und steil
Blinzt in die Pinien nieder.
Schwarz der Wald, eine Wetternacht,
Die aus dem Aether gesunken,
Drüber der Strahl in Siegespracht
Tanzt auf dem Feinde wie trunken.

Plötzlich zuckt, es flattert der Weih
Und klatscht in taumelnden Ringen,
Ueberm Risse sein wilder Schrei,
Dann steigt er, wiegend die Schwingen;
Und am Grunde es stampft und surrt,
Hart unter dem Felsenmale,
Netz im Haare, Pistol im Gurt,
Zwölf Schergen reiten zu Thale.

Wo den Schatten verkürzt das Riff
Wirft über die zitternde Aue,
Starrt gefesselt der rothe Jocliffe
Hinauf zum Vogel ins Blaue.
Dürr seine Zunge — kein Tropfen labt —
Er lacht in grimmigem Hohne,
Neben ihm der Podesta trabt
Und pfeift sich eine Canzone.

Rüstig stampfen die Rosse fort,
Dann „halt!“ Es lagert die Bande;
Hier ein Scherge, ein anderer dort,
Gestreckt im knisternden Sande.

Die Cigarre läßt an den Grund
Ihr bläuliches Wölkchen schwehlen,
Und der Schlauch, von Mund zu Mund,
Strömt in die durstigen Kehlen.

Wie so lockend die Taube lacht
Aus grünem, duftigem Haine!
Von den Zwölfen heben sich acht,
Sie schlendern entlang das Gesteine,
Lässig, spielend, so sorgenbar
Wie junge Geier im Neste,
Dieser zupfet des Nachbars Haar,
Der schnitzelt am Zwiebelreste.

Einer so nach dem andern schwankt
Ins Grün' aus der sengenden Hitze,
Halt! wie elektrisch Feuer rankt
Von Aug' zu Aug' ein Geblitze.
Horch, sie flüstern! Zwei und zwei,
Die Pinien streifen sie leise,
Wie die Hinde witternd und scheu
Schlüpft über befahrene Gleise.

Zwei am Hange und zwei hinab
Und vier zur Rechten und Linken,
Sachte beugen den Ast sie ab,
Ihre Augen wie Vipern blinken,
Da — im Moose ein dürrer Baum
Mit wunderlich brauner Schale —
Hui! ein Pfiff auf gekrümmtem Daum —
Und dort — und drunten im Thale.

Fährt vom Moose Geronimo,
Und eh ihn die Schergen umschlingen,
Wie im Haid die knisternde Loh',
Ha! sieh ihn flattern und springen!

Knall auf Knall, eine Kugel pfeift
Ihm durch der Retilla Knoten,
Blutend er an dem Gesteine läuft
Bis zum Jocliffe, dem rothen.

Hoch die Rechte — will er schnell
Sich rächen zu dieser Stunde?
Nein, am Rosse schreibt das Cartel
Er rasch mit klaffender Wunde.
Hoch die Linke — es knallt, es blitzt,
Und taumelnd sinkt der Podesta;
Ruft der Corse: „So hab' es itzt,
Du Hund, für den kühnen di Vesta!"

O Geronimo! hätten dich fort,
Fort, fort deine Sprünge getragen,
Als die Einen am Risse dort,
Die Andern klommen am Hagen!
Schwerlich heute, so mein' ich klar,
Sie würden die Stadt erschrecken
Mit der Leiche auf grüner Bahr'
Und mit dir, gebunden am Schecken!

Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
Und horcht des Herzens pochender Flut.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen!
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!
Ich wache, und selbst der Seiger ruht!

„Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,[1]
Anbrach die hochheilige Osternacht."

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
Und wie eine Hinde vom Lager setzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
Ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mählich schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich,
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
Nun langsam wenden die Häupter sich.

[1] Es bestand und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liede zu begrüßen.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'!"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht
Am Steingeländе das Nebelgesicht,
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale, nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,

Hier droht ein Stoß, dort häkelt das Kleid,
Leis tritt sie, leise, o Geistersinne
Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, muthig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
Nun stehen die Beiden, Auge in Aug',
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegen reckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

Der Geierpfiff.

„Nun still! — Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespaltnen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche ihr heran spazieren;
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postiren!

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall.
Doch, naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

„Nun, Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!"
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,

Als sie die Büchsen schultern leis,
Und in den Gurt die Messer klirren.

Seltsamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Fänger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

's ist lichter Tag! die Bande scheut
Vor keiner Stunde — Alles gleich;
Es ist die rothe Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raschelt es im Walde,
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kukuk an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo überm Ast die Sonne lauscht;

Und als es drinnen noch geklirrt
Und noch ein Weilchen sich geschoben,
Da still es in der Hütte wird,
Vom wilden Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt,
Und summend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leise wie der Hauch im Tann,
Wie Weste durch die Halme streifen,
Hört drinnen leise, leise man
Vorsichtig an den Messern schleifen.

Ja, lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehst du sie brechen durchs Geniſt
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
Du denkst, die Centifolie ist
Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
All überall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Minuten, wo sie sann,
Pulsiren ließ die heißen Glieder —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;

Der Epheu schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt,
Da unterm Dache lagert sie
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie Rabenfittiges Gewand.
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Mieder;
Doch unbeweglich gleich dem Stein
Steht hinterm Block der wilde Rieder:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff,
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thymianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert sie, und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles still — sie hat gewacht —
Doch hinterm Steine wird's belebt,

Und seine Büchse sachte, sacht
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Messer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm schrillend in die Ohren saust —
Noch zögert knirschend er am Riff —
Zum dritten Mal — und sein Gewehr
Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, ist so locker das Gestein?"
Und langsam, gähnend tritt hervor
Sie aus dem falschen Heil'genschrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenstande schauen,
Da sieht sie einen Geier ziehn
Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildniß Kind,
Tritt sie entgegen seinem Flug:
Der kam daher, wo Menschen sind,
Das ist der Bergesmaid genug.
Doch still! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? still! sie lauscht —
Und wirklich, durch die Nadeln schon
Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!" ruft es aus dem Schlag,
Mit seinem Knix tritt sie heran:

„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“ —
„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“ —

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin:
Seht, einen Weih am Bergeskamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm;
Dort muß sich eine Heerde finden.“ —

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald:
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.

Die Schwestern.

I.

Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond steht über den Fichten.
„Jesus Maria, wo mag sie sein!
Hin will meine Angst mich richten.
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn
Allein zur Stadt mit den Hunden,

Du armes Kind, das sterbend mir
Auf die Seele die Mutter gebunden!"

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es Elf im Thurm,
Gertrude kniet an der Halde:
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!
Wo magst du irren im Walde!"

Und zitternd löst sie den Rosenkranz
Von ihres Gürtels Gehänge,
Ihr Auge starret in trübem Glanz,
Ob es die Dämmerung sprenge.
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!
Sie kömmt, 's ist ihre Laterne!
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeur,
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,
Geheiliget werde dein Name" —
Es rauscht am Hange „heiliger Christ!"
Es bricht und knistert im Brahme,
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
Zwei glänzende Augen starren.
„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
Jetzt setzt sie über die Farren."

Gertrude klimmt die Halde hinauf,
Sie steht an des Raines Mitte.
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,
Behend galoppirende Tritte —
Und um sie springt es in wüstem Kreis
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.

„Fidel! Fidel!“ so flüstert sie leis,
Dann ruft sie schluchzend: „Helene!“

„Helene!“ schallt es am Felsenhang,
„Helen'!“ von des Waldes Kante,
Es war ein einsamer, trauriger Klang,
Den heimwärts die Echo sandte.
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,
Die staubigen Knecht' an der Wanne,
Die haben gehorcht die ganze Nacht
Auf das irre Gespenst im Tanne.

Sie hörten sein Rufen von Stund zu Stund,
Sahn seiner Laterne Geflimmer
Und schlugen ein Kreuz auf Brust und Mund,
Zog über den Tobel der Schimmer.
Und als die Müllerin Reisig las
Frühmorgens an Waldes Saume,
Da fand sie die arme Gertrud im Gras,
Die ängstlich zuckte im Traume.

II.

Wie rollt in den Gassen das Marktgebraus!
Welch ein Getümmel, Geblitze!
Hanswurst schaut über die Bude hinaus
Und winkt mit der klingenden Mütze;
Karossen rasseln, der Trinker jucht,
Und Mädchen schrein im Gedränge,
Drehorgeln pfeifen, der Kärrner flucht,
O, Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladenthür,
Eine schlichte Frau von den Flühen,
Die stieß an den klingenden Harlekin schier
Und hat nicht gelacht und geschrieen.

Ihr mattes Auge sucht auf dem Grund,
Als habe sie etwas verloren,
Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,
Verdutzt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegne! siehst du denn nicht
Den Wagen, die schnaubenden Braunen?"
Schon dampfen die Nüstern ihr am Gesicht,
Da fährt sie zurück mit Staunen
Und ist noch über die Rinne grad
Mit raschem Sprunge gewichen,
Als an die Schürze das klirrende Rad
In wirbelndem Schwunge gestrichen.

Noch ein Moment — sie taumelt, erbleicht,
Und dann ein plötzlich Erglühen —
O schau, wie durch das Gewühl sie keucht,
Mit Armen und Händen und Knieen!
Sie rudert, sie windet sich — Stoß auf Stoß,
Scheltworte und Flüche wie Schlossen —
Das Fürtuch reißt, dann flattert es los
Und ist in die Rinne geflossen.

Nun steht sie vor einem stattlichen Haus,
Ohne Schuh, besudelt mit Kothe;
Dort hält die Karosse, dort schnauben aus
Die Braunen und rauchen wie Schlote.
Der Schlag ist offen, und eben sieht
Sie im Portale verschwinden
Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,
Und den Schleier, segelnd in Winden.

„Ach!" flüstert Gertrude, „was hab' ich gemacht,
Ich bin wohl verrückt geworden!
Kein Trost bei Tag, keine Ruh' bei Nacht,
Das kann die Sinne schon morden."

Da poltert es schreiend die Stiegen hinab,
Ein Fußtritt aus dem Portale,
Und wimmernd rollt von der Rampe herab
Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja," seufzt Gertrude, „nun ist es klar,
Ich bin eine Irre leider!"
Erglühend streicht sie zurück ihr Haar
Und ordnet die staubigen Kleider.
„Wie sah ich so deutlich ihr liebes Gesicht,
So deutlich am Schlage doch ragen!
Allein in Ewigkeit hätte sie nicht
Den armen Fidel geschlagen."

III.

Zehn Jahre! — und Mancher, der keck umher
Die funkelnden Blicke geschossen,
Der schlägt sie heute zu Boden schwer,
Und Mancher hat sie geschlossen.
Am Hafendamme geht eine Frau,
— Mich dünkt, wir müssen sie kennen,
Ihr Haar einst schwarz, nun schillerndes Grau,
Und hohl die Wangen ihr brennen.

Im Topfe trägt sie den Honigwab,
Zergehend in Juliushitze;
Die Trägerin trocknet den Schweiß sich ab
Und ruft dem hinkenden Spitze.
Der sie bestellte, den Schiffspatron,
Sieht über die Planke sie kommen;
Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?
Gertrude denkt es beklommen.

Doch nein — wo sich die Matrosen geschaart,
Zum Strande sieht sie ihn schreiten,

Er schüttelt das Haupt, er streicht den Bart
Und scheint auf die Welle zu deuten.
Und schau den Spitz! er schnuppert am Grund —
„Was suchst du denn in den Gleisen?
Fidel, Fidel!“ fort strauchelt der Hund
Und heulet wie Wölfe im Eisen.

Barmherziger Himmel! ihr wird so bang,
Sie watet im brennenden Sande,
Und wieder erhebt sich so hohl und lang
Des Hundes Geheul vom Strande.
O Gott, eine triefende Leich' im Kies,
Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!
Und drüber keucht das zottige Vlies
Des lahmen, wimmernden Thieres.

Gertrude steht, sie starret herab,
Mit Blicken irrer und irrer,
Dann beugt sie sich auf die Leiche hinab,
Mit Lächeln wirrer und wirrer,
Sie wiegt das Haupt bald so bald so,
Sie flüstert mit zuckendem Munde,
Und eh die zweite Minute entfloh,
Da liegt sie knieend am Grunde.

Sie faßt der Todten geschwollene Hand,
Ihr Haar voll Muscheln und Tange,
Sie faßt ihr triefend zerlumptes Gewand
Und säubert vom Kiese die Wange;
Dann sachte schiebt sie das Tuch zurück,
Recht wo die Schultern sich runden,
So stier und bohrend verweilt ihr Blick,
Als habe sie etwas gefunden.

Nun zuckt sie auf, erhebt sich jach
Und stößt ein wimmernd Gestöhne,

Grad eben, als der Matrose sprach:
„Das ist die blonde Helene!
Noch jüngst juchheite sie dort vorbei
Mit trunknen Soldaten am Strande."
Da that Gertrud einen hohlen Schrei
Und sank zusammen im Sande.

IV.

Jüngst stand ich unter den Föhren am See,
Meinen Büchsenspanner zur Seite.
Vom Hange schmählte das brünstige Reh
Und strich durch des Aufschlags Breite;
Ich hörte es knistern so nah und klar,
Grad wo die Lichtung verdämmert,
Daß mich gestöret der Holzwurm gar,
Der unterm Fuße mir hämmert.

Dann sprang es ab, es mochte die Luft
Ihm unsre Witterung tragen;
„Herr," sprach der Bursche: „links über die Kluft!
Wir müssen zur Linken uns schlagen!
Hier naht kein Wild, wo sie eingescharrt
Die tolle Gertrud vom Gestade,
Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht
In ihrer zerfallenden Lade."

Zur Seite sprang ich, eisig durchgraut,
Mir war, als hab' ich gesündigt,
Indeß der Bursch mit flüsterndem Laut
Die schaurige Märe verkündigt:
„Wie Jene gesucht bei Tag und Nacht
Nach dem fremden ertrunkenen Weibe,
Das ihr der tückische See gebracht,
Verloren an Seele und Leibe.

„Ob ihres Blutes? — man wußte es nicht,
Kein Fragen löste das Schweigen.
Doch schlief die Welle, dann sah ihr Gesicht
Man über den Spiegel sich beugen,
Und zeigte er ihr das eigene Bild,
Dann flüsterte sie beklommen:
„„Wie alt sie sieht, wie irre und wild,
Und wie entsetzlich verkommen!““

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,
Dann war sie vom Bösen geschlagen,
Was sie für bedenkliche Reden geführt,
Das möge er lieber nicht sagen.
So war sie gerannt vor Jahresfrist,
— Man sah's vom lavirenden Schiffe —
Zur Brandung, wo sie am hohlsten ist,
Und kopfüber gefahren vom Riffe.

„Drum scharrte man sie ins Dickicht dort
Wie eine verlorene Seele.“
Ich schwieg und sandte den Burschen fort,
Brach mir vom Grab eine Schmehle:
„Du armes, gehetztes Wild der Pein,
Wie mögen die Menschen dich richten!“
— Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond stand über den Fichten.

Meister Gerhard von Köln.

Ein Notturno.

Wenn in den linden Vollmondnächten
Die Nebel lagern überm Rhein,
Und graue Silberfäden flechten
Ein Florgewand dem Heil'genschrein:

Es träumt die Waldung, duftumsäumt,
Es träumt die dunkle Flutenschlange,
Wie eine Robbe liegt am Hange
Der Schürg' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräser zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entschlafnen Stadt:
Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
Das leise murmelnde Geschäume,
Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
Das alte Köln.

Dort, wo die graue Cathedrale,
Ein riesenhafter Zeitentraum,
Entsteigt dem düstern Trümmermale
Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
Dort, in der Scheibe Purpurrund
Hat taumelnd sich der Strahl gegossen
Und sinkt, und sinkt, in Traum zerflossen,
Bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten,
Versteinten, öden Palmenwald,
Wo die Gedanken niedergleiten
Wie Anakonden schwer und kalt;
Und blutig sich der Schatten hebt
Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele schwebt. [1]

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
Schläft halbgeschlossen Blum' und Kraut;

[1] Nach der Zaubersage.

Wie nackt gespülte Uferriffe
Die Streben lehnen, tief ergraut;
Anschwellend zum Altare dort,
Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
Schlingen die Häupter sie zu Bogen
Und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen
Von Quader, Säulenknauf und Schaft,
Und in dem Strahle will's gewinnen
Ein dunstig Leben, geisterhaft:
Da, horch! es dröhnt im Thurme — ha!
Die Glocke summt — da leise säuselt
Der Dunst, er zucket, wimmelt, kräuselt —
Nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
Ein graues Käppchen, grau Gewand,
Am grauen Halse grauer Kragen,
Das Richtmaß in der Aschenhand.
Durch seine Glieder zitternd geht
Der Strahl wie in verhaltner Trauer,
Doch an dem Estrich, an der Mauer
Kein Schatten steht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
Unhörbar schwebt es durch den Raum,
Nun sieh es um die Säulen gleiten,
Nun fährt es an der Orgel Saum;
Und aller Orten legt es an
Sein Richtmaß, webert auf und nieder,
Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Tann.

War das der Nacht gewalt'ger Odem? —
Ein weit zerflossner Seufzerhall,

Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
Durchquillt die öden Räume all:
Und an der Pforte, himmelan
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
Dann gleitet's aufwärts am Portale —
Es steht am Krahn.

Und über die entschlafnen Wellen
Die Hand es mit dem Richtmaß streckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
Sie brodeln auf, wie halb geweckt,
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf, verhallend, fern Getose,
Wie träumend sich im Wolkenschooße
Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,
Ich bin der Geist vergangner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
Ist schlimmer viel als Todtenbahre!
O wann, wann steigt die Stunde auf,
Wo ich soll lang Begrabnes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen,
Wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Thurm,
Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,
Mein Hornesstoß der Zeitensturm,
Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!
Und schlafen fort, ich höre nicht
Den Meißel klingen am Gesteine,
Wo tausend Hände sind wie eine,
Ich hör' es nicht! —

„Und kann nicht ruhn, ich sehe dann
Zuvor den alten Krahn sich regen,

Daß ich mein treues Richtmaß kann
In eine treue Rechte legen!
Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,
Wie einer alle Pulse klopfen,
Ein Strom die Millionen Tropfen —"
Da silbern wallt

Im Osten auf des Morgens Fahne,
Und, ein zerfloßner Nebelstreif,
Der Meister fährt empor am Krahne. —
Mit Räderknarren und Gepfeif,
Ein rauchend Ungeheuer, schäumt
Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
O deutsche Männer! deutsche Frauen!
Hab' ich geträumt?

Die Vergeltung.

I.

Der Kapitän steht an der Spiere,
Das Fernrohr in gebräunter Hand,
Dem schwarzgelockten Passagiere
Hat er den Rücken zugewandt.
Nach einem Wolkenstreif in Sinnen
Die Beiden wie zwei Pfeiler sehn,
Der Fremde spricht: „Was braut da drinnen?" —
„Der Teufel," brummt der Kapitän.

Da hebt von morschen Balkens Trümmer
Ein Kranker seine feuchte Stirn,
Des Aethers Blau, der See Gestimmer,
Ach, Alles quält sein fiebernd Hirn!
Er läßt die Blicke, schwer und düster,
Entlangs dem harten Pfühle gehn,

Die eingegrabnen Worte liest er:
„Batavia. Fünfhundert Zehn."

Die Wolke steigt, zur Mittagsstunde
Das Schiff ächzt auf der Wellen Höhn,
Gezisch, Geheul aus wüstem Grunde,
Die Bohlen weichen mit Gestöhn.
„Jesus, Marie! wir sind verloren!"
Vom Mast geschleudert der Matros,
Ein dumpfer Krach in Aller Ohren,
Und langsam löst der Bau sich los.

Noch liegt der Kranke am Verdecke,
Um seinen Balken fest geklemmt,
Da kömmt die Flut, und eine Strecke
Wird er ins wüste Meer geschwemmt.
Was nicht geläng' der Kräfte Sporne,
Das leistet ihm der starre Krampf,
Und wie ein Narwal mit dem Horne
Schießt fort er durch der Wellen Dampf.

Wie lange so? — er weiß es nimmer,
Dann trifft ein Strahl des Auges Ball,
Und langsam schwimmt er mit der Trümmer
Auf ödem glitzerndem Krystall.
Das Schiff! — die Mannschaft! — sie versanken.
Doch nein, dort auf der Wasserbahn,
Dort sieht den Passagier er schwanken
In einer Kiste morschem Kahn.

Armsel'ge Lade! sie wird sinken,
Er strengt die heisre Stimme an:
„Nur grade! Freund, du drückst zur Linken!"
Und immer näher schwankt's heran,
Und immer näher treibt die Trümmer,
Wie ein verwehtes Mövennest;

„Courage!“ ruft der kranke Schwimmer,
„Mich dünkt, ich sehe Land im West!“

Nun rühren sich der Fähren Ende,
Er sieht des fremden Auges Blitz,
Da plötzlich fühlt er starke Hände,
Fühlt wüthend sich gezerrt vom Sitz.
„Barmherzigkeit! Ich kann nicht kämpfen.“
Er klammert dort, er klemmt sich hier;
Ein heisrer Schrei, den Wellen dämpfen,
Am Balken schwimmt der Passagier.

Dann hat er kräftig sich geschwungen
Und schaukelt durch das öde Blau,
Er sieht das Land wie Dämmerungen
Enttauchen und zergehn in Grau.
Noch lange ist er so geschwommen,
Umflattert von der Möve Schrei,
Dann hat ein Schiff ihn aufgenommen,
Viktoria! nun ist er frei!

II.

Drei kurze Monde sind verronnen,
Und die Fregatte liegt am Strand,
Wo Mittags sich die Robben sonnen,
Und Bursche klettern übern Rand;
Den Mädchen ist's ein Abenteuer,
Es zu erschaun vom fernen Riff,
Denn noch zerstört, ist nicht geheuer
Das gräuliche Corsarenschiff.

Und vor der Stadt, da ist ein Waten,
Ein Wühlen durch das Kiesgeschrill,
Da die verrufenen Piraten
Ein Jeder sterben sehen will.

Aus Strandgebälken, morsch, zertrümmert,
Hat man den Galgen, dicht am Meer,
In wüster Eile aufgezimmert.
Dort dräut er von der Düne her!

Welch ein Getümmel an den Schranken!
„Da kömmt der Frei — der Hessel jetzt —
Da bringen sie den schwarzen Franken,
Der hat geleugnet bis zuletzt.“ —
„Schiffbrüchig sei er hergeschwommen,“
Höhnt eine Alte, „ei, wie kühn!
Doch Keiner sprach zu seinem Frommen,
Die ganze Bande gegen ihn.“

Der Passagier, am Galgen stehend,
Hohläugig, mit zerbrochnem Muth,
Zu jedem Räuber flüstert flehend:
„Was that dir mein unschuldig Blut?
Barmherzigkeit! so muß ich sterben
Durch des Gesindels Lügenwort,
O, mög' die Seele euch verderben!“
Da zieht ihn schon der Scherge fort.

Er sieht die Menge wogend spalten —
Er hört das Summen im Gewühl —
Nun weiß er, daß des Himmels Walten
Nur seiner Pfaffen Gaukelspiel!
Und als er in des Hohnes Stolze
Will starren nach den Aetherhöhn,
Da liest er an des Galgens Holze:
„Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Der Mutter Wiederkehr.

Du frägst mich immer von neuem, Marie,
Warum ich mein Heimathland,
Die alten lieben Gefilde flieh',
Dem Herzen doch eingebrannt?
Nichts soll das Weib dem Manne verhehlen,
Und nichts dem treuen Weibe der Mann,
Drum setz dich her, ich will erzählen,
Doch abwärts sitze — schau mich nicht an.

Bei meinen Eltern ich war — ein Kind,
Ein Kind und dessen nicht froh,
Im Hause wehte ein drückender Wind,
Der ehliche Friede floh;
Nicht Zank noch Scheltwort durfte ich hören,
Doch wie ein Fels auf Allen es lag,
Sahn wir von Reisen den Vater kehren,
Das war uns Kindern ein trauriger Tag.

Ein Kaufmann, ernst, sein strenges Gemüth
Verbittert durch manchen Verlust,
Und meine Mutter, die war so müd,
So keuchend ging ihre Brust!
Noch seh' ich, wie sie, die Augen geröthet,
Ein Bild der still verhärmten Geduld,
An unserm Bettchen gekniet und gebetet.
Gewiß, meine Mutter war frei von Schuld!

Doch trieb der Vater sich um — vielleicht
In London oder in Wien —
Dann lebten wir auf und athmeten leicht
Und schossen wie Kressen so grün.
Durch lustige Schwänke machte uns lachen
Der gute Meßner, dürr und ergraut,

Der dann uns Alle sollte bewachen,
Denn meiner Mutter ward Nichts vertraut.

Da schickte der Himmel ein schweres Leid,
Sie schlich so lange umher
Und härmte sich sachte ins Sterbekleid,
Wir machten das Scheiden ihr schwer!
Wir waren wie irre Vögel im Haine,
Zu früh entflattert dem treuen Nest,
Bald tobten wir toll über Blöcke und Steine
Und duckten bald, in den Winkel gepreßt.

Dem alten Manne ward kalt und heiß,
Dem würdigen Sakristan,
Sah er besudelt mit Staub und Schweiß
Und glühend wie Oefen uns nahn;
Doch traten wir in die verödete Kammer
Und sahn das Schemelchen am Clavier,
Dann strömte der unbändige Jammer,
Und nach der Mutter wimmerten wir.

Am sechsten Abend, nachdem sie fort,
— Wir kauerten am Kamin,
Der Alte lehnte am Simse dort
Und sah die Kohlen verglühn,
Wir sprachen nicht, uns war beklommen —
Da leis im Vorsaal dröhnte die Thür,
Und schlürfende Schritte hörten wir kommen.
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter ist hier!"

Still, stille nur! — wir horchten all,
Zusammengedrängt und bang,
Wir hörten deutlich der Tritte Hall
Die knarrende Diel' entlang,
Genau wir hörten rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüsselbund

Und dann das schwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Mein junges Blut in den Adern stand,
Ich sah den Alten wie Stein
Sich klammern an des Gesimses Rand,
Da langsam trat es herein.
O Gott, ich sah meine Mutter, Marie!
Marie, ich sah meine Mutter gehn,
Im schlichten Kleide, wie Morgens frühe,
Sie kam, nach ihren zwei Knaben zu sehn!

Fest war ihr Blick zum Grunde gewandt,
So schwankte sie durch den Saal,
Den Schlüsselbund in der bleichen Hand,
Die Augen trüb wie Opal;
Sie hob den Arm, wir hörten's pfeifen,
Ganz wie ein Schlüssel im Schlosse sich dreht,
Und ins Closet dann sahn wir sie streifen,
Drin unser Geld und Silbergeräth.

Du denkst wohl, daß keines Odems Hauch
Die schaurige Oede brach,
Und still war's in dem Closete auch,
Noch lange lauschten wir nach.
Da sah ich zusammen den Alten fallen,
Und seine Schläfe schlug an den Stein,
Da ließen wir unser Geschrei erschallen,
Da stürzten unsere Diener herein.

Du sagst mir nichts, doch zweifl' ich nicht,
Du schüttelst dein Haupt, Marie,
Ein Greis — zwei Kinder — im Dämmerlicht —
Da waltet die Phantasie!

Was wollte ich nicht um dein Lächeln geben,
Um deine Zweifel, du gute Frau;
Doch wieder sag' ich's: bei meinem Leben!
Marie, wir sahen und hörten genau!

Am Morgen kehrte der Vater heim,
Verstimmt und müde gehetzt,
Und war er nimmer ein Honigseim,
So war er ein Wermuth jetzt.
Auch waren es wohl bedenkliche Worte,
Die er gesprochen zum alten Mann,
Denn laut sie haderten an der Pforte
Und schieden in tiefer Empörung dann.

Nun ward durchstöbert das ganze Haus,
Ein Jeder gefragt, gequält,
Die Beutel gewogen, geschüttet aus,
Die Silberbestecke gezählt,
Ob Alles richtig, versperrt die Zimmer,
Nichts konnte dem Manne genügen doch;
Bis Abends zählte und wog er immer
Und meinte, der Schade finde sich noch.

Als nun die Dämmerung brach herein,
Ohne Mutter und Sakristan,
Wir kauerten auf dem staubigen Stein
Und gähnten die Flamme an.
Verstimmt der Vater, am langen Tische,
Wühlt' in Papieren, schob und rückt',
Wir duckten an unserm Kamin, wie Fische,
Wenn drauf das Auge des Reihers drückt.

Da, horch! — die Thüre dröhnte am Gang,
Ein schlürfender Schritt darauf
Sich schleppte die knarrende Diel' entlang.
Der Vater horchte — stand auf —

Und wieder hörten wir rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüsselbund
Und wieder das schwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Er stand, den Leib vornüber gebeugt,
Wie Jäger auf Wildes Spur,
Nicht Furcht noch Rührung sein Auge zeigt',
Man sah, er lauerte nur.
Und wieder sah ich, die mich geboren,
Verbannt, verstoßen vom heiligen Grund,
O, nimmer hab' ich das Bild verloren,
Es folgt mir noch in der Todesstund!

Und Er? — hat keine Wimper geregt
Und keine Muskel gezuckt,
Der Stuhl, auf den seine Hand gelegt,
Nur einmal leise gerückt.
Ihr folgend mit den stechenden Blicken,
Wandt' er sich langsam, wie sie schritt,
Doch als er sie ans Closet sah drücken,
Da zuckte er auf, als wolle er mit.

Und „Arnold!" rief's aus dem Geldverließ,
— Er beugte vornüber, weit —
Und wieder „Arnold!" so klagend süß,
— Er legte die Feder bei Seit' —
Zum dritten Mal, wie die blutige Trauer,
„Arnold!" — den Meerschaumkopf im Nu
Erfaßt' er, schleudert' ihn gegen die Mauer,
Schritt ins Closet und riegelte zu.

Wir aber stürzten in wilder Hast
Hinaus an das Abendroth,
Wir hatten uns bei den Händen gefaßt,
Und weinten uns schier zu todt.

Die ganze Nacht hat die Lampe geglommen,
Geknattert im Saal des Kamines Rost,
Und als der dritte Abend gekommen,
Da setzte der Vater sich auf die Post.

Ich habe ihm nicht Lebewohl gesagt
Und nicht seine Hand geküßt,
Doch heißt es, daß er in dieser Nacht
Am Bettchen gestanden ist.
Und bei des nächsten Morgens Erglühen
Das Erste, was meine Augen sahn,
Das war an unserem Lager knieen
Den tief erschütterten Sakristan.

Dem ward in der Früh' ein Brief gebracht
Und dann ein Schlüsselchen noch;
„Ich will nicht lesen," hat er gedacht
Und zögerte, las dann doch
Den Brief, in letzter Stunde geschrieben
Von meines unglücklichen Vaters Hand,
Der fest im Herzen mir ist geblieben,
Obwohl mein Bruder ihn einst verbrannt.

„Was mich betroffen, das sag' ich nicht,
Eh dorre die Zunge aus!
Doch ist es ein bitter, ein schwer Gericht
Und treibt mich von Hof und Haus.
In dem Closete, da sind gelegen
Papiere, Wechsel, Briefe dabei.
Dir will ich auf deine Seele legen
Meine zwei Buben, denn du bist treu.

„Sorg' nicht um mich, was ich bedarf,
Deß hab' ich genügend noch,
Und forsch' auch nimmer — ich warne scharf —
Nach mir, es tröge dich doch.

Sei ruhig, Mann, ich will nicht tödten
Den Leib, der Vieles noch muß bestehn;
Doch laß meine armen Kinderchen beten,
Denn sehr bedarf ich der Unschuld Flehn."

Und im Closete gefunden ward
Ein richtiges Testament,
Und alle Papiere nach Kaufmannsart
Geordnet und wohl benennt.
Und wir? — in der Fremde ließ man uns pflegen,
Da waren wir eben, wie Buben sind,
Doch mit den Jahren, da muß sich's regen,
Bin ich doch jetzt sein einziges Kind!

Du weißt es, wie ich auch noch so früh,
So hart den Bruder verlor,
Und hätte ich dich nicht, meine Marie,
Dann wär' ich ein armer Thor! —
Ach Gott, was hab' ich nicht All' geschrieben,
Aufrufe, Briefe, in meiner Noth!
Umsonst doch Alles, umsonst geblieben.
Ob er mag leben? — vermuthlich todt!

Nie brachte wieder auf sein Geschick
Die gute Marie den Mann,
Der seines Lebens einziges Glück
In ihrer Liebe gewann.
So mild und schonend bot sie die Hände,
Bracht' ihm so manches blühende Kind,
Daß von der ehrlichen Stirn am Ende
Die düstern Falten gewichen sind.

Wohl führt nach Jahren einmal sein Weg
Ihn dicht zur Heimath hinan,

Da ließ er halten am Mühlensteg
Und schaute die Thürme sich an.
Die Hände gefaltet, schien er zu beten,
Ein Wink — die Kutsche rasselte fort;
Doch nimmer hat er den Ort betreten,
Und keinen Trunk Wasser nahm er dort.

Der Barmekiden Untergang.[1]

Reiche mir die Blutorange
Mit dem süßen Zauberdufte,
Sie, die von den schönsten Lippen
Ihre Nahrung hat geraubt.

Sagt' ich es nicht, o Maimuna,
Flehend, händeringend, knieend
Sagt' ich es zu sieben Malen,
Nicht zu tausend Malen dir?

„Laß, o Fürstin, diese Liebe!
Laß von dieser dunklen Liebe,
Dir die ganze Brust versengend,
Unheil bringend und Gefahr!

[1] Das Geschlecht der Barmekiden gehörte zur Zeit des Kaliphats von Bagdad zu den mächtigsten und zahlreichsten. Zuletzt war „Dschafer der Barmekide" Großvezier des Kaliphen Harun-al-Reschid und sein Liebling. Die Schwester des Kaliphen, Maimuna, faßte eine glühende Leidenschaft für den schönen und edlen Mann, und da sie sich ihm auf keine andere Weise zu nähern wußte, betrat sie seinen Palast in den Kleidern einer Tänzerin. Die Folge dieser Zusammenkunft war ein Verhältniß, das eine Reihe von Jahren verborgen geblieben, doch endlich zur Kenntniß des Kaliphen gelangte und den Untergang des ganzen Geschlechts nach sich zog. Dschafer ward hingerichtet, sein Kopf über einem der Stadtthore Bagdads aufgesteckt, und sämmtliche Barmekiden, in die Wüste getrieben, unterlagen dort dem Hunger und Elende. (Siehe J. v. Hammer, Rosenöl.)

„Daß nicht merk' es der Kaliphe,
Er, der zornbereite Bruder,
Nicht den Dschafer dir verderbe,
Deinen hohen Barmekiden,
Nicht den Dschafer dir verderbe
Und dich selber, Fürstin, auch!"

Doch was ist die weise Rede
In dem liebentglühten Herzen?
Wie das Winseln eines Kindleins
In der wuthentbrannten Schlacht,
Wie ein linder Nebeltropfen
In dem flammenden Gebäude,
Wie ein Licht, vom Borde taumelnd
In den dunklen Ocean!

In der Tänzerin Gewande
Schmiegen sich der Fürstin Glieder,
Um die Schultern Seide flattert,
In dem Arm die Zither liegt.

O, wie windet sie die Arme,
Hoch das Tambourin erschwingend!
O, wie wogen ihre Schritte,
Ihre reizerblühten Glieder,
Daß der Barmekide glühend
Seine dunklen Augen birgt!

Sieben Jahre sind verschwunden,
Sieben wonnevolle Jahre,
Zu den sieben drei und fünfe,
Und in den Gebirgen irrend
Zieht der Barmekiden Schaar.
Mütter auf den Dromedaren,
Blind geweint die schönen Augen,
In den Armen Kindlein, wimmernd
In die lagerlose Nacht.

Ueber Bagdads Thor ein Geier,
Kreisend über Dschafers Schädel,
Rauscht hinan und rauscht vorüber,
Hat zur Nahrung nichts gefunden
Als in seiner Augen Höhlen
Nur zwei kleine Spinnlein noch.

Bajazet.

Der Löwe und der Leopard,
Die singen Wettgesänge,
Glutsäulen heben Wettlauf an,
Und der Samum ihr Herold.
O Sonne, birg die Strahlen!

Was schleicht dort durch den gelben Sand,
Ist es ein wunder Schakal?
Ist es ein großer Vogel wohl,
Ein schwergetroffner Ibis?
O Sonne, birg die Strahlen!

Ein wunder Schakal ist es nicht,
Kein schwergetroffner Vogel,
Es ist der mächt'ge Bajazet,
Der Reichste in Cairo.
Er, der die dreizehn Segel hat,
Die reichbeladnen Schiffe,
Auf seiner Achsel liegt der Schlauch,
Der Stab in seiner Rechten.
O Sonne, birg die Strahlen!

„Weh dir, du unglückselig'ges Gold,
Verrätherisches Silber!

Und weh dir, Hassan, falscher Freund,
Du ungetreuer Diener!
Nahmst in der Nacht die Zelte mir
Und nahmst mir die Kameele."
O Sonne, birg die Strahlen!

„Wie einen Leichnam ließest mich,
Wie Mumien, verdorrte,
Wie ein verschmachtetes Kameel,
Wie ein Gethier der Wüste!
Und gab dir doch das reiche Gut,
Die zwanzigtausend Kori."
O Sonne, birg die Strahlen!

„So fluch' ich denn zu siebenmal,
Und tausendmal verfluch' ich:
Daß dich verschlingen mag das Meer,
Dein brennend Haus dich tödten!
Daß breche dein Gebein der Leu,
Dein Blut der Tiger lecke!
Der Beduine plündre dich,
Preis gebe dich der Wüste,
Daß in dem Sande du versiechst,
Verschmachtend — hülflos — irrend!"
O Sonne, birg die Strahlen!

Der Schloßelf.

In mondverhellten Weihers Glanz
Liegt brütend wie ein Wasserdrach'
Das Schloß mit seinem Zackenkranz,
Mit Zinnenmoos und Schuppendach.

Die alten Eichen stehn von fern,
Respektvoll flüsternd mit den Wellen,
Wie eine graue Garde gern
Sich mag um graue Herrscher stellen.

Am Thore schwenkt, ein Steinkoloß,
Der Bannerherr die Kreuzesfahn',
Und courbettirend schnaubt sein Roß
Jahrhunderte schon himmelan;
Und neben ihm, ein Tantalus,
Lechzt seit Jahrhunderten sein Dogge
Gesenkten Halses nach dem Fluß,
Im dürren Schlunde Mooses Flocke.

Ob längst die Mitternacht verklang,
Im Schlosse bleibt es immer wach;
Streiflichter gleiten rasch entlang
Den Corridor und das Gemach.
Zuweilen durch des Hofes Raum
Ein hüpfendes Laternchen ziehet;
Dann horcht der Wandrer, der am Saum
Des Weihers in den Binsen knieet.

„Ave Maria! stärke sie!
Und hilf ihr über diese Nacht!"
Ein frommer Bauer ist's, der früh
Sich auf die Wallfahrt hat gemacht.
Wohl weiß er, was der Lichterglanz
Mag seiner gnäd'gen Frau bedeuten;
Und eifrig läßt den Rosenkranz
Er durch die schwiel'gen Finger gleiten.

Doch durch sein christliches Gebet
Manch Heidennebel schwankt und raucht;
Ob wirklich, wie die Sage geht,
Der Elf sich in den Weiher taucht,

So oft dem gräflichen Geschlecht
Der erste Sprosse wird geboren?
Der Bauer glaubt es nimmer recht,
Noch minder hätt' er es verschworen.

Scheu blickt er auf — die Nacht ist klar
Und gänzlich nicht gespensterhaft,
Gleich drüben an dem Pappelpaar
Zählt man die Zweige längs dem Schaft;
Doch stille! In dem Eichenrund —
Sind das nicht Tritte? — Kindestritte?
Er hört wie an dem harten Grund
Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain,
Wie eine Hinde, die im Thau,
Beherzt gemacht vom Mondenschein,
Vorsichtig äßet längs der Au.
Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
Die Blätter glänzen an dem Hagen,
Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf
Das schwere Heck zur rechten Hand,
Und, wieder langsam knarrend, drauf
Versinkt es in die grüne Wand.
Der Bauer ist ein frommer Christ,
Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen:
„Und wenn du auch der Teufel bist,
Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!"

Da, hui! streift's ihn, federweich,
Da, hui! raschelt's in dem Grün,
Da, hui! zischt es in den Teich,
Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;

Und wie ein knisterndes Geschoß
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer
Im Augenblicke, wo vom Schloß
Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Der Alte hat sich vorgebeugt,
Ihm ist, als schimmre, wie durch Glas,
Ein Kindesleib, phosphorisch, feucht
Und dämmernd, wie verlöschend Gas;
Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —
Lag denn ein Glühwurm in den Binsen?
Ein langes Fadenhaar verschwimmt,
— Am Ende scheinen's Wasserlinsen!

Der Bauer starrt, hinab, hinauf,
Bald in den Teich, bald in die Nacht;
Da klirrt ein Fenster drüben auf,
Und eine Stimme ruft mit Macht:
„Nur schnell gesattelt, schnell zur Stadt!
Gebt dem Polacken Gert' und Sporen!
Viktoria! so eben hat
Die Gräfin einen Sohn geboren!"

Kurt von Spiegel.

O frommer Prälat, was ließest so hoch
Des Marschalks frevlen Muth du steigen!
War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,
Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
O frommer Bischof, wie war dir zu Muth,
Als rauchend am Anger unschuldiges Blut
Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Wewelsberge schallt Wald-Hurrah,
Des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,
Es keucht der Hirsch, und dem Edelwild nah,
Ein flüchtiger Dogge, keucht Kurt von Spiegel;
Von Thurmes Fahne begierig horcht
Der arme Tüncher, und unbesorgt
Hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,
Des Hirsches einzige Thräne vergossen,
Ein Hörnerstoß durch das waldige Haus
Vereint zum Geweide die zott'gen Genossen,
Und bald aus der nickenden Zweige Geleit
Die Treiber so stumm, die Ritter so breit,
Ziehn langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Thier,
„Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!"
Da sieht er, hoch an des Thurmes Zimier,
Den armen Tüncher auf schwankenden Bohlen.
„Ha," murrt er, „heute nicht Beute noch Schuß,
Nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,
Ich möchte mir drüben den Spatzen wohl holen!"

Der Tüncher sieht, wie er blinzelt empor,
Und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,
Da sieht er drunten visieren das Rohr,
Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;
Getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,
Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgeräth
Kollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf' ihn selber das Todesgeschoß,
So zuckt der Prälat, seine Augen blitzen,
„Marschalt!" stöhnt er, die Stirne wird naß,
Am schwellenden Halse zittern die Spitzen,

Dann fährt auf die Wange ein glühendes Roth,
Und „Marschalk!“ ruft er, „das bringt dir den Tod!
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!“

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengste schaut,
Er lächelt umher auf die bleichen Vasallen:
„Mein gnädigster Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!“
Dann wendet er rasch, im sausenden Lauf
Durchs Thor und die donnernde Brücke hinauf.
Zu spät, zu spät sind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Paderborn ist verhallt
Das Sterbegeläute des alten Prälaten,
Und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
Den neuen Beherrscher gewählt und berathen.
Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
Der neue Bischof zur Wewelsburg ein,
Geleitet von summenden Volkscomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
Und sieht die massigen Thürme sich strecken,
Wie ihm im Busen es zittert und grollt!
An seiner Inful — o brandiger Flecken!
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
Leis seufzet er auf, dann murmelt er schnell:
„Herr Truchses, laßt unsre Tafel nun decken.“

Es kreisen die Becher beim Böllergeknall,
Die stattlichen Ritter, die artigen Damen,
Sich schleudernd des Witzes anmuthigen Ball,
Fast von der Stirne die Falten ihm nahmen!
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil;
Es knarren die Thüren, es steht eine Säul',
Der Spiegel, der blutige Marschalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Laken so bleich —
Im weiten Saal keines Odems Verhallen —
Ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,
Und langsam läßt er zur Seite sie fallen.
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kömmst du daher! —
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!"

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
Kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,
Doch sieben Schüsse, die knatterten hart,
Und eine Messe hörte man sagen.
Der Bischof schaut' auf den blutigen Stein,
Dann murmelt' er sacht ins Breve hinein:
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!"

Letzte Gaben.

Gemüth und Leben.

Das Wort.

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
In Tändeln oder Ernst entflogen,
Erschrecken muß dich seine Eil'.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entschlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,
Vielleicht am milden glimmt im Hage,
Am dürren schwillt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst
So schwer in deine Schale fallen,
Ist keins ein nichtiges von allen,
Um jedes hofft du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Zagenden und Blinden!
Wie soll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte messen und den Thau?

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,
Doch seine Zukunft uns verhalten,
Woll' selber deiner Gabe walten,
Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu,
Nähre das Körnlein schlummertrunken!
Erstick' ihn oder fach' den Funken!
Denn was da frommt, das weißt nur du.

Halt fest!

Halt fest den Freund, den einmal du erworben,
Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,
Unrein das Herz, wo modert eine Treue;
Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl
Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal,
Die Frucht ist fleckig und der Spiegel trübe.

Halt fest dein Wort, o fest wie deine Seele;
So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
Die unter'm Druck des Wortes konnte wanken;
Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,
Wird wie ein König dir genüber treten,
Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts
Und heimlich mußt du dein „peccavi" beten.

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht' sein Blut mit fremdem Ichor tauschen!
Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!

Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,
O fessle, fessle seinen Quell im Fliehen,
Halt jeden Tropfen höher als Demanten;
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,
Wo du verloren schwere Thränen weinst
In die Charybdis deiner todten Stunden!

Vor Allem aber halt das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbst, von Gott gegeben.
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbastard zu beleben;
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit leisen Klagen:
„So war ich, und so ward ich dir vertraut,
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!"

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite,
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,
Ein reines Aug' erkennt sie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verläugnet;
Und Allen ward der Compaß eingedrückt,
Noch Keiner hat ihn aus der Brust gerissen,
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewissen.

Carpe diem!

Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß,
Ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Haide;
Ach, einst von Allem träumt' die Seele süß,
Von Allem, was, ihr eigen, sie verließ,
Und mancher Seufzer gilt entfloh'nem Leide.

In Alles senkt sie Blutestropfen ein,
Legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein,
Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;
Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
Als die Vokabeln ihn in Noth versenkt,
Wer möcht' nicht wieder Kind sein und sich grauen?
Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb,
Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,
Daß, dem Gedächtniß eine Centnerlast,
Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;
Doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,
Und meistens ist darin ein gift'ger Dorn,
Der Moderwurm geheimer Schuld verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben werth,
Der nehme, was an Lieben ihm bescheert,
Die stolze, wie die Stund' im schlichten Kleide;
Der schlürfe jeden stillen Tropfen Thau,
Und spiegelt drin sich nicht des Aethers Blau,
So lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu' dich an deines Säuglings Lächeln, freu'
Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,
Mit dem er streckt die lustbewegten Glieder;
Wär' zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
Wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
Dein lächelnd Kindlein gibt er dir nicht wieder.

Freu' dich des Freundes, eh' zum Greis er reift,
Erfahrung ihm die kühne Stirn' gestreift,
Von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;
Freu' dich des Greises, schau' ihm lange nach,
In Kurzem gäbst vielleicht du manchen Tag,
Um einmal noch dieß graue Haupt zu sehen.

O wer nur ernst und fest die Stund' ergreift,
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
Dem spendet willig sie die reichste Beute;
Doch wir, wir Thoren, drängen sie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsre Morgen morden unsre Heute.

Durchwachte Nacht.

Wie sank die Sonne glüh und schwer,
Und aus versengter Welle dann
Wie wirbelte der Nebel Heer
Die sternenlose Nacht heran! —
Ich höre ferne Schritte gehn —
Die Uhr schlägt Zehn.

Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
Der Schlafgemächer letzte Thüren knarren;
Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,

Die schlummertrunkne Färse murrend nickt,
Und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
Sein müdes Schnauben, bis vom Mohn getränkt
Es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
Durch meines Fensters offnen Spalt,
Und an der Scheibe grauem Rauch
Der Zweige wimmelnd Reigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! —
Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist
Der zartren Nerve Fluch du oder Segen? —
's ist eine Nacht vom Thaue wach geküßt,
Das Dunkel fühl ich kühl wie feinen Regen
An meine Wange gleiten, das Gerüst
Des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
Und dort das Wappen an der Decke Gips
Schwimmt sachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknister um,
Im Pulte raschelt es und ruckt,
Als drehe sich der Schlüssel um,
Und — horch, der Seiger hat gewacht!
's ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
Wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
Und wieder wie verhaltnes Weinen steigt
Ein langer Klageton aus den Syringen,
Gedämpfter, süßer nun, wie thränenfeucht
Und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; —
O Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
Ist nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da kollert's nieder vom Gestein!
Des Thurmes morsche Trümmer fällt,
Das Käuzlein knackt und hustet drein;
Ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
Die Uhr schlägt Eins.

Und drunten das Gewölke rollt und klimmt;
Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
Verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unterm Mondeshauch,
Umspielt vom flüsternden Gezweig,
Im Blute Funken, Funk' im Strauch,
Und mir im Ohre Melodei; —
Die Uhr schlägt Zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
Das liebe Lachen, es beginnt zu ziehen
Gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,
Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
Mir ist, als seh ich lichter Locken Hang,
Gleich Feuerwürmern seh ich Augen glühen,
Dann werden feucht sie, werden blau und lind,
Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
Die Seele strömend aus dem Blick;
Nun hebt es gaukelnd seine Hand,
Nun zieht es lachend sie zurück;

Und — horch, des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt Drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
Verloschen ist des Fliedors Thaugefunkel,
Verrostet steht des Mondes Silberschild,
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum
Zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
Wie trunken, in des Hofes Rund,
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,
Auf seiner Streue rückt der Hund,
Und langsam knarrt des Stalles Thür, —
Die Uhr schlägt Vier.

Da flammt's im Osten auf, — o Morgengluth!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Haide vor Gesangesfluth,
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;

Der See verschimmerte mit leisem Dehnen, —
Zerflossne Perlen oder Wolkenthränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich,
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
Im Laube summte der Phalänen Reigen,
Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein, —
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein! —
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
Verzittert war der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne an den Grund gesunken,
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
Ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
Ein Summen stieg im weiten Wasserthale
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müßte etwas Rechnung geben,
Als stehe zagend ein verlornes Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise,

Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimathlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
Der seine Jugend dem Verarmten eint,
Um seine sterbenden Erinnerungen
Des Lebens zarten Wiederschein geschlungen,
Bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
In Feuerströmen lebt, in Blute endet, —
Bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
Ein fremdes, aber o ein mildes Licht.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen."
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,
Die Inschrift draußen und das Volksgedränge,
Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Zieh'n Opferduft und heilige Gesänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus anderm als dem eignen Herzen fließen?
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der selbstgebotnen sich ergießen?
O glücklich sein, geliebt und glücklich sein —
Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
Da schwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hor' ich's wie Echo durch die Falten gleiten:

Standest an einem Krankenbett du je,
Nach wochenlangen selbstvergess'nen Sorgen,
Hobst deine schweren Wimpern in die Höh',
Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,
Und sahst um des Genesenden Gesicht
Ein neuerwachtes Seelenschimmern schweben,
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hielteſt du je den Griffel in der Hand
Und rechneteſt mit frohem Geiz zusammen
Die Groschen, die du selber dir entwandt;
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Schatzes für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden schlau betrogen,
Und hast in deines Reichthums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Brust gesogen?

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um freudig an das fremde es zu legen,
Hast du ihn je erlebt und standest dann,
Die Arme still und freundlich eingeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
Ein Fels, an dem sich alle Blitze spalten;
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten:
Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem die Freudenstrahlen quillen,
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen!

Grüße.

Steigt mir in diesem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatscht es wie Hufesschlag vom Strande,
Rollt sich die Dämmerung hervor,
Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben starken Nord,
Und fühl' ich meine Locken regen
Der Luft geheimnißvolles Wort —

Dann ist es mir, als hör' ich reiten
Und klirren und entgegenzieh'n
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl' ich glüh'n;
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,
Muß Küsse, Küsse hauchen aus,
Wie sie die Leiber könnten wecken,
Die modernden, im grünen Haus;
Muß jeden Waldeswipfel grüßen,
Und jede Haid' und jeden Bach,
Und alle Tropfen, die da fließen,
Und jedes Hälmchen, das noch wach.

Du, Vaterhaus, mit deinen Thürmen
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen
So oft erlegen und gesiegt; —
Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich mich gesehn,

Wo ewig meine Seufzer wallen,
Und meines Fußes Spuren stehn.

Du feuchter Wind von meinen Haiden,
Der wie verschämte Klage weint,
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden
Auf ihre Kräuter niederscheint; —
Ihr Gleise, die mich fortgetragen,
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
Ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,
Ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
Die treuste Seele mein vergißt,
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest,
Wo bei des Hahnes erstem Krähen
Sie matt die graue Wimper streicht,
Und einmal noch vor Schlafengehen
An mein verlassnes Lager schleicht.

Ich möcht' euch Alle an mich schließen,
Ich fühl' euch Alle um mich her;
Ich möchte mich in euch ergießen,
Gleich siechem Bache in das Meer.
O wüßtet ihr, wie krank geröthet,
Wie fieberhaft ein Aether brennt,
Wo keine Seele für uns betet,
Und Keiner unsre Todten kennt!

Doppelgänger.[1]

's war eine Nacht, vom Thaue wachgeküßt,
Das Dunkel fühlt' ich kühl wie zarten Regen
An meine Wange gleiten. Das Gerüst
Des Vorhangs schien sich schaukelnd zu bewegen,
's war eine Nacht, wo man am Morgen denkt:
Ward Dasein jetzt dir, oder dort geschenkt?

Mir war so wohl und federleicht zu Muth,
So schwimmend nun die Wimper halb geschlossen;
Verlorne Funken zuckten durch mein Blut,
Von fernen Lauten wähnt' ich mich umflossen;
's war eine Nacht, wo man am Morgen fragt:
Hat's damals, oder hat es jetzt getagt?

Und immer heller ward der süße Klang,
Das liebe Lachen, es begann zu schwimmen
Wie Bilder von Daguerre die Deck' entlang,
Gleich Feuerwürmern sah ich Augen glimmen,
Dann wurden feucht sie, blau und lind,
Und mir zu Füßen saß ein schönes Kind.

Das sah zu mir empor, so ernst gespannt,
Als quelle ihm die Seele aus den Blicken,
Bald schloß es, schmerzlich zuckend, seine Hand,
Bald schüttelt es sie funkelnd vor Entzücken,
Und horchend, horchend klomm es sacht heran
Zu meiner Schulter — und wo blieb es dann? —

[1] Die Strophe 3 und 4 dieses Gedichts sind eine fast wörtliche Wiederholung von Strophe 10 und 11 des Gedichts: „Durchwachte Nacht," in der hier mitgetheilten jedenfalls späteren Umgestaltung desselben, das die „Letzten Gaben, Hannover 1860," nur im ersten Entwurf brachten. Die Dichterin scheint danach dies „Doppelgänger" überschriebene Gedicht haben vernichten zu wollen; der Herausgeber konnte sich jedoch nicht entschließen, es zu unterdrücken.

O wären's Geisterstimmen aus der Luft,
Die sich wie Vogelzwitschern um mich reihten!
Wär' Grabesbrodem nur der leise Duft,
Der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten!
Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft,
Und meine Heil'gen, meine einst Geweihten,
Sie leben alle, wandeln allzumal —
Vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual.

Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Fluth, tief, tiefstrunkne Fluth,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn auf's müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüth' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Todten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossne Wimper bewegt,
Todte Lieb', todte Lust, todte Zeit,
All' die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh',

Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flücht'ge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur,
Dieses Eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigschillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck,
Und für jedes Glück einen Traum.

Die Golem.

Hätt' ich dich nicht als süßes Kind gekannt,
Mit deinem Seraph in den klaren Blicken,
Dich nicht geleitet in der Mährchen Land,
Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:
Ich würde jetzt dich mit Behagen sehen,
Du wärst mir eine hübsche, brave Frau,
Doch ach, nun muß ich unter deiner Brau,
Muß stets nach dem entflognen Engel spähen.

Und du, mit deinem Wort, bedacht und breit,
Dem klugen Lächeln und der Stirne Falten,
Spricht dir kein armer Traum von jener Zeit,
Wo deine Glut die Felsen wollte spalten?
Ein braver Bürger bist du hoch zu ehren,
Ein wahrer Heros auf der Mittelbahn,
Doch, o mein Flammenwirbel, mein Vulkan,
Ach, daß die Berge Mäuse nur gebären.

Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,
Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne!
Nicht was gebrochen, macht das Haar ihm grau,
Was Tod geknickt in seiner süßen Schöne,
Doch sie, die Monumente ohne Todten,
Die wandernden Gebilde ohne Blut,
Sie, seine Tempel ohne Opferglut,
Und seine Haine ohne Frühlingsboten!

's gibt eine Sage aus dem Orient
Von Weisen, todter Masse Formen gebend,
Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
Und mit dem Zauberworte sie belebend;
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb' ihm unterjocht,
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken,
Wie angstvoll die Erinnrung ruft und pocht,
Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken,
Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,
Was sie so lang und heilig hat bewahrt,
Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art,
Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden.

O kniee still an deiner Todten Gruft,
Dort magst du milde, fromme Thränen weinen,
Mit ihrem Odem säuselt dir die Luft,
Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir scheinen,
Dein sind sie, dein, wie mit gebrochnen Augen,
Wie dein sie waren mit dem letzten Blick;
Doch fliehe vor den Golem, flieh zurück,
Die deine Thränen kalt wie Gletscher saugen.

Spätes Erwachen.

Wie war mein Dasein abgeschlossen,
Als ich im grünumhegten Haus,
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
Noch träumt' in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut, —
Nein, so verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit!

Wohl sah ich freundliche Gestalten
Am Horizont vorüberflieh'n;
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich zieh'n;

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
Ihr leises Wispern um mein Haus,
Und sandte schwimmend, halbgebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln
Und war doch keine Blume süß;
Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt,
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderlich verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
In meiner Träume Zauberthurm,
Die Blitze waren mir Genossen
Und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
Wie nie vor einem Menschenohr,
Und meine Thräne ließ ich fallen,
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt' ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magst du tragen,
Von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,
Seit ich ins Auge dir geblickt;
Wie ist nun jeder Welle Borden
Ein Menschenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen
Nun ihre leisen Pulse nach,
Und jedem Blick sein scheues Wenden
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
In dem lebend'ge Herzen schlagen,
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen
Und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
Zieht Alle, Alle nun hinein!

Stille Größe.

Ich klage nicht den Mann, der fällt
Ein Markstein dem erkämpften Land,
Der seines Schicksals Becher hält,
Ihn mischend mit entschlossner Hand,
Ihn, der entgegentritt dem Sturm
Und weiß, daß er die Eiche bricht;
Wer war so reich wie Götz im Thurm,
Wie Morus vor dem Blutgericht?

Ich klage nicht den Mann, der stirbt,
Von Welt und eigner Glut verzehrt,
Ihn, dem des Halmes Frucht verdirbt
Und den des Himmels Manna nährt;
Correggio nicht, der siech und falb
Die Kupferheller heimgebracht,
Cervantes, der verhungert halb
Ob seines Pansa noch gelacht.

Sie sind des Unglücks Fürsten, sind
Die Mächtigen im weiten Blau,
Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt
Entzündend um der Erde Bau,
Daß nur aus dunkler Scholle gern
Und freudig schießt der Erndte Kraft,
Und daß zerfallen muß der Kern,
Soll strecken sich der Palme Schaft.

Ihn klag' ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein,
Den, wie die Glut das dürre Moos,
Sengt jener Strahlen Wiederschein;

Ihn, der des Funkens Irren fühlt
Verzehrend in der Adern Bau,
Und den die Welle dann verspühlt,
Ein Aschenhäuflein, karg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
Ihr Halbgesegneten, wo scheu
Ins Herz der Genius gefloh'n,
Und öde ließ die Phantasei;
Ihr, die ihr möchtet flügellos
Euch schwingen mit des Sehnens Hauch,
Und nieder an der Erde Schooß
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,
Nicht weil ihr ärmlich und versiegt;
Ich weiß es, daß der Zauberring
Euch unbewußt am Finger liegt;
O ihr seid reich und wißt es nicht,
Denn reich ist nur der Träume Land;
O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihr am leeren Pult euch neigt
Und an der öden Staffelei,
Um euch des Himmels Odem steigt
Und in euch der Beklemmung Schrei;
Wenn zitternd nach dem Ideal
Ihr eure heißen Arme streckt,
Und kaum fürs nächste Kummermahl
Den Halm die nächste Furche reckt —

Dann seid ihr mehr als der Poet,
Der seines Herzens Blut verkauft,
Mehr als der Künstler, der so spät
Zur Heil'gen die Hetäre tauft;

Was ihr verschweigt, ist lieblicher
Als je des Dichters Stirn gekrönt,
Was ihr begrabt, ist heiliger
Als Farb' und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
Ich senke nicht so leicht den Blick;
Mich drückt nicht Größe niederwärts,
Drängt keine fremde Hand zurück;
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
An fremder Stirne mich gegrämt;
Doch vor so stillen Blickes Glanz
Hab' ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt
Das Sonnenbild im Wellenbann,
Glühende Stufen, wo das Gold
Nicht aus der Schlacke brechen kann,
Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,
Weil euch das Herz von Thränen schwillt,
Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt,
Und zweifelt an der Gottheit Bild.

Behütet euren stillen Schatz,
Laßt uns das sonnenöde Land!
Laßt uns den freien Bühnenplatz
Und sterbt im Winkel unbekannt;
Einst wißt ihr, was in euch gelebt,
Und was in dem, der euch gehöhnt;
Einst, wenn der Strahlengott sich hebt
Und wenn die Memnonssäule tönt.

Gemüth.

Grün ist die Flur, der Himmel blau,
Doch tausend Farben spielt der Thau;
Es hofft die Erde bis zum Grabe,
Gewährung fiel dem Himmel zu;
Und sprich, was ist denn deine Gabe,
Gemüth, der Seele Iris du?

Du Tropfen Wolkenthau, der sich
In unsrer Scholle Poren schlich,
Daß er dem Himmel sie gewöhne
An seinem lieblichsten Gedicht,
Du irdisch heilig wie die Thräne,
Und himmlisch heilig wie das Licht.

Ein Tropfen nur, ein Wiederschein,
Doch alle Wunder saugend ein,
Ob Perle, dich am Blatte wiegend
Und spielend um der Wiege Fuß,
Ob süßer Traum, im Grase liegend
Und lächelnd bei des Halmes Gruß.

O Erd' und Himmel lächlen auch,
Wenn du, geweckt vom Morgenhauch,
Gleich einem Kinde hebst den weichen
Verschämten Mondesblick zum Tag,
Erharrend, was die Hand des Reichen
Von Glanz und Duft dir geben mag.

Lächle nur, lächle für und für,
Des Kindes Reichthum wird auch dir;
Dir wird des Zweiges Blatt zur Halle,
Zum Sammet dir des Mooses Vließ,
Opale, funkelnde Metalle
Wäscht Muschelscherbe dir und Kies.

Des kranken Blattes röthlich Grün
Drückt auf die Stirn dir den Rubin,
Mit Chrisolithes goldnen Flittern
Schmückt deinen Spiegel Kraut und Gras,
Und selbst des dürren Laubes Zittern
Schenkt dir den bräunlichen Topas.

Und gar, wenn losch das Sonnenlicht,
Und um dein eigenstes Gedicht
Morgana deines Seees gaukelt,
Ein Traum von Licht um deinen Ball
Und zarte Schattenbilder schaukelt,
Gefangne Geister im Kristall:

Dann schläfst du, schläfst in eigner Haft,
Läßt walten die verborgne Kraft,
Was nicht dem Himmel, nicht der Erden,
Was deiner Schöpfung nur bewußt,
Was nie gewesen, nie wird werden,
Die Embryone deiner Brust.

O lächle, träume immer zu,
Iris der Seele, Tropfen du!
Den Wald laß rauschen, im Gewimmel
Entfunkeln laß der Sterne Reih'n;
Du hast die Erde, hast den Himmel,
Und deine Geister obendrein.

Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Gränzen,
An deinem grünen Saatenwald,
Und auf des ersten Strahles Glänzen
Ist dein Gesang herabgewallt.

Der Sonne schwirrtest du entgegen,
Wie eine Mücke nach dem Licht,
Dein Lied war wie ein Blüthenregen,
Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müsse ringen
Ich selber nach dem jungen Tag,
Als horch ich meinem eignen Singen
Und meinem eignen Flügelschlag;
Die Sonne sprühte glühe Funken,
In Flammen brannte mein Gesicht,
Ich selber taumelte wie trunken,
Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,
Gleich todter Kohle in die Saat,
Noch zucken sah ich kleine Glieder
Und bin erschrocken dann genaht;
Dein letztes Lied, es war verklungen,
Du lagst, ein armer kalter Rest,
Am Strahl verflattert und versunken
Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte Thränen um dich weinen,
Wie sie das Weh vom Herzen drängt,
Denn auch mein Leben wird verscheinen,
Ich fühl's, versunken und versengt;
Dann du, mein Leib, ihr armen Reste!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah nur, nah bei meinem Neste,
In meiner stillen Heimath nur!

Unter der Linde.

Es war an einem Morgen,
Die Vöglein sangen süß,
Und über'm Raine wallte
Das schönste Blumenvließ.
Das Börnlein mir zur Seite
Sprach leise, leise fort,
Mit halbgeschlossnen Augen
Saß ich und lauschte dort.

Ich sah die Schmetterlinge
Sich jagen durch das Licht,
Und der Libelle Flügel
Mir zittern am Gesicht.
Still saß ich wie gestorben
Und ließ mir wohlig sein,
Mich mit den Blüthenflocken
Vom Lindenzweig bestreu'n.

Mein Sitz war dicht am Wege,
Ich konnte ruhig späh'n;
Doch mich, verhüllt vom Strauche,
Mich hat man nicht geseh'n;
Wenn knarrend Wagen rollten,
Dann drang zu mir der Staub,
Und wenn die Vöglein hüpften,
Dann zitterte das Laub.

Und nahe mir am Hange
'ne alte Buche stand,
Um die der ernste Epheich
Sich hoch und höher wand.
Sein düstres Grün umrankte
Noch manchen kranken Zweig;

Doch die gesunden spielten
Wie doppelt grün und reich.

Es war im Maienmonde,
Die Blätter atlaszart;
Wie hast du alter Knabe
So frisches Herz bewahrt?
Auf einer Seite thränend
Und auf der andern licht,
Zeigst du auf grüner Säule
Ein Janusangesicht.

Da dacht' ich eines Freundes,
Deß Locken grau und lind,
Ein armes Wrack sein Körper,
Und ach, sein Herz ein Kind;
Mich dünkt, ich sah ihn neigen
Mit Thränen auf ein Grab,
Und wieder Blumen streuen
In eine Wieg' herab.

Da weckten Rinderglocken
Mich aus den Phantasei'n;
Ein trüber Staubeswirbel
Drang durchs Gebüsch herein,
Und mit Geschrei und Schelten
Riß einen Epheustab
Der Treiberknecht vom Baume
Und trieb sein Vieh bergab.

Mir war, als ob geschädigt
Ein frommes Leben sei;
Doch horch, was trabt so neckend
So drall und knapp herbei?
Das Ränzel auf dem Rücken,
Barett im blonden Haar,

Kommt ein Student gepfiffen,
Ein lustiger Scholar.

„O pescator dell' onde"
Es gellt mir dicht am Ohr;
Nun steht er an der Buche,
Er hebt den Arm empor.
Verbrämt sein schlichtes Käpplein
Mit Lindenzweiges Zier,
Und pfeifend trägt er weiter
Sein flatterndes Zimier.

Glück auf, mein frischer Junge,
Gott geb' dir Luft und Raum!
Wie gern die luft'ge Flagge
Dir gibt der heitre Baum;
Er ist kein schlimmer Alter,
Dem in verdorrter Brust
Das Herz vor Aerger zittert
Ob schmucker Jugend Lust.

Doch still, was naht sich wieder?
Ein Husten kurz und hohl,
Es schlürft den Anger nieder,
Ach Gott, ich kenn' dich wohl!
Es ist der Buche Zwilling,
Mein alter, kranker Freund,
Auf dessen Haupt so flammend
Die Maiensonne scheint.

Nun steht er an dem Baume,
Lugt unter'm Zelt hinaus,
Wie riecht er so behaglich
An seinem Veilchenstraus.
Nun sucht er an der Rinde,
Er wandelt um und um,

Und lächelt ganz verstohlen
Und blickt verschüchtert um.

Dort schau' ich tiefe Risse
Und dachte, Frostesspalt;
Doch wären's Namenszüge,
Dann sind sie adamsalt;
Nun schlägt er einen Nagel,
Er hängt sein Ränzchen auf,
Mich dünkt, ich seh' erröthen
Ihn an die Stirn hinauf.

O könntest du mich ahnen,
Mein grauer Lysias,
In deinem ganzen Leben
Wärst du nicht wieder blaß.
Doch wer dein spotten könnte,
Du Herz voll Kindessinn,
Das wär gewiß kein Mädchen
Und keine Dichterin.

Meine Steckenpferde, die Ahren.

O die Bevölkerung überall!
O unsre gesegneten Zeiten!
In Roßpallästen und Menschenstall
Wie Flocken sieht man es gleiten;
Von Bettlern wimmelt das ganze Land,
Von Künstlergesindel die Erde,
Doch keine Race nahm überhand,
Wie jene der Steckenpferde.

Der Eine reitet den Zernebock,
Der Andre, Himmel! den Goethe,

Und Jener sprengt über Stein und Stock
Auf einer alten Muskete.
Ein Tonnenbacher rutscht dieser mit
Auf hochgetriebnem Pokale,
Und Jener macht den bedenklichen Ritt
Auf einem elektrischen Aale.

Das war vor Zeiten ein anderes Ding:
Kam mal 'ne Möve geflogen,
Fing einer im Flor den Schmetterling,
Schier hätt' man die Glocken gezogen,
Und wer vom Pegasus nur geträumt,
Deß staunten Freund' und Verwandte;
Jetzt steht im Narrenstalle gezäumt
Für Jeden die Rozinante.

Meine Steckenpferde sind glatt und rund,
Sind blank gefütterte Schimmel,
Ihr Trab ein Flüstern von Frauenmund,
Ihr Wiehern ein zartes Gebimmel.
Dort sprangen sie an der Longe hinaus,
Meine Silbergrauen und Fahlen,
Sechs Kreuzer dem, der sie lobt zu Haus,
Und zwölf, der sie lobt in Journalen!

Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,
Euch eure Blumen zieht in Scherben,
Und was an Gut euch zugedacht,
Euch wohlbehaglich laßt vererben,
Ihr starrt dem Dichter ins Gesicht,
Verwundert, daß er Rosen bricht
Von Disteln, aus dem Quell der Augen
Korall' und Perle weiß zu saugen;

Daß er den Blitz herniederlangt,
Um seine Lampe zu entzünden,
Im Wettertoben, wenn euch bangt,
Den rechten Odem weiß zu finden;
Ihr starrt ihn an mit halbem Neid,
Den Geistes-Crösus seiner Zeit,
Und wißt es nicht, mit welchen Qualen
Er seine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,
Nur reines Feuer kann ernähren,
Nur der durchstürmten Wolke Reich
Den Lebensodem kann gewähren;
Daß, wo das Haupt ihm sinnend hängt,
Sich blutig ihm die Thräne drängt,
Nur in des schärfsten Dornes Spalten
Sich seine Blume kann entfalten.

Meint ihr das Wetter zünde nicht?
Meint ihr der Sturm erschüttre nicht?
Meint ihr die Thräne brenne nicht?
Meint ihr die Dornen stechen nicht?
Ja eine Lamp' hat er entfacht,
Die nur das Mark ihm sieden macht;
Ja Perlen fischt er und Juwele,
Die kosten nichts — als seine Seele.

Auch ein Beruf.

Die Abendröthe war zerflossen,
Wir standen an des Weihers Rand,
Und ich hielt meine Hand geschlossen
Um ihre kleine kalte Hand.

„So müssen wir denn wirklich scheiden?
Das Schicksal würfelt mit uns Beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

„Von keines Herdes Pflicht gebunden,
Meint Jeder nur, wir seien, grad
Für sein Bedürfniß nur erfunden,
Das hülfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

„Wo dicht die Bäume sich verzweigen
Und um den schlanken Stamm hinab
Sich tausend Nachbaräste neigen,
Da schreitet schnell der Wanderstab.
Doch drüben sieh die einzle Linde,
Ein Jeder schreibt in ihre Rinde,
Und Jeder bricht ein Zweiglein ab.

„O hätten wir nur Muth, zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer dürft' uns hindern? wer uns halten?
Wer kümmern uns den eignen Herd?
Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, wer sich selber macht zum Knechte,
Nicht ist der goldnen Freiheit werth.

„Zieh' hin, wie du berufen worden,
In der Campagna Glut und Schweiß,
Und ich will ziehn nach meinem Norden,
Zu siechen unter Schnee und Eis.
Nicht würdig sind wir bessrer Tage,
Denn wer nicht kämpfen mag, der trage,
Dulde, wer nicht zu handeln weiß."

So ward an Weihers Rand gesprochen,
In Zorne halb und halb in Pein;
Wir hätten gern den Stab gebrochen
Ob all den kleinen Tyrannei'n.
Und als die Regenwolken stiegen,
Da bahnten wir erst mit Vergnügen
Uns in den Aerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
War's Naphthaöl in unsern Trutz;
Auch ein's von des Geschickes Spielen,
Zum Schaden uns und Keinem nutz!
Doch als der Himmel Schloßen streute,
Da machten wir's wie andre Leute
Und suchten auch der Linde Schutz.

Dort stand ein Häuflein dicht beisammen,
Sich schauernd unter'm Blätterdach;
Die Wolke zuckte Schwefelflammen
Und jagte Regenstriemen nach.
Wir hörten's auf den Blättern springen,
Jedoch kein Tropfen konnte dringen
In unser laubiges Gemach.

Fürwahr ein armes Häuflein war es,
Was hier dem Wettersturm entrann;
Ein hagrer Jud gebleichten Haares,
Mit seinem Hund ein blinder Mann,
Ein Schuladjunkt im magren Fracke,
Und dann mit seinem Bettelsacke
Der kleine hinkende Johann.

Und Alle sah'n bei jedem Stoße
Behaglich an den Stamm hinauf,
Rückten die Bündelchen im Schooße
Und drängten lächelnd sich zuhauf;

Denn wie so hohler schlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Wie kämpfte er mit allen Gliedern,
Zu schützen, was sich ihm vertraut!
Wie freudig rauscht er, zu erwiedern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen;
Beschämt, mit hocherglühten Wangen,
Hab' in die Krone ich geschaut.

Des Baums, der keines Menschen Eigen
Verloren in der Haide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;
Der nur auf Gottes Wink entsprossen
Dem fremden Haupte zum Genossen,
Dem Wandrer in der Steppe Sand.

Zur Freundin sah ich, sie herüber,
Wir dachten Gleiches wohl vielleicht,
Denn ihre Mienen waren trüber
Und ihre lieben Augen feucht.
Doch haben wir kein Wort gesprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen
Und still die Hände uns gereicht.

Das Bild.

1.

Sie steh'n vor deinem Bild und schauen
In dein verschleiert Augenlicht,
Sie prüfen Lippe, Kinn und Brauen
Und sagen dann: „du sei'st es nicht;

Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,
Zu üppig in der Locken Hange,
Ein lieblich fremdes Angesicht."

O wüßten sie es, wie ein treues
Gemüth die kleinsten Züge hegt,
Ein Zucken nur, ein flüchtig scheues,
Als Kleinod in die Seele legt;
Wie nur ein Wort, mit gleichem Klange
Gehaucht, dem Feinde selbst das bange,
Bewegte Herz entgegen trägt —

Sie würden besser mich begreifen,
Sehn deiner Locken dunklen Hag
Sie mich mit leisem Finger streifen,
Als lüft' ich sie dem jungen Tag;
Den Flor mich breiten dicht und dichter,
Daß deiner Augen zarte Lichter
Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen,
Ich will nicht wissen, wo sie brennt,
Ob an der Lipp', ob an den Brauen,
Die Flamme, die dein Herz nicht kennt;
Ich will nur sehn in deine Augen,
Den einen reinen Blick nur saugen,
Der leise meinen Namen nennt.

Ihn, der wie Aether mich umflossen,
Als in der ernsten Abendzeit
Wir saßen Hand in Hand geschlossen
Und dachten Tod und Ewigkeit;
Ihn, der sich von der Sonne Schwinden
Heilig gewendet mich zu finden
Und lächelnd sprach: ich bin bereit.

2.

Und wär' es wahr auch, daß der Jahre Pflug
Dir Furchen in die klare Stirn getrieben,
Nicht so elastisch deiner Lippen Zug
Bezeichne mehr dein Zürnen und dein Lieben,
Wenn dichter auch die Hülle dich umschlingt,
Durch die der Strahl, der gottbeseelte, dringt:
Mir bist die immer Gleiche du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,
Ich weiß in ihr die ungebeugte Seele;
Wenn es wie Nebel deinen Blick umwallt,
Ich weiß es, daß die Wolke Gluten hehle;
Und deiner weichen Stimme tiefrer Klang,
Verhallend, geisterhaft wie Wellensang,
Ich fühl' es, daß kein Liebeswort ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das bess're Theil
Mit ihm dem Gottesbilde müßte weichen;
Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil
Der Kummer ihm gelassen seine Zeichen,
Ein Auge gütig nur, so lange leicht
Und anmuthsvoll die Thräne ihm entschleicht,
Und ros'ge Wangen zücht'ger als die bleichen.

Und dennoch hält sie Alle uns bethört,
Die Form, die staubgeborne, wandelbare,
Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,
Kühn einer frischen Stimme Siegsfanfare;
Wir Alle sehen nur des Pharus Licht,
Die Glut im Erdenschooße sehn wir nicht,
Und Keiner denkt der Lampe am Altare.

3.

Ich weiß ein beſſres Bild zu finden
Als jenes, das dir ferner weicht,
Wie tiefer deine Wurzeln gründen
Und reifer ſich die Aehre neigt;
Ein beſſres, als zu deſſen Rahmen,
Wenn Jahre ſchwanden, Jahre kamen,
Man wie ſein eigner Schatten ſchleicht.

Lauſch ich am Strande ob der lauen
Entſchlafnen Flut mit ſcheuer Luſt,
Wird unter'm Flore dann, dem blauen,
Lebendig mir die ernſte Ruſt,
Ich ſeh am Grunde die Korallen,
Ich ſeh der Fiſchlein goldig Wallen
Und ſchaue tief in deine Bruſt.

Und wieder an der Grüfte Bogen
Seh' ich der Mauerflechte Stab
Mit tauſend Ranken eingeſogen
In des Geſteines Herz hinab,
Von Thaue ſchwer die grünen Locken,
Leuchtwürmer in der Wimper Flocken,
Das iſt dein Lieben übers Grab.

Und wenn an der Geneſung Bronnen —
Im Saale tafeln Stern und Band —
Sich Mittags kranke Bettler ſonnen,
Begierig ſchlürfen über'm Rand
Und emſig ihre Schalen ſchwenken,
Dann muß ich an dein Geben denken,
An deine warme, offne Hand.

O jener Quell, der glüh und leiſe
Ein Sprudel deiner Bruſt entquillt,

Der nichts von Flocken weiß und Eise,
Mit Segen seine Steppe füllt,
Ihm kann nur gleichen, wessen Walten
Nie siechen kann und nie veralten,
Und die Natur nur ist dein Bild.

Sylvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht' ich, wie Mancher todt,
Den ich bei seinem Beginne
Noch lustig gesehen und roth;
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht, unter'm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde schon sei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit.

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigall Schlag,
Dann blieb nur die heilige Messe
An meinem Gedächtnißtag;
Nur auf zerrissenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Häupten die Decke
Mit mooszerfressener Schrift.

Wohl hab' ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,
Doch wenn die Thüre geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus;
Dann haben sie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die greift es härter schon an;
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man flickt sie, so gut man kann;
Zwei Tage blieben sie düster,
— Sie meinten es ernst und treu, —
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage aufs Neu.

Ich habe liebe Verwandte,
Die tragen im Herzen das Leid;
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben so Vielen geweiht?
Sie haben sich eben bezwungen,
Für andre Pflichten geschont,
Nur schweben wohl meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,
Da ging ins Leben der Stich,
Da sind viel Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich.
O hätten sie einsam gestanden,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben sie meines vergessen
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.

Erzählende Gedichte.

Das erste Gedicht.

Auf meiner Heimath Grunde
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau;
An seiner Fenster Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnentrunknen Weih.

Ein Wächter fest wie Klippen,
Von keinem Sturm bewegt,
Der in den harten Rippen
Gar manche Kugel trägt;
Ein Mahner auch, ein strenger,
Deß Giebel grün und feucht
Mit spitzem Hut und Fänger
Des Hauses Geist besteigt.

Und sieht ihn das Gesinde
Am Fahnenschafte stehn,
Sich wirbelnd vor dem Winde
Mit leisem Schreie drehn,

Dann pocht im Schloßgemäuer
Gewiß die Todtenuhr,
Oder ein tückisch Feuer
Frißt glimmend unter'm Flur.

Wie hab' ich ihn umstrichen
Als Kind oft stundenlang,
Bin heimlich dann geschlichen
Den schwer verpönten Gang
Hinauf die Wendelstiege,
Die unterm Tritte bog,
Bis zu des Sturmes Wiege,
Zum Hahnenbalken hoch.

Und saß ich auf dem Balken
Im Dämmerstrahle falb,
Mich fühlend halb als Falken,
Als Mauereule halb,
Dann hab' ich aus dem Brodem
Den Geist citirt mit Muth,
Ich, Hauch von seinem Odem
Und Blut von seinem Blut.

Doch als nun immer tiefer
Die Schlangenstiege sank,
Als schiefer stets und schiefer
Dräute die Stufenbank,
Da klomm' ich sonder Harren
Hinan den Zinnenring,
Und in des Daches Sparren
Barg ich ein heimlich Ding.

Das sollten Enkel finden,
Wenn einst der Thurm zerbrach;
Es sollte etwas künden,
Das mir am Herzen lag.

Nun sinn' ich oft vergebens,
Was mich so tief bewegt,
Was mit Gefahr des Lebens
Ich in den Spalt gelegt?

Mir sagt ein Ahnen leise,
Es sei, gepflegt und glatt,
Von meinem Lorbeerreise
Das arme erste Blatt.
Auch daß es just gewittert,
Mir wie im Traume scheint,
Und daß ich sehr gezittert
Und bitterlich geweint.

Zerfallen am Gewände
Ist längst der Stiege Rund,
Kaum liegt noch vom Geländе
Ein morsches Brett am Grund;
Und wenn die Balken knarren,
Im Sturm die Fahne kreis't,
Dann gleitet an den Sparren
Nicht mehr des Ahnen Geist.

Er mag nicht ferner hausen,
Wo aller Glaube schwand;
Ich aber stehe draußen
Und schau' hinauf die Wand,
Späh' durch der Sonne Lodern,
In welcher Ritze wohl
Es einsam mag vermodern,
Mein schüchtern arm Idol.

Nie sorgt' ein Falke schlechter
Für seine erste Brut!
Doch du, mein grauer Wächter,
Nimm es in deine Hut;

Und ist des Daches Schiene
Hinfürder nicht zu trau'n,
So laß die fromme Biene
Dran ihre Zelle bau'n!

Gastrecht.

Ich war in einem schönen Haus
Und schien darin ein werther Gast;
Die Damen sahn wie Musen fast,
Sogar die Hunde geistreich aus.
Die Luft, von Ambraduft bewegt,
Schwamm wie zerfloss'ne Phantasie,
Und wenn ein Vorhang sich geregt,
Dann war sein Säuseln Poesie.

Wohl trat mir oft ein Schwindel nah,
Ich bin an Naphtha nicht gewöhnt,
Doch hat der Zauber mich versöhnt,
Und reiche Stunden lebt' ich da.
All was man sagte, war so fein,
So aus der Menschenbrust secirt,
Der Schnitt so scharf und spiegelrein
Und so vortrefflich durchgeführt.

Da kam ein Tag, an dem man oft
Und leis von einem Gaste sprach,
Der, längst geladen, hintennach
Kam wie die Reue unverhofft.
Da ward am Fenster ausgeschaut,
Ein seltsam Lächeln im Gesicht;
Ich hätte Häuser drauf gebaut,
Der Fremde sei ein Musenlicht.

Und als er endlich angelangt,
Als Alles ihm entgegen flog,
In den Salon ihn jubelnd zog,
Da hat mir ordentlich gebangt.
Doch schien ein schlichter Bursche nur
Mein Bruder in hospitio;
Vom Idealen keine Spur,
Nur frank, gesund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir nun flott,
Ganz wie im weiland Paradies,
Wo man die Engel sorgen ließ
Und geistreich sein den lieben Gott.
Des Gastes Auge hat geglüht,
Hat freundlich wie ein Stern geblinkt,
Und als er endlich trauernd schied,
Da ward ihm lange nachgewinkt.

O unsre Wirthe waren fein,
Gar feine Leute allzumal;
Schon sank die Dämmerung ins Thal,
Eh' ihre Schonung nickte ein,
Und hier und dort ein Nadelstich,
Und schärfer dann ein Messerschnitt,
Und dann die Sonde säuberlich
In des Geschiednen Schwächen glitt.

O sichre Hand! O fester Arm!
O Sonde, leuchtend wie der Blitz!
Ich lehnte an des Gastes Sitz
Und fühlte sacht, ob er noch warm.
Und an das Fenster trat ich dann,
Nahm mir ein allbekanntes Buch
Und las, die Blicke ab und an
Versenkend in der Wolken Zug:

„Einst vor dem Thron Mütassims, des Kalifen,
Beschwert mit Fesseln ein Verbrecher stand,
Dem, als vom Trunk betäubt die Wächter schliefen,
Des Herrschers eigne Hand den Dolch entwand.
Nur dunkel ward die That dem Volk bekannt;
Man flüsterte von nahen Blutes Sünden,
Von Frevеln, die der Fürst nicht mög ergründen.
Schwer traf die läss'gen Söldner das Gericht,
Wie es sie traf, die Sage kündet's nicht;
Nur dieses sagt sie: daß an jenem Tag
Ein schaudernd Schweigen über Bagdad lag,
Und daß, als man zum Spruch den Sünder führte,
Im weiten Saal sich keine Wimper rührte,
Und daß Mütassims Blick, zum Grund gewandt,
Die Blumen aus dem Teppich schier gebrannt.

Am Throne stand ein Becher mit Scherbet;
Den Gaum des Fürsten dörrten düstre Gluten,
Er fühlte seine Menschlichkeit verbluten
Am Stahle der bedräuten Majestät.
Wer gibt ihm seiner Nächte Schlaf zurück?
Wer seinen Muth zum Schaffen und zum Lieben?
Wer das Vertrauen auf sein altes Glück?
Dies Alles stand in seinem Blick geschrieben.
Weh, weh, wenn er die Wimper heben wird!
Der Frevler zittert, daß die Fessel klirrt.
Als noch der Lohn ihm wässerte den Mund,
Ein kecker Fuchs, und jetzt ein feiger Hund,
Würd' er sich doppelten Verraths nicht schämen;
Doch sieht er deutlich, Keiner will ihn nehmen,
Schaut zähneknirschend nur zum Fürsten auf.
Die Wimper zuckt! — da drängt ein Schrei sich auf,
Und wie im Strauch die kranke Schlange pfeift,
An innerm Krampfe will der Sklav ersticken.
O Allah, wird er sich dem Pfahl entrücken?

Und stürmisch der Kalif zum Becher greift,
Hält mit den eignen Händen den Scherbet
Ihm an die Lippen, bis der Krampf vergeht.
Die Farbe kehrt, der Sklave athmet tief;
Sein Auge, irr zuerst, dann fest und kühn,
Läßt lang er auf des Thrones Stufen glühn;
Dann spricht er ernst: Lang lebe der Kalif!
Auf ihn hat sich Suleimans Geist gesenkt;
Ob er auch in gerechten Zornes Flamme
Zum Marterpfahle einen Gast verdamme,
Den aus dem eignen Becher er getränkt.

Da ward Mütassim bleich vor innrer Qual,
Zittern sieht ihn sein Hof zum erstenmal;
Dann plötzlich ward sein Antlitz sonnenhell,
Und hochgetragnen Hauptes rief er: Schnell
Die Fesseln ihm gelöst, ihr Sklaven! Frei
Entwandl' er, nur von seiner Schuld gedrückt.
Doch zu dem Thron tritt der Wesir gebückt,
Spricht: Fürst der Gläubigen, was soll geschehn,
Wenn er zum zweitenmal den Dolch gezückt? —
Allah kerim! Das was geschrieben ist
Im Buch des Lebens, drin nur Allah liest;
Allein auf keinem Blatte kann es stehn,
Daß der Verbrecher keine Gnade fand,
Den der Kalif getränkt mit eigner Hand."

Ich schloß das Buch und dachte nach,
An Türken, — Christen, — Mancherlei;
Mir war ein wenig schwül und scheu,
Und sacht entschlüpft ich dem Gemach.
Wie schien der Blumen wilde Zier,
Wie labend mir die schlichte Welt!
Und auf dem Rückweg hab' ich mir
Die Pferde an der Post bestellt.

Der Nachtwandler.

Siehst du das Haus an dem Gehäge nicht?
Die Dämmrung sinkt, laßt uns vorübereilen,
Bald hebt der Vollmond sein gespenstig Licht,
Dann ist nicht gut in jener Nähe weilen;
Hier schwebt kein Spuk den Buchengang hinauf,
Kein Räuber paßt im finstern Schuppen auf,
Ein Bürgerhaus, ein bürgerlich Beginnen,
Es wohnt ein Krämer, wohnen Diener drinnen.

Alt ist der Herr, wie alt, man weiß es kaum,
Er liebt es nicht, im Kirchenbuch zu lesen;
Ihm lebt' ein Weib vor vieler Jahre Raum,
Er hatt' ein Kind, das ist nun lang gewesen;
Man sagt, er habe ihr den Arzt versagt,
Mit schlechter Kost zu Tod das Kind geplagt;
Was sagt man nicht, um Leute zu verdammen,
Wo sich das Gold in Haufen rollt zusammen.

Einst war er arm, hat kümmerlich gezehrt,
Wohl kümmerlicher noch als Andre eben;
Da, heißt es, hab' um eines Thalers Werth
Er einen Dieb dem Galgen übergeben.
Jung sei der Dieb gewesen, hungerbleich,
Und seine Mutter krank, wer glaubt es gleich?
Dies folgt dem Reichen; sieh die Hütten drüben!
Dort wohnt die Noth, sein ist ihr Gut geblieben.

Man kann ihn fleißig in der Kirche sehn,
Und seine Sitten dürfte Keiner rügen;
Doch seit des Körpers Kräfte ihm vergehn,
Muß einem schweren Siechthum er erliegen;
So oft der Vollmond senkt den blassen Schein,
Hüllt er sich schaudernd in das Lailach ein,
Und kömmt vom Bett, das Kerzenstümpflein tragend,
Ein Diener folgt ihm ganz von fern und zagend.

Durch jene Hüttenfenster sieht man dann
Am langen Tisch ihn emsig wieder zählen,
Am Golde schaben, und mit raschem Spann
Ihn plötzlich greifen, wie nach Diebeskehlen;
Schon ist auch wohl ein Schrei hinausgeschallt,
Als thue einer Seele man Gewalt,
Bis ihm die Arme sinken wie verwittert,
Und weiter er mit seinem Stümpfchen zittert.

Sein nächster Gang ist in die Kammer, wo
Bei einem größern Lager steht ein kleines;
Dort kramet er am Bettchen so und so,
Als öffn' er eine Flasche edlen Weines,
Und gießt dann, gießt, als sei es nie genug,
Und stopft und legt wie Bissen an das Tuch,
Dann stoßend scheint er an den Puls zu greifen,
Gebückt, wie lauschend schwachen Odems Pfeifen.

Schleicht dann zu jenes Lagers grobem Flaus,
Scheint tröpfelnd über Arzenei'n zu bücken;
Er breitet schweigend eine Decke aus,
Und einen Schrein scheint er herbei zu rücken,
Er horcht, dann öffnet er das Fenster schnell,
Das Fenster, wo man sieht den Galgen hell —
Der Diener spricht, man hört ein dumpf Gejammer,
Das Fenster klirrt und dunkel ist die Kammer.

Scheint's nicht zu schimmern an der Scheibe dort?
Siehst du es leise glimmen, Funken zittern?
Nun zuckt ein blaues Flämmchen, fort nur fort!
Mir ist, als woll' es über uns gewittern.
Schau nicht zurück! Verwegner, fluch' ihm nicht!
Laß ihn allein mit Gott und dem Gericht!
Meinst du, ein Fluch vergrößre seine Leiden?
Den Dieb am Galgen möchte er beneiden!

Das verlorene Paradies.

Als noch das Paradies erschlossen war
Dem ersten sündenlosen Menschenpaar,
Kein Gift die Viper kannte, keinen Dorn
Der Strauch, der Leu und Tiger keinen Zorn,
Noch fröhlich scholl der Nachtigallen Flöte;
Da schlief an jedem Abend Eva ein
An einem Rosenstrauche, und der Schein
Von ihrer unschuldsvollen Wangenröthe
Spielt' lieblich um der Blume lichten Ball;
Denn damals waren weiß die Rosen all'
Und dornenlos. — Umnickt vom duft'gen Kranz,
Der über'm Haupte führte lichten Tanz,
Ruhte das erste Weib, Gedanken sinnend.
Die Embryone schon der Gottheit Siegel
Am Haupte trugen, schon im Keime minnend
Bewegten halberschloss'ne Seraphsflügel;
Sie lag den Zweig an ihre Brust gedrückt,
Denn keine Blume wurde noch gepflückt,
Bis leise sich die Wimper niederließ
Und in die Träume schlich das Paradies;
O heilig war das Weib; wer sie geseh'n,
Nicht denken hätt' er können, ob sie schön,
Nur daß sie rein wie Thau und Gottes Spiegel.

Die Ros' auch lächelt selig, doch wie lange?
Hüte dich vor der Schlange! —
Am grauen Horizonte murrend stand
Der ersten Donnerwolke düstrer Rand,
Am Rosenstrauche fiel die erste Thräne,
Und drüben weint der Nachtigall Gestöhne.
Wär' dies das Bild von gestern, dieser Leib
Verhüllt in Blätterschutz? ein arges Weib!

Das Auge, kündend ein verbotnes Wissen,
Wie scheint so heiß und hart des Mooses Kissen,
Wie dunsterfüllt des Paradieses Prangen,
Und wie so seltsam brennen ihre Wangen.
Fest hielt den vollen Rosenzweig sie, fest
Wie der Versinkende die Binse preßt,
Oder sein Lieb ein glüh Verlangen.
Ob sie entschlief? — Wohl endlich hat die Nacht
Ihr Ruhe, bleiernschweren Schlaf gebracht;
Der Regenguß, er hat sie nicht erweckt,
Des Donners Rollen sie nicht aufgeschreckt,
Ihr Haar nur flatterte im Windestosen,
Und ihr am Busen zitterten die Rosen;
Wie eine Leiche lag sie schmerzlich mild,
Zum erstenmal im Schlaf des Todes Bild;
Und als am Morgen sie die Wimper hob,
Und zuckend von der Brust die Zweige schob,
Da war all ihrer Wangen lichter Schein
Gezogen in der Blumen Rund hinein,
In glüher Sehnsucht alle aufgegangen,
Zum Kusse öffnend all' den üpp'gen Mund;
Und Heva kniete weinend, ihre Wangen
Entfärbt und ihre Brust von Dornen wund.

Der sterbende General.

Er lag im dichtverhängten Saal,
Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
Auf seinem Schmerzensbette lag
Der alte kranke General.
Genüber ihm am Spiegel hing
Echarpe, Orden, Feldherrnstab.
Still war die Luft, am Fenster ging
Langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
Um „Wasser" er, um „Wasser" bat.
An seinem Kissen beugten Zwei,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düster, fest und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts," sprach der Eine, „laß
Ihn seines Standes Ehren seh'n! —
Den Vorhang weg, daß flatternd weh'n
Die Bänder an dem Spiegelglas!"
Der Kranke schlug die Augen auf,
Man sah wohl, daß er ihn verstand,
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Victoria?
Wie flogen unsre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst du an unsers Prinzen Wort:
„Man sieht es gleich, hier stand der Wart!"
Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird so kurz und hart!"

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart! Wart! du hast so frisch und licht
So oft dem Tode dich gestellt,
Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
So stirb auch freudig wie ein Held!

Stirb, wie ein Leue, adelich,
In seiner Brust das Bleigeschoß,
O stirb nicht, wie ein zahnlos Roß,
Das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl! —
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!"
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
Und „Wasser, Wasser" stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
He, Wache, du bist abgelös't!
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
Lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
's ist auch ein grauer Knasterbart,
Und strauchelt wie ein Dromedar —
Nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Thränen gar?"

„Mein Commandant," spricht der Uhlan
Grimmig verschämt, „ich dachte nach,
Wie ich blessirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flasche bot,
Selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
Und sprach: „du hast die schlimmste Noth."
Dran dacht' ich nur, mein Commandant!"

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut fest den Veteran er an. —
Die Seele, der Victorie nicht,
Nicht Fürstenwort gelös't den Flug,
Auf einem Tropfen Menschlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Volksglauben in den Pyrenäen.

1.

Sylvesterfey.

Der morsche Tag ist eingesunken,
Sein Auge gläsern, kalt und leer,
Barg keines Thaues linden Funken
Für den gebräunten Eppich mehr.
Wie's draußen schauert! — längs der Wand
Ruschelt das Mäuslein unter'm Halme
Und langsam sprießt des Eises Palme
Am Scheibenrand.

In tiefer Nacht wem soll noch frommen
Am Simse dort der Lampe Strahl?
Da schon des Herdes Scheit vergkommen,
Welch späten Gastes harrt das Mahl?
Längst hat im Thurme zu Escout
Die Glocke zwölfmal angeschlagen
Und glitzernd sinkt der Himmelswagen
Dem Pole zu.

Durch jener Kammer dürre Barren
Zieh'n Odemzüge, traumbeschwert,
Ein Ruck mitunter, auch ein Knarren,
Wenn sich im Bett der Schläfer kehrt;
Und nur ein leiser Husten wacht,
Kein Traum die Mutter hält befangen,
Sie kann nicht schlafen in der langen
Sylvesternacht.

Jetzt ist die Zeit, wo los' und schleichend
Die Fey sich durch die Ritze schlingt,
Mit langer Schlepp' den Estrich streichend
Das Schicksal in die Häuser bringt,

An ihrer Hand das Glück, Gewind'
Und Ros' im Lockenhaar, ein schlankes,
Das Mißgeschick ein fieberkrankes,
Ein weinend Kind.

Und trifft sie Alles recht zu Danke
Geordnet von der Frauenhand,
Dann nippt vom Mahle wohl die schlanke,
Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;
Doch sollt' ein Frevler lauschen, risch,
Im Hui zerstoben ist die Scene,
Und scheidend fällt des Unglücks Thräne
Auf Herd und Tisch.

O keine Bearnerin wird's wagen
Zu stehn am Astloch, lieber wird
Ein Tuch sie um die Augen schlagen,
Wenn durch den Spalt die Lampe flirrt;
Manon auch drückt die Wimper zu,
Und zupft an der Gardine Linnen;
Doch immer, immer läßt das Sinnen
Ihr keine Ruh.

Ward glatt das Lailach auch gebreitet?
Hat hell der Becher auch geblinkt?
Ob jetzt das Glück zum Tische gleitet,
Ein Bröcklein nascht, ein Tröpflein trinkt?
Oft glaubt sie zarter Stimmen Hauch,
Verschämtes Trippeln oft zu hören,
Und dann am Brode leises Stören
Und Knuspern auch.

Sie horcht und horcht — das war ein Schlüpfen!
Doch nein — der Wind die Föhren schwellt,
Und das — am Flur ein schwaches Hüpfen,
Wie wenn zum Grund die Krume fällt!

„Eugene, was wirfst du dich umher,
Was soll denn das Gedehn' und Ziehen?
Mein Gott, wie ihm die Händchen glühen!
Er träumt so schwer.

Sie rückt das Kind an ihrer Seiten,
Den Knaben dicht zu sich heran,
Läßt durch sein Haar die Finger gleiten,
Es hangen Schweißes Tropfen dran;
Erschrocken öffnet sie das Aug',
Will nach dem Fensterglase schauen,
Da eben steigt das Morgengrauen,
Ein trüber Rauch.

Vom Lager fährt die Mutter, bebend
Hat sie der Lampe Docht gehellt,
Als sachte über'm Lailach schwebend
Ein Epheublatt zu Boden fällt.
Das Glück! das ist des Glückes Spur?
Doch nein! — sie pflückt es ja dem Kinde,
Und dort nascht an der Semmelrinde
Die Ratte nur.

Und wieder aus der Kammer stehlen
Sich Seufzer, halbbewußt Gestöhn;
„O Christ, was mag dem Knaben fehlen,
Eugene, wach auf, wach auf, Eugene!
Du lieber Gott, ist so geschwind,
Eh' noch der Morgenstrahl entglommen,
Das Unglück mir ins Haus gekommen
Als krankes Kind."

2.

Münzkraut.

Der Frühling naht, es streicht der Staar
Am Söller um sein altes Nest;
Schon sind die Thäler sonnenklar,
Doch noch die Scholle hart und fest;
Nur wo der Strahl vom Felsen prallt,
Will mächtig sich der Grund erweichen
Und schüchtern aus den Windeln schleichen
Der Gräser dichter, lichter Wald.

Schau dort am Riff — man sieht es kaum —
So recht vom Sonnenbrand gekocht
Das kleine Beet, vier Schritte Raum,
Vom Schieferhange überjocht,
Nach Ost und Westen eingehegt,
Mit starken Planken abgeschlagen,
Als sollt' es Wunderblumen tragen,
Und sind nur Kräuter, was es trägt.

Und dort die Frau an Riffes Mitten,
Ach Gott, sie hat wohl viel gelitten!
Sie klimmt so schwer den Steig hinan.
Nun steht sie keuchend, löst das Mieder,
Nun sinkt sie an dem Beete nieder,
Und faltet ihre Hände dann:

„Liebe Münze, du werther Stab,
Drauf meines Heilands Sohle stand,
Als ihm drüben im Morgenland
Sanct Battiste die Taufe gab;
Heiliges Kraut, das aus seinem Leibe
Ward gesegnet mit Wunderkraft,
Hilf einer Witw', einem armen Weibe,
Das so sorglich um dich geschafft.

Hier ist Brod, und hier ist Salz und Wein,
Sieh, ich leg's in deine Blätter mitten;
Woll nicht zürnen, daß das Stück so klein,
Hab's von meinem Theile abgeschnitten;
Etwas wahrt' ich, Münze gnadenreich,
Schaffens halber nur, sonst gäb' ich's gleich.

Mein Knab' ist krank, du weißt es wohl,
Ich kam ja schon zu sieben Malen,
Und gestern mußt' ich in Bregnoles
Den Trank für ihn so theuer zahlen.
Vier hab' ich, vier, daß Gott erbarm'!
Mit diesen Händen zu ernähren,
Und, sieh, so kann's nicht länger währen,
Denn täglich schwächer wird mein Arm.

O Madonna, Madonna, meine gnädige Frau!
Ich hab' gefrevelt, nimm's nicht genau,
Ich hab' gesündigt wider Willen!
Nimm, o nimm mir nur kein Kind,
Will ihm gern den Hunger stillen,
Wär's mit Bettelbrod; nicht Eins
Kann ich missen, von Allen keins!

Zweimal muß ich noch den Steig hinan,
Siebenmal bin ich nun hier gewesen.
Heil'ge Frau von Embrun, wäre dann
Welt die Münze und mein Knab' genesen,
Gerne will ich dann an deinem Schrein
Meinen Treuring opfern, er ist klein,
Nur von Silber, aber fleckenrein;
Denn ich hab' mit Ehren ihn getragen,
Darf vor Gott und Menschen mich nicht schämen;
Milde Fraue, laß mich nicht verzagen,
Liebe Dame, woll' ihn gütig nehmen,

Denk, er sei von Golde und Rubin,
Süße, heil'ge, werthe Himmelskönigin!"

3.

Der Loup Garou.

Brüderchen schläft, ihr Kinder, still!
Setzt euch ordentlich her zum Feuer!
Hört ihr der Eule wüst Geschrill?
Hu! im Walde ist's nicht geheuer;
Frommen Kindern geschieht kein Leid,
Drückt nur immer die Lippen zu,
Denn das böse, das lacht und schreit,
Das holt die Eul' und der Loup Garou.

Wißt ihr, dort, wo das Naß vom Schiefer träuft
Und über'm Weg 'ne andre Straße läuft,
Das nennt man Kreuzweg und da geht er um
Bald so, bald so, doch immer falsch und stumm,
Und immer schielend; vor dem Auge steht
Das Weiße ihm, so hat er es verdreht.
Dran ist er kenntlich und am Kettenschleifen,
So trabt er, trabt, darf keinem Frommen nah'n,
Die schlimmen Leute nur, die darf er greifen
Mit seinem langen, langen, langen Zahn.

Schiebt das Reisig der Flamme ein,
Puh, wie die Funken knistern und stäuben!
Pierrot, was soll das Wackeln sein?
Mußt ein Weilchen du ruhig bleiben,
Gleich wird die Zeit dir Jahre lang.
Laß doch den armen Hund in Ruh!
Immer sind deine Händ' im Gang,
Denkst du denn nicht an den Loup Garou?

Vom reichen Kaufmann hab' ich euch erzählt,
Der seine dürft'gen Schuldner so gequält,
Und kam mit sieben Säcken von Bagneres,
Vier von Juwelen, drei von Golde schwer;
Wie er aus Geiz den schlimmen Führer nahm,
Und ihm das Unthier auf den Nacken kam.
Am Halse sah man noch der Kralle Spuren,
Die sieben Säcke hat es weggezuckt,
Und seine Börse auch, und seine Uhren,
Die hat es all' zerbissen und verschluckt.

Schließt die Thür, es brummt im Wald!
Als die Sonne sich heut verkrochen,
Lag das Wetter am Riff geballt,
Und nun hört man's sieden und kochen.
Ruhig, ruhig, du kleines Ding!
Hörst du? — drunten im Stalle — du!
Hörst du's? Hörst du's? kling, klang, kling,
Schüttelt die Kette der Loup Garou.

Doch von dem Trunkenbolde wißt ihr nicht,
Dem in der kalten Weihnacht am Gesicht
Das Thier gefressen, daß am heil'gen Tag
Er wund und scheußlich über'm Schnee lag.
Zog von der Schenke aus, in jeder Hand
'ne Flasche, die man auch noch beide fand.
Doch wo die Wangen sonst, da waren Knochen,
Und wo die Augen, blut'ge Höhlen nur;
Und wo der Schädel hier und da zerbrochen,
Da sah man deutlich auch der Zähne Spur.

Wie am Giebel es knarrt und kracht!
Caton, schau auf die Bühne droben —
Aber nimm mir die Lamp' in Acht —
Ob vor die Lucke der Riegel geschoben.

Pierrot, Schlingel, das rutscht herab
Von der Bank, ohne Strümpf' und Schuh!
Willst du bleiben, tapp, tipp, tapp,
Geht auf dem Söller der Loup Garou.

Und meine Mutter hat mir oft gesagt
Von einem tauben Manne, hochbetagt,
Fast hundertjährig, dem es noch geschehn
Als Kind, daß er das Scheuel hat gesehn,
Recht wie 'nen Hund, nur weiß wie Schnee und ganz
Verkehrt die Augen, eingeklemmt den Schwanz,
Und spannenlang die Zunge aus dem Schlunde;
So mit der Kette weg an Waldes Bord,
Dann wieder sah er ihn im Tobelgrunde,
Und wieder sah er hin — da war er fort.

Hab' ich es nicht gedacht? es schneit!
Ho, wie fliegen die Flocken am Fenster!
Heilige Frau von Embrun, wer heut
Draußen wandelt, braucht keine Gespenster;
Irrlicht ist ihm die Nebelsäul',
Führt ihn schwankend dem Abgrunde zu,
Sturmes Flügel die Todteneul',
Und der Tobel sein Loup Garou.

4.

Maisegen.

Der Mai ist eingezogen,
Schon pflanzt' er sein Panier
Am dunklen Himmelsbogen
Mit blanker Sterne Zier.
Die wilden Wasser brausen

Und rütteln aus den Klausen
Rellmaus und Murmelthier.

„Ob wohl das Gletschereis den Strom gedämmt?
Von mancher Hütte geht's auf schlimmen Wegen,
Der Sturm hat alle Firnen kahl gekämmt,
Und gestern wie aus Röhren schoß der Regen.
Adieu, Jeanette, nicht länger mich gehemmt!
Adieu, ich muß, es gilt den Maiensegen;
Wenn vier es schlägt im Thurme zu Escout,
Muß jeder Senner stehn am Pointe de Droux."

Wie trunken schau'n die Klippen,
Wie taumelnd in die Schlucht!
Als nickten sie, zu nippen
Vom Sturzbach auf der Flucht.
Da ist ein rasselnd Klingen,
Man hört die Schollen springen,
Und brechen an der Bucht.

Auf allen Wegen zieh'n Laternen um
Und jedes Passes Echo wecken Schritte.
Habt Acht, habt Acht, die Nacht ist blind und stumm,
Die Schneefluth fraß an manches Blockes Kitte;
Habt Acht, hört ihr des Bären tief Gebrumm?
Dort ist sein Lager an des Risses Mitte;
Und dort die schiefe Klippenbank, fürwahr!
Sie hing schon los am ersten Februar.

Nun sprießen blasse Rosen
Am Gletscherbord hervor,
Und mit der Dämmrung losen
Will schon das Klippenthor;
Schon schwimmen lichte Streifen,
Es lockt der Gemse Pfeifen
Den Blick zum Grat empor.

Verlöscht sind die Laternen, und im Kreis
Steht eine Hirtenschaar auf breiter Platte,
Voran der Patriarch, wie Silber weiß
Hängt um sein tiefgebräunt Gesicht das glatte,
Gestrählte Haar, und Alle beten leis
Nach Osten schauend, wo das farbensatte
Rubingewölk mit glitzerndem Geroll
Die stolze Sonnenkugel bringen soll.

Da kommt sie aufgefahren
In strenger Majestät,
Und von den Firnaltaren
Die Opferflamme weht:
Da sinken in der Runde
So Knie an Knie, dem Munde
Entströmt das Maigebet:

„Herr Gott, der an des Maien erstem Tag
Den Strahl begabt mit sonderlichem Segen,
Den sich der sünd'ge Mensch gewinnen mag
In der geweihten Stunde, allerwegen,
Segne die Alm, segne das Vieh im Hag,
Mit Luft und Wasser, Sonnenschein und Regen,
Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Renee,
Martin von Tours und unsre Frau vom Schnee.

„Segne das Haus, das Mahl auf unserm Tisch,
Am Berg den Weinstock und die Frucht im Thale,
Segne die Jagd am Gletscher, und den Fisch
Im See, und das Gethiere allzumale,
So uns zur Nahrung dient, und das Gebüsch,
So uns erwärmt, mit Thau und Sonnenstrahle
Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Remy,
Sanct Paul und unsre Fraue von Clery.

Wir schwören — alle Hände steh'n zugleich
Empor, — wir schwören keinen Gast zu lassen
Von unserm Herd, eh sicher Weg und Steig,
Das Vieh zu schonen, keinen Feind zu hassen,
Den Quell zu ehren, Recht an Arm und Reich
Zu thun und mit der Treue nicht zu spaßen.
Das schwören wir beim Kreuze zu Autun
Und unsrer mächt'gen Fraue von Embrun."

Da über'm Kreise schweben,
Als wollten sie den Schwur
Zum Himmelsthore heben,
Zwei Adler; auf die Flur
Senkt sich der Strahl vom Hange,
Und eine Demantschlange
Blitzt drunten der Adour.

Die Weiden sind vertheilt, und wieder schallt
In jedem Passe schwerer Tritte Stampfen.
Voran, voran, die Firnenluft ist kalt
Und scheint die Lunge eisig zu umkrampfen.
Nur frisch voran — schon seh'n sie über'm Wald
Den Vogel zieh'n, die Nebelsäule dampfen,
Und wo das Riff durchbricht ein Klippengang
Summt etwas auf wie ferner Glockenklang.

Da liegt das schleierlose
Gewäld in Sonnenruh',
Und wie mit Sturmgetose
Dem Aethermeere zu,
Erfüllt des Thales Breite
Das Angelusgeläute
Vom Thurme zu Escout.

5.

Höhlenfey.

Siehst du drüben, am hohlen Baum,
Ins Geklüfte die Schatten steigen,
Ueber'm Bord, ein blanker Saum,
Leises Quellengerieſel neigen?
Das ist die Eiche von Bagneres,
Das ist die Höhle Trou de fer,
Wo sie Tags in der Spalten Raum,
Nächtlich wohnt in den surrenden Zweigen?

O sie ist überalt die Fey,
Laut Annalen, vor grauen Jahren,
Zwei Jahrhunderten oder drei
Mußte sie seltsam sich gebahren:
Bald als Eule mit Uhu,
Bald als Katze und schwarze Kuh;
Auch als Wiesel mit seinem Schrei
Ist sie über die Kluft gefahren.

Aber, wenn jetzt im Mondenschein
Zarte Lichter den Grund betüpfen,
Sieht mitunter man am Gestein
Sie im schillernden Mantel hüpfen,
Hört ihr Stimmchen, Gesäusel gleich;
Aber nahst du, dann nickt der Zweig
Und das Wasser wispert darein,
Und du siehst nur die Quelle schlüpfen.

Reich an Gold ist der Höhle Grund,
O wie Guinea und wie Bengalen!
Und man spricht vom bewachenden Hund,
Doch deß melden nichts die Annalen.

Aber Mancher, der wundersam,
Unbegreiflich zu Gelde kam,
Ließ, so kündet der Sage Mund,
Es am Baum von Bagneres sich zahlen.

Barg einen Beutel im Hohle breit,
Drin den neuen Liard, bedächtig,
Recht in der sengenden Mittagszeit,
Die den Geistern wie mitternächtig,
Fand ihn Abends mit Gold geschwellt —
O kein Christ komme so zu Geld!
Falsch war Feyengold jederzeit,
Kurz das Leben und Gott ist mächtig.

Einmal nur, daß mich deß gedenkt,
Ist ein Mann an den Baum gegangen,
Hat seinen Sack hinein gesenkt,
Groß, eines Königs Schatz zu fangen;
's war ein Wucherer, war ein Filz,
Ein von Thränen geschwellter Pilz,
Nun, er hat sich zuletzt gehenkt —
Besser hätt' er schon da gehangen.

Hielt die Lippen so fest geklemmt,
— Denn Geflüster nur, mußt du wissen,
Das ist eben, was Alles hemmt,
Lieber hätt' er die Zunge zerbissen; —
Barfuß kam er, auf schlechten Rath,
Und als da in die Scherb' er trat,
Hat er sich nur an den Baum geklemmt
Und den Schart aus der Wunde gerissen.

Doch als aus dem Gemoder scheu
Schlüpft 'ne Schlange ihm längs den Haaren,
Da ist endlich ein kleiner Schrei,
Nur ein winziger, ihm entfahren;

Und am Abend verschwunden war
Großer Sack und neuer Liard.
O verrätherisch ist die Fey!
Und es wachen der Hölle Schaaren.

6.

Johannisthan.

Es ist die Zeit nun, wo den blauen Tag
Schon leiser weckt der Nachtigallen Schlag,
Wo schon die Taube in der Mittagsgluth
Sich trunkner, müder breitet ob der Brut,
Wo Abends, wenn das Sonnengold zergangen,
Verlorner Funke irrt, des Wurmes Schein,
An allen Ranken Blüthenbüschel hangen,
Und Düfte zieh'n in alle Kammern ein.

„Weck' mich zur rechten Zeit, mein Kamerad,
Versäumen möcht' ich Sanct Johannis Bad
Um Alles nicht; ich hab' das ganze Jahr
Darauf gehofft, wenn mir so elend war.
Jerome, du mochtest immer gut es meinen,
Bist auch, wie ich, nur armer Leute Kind,
Doch hast du klare Augen und die Deinen,
Und ich bin eine Waise und halb blind!

„Hat schon der Hahn gekräht? ich hab's verfehlt;
Oft schlaf' ich fest, wenn mich der Schmerz gequält.
Ob schon die Dämmrung steigt, ich seh' es nicht,
Mir fährt's wie Spinneweben am Gesicht;
Doch dünkt mich, hör' im Walde ich Gebimmel
Und Peitschenknall; was das für Fäden sind,
Die mir am Auge schwimmen? lieber Himmel,
Ich bin nicht halb, ich bin beinah' schon blind.

„Hier ist der Steg am Anger, weiter will
Ich mich nicht wagen, hier ist Alles still,
Und Thau genug für Kranke allzumal
Des ganzen Weilers, eh' der Sonnenstrahl
Mit seinem scharfen Finger ihn gestrichen
Und aufgesogen ihn der Morgenwind;
Doch ist kein Zweiter wohl hieher geschlichen;
Denn, Gott sei Dank, nur Wenige sind blind.

„Das ist ein Büschel — nein — doch das ist Gras,
Ich fühle meine Finger kalt und naß;
Johannes, heiliger Prophet, ich kam
In deinem werthen Namen her und nahm
Von jenem Thaue, den im Wüstenbrande
Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,
Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,
Nicht dein gesegnet Auge werde blind.

Gepredigt hast du in der Steppengluth —
So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;
Doch arm und nicht der Arbeit fähig sein,
Das ist gewiß die allergrößte Pein.
Du hast ja kaum geruht in Mutterarmen,
Warst früh ein elternlos, verwais'tes Kind,
Woll' eines armen Knaben dich erbarmen,
Der eine Weise ist wie du, und blind!"

Denkblätter.

An Philippa.

Im Osten quillt das junge Licht,
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen,
Und wie ein zartes Traumgesicht
Seh ich ein fernes Segel schwellen;
O könnte ich der Möve gleich
Umkreisen es im lust'gen Ringen,
O wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrische Schwingen!

Um dich, Philippa, spielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben,
Du bist ein liebes Traumgesicht
Am Horizont von meinem Leben;
Seh deine Flagge ich so fern
Und träumerisch von Duft umflossen,
Vergessen möcht' ich dann so gern,
Daß sich mein Horizont geschlossen;

Vergessen, daß mein Abend kam,
Mein Licht verzittert Funk' an Funken,
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm
Und meine Segel längst gesunken;

Doch können sie nicht jugendlich
Und frisch sich neben deinen breiten,
Philippa, lieben kann ich dich
Und segnend deine Fahrt begleiten.

An ***

Auf hohem Felsen lieg' ich hier,
Der Krankheit Nebel über mir,
Und unter mir der tiefe See
Mit seiner nächt'gen Klage Weh,
Mit seinem Jubel, seiner Lust,
Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,
Mit seinem Dräu'n aus hohler Brust,
Wenn Sturm und Welle sich bekriegen.

Mir ist er gar ein trauter Freund,
Der mit mir lächelt, mit mir weint,
Ist, wenn er grünlich golden ruht,
Mir eine sanfte Zauberfluth,
Aus deren tiefem, klaren Grund
Gestalten meines Lebens steigen,
Geliebte Augen, süßer Mund
Sich lächelnd tröstend zu mir neigen.

Wie hab' ich schon so manche Nacht
Des Mondes Wiederschein bewacht!
Die klare Bahn auf dunklem Grün,
Wo meiner Todten Schatten zieh'n;
Wie manchen Tag den lichten Hang,
Bewegt von hüpfend leichten Schritten,
Auf dem mit leisem Geistergang
Meiner Lebend'gen Bilder glitten.

Und als dein Bild vorüberschwand,
Da streckte ich nach dir die Hand,
Und meiner Seele ward es weh,
Daß dir verborgen ihre Näh';
So nimm denn meine Lieder nun
Als liebesrothe Flammenzungen,
Laß sie in deinem Busen ruh'n
Und denk', ich hab' sie dir gesungen.

Das einzige Kind.

O schau, wie um ihr Wängelein
Ein träumendes Lächeln bebt,
Sieht sie nicht aus wie ein Engelein,
Das über der Krippe schwebt?

Oft fürcht' ich, sie sei für die Welt zu gut,
Sprich, Liebe, sind wir wohl blind?
Ein wenig blind für das eigne Blut,
Unser liebendes, einziges Kind?

Der Gatte fühlt den Meister und Herrn,
Giebt allen Mängeln ihr Recht,
Wie spielt er den Philosophen so gern,
Und wie geräth er ihm schlecht!

Nennt es ein Murmelchen anderen gleich,
Dran gar nichts zu loben ist,
Indeß er streichelt die Löckchen reich
Und ihm die Fingerchen küßt.

Schloß Berg im Thurgau. [1]

Ein Nebelsee quillt rauchend aus der Aue
Und duft'ge Wölkchen treiben durch den Raum,
Kaum graut ein Punkt im Osten noch, am Thaue
Verlosch des Glühwurms kleine Leuchte kaum;
Horch, leises, leises Zirpen unter'm Dache
Verkündet, daß bereits die Schwalbe wache,
Und um manch Lager spielt ein später Traum.

Die Stirn gedrückt an meines Fensters Scheiben
Schau' sinnend ich ins duft'ge Meer hinein,
Und wie die hellen Wölkchen drüber treiben,
Mein Blick hängt unverwendet an dem Schein.
Ja, dort, dort muß nun bald die Sonne steigen,
Mir ungekannte Herrlichkeit zu zeigen;
Dort ladet mich der Schweizermorgen ein.

So steh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,
Besungnes Land, von dem die Fremde schwärmt?
Du meines Lebens allerfrühste Kunde
Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt,
Als Eine, [2] nie vergessen, doch entschwunden,
So manche liebe, hingeträumte Stunden
An allzutheuren Bildern sich gehärmt.

Wenn sie gemalt, wie malet das Verlangen
Die Felsenkuppen und den ew'gen Schnee,
Wenn um mein Ohr die Alpenglocken klangen,
Vor meinem Auge blitzte auf der See,
Von Schlosses Thurm, mit zitterndem Vergnügen
Ich zahllos sah die blanken Dörfer liegen,
Der Königreiche vier von meiner Höh'.

[1] Meinem väterlichen Freunde dem Grafen Theodor und meinen Freundinnen Emilie und Emma von Thurn-Valsassina gewidmet.

[2] Auguste, Gräfin von Thurn-Valsassina, Stiftsdame in Fraekenhorst, starb an den Folgen des Heimwehs.

Mich dünkt, noch seh' ich ihre blauen Augen,
Die aufwärts schau'n mit heiliger Gewalt,
Noch will mein Ohr die weichen Töne saugen,
Wenn echogleich sie am Klavier verhallt,
Und drunten, wo die linden Pappeln wehen,
Noch glaub' ich ihrer Locken Wald zu sehen,
Und ihre zarte, schwankende Gestalt.

Wohl war sie gut, wohl war sie klar und milde,
Wohl war sie Allen werth, die sie gekannt!
Kein Schatten haftet an dem reinen Bilde,
Man tritt sich näher, wird sie nur genannt,
Und über Thal und Ströme schlingt aufs Neue
Um alles, was sie einst umfaßt mit Treue,
Aus ihrem Grabe sich ein festes Band.

Euch, ruhend noch in dieser frühen Stunde,
Verehrter Freund und meine theuren Zween,
Emilia und Emma, Eurem Bunde
Gewiß wird lächelnd sie zur Seite steh'n.
Ich weiß es, denkend an geliebte Todten,
Habt ihr der Fremden eure Hand geboten,
Als hättet ihr seit Jahren sie geseh'n.

Schlaft sanft, schlaft wohl! — Ich aber steh und lausche
Nach jedem Flöckchen, das vergoldet weht;
Ist's nicht, als ob der Morgenwind schon rausche?
Wie's drüben wogt und rollt, und in sich dreht;
Nun breitet sich's, nun steht es über'm Schaume;
Was steigt dort auf? — ein Bild aus kühnem Traume,
O Säntis, Säntis, deine Majestät!

Bist du es, dem ringsum die Lüfte zittern,
Du weißes Haupt mit deinem Klippenkranz?
Ich fühle deinen Blick die Brust erschüttern,
Wie über'm Duft du riesig steh'st im Glanz;

Ja, gleich der Arche über Wogengrimmen
Seh' ich in weiter Wolkenfluth dich schwimmen,
Im weiten, weiten Meere, einsam ganz.

Nein, einsam nicht — dort taucht es aus den Wolken,
Cäsapiana hebt die Stirne bleich;
Dort ragt der Glärnisch auf; — dort seh' ich's schwellen,
Und Zack an Zack entsteigt der Fluth zugleich;
O Säntis, wohl mit Recht trägst du die Krone,
Da sieben Fürsten steh'n an deinem Throne,
Und unermeßlich ist dein luftig Reich.

Tyrol auch sendet der Verbündung Zeichen,
Es blitzt dir seine kalten Grüße zu;
Welch' Hof ist wohl dem deinen zu vergleichen,
Mein grauer stolzer Alpenkönig du!
Die Sonne steigt, schon Strahl an Strahl sie sendet,
Wie's droben funkelt, wie's das Auge blendet,
Und drunten alles Dämmrung, alles Ruh.

So sah ich, unter Mährchen eingeschlafen,
In Träumen einst des Winterfürsten Haus,
Den Eispalast, wo seinen goldnen Schafen
Er täglich streut das Silberfutter aus;
Ja, in der That, sie sind hinabgezogen,
Die goldnen Lämmer, und am Himmelsbogen
Noch sieht man schimmern ihre Wolle kraus.

Doch schau, ist Ebbe in dies Meer getreten?
Es sinkt, es sinkt, und schwärzlich in die Luft
Streckt das Gebirge nun, gleich Riesenbeeten,
Die waldbedeckten Kämme aus dem Duft;
Ha! Menschenwohnungen an allen Enden!
Fast glaub' ich Gais zu seh'n vor Fichtenwänden;
Versteckt nicht Weisbad jene Felsenkluft?

Und immer sinkt es, immer zahllos steigen
Ruinen, Schlösser, Städte an den Strand;
Schon will der Bodensee den Spiegel zeigen,
Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,
Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,
Da steht der Aether, goldenrein und helle,
Die Felsen möcht' man greifen mit der Hand.

Wüßt' ich die tausend Punkte nur zu nennen,
Die drüben lauschen aus dem Waldrevier,
Mich dünkt, mit freiem Auge müßt' ich kennen
Den Sennen, tretend aus der Hüttenthür;
Ob meilenweit, nicht seltsam würd' ich's finden,
Säh' in die Schluchten ich den Jäger schwinden,
Und auf der Klippe das verfolgte Thier.

So klar, ein stählern Band, die Thur sich windet,
Und wie ich lauschend späh' von meiner Höh',
Ein einz'ger Blick mir zwölf Kantone bindet;
Wo drüben zitternd ruht der Bodensee,
Wo längs dem Strand die Wimpel lässig gleiten,
Vier Königreiche seh' ich dort sich breiten,
Erfüllt ist Alles, ohne Traum und Fee.

Mein stolzer edler Grund, dich möcht' ich nennen:
Mein königlich, mein kaiserliches Land!
Wer mag dein Bild von deinen Gletschern trennen,
Doch Lieb'res ich in deinen Thälern fand; —
Was klinkt an meiner Thür nach Geisterweise?
Horch: „Guten Morgen, Nette," flüstert's leise
Und meine Emma bietet mir die Hand! —

An meine Mutter.

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht,
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für Andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluthen wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

An Elise.

Zum Geburtstage am 7. März 1845.

Das war gewiß ein andrer März,
Ein Mond, den Blüthenkränz' umhegten,
Als Engel dich, geliebtes Herz,
In deine erste Wiege legten;
Das war gewiß ein Tag so frei,
So frisch vom Sonnenstrahl umglommen!
Doch auch im Wintermantel sei
Er, wie der schönste, mir willkommen.

Mir ward ein schlimmrer Mond zu Theil,[1]
Um den kein Vogel je gesungen,

[1] Der Januar.

Nur Eiszapfen blank und steil
Das kalte Diadem geschlungen;
Ach anders wirken Schnee und Eis,
Und anders wohl der Sonnen Güte!
Ich steh', ein düstres Tannenreis,
Du eine zarte Veilchenblüthe.

Doch fest zusammen, fest im Raum,
Gehalten in des Winters Stürmen,
Du schmücke mich zum Weihnachtsbaum
Und ich will deine Blüthe schirmen;
Dann muß uns willig oder nicht
Das Leben reiche Gaben zählen,
Und niemals wird das Himmelslicht,
Der Poesie Beleuchtung fehlen.

Lebt wohl.

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.

So lange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht.

So lange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Aether streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Madroux, bei Uebersendung der „Gedichte."

Als diese Lieder ich vereint
Zum Kranz in ferner Heimath paarte,
Da kannt' ich freilich nicht den Freund,
Den mir die Zukunft aufbewahrte;
Ich wußt' es nicht, daß manches Wort,
Das ich aus tiefer Brust gesungen,
Fand in der seinen den Akkord,
Der es harmonisch nachgeklungen.

Doch nun in ernster Gegenwart,
In freundlicher, doch fremder Zone
Mir seines Beifalls Freude ward
Und seiner Freundschaft Ehrenkrone;

Nun reich' ich gern die Lieder dar,
Was Flücht'ges drin, das sei vernichtet,
Was ritterlich, was gut und wahr,
Das sei, als hab' ich's dir gedichtet.

Die Mutter am Grabe.

Du warst so hold und gut, so sanft und stille,
Mein frommes Kind, und sterben mußtest du!
Dein Geist, zu rein für diese Erdenhülle,
Flog wie ein Lichtstrahl seiner Heimath zu.
Wenn weinend wir an deinem Grabe stehen,
Ich und dein Vater, deine Liebsten hier,
Dann sehn wir nur des Grabes dunkle Thür,
Und können deine Seligkeit nicht sehen.

O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den unbekannten Raum,
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,
Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt;
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.

Wohl weiß ich es, daß über unsre Thränen
Du weit erhöht im lichten Glanze stehst,
Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
Wohl fühl' ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,
Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,
Dann fühl' ich auch, es gibt ein geistig Band
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Aus jenem Sterne, der so milde glühet,
Scheint wohl dein Blick in mein verweintes Aug'?
Und in der Luft, die kosend mich umziehet,
Will trösten mich vielleicht dein frommer Hauch?
Befreit von Fesseln, die uns drunten binden,
Begabt mit Kräften, die uns nicht verliehn,
Wohl mag dein Odem öfters mich umziehn,
Constanze, kannst du mir es nicht verkünden?

Mich dünkt, in ihrem tiefen Gram zu sehen
Die Eltern, woran hing dein zärtlich Herz,
Zu wissen, sie verstehen nicht dein Wehen,
Mich dünkt, mein Kind, dies sei dir doch ein Schmerz;
Doch nein, vor deinen klaren Geisterblicken
Liegt hell und licht des Dornenpfades Ziel,
So scheint dir Menschenkummer wohl ein Spiel,
Und was uns läutert, kann dich nur beglücken.

Von meinen heißen Thränen überregnet
Um meinen Segen batest du mich da:
„Du hast mich, Mutter, ja noch nie gesegnet,
Segne Constanze, segne mich Mama!"
Dann „Alle sollt ihr in den Himmel kommen,
Ich bin bei euch, wenn ich gestorben bin."
Und wie ein Hauch schwand deine Seele hin,
Zum Heimathland der Reinen und der Frommen.

Ich habe dich gesegnet unter Schmerzen,
Mit einem Kuß auf deine kalte Stirn,
Ich segnete dich mit gebrochnem Herzen,
Mit Todesangst im siedenden Gehirn;
So segne mich denn auch, du reines Leben,
Du klarer Engel in der Himmelsau,
O segne mich mit deiner Liebe Thau,
O gib mir wieder, was ich dir gegeben.

Bei allen Bürden, allen Erdenpflichten,
Hauch an mit deiner Milde und Geduld
Mein irdisch schwaches Herz, und laß sich richten
Mein irrend Auge zu der höchsten Huld;
Hilf pflegen mir in Lust, wie Schmerzensbanden
Das große Bild der ernsten Ewigkeit;
Dann starb mein Kind für diese Spanne Zeit,
Allein ein Schutzgeist ist es mir erstanden.

An Ludowine.

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
„Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit."
Was ist mehr denn Gold so werth?
„Ein frei Gemüth, so des nit entbehrt."
Was ist mehr denn Kron' und Grund?
„Ein klug Gemüth, so des brauchen kunnt."
Was ist mehr, denn glückselig sein?
„Ein fein Gemüth, so des werth allein."

An Joseph v. Laßberg.

Zum Geburtstage am 10. April 1848.

Grad heute, wo ich gar zu gern
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
Grad heute hat mein böser Stern
Mit argem Husten mich geplagt;
Doch wär' ich wohl hinaufgeklommen,
Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen,
Und hätt' es ernst mir untersagt.

Was send' ich meinem Gruße nach?
Ein buntes Glöckchen, arm und klein;
Wohl ist sein Stimmchen zart und schwach,
Doch ist es silberhell und rein;
Und wo du läßt es klingelnd rauschen,
Da wird das Ohr der Liebe lauschen,
Und, glaub' es mir, das hört gar fein!

Letzte Worte.

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn, wo ich weile, dort ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

Wo aller Erdengram verschwunden,
Soll Euer Bild mir nicht vergeh'n,
Und Linderung für Eure Wunden,
Für Euern Schmerz will ich erfleh'n.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß ich Euch!

Klänge aus dem Orient.

O Nacht!

O Nacht, du goldgestiktes Zelt,
O Mond, du Silberlampe,
Das du die ganze Welt umhüllst,
Und die du Allen leuchtest!

Wo birgt in deinen Falten sich
Die allerreinste Perle?
Wo widerstrahlt dein träumend Licht
Im allerklarsten Spiegel?

O breite siebenfach um sie
Das schützende Gewinde,
Daß nicht der Jüngling sie erschaut,
Auflodere in Flammen,
Daß kein verblühend Weib sie trifft
Mit unheilvollem Auge!
Und, milde Lampe, schauend tief
In ihres Spiegels Klarheit,
Erblicktest du ein Bild darin?
Und war es, ach, das meine?

Gesegnet.

Wer bist du doch, o Mädchen?
Du mit dem schwarzen Schleier,
Und mit dem schwarzen Sklaven?
Der weißen Sklavin du?

Wie Sterne deine Augen
Durch deines Schleiers Nächte,
Dein Gang wie der Gazelle,
Wie Palme die Gestalt.

Gesegnet sind die Wellen
Des Bades, die dich kühlen,
Gesegnet die Gewänder,
Umschließend deine Huld.

Und siebenfach gesegnet
Der Sklave, dem du winkest,
Der deinen Tritten lauschet,
Der deine Stimme hört.

Und tausendfach gesegnet
Die Sklavin, der du lächelst,
An ihre Schulter lehnend
Dein unverschleiert Haupt.

Der Fischer.

Wehe dem kleinen Fischerssohn,
Deß Vater fischen gegangen;
An den Strand läuft er täglich hinaus,
Am Morgen, am Abend nicht minder;

„Kehre, Vater, o kehre zurück,
Und bringe die guten Fische!
Kleider, reiche, Sandalen auch
Und rede freundliche Worte;
Denn die Mutter in Grämen ist stumm,
Und der Gläub'ger nahm die Gewande!"

Der Kaufmann.

Unglückselig der Kaufmann ist
Und ganz von Sorgen befangen,
An den Wolken hängt sein Blick,
Am Flaume mißt er die Winde;
Aber selig des Räubers Loos,
Und herrlich lebt der Pirate!
Der die Meere Gespielen nennt,
Die Windsbraut seine Geliebte;
Lachend sieht er die Schiffe ziehn,
Die aller Güter beraubten.
„Fahret wohl, grüßt den Kaufmann mir,
Der am Flaum gemessen die Winde!"

Das Kind.

Wär' ich ein Kind, ein Knäblein klein,
Ein armes, schwaches, geliebtes;
Daß noch die Mutter mich wiegte ein
Und süße Lieder mir sänge,
Blumen brächten die Sklavinnen auch,
Mit dem Wedel wehrten die Fliegen,
Aber Zillah, mich küssend, sprach':
„Gesegnet, mein süßes Knäbchen!"

Der Greis.

Allah! laß des Greises Loos
Mich nicht, des Greises, erleben!
Aus dem Haupte das Haar ihm fällt
Und des Bartes köstliche Zierde.
Ach, und Zillah's liebe Gestalt
Und Zillah's schwebende Stimme!
Kalt und fühllos stößt er's zurück,
Wie das Riff der Nachtigall Töne.

Geplagt.

Weh dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
Verloren ist er, verloren!
Ruft die Stimme und ruft sie dort:
„Komm, binde mir die Sandalen!
Gib den Schleier; — nun eile fort,
Vom Markte Narde zu holen!"
Durch die Menge irrt er umher
Wie ein armer verscheuchter Vogel,
Wie ein armes zerrissnes Gewand,
Geflickt von tausend Händen.
Wehe dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
Verloren ist er, verloren!

Getreu.

So du mir thätest auch Schmach und Hohn,
Nicht wollt' ich es klagen den Kindern,
Und schlägst du mir ab die rechte Hand,
Noch wollt' ich die Linke dir bieten;

So aber du nähmst das unselige Haupt,
Noch wollt' ich warnend dir rufen:
„Fernab, fernab stell' o Pascha dich,
Daß nicht mein Blut dich besprenge;
Denn unschuldiges Blut, wen es trifft,
Der fällt in schnelles Verderben."

Süß.

Auf den Gassen der Gärtner rief:
Kauft Trauben, kaufet die Trauben!
Aber im Herzen die Furcht ihm wohnt,
Es möchte sie Keiner begehren;
Sauer waren und trocken sie,
Sie hatte Mehlthau getödtet.
Naht ihm Hassan: „mein Gärtner, sprich,
Was willst du für deine Trauben?"
„Nimm, o Herr, und koste sie,
Und habe meiner Erbarmen!"
„O wie köstlich, mein Gärtner, nimm
Und möge Allah dich segnen!"
Abend naht und der andre Tag:
„Weh mir, wie bin ich betrogen!
Hat mir gestern Zuleima's Kuß
Denn also versüßet die Lippen?"

Freundlich.

Und als ich nun gen Bassora kam,
Da rief die Stimme vom Gitter:
„Bist du es, Hassan, geliebter Freund,
Komm herein, daß ich dich umfange,

Daß ich die Füße dir waschen mag,
Und mag die Stirne dir salben."
Und als ich nach Mekka, der heiligen, kam,
Da grüßten mich viele Stimmen;
„Nicht bin ich Hassan, und Jener nicht,
Doch halt' ich Allah's Gebote;
Drum hat er gesegnet das Antlitz mir,
Daß ich Jegliches Freund ihm erscheine."

Verliebt.

Schilt mich nicht, du strenger Meister,
Daß im Divan ich geträumet,
Und bei des Muezzins Rufen,
Ach, nach Mittag stand gewendet.
Wisse, als ich kam vom Bade,
Als ich heimging aus den Gärten,
Schlüpfte Zillah mir vorüber,
Und den Schleier hob sie schalkhaft.

Verhenkert.

Wie du gehst und wie du stehst,
Und was du sprichst und beginnest,
Gift'ge Pfeile die Worte sind,
Wie Nattern deine Geberden,
An dem Pfahle, da ist dein Platz,
Und auf der lustigen Spindel,
Wo der Rabe dich grüßen mag,
Der ungesättigte Vogel.

Verteufelt.

Naht, o naht dem Gewande nicht
Des todten Hundes, des Giauren,
Der erschlagen den Muselmann
An Mekka's heiliger Pforte!
Nehmt auch die kleinen Kinder fort,
Daß sie es nimmer erschauen;
Denn die Dschinnen hauchten's an,
Und Iblis, der dreimal verruchte.

Verliebt.

Mutter, löse die Spangen mir!
Mich hat ein Fieber befallen,
Denn das Fenster ließest du auf,
Das immer sorglich verhängte;
Und im Garten ich Mädchen sah,
Die warfen Ringe im Kreise,
Flatternd selber, ein Blütenschnee,
Vom leichten Winde getragen.
Immer flöten nun Stimmen mir,
Und immer Spiegel mir flirren,
Blind geworden bin ich schon ganz,
Taub werd' ich nächstens werden,
Mutter, löse die Spangen mir!
Mich hat ein Fieber befallen.

Bezaubernd.

Und wenn sie vorüber am Fenster geht,
Und fällt ihr Schatten auf die Gasse,

Da stehn die Jünglinge sinnberaubt
Und wissen nicht, was sie beginnen;
Doch in die Moschee die Derwische fliehn,
Rufend: Allah! errett' uns!
Denn dein Feuer vom Himmel fiel,
Und mögen ihm nimmer entrinnen.

Verflucht.

Was schäumt das Meer, was wälzt es sich
Und bäumt an das Gestade?
Ist's Strömung, was da drunten wühlt?
Ist's unterirdisch Feuer?
Nicht Strömung ist es, was da wühlt,
Nicht unterirdisch Feuer,
Ein Leichnam fiel in seinen Schooß,
Ein siebenmal verfluchter,
Des Kaufmanns, der um schnödes Gold
Erschlug den eignen Bruder.

Herrlich.

Und wenn er aus der Pforte tritt
Und weht sein Mantel über die Gasse,
Dann stehn die Männer, das Haupt geneigt,
Sprechend: wo sind deine Vasallen? —
Und die Wittwen und Waisen knieend schrein:
Hilf uns, du mächt'ger Gebieter.

Unaussprechlich.

Die Nachtigall in den Kampf sich gab
Mit der Lerche, der schwebenden Stimme,
Daß ihre Reize besängen sie
Und all ihre süße Geberde;
Doch die Nachtigallen reihten sich
Und die Lerchen, wie Perlenschnüre,
All' lagen sie todt in Gras und Strauch,
Verhaucht im süßen Gesange.

Unbeschreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Teppichen saßen
Und rührten den Bart mit der Feder;
Sie schrieben, schrieben so manchen Tag,
Daß grau geworden die Bärte,
Daß trüb geworden die Augen längst
Und längst ertrummet die Finger;
Wer aber, was sie geschrieben lies't,
Und lies't das, was sie geschrieben,
Der spricht: es ist ein Schatten wohl,
Oder ist es der Schatten des Schattens.

Unerhört.

Der Ossa sprach zum Pelion:
„Was ist für ein Klang in den Lüften?
Singt wohl die sterbende Nachtigall?
Oder eine verstoßene Houri?

Zehnmal fielen meine Cedern hin,
Und meine Felsen zerbröckeln;
Sechstausend Jahre machten mich grau
Und sechzigtausend Stunden;
Doch nie drang solch ein Laut zu mir
Vom Thal oder aus der Höhe."
Eine Mutter am Hange steht,
Die weint ihr einzig Söhnlein.

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Zweiter Theil.

Erzählende Gedichte. Schriften in Prosa.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der Spiritus Familiaris des Roßtäuschers	1
Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard	27
Des Arztes Vermächtniß	92
Die Schlacht im Loener Bruch	118
Walther. (Jugendgedicht)	191
Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen	259
Bei uns zu Lande auf dem Lande. Fragment	315
Bilder aus Westphalen	339

Der Spiritus Familiaris

des Roßtäuschers.

Vom Spiritus familiaris erzählen Grimms deutsche Sagen (Berlin 1816) Nr. 84: Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängniß. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden, wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder los zu werden. — —

Ein Soldat, der ihn für eine Krone gekauft und den gefährlichen Geist kennen lernte, warf ihn seinem vorigen Besitzer vor die Füße und eilte fort; als er zu Hause ankam, fand er ihn wieder in seiner Tasche. Nicht besser ging es ihm, als er ihn in die Donau warf.

Ein Augsburgischer Roßtäuscher und Fuhrmann zog in eine berühmte deutsche Stadt ein. Der Weg hatte seine Thiere sehr mitgenommen, im Thor fiel ihm ein Pferd, im Gasthaus das zweite und binnen wenigen Tagen die übrigen sechs. Er wußte sich nicht zu helfen, ging in der Stadt umher und klagte den Leuten mit Thränen seine Noth. Nun begab sich's, daß ein anderer Fuhrmann ihm begegnete, dem er sein Unglück erzählte. Dieser sprach: „Seid ohne Sorgen, ich will Euch ein Mittel vorschlagen, dessen Ihr mir danken sollt.“ Der Roßtäuscher meinte, dieß wären leere Worte. „Nein, nein, Gesell, Euch soll geholfen werden. Geht in jenes Haus und fragt nach der ‚Gesellschaft,‘ der erzählt Euren Unfall und bittet um Hülfe.“ Der Roßtäuscher folgte dem Rathe, ging

in das Haus und fragte einen Knaben, der da war, nach der Gesellschaft. Er mußte auf Antwort warten, endlich kam der Knabe wieder und öffnete ihm ein Zimmer, in welchem etliche alte Männer an einer runden Tafel saßen. Sie redeten ihn mit Namen an und sagten: „Dir sind acht Pferde gefallen, darüber bist du niedergeschlagen, und nun kömmst du, auf Anrathen eines deiner Gesellen, zu uns, um Hülfe zu suchen: du sollst erlangen, was du begehrst.“ Er mußte sich an einen Nebentisch setzen, und nach wenigen Minuten überreichten sie ihm ein Schächtelein mit den Worten: „Dieß trage bei dir, und du wirst von Stund an reich werden, aber hüte dich, daß du die Schachtel, wo du nicht wieder arm werden willst, niemals öffnest.“ Der Roßtäuscher fragte, was er für dieses Schächtelein zu zahlen habe, aber die Männer wollten nichts dafür; nur mußte er seinen Namen in ein großes Buch schreiben, wobei ihm die Hand geführt ward. Der Roßtäuscher ging heim, kaum aber war er aus dem Haus getreten, so fand er einen ledernen Beutel mit dreihundert Dukaten, womit er sich neue Pferde kaufte. Ehe er die Stadt verließ, fand er in dem Stalle, wo die neuen Pferde standen, noch einen großen Topf mit alten Thalern. Kam er sonst wohin und setzte das Schächtelein auf die Erde, so zeigte sich da, wo Geld verloren oder vorzeiten vergraben war, ein hervordringendes Licht, also daß er es leicht heben konnte. Auf diese Weise erhielt er ohne Diebstahl und Mord große Schätze zusammen. Als die Frau des Roßtäuschers von ihm vernahm, wie es zuging, erschrak sie und sprach: „Du hast etwas Böses empfangen, Gott will nicht, daß der Mensch durch solche verbotene Dinge reich werde, sondern hat gesagt, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Ich bitte dich um deiner Seligkeit willen, daß du wieder nach der Stadt zurückreisest und der ‚Gesellschaft‘ deine Schachtel zustellst.“ Der Mann, von diesen Worten bewogen, entschloß sich und schickte einen Knecht mit dem Schächtelein hin, um es zurück zu liefern, aber der Knecht brachte es wieder mit der Nachricht zurück, daß die Gesellschaft nicht mehr zu finden sei, und niemand wisse, wo sie sich aufhalte. Hierauf gab die Frau genau Acht, wo ihr Mann das Schächtelein hinsetze, und bemerkte, daß er es in einem besonders von ihm gemachten Täschchen in dem Bund seiner Beinkleider verwahre. In der Nacht stand sie auf, zog es hervor und öffnete es: da flog eine schwarze sausende Fliege heraus und nahm ihren Weg durch das Fenster hin. Sie machte den

Deckel wieder darauf und legte es an seinen Ort, unbesorgt wie es ablaufen würde. Allein von Stund an verwandelte sich all das vorige Glück in das empfindlichste Unglück. Die Pferde fielen oder wurden gestohlen. Das Korn verdarb auf dem Boden, das Haus brannte zu dreienmalen ab, und der gesammelte Reichthum verschwand zusehends. Der Mann gerieth in Schulden und ward ganz arm, so daß er in Verzweiflung erst seine Frau mit einem Messer tödtete, dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß. (Trutz Simplex, Leben der Landstörzerin Courage. Cap. 18. Simplicissimi Galgenmännlein, Cap. 4 und 6. Der Leipziger Avanturier. Frankfurt und Leipzig. 1756. Th. 2. S. 38—42.)

Den hier angegebenen Kennzeichen des Spiritus familiaris fügt der Volksglaube an manchen Orten noch andere hinzu. Seine ununterbrochenen Bewegungen sollen von einem feinen knisternden Geräusch begleitet sein, was den Träger Andern unheimlich und den Wissenden kenntlich mache. Ueber Tag sei er schwarz, gebe aber im Dunkeln ein starkes phosphorisches Licht von sich, und so oft der Besitzer eine Kirche betrete, bete oder sich nur einem frommen Gedanken überlasse, bekomme einer seiner feinen zahllosen Füße oder Fühlhörner die Macht, das Glas zu durchdringen und demselben einen Stich zu geben, der jedesmal die Lebenskraft bedeutend schwäche. Auch sollen seine Gaben dies mit andern höllischen gemein haben, daß sie zwar nicht wie diese zu Kohlen, aber schon in der zweiten Hand verderblich werden, das Vieh falle, das Getreide verderbe, oder, bis zur Aussaat gebracht, nicht keime, so daß dem Käufer von dem scheinbar vortheilhaftesten Handel nur der schlimmste Schaden bleibe. — Als Orte, wo die Fläschlein zu erhalten sind, wird bald ein Kreuzweg, bald der Rabenstein, bald ein leerstehendes, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen anheimgefallenes Haus bezeichnet.

I.

So hat er sich umsonst gequält, umsonst verkauft die werthe Stätte,
Wo seiner Kindheit Linde steht und seiner Eltern Sterbebette,
Umsonst hat er so manchen Tag den frostbeklemmten Hauch gesogen,
In seiner starren Hand den Zaum, umknistert von des Schnees Wogen,
Beim Morgenroth, beim Abendroth,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brod!

Der Täuscher kniet am Pflastergrund, er streicht des Rosses heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es schaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann streckt es sich, die Nüstern stehn, vom wilden Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.

Der Täuscher kniet und streichelt fort, nicht trauen will er seinem Auge,
Und schwellend in die Wimper steigt der Mannesthräne bittre Lauge,
Sacht langt die Decke er herbei und schlägt sie um des Thieres Weichen,
Dann läßt er der Laterne Schein ob den gespannten Sehnen streichen;
Es ist vorbei, kein Odemhauch,
Und schon verschwimmt der Flanken Rauch.

Vom Boden hebt er sich, er steht, der schwergebeugte Mann der Sorgen,
Und langsam hat er seine Stirn, hat sie in hohler Hand geborgen;
Was heute war? was morgen wird? wie könnt' er dessen sich entsinnen!
Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen niederrinnen.
Was war? was ist? — er fährt empor,
Ein Klirren, dicht an seinem Ohr!

Und an dem nächsten Ständer lehnt, des todten Rappen Zaum und Zügel
Gelassen wägend in der Hand, ein Mann mit Hafermaß und Striegel,
So stämmig, wie durch Frost und Staub der Kärrner treibt die derben Glieder,
In seinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut tröpfelnd nieder,
Und ruhig auf den Täuscher itzt
Sein graubewimpert Auge blitzt.

„Herr!" hebt er an: „Ihr dauert mich, ein feines Thier ist Euch gefallen,
Doch weiß ich eins, ihm gleich wie sich am Paternoster zwei Korallen;
Ich nenne Euch den Ort, das Haus, Ihr habt es um zwei hundert Gulden,
Dann wüßt' ich einen Herrn, der drum sein halbes Erbe würde schulden."
Der Täuscher horcht und stammelt dann:
„Ich bin ein ganz verarmter Mann!" —

„Wie, Eure prächt'ge Kuppel hin? wie, die ich in den Ostertagen
So frisch das Pflaster stampfen sah? fürwahr! da seid Ihr zu beklagen!

O, Euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den Damen kniete!
O, Euer Weißgeborner, dem's wie Funken aus den Nüstern sprühte!"
Der Täuscher hat sich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand.

Und sinnend steht der Schlapphut, mißt mit steifem Blick der Kiste Bohlen,
„Herr!" flüstert er: „schließt Eure Faust um blank gerändete Pistolen!
Die Stunde zehrt, es schwillt der Mond, bald ist des Jahres Schluß gekommen,
Habt Ihr auf Euren Zügen denn von der Gesellschaft nichts vernommen?"
Der Täuscher blickt verwirrt umher,
Und: „die Gesellschaft?" murmelt er.

„Wie, die so manchen braven Mann aus seinen Nöthen hat gezogen
Und keinen Heller Zinsen nimmt, zwei Worte nur auf weißem Bogen,
Die Euch, und lebt Ihr hundert Jahr, mit keiner Mahnung wird beschämen,
Die kennt Ihr nicht? die kennt Ihr nicht? fürwahr, das muß mich Wunder nehmen!"
Der Täuscher horcht, er spricht kein Wort,
Und flüsternd fährt der Andere fort:

„Hört an, wenn in Sylvesternacht das Mondlicht steigt in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es schatten mag, wenn silbern stehn der Thürme Fahnen,
Zum Schleusenthor geht dann hinaus, den Strom zur Rechten, links die Föhren,
Wer Euch begegnet — achtet's nicht; wer Euch begrüßt — laßt Euch nicht stören,

Und hinterm Friedhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde sieht es aus.

„Verstorbnen Wuchrers Erb', um das sich sieben Lumpe hitzig streiten,
Und drinnen flimmt ein schwaches Licht, Ihr seht es freilich nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieser Nacht, sonst stehen Thür und Thor verrammelt,
In einem Hinterbaue brennt's, wo die Gesellschaft sich versammelt;
Ihr trefft sie, bis der Hahn gekräht —"
Der Täuscher wendet sich und geht.

Wie trunken schwankt er durch den Hof, schwankt in die buntgefüllte Halle;
Der Kannen Klappern, das Geschrei — ihm ist, als ob die Decke falle;
Und seufzend löst vom Gürtel er die Lederkatze, und beklommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt so Stück vor Stück zu Tage kommen;
Dann springt er auf, sein Sporenklang
Klirrt trotzig das Gehöft entlang.

Doch was er rufen, pfeifen mag, leer ist der Stall, nur aus den Raufen
Hängt wirres Heu wie sträubend Haar, und drunter dampfen Strohes Haufen,
Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit leichtem Knallen
Und läßt ein seltsam zuckend Licht um den gestreckten Rappen fallen,
Und in der Fensterscheibe steht
Des Mondes bleiche Majestät.

II.

Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel Jedem, den die Noth treibt über diese blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyramidensande,
Und drüben hängt, ein Todtenlicht, der Mond an unsichtbarem Bande,
Mit Fünkchen ist die Luft gefüllt,
Die Sterbeseufzer zieht und quillt.

Nie hat, seit Menschendenken, sich Sylvesternacht so scharf ergossen,
Der Tag hat Flocken ausgestreut, der Abend sie mit Glas umschlossen;
In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange ächzend ducken,
Der Hund in seinem Schober heult und fühlt den Wurm im Hirne zucken;
Zwei Spannen hat in dieser Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht.

Verklommen steht am Thor die Wach' und haucht in die erstarrten Hände,
„Wer da!" — „Ein Freund!" — und hastig stampft es längs der Brücke Steingelände;
Betroffen sieht ihn der Rekrut wie einen Mast am Strome schwanken:
„Der ist betrunken oder irr!" er steht ein Weilchen in Gedanken,
Bekreuzt sich, zieht die Uhr heraus
Und lehnt sich an sein Schilderhaus.

Ins offne Land der Täuscher tritt, er athmet auf und schaut
nach oben;
Kein Wölkchen hängt am Riesenbau der dunklen Sapphirkuppel
droben,
Er wendet sich und sieht die Stadt wie eine Nebelmasse liegen
Und drüber, auf Sankt Thomas Thurm, das Wetterkreuz sich
schimmernd wiegen;
Den Mantel zieht er ans Gesicht
Und schreitet fort im Mondenlicht.

Was liegt dort überm Weg? — ein Mensch, ein Mann in
dünnem Zwillichrocke —
Der Täuscher zuckt, doch zaudert nicht; wohl sieht des Greisen
dünne Locke,
Die Glatze leuchtend aus dem Schnee, er sieht sie im Vor-
überschreiten,
Und wie mit tausend Stricken zieht es nieder, nieder ihn,
zur Seiten;
Ans Herz hat er die Faust geballt,
Und weiter, weiter sonder Halt!

Die Scholle unterm Fuße kracht und scheint ihn wimmernd
anzuklagen,
Die Luft mit ihrem leisern Hauch ihm Sterberöcheln zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben surrt und
klingelt,
Und seiner eignen Kehle Hauch mit Funkenstaube ihn umzingelt;
Voran, voran, der Würfel liegt,
Verloren, oder keck gesiegt!

Da wie ein Glöckchen tönts von fern, und dann ein Lichtchen
kömmt geschwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, ist an des Hügels Bug
geklommen,
Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Gestalten
dunkel sich bewegen,

Ein Priester mit dem Sakrament zieht dem verstörten Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüber schwebt,
Der Mönch die Hostie segnend hebt.

Der Täuscher schaudert, und ihn reißt's wie Bleigewichte an den Knieen,
Doch weiter, weiter! — und vorbei läßt er den Gnadenengel ziehen;
Noch einmal schaudert er — ein Knall — des Stromes Flächen spaltend zittern,
Ein Windstoß durch der Föhren Haar, und die krystallnen Stäbchen klittern —

Da tritt zum Friedhof er hinaus,
Und vor ihm liegt das öde Haus.

Er starrt es an — ein düstrer Bau! mit Zackengiebel, Eisenstangen,
Vom offnen Thore Nägelreihn wie rostige Gebisse hangen;
Der Täuscher zaudert, dann umschleicht behutsam wie ein Fuchs im Winde
Die Mauern er; — ist's nicht, als ob ein Licht im Innern sich entzünde?

Er schüttelt sich, er tritt hinein
Und steht im finstern Gang allein;

Tappt am Gemäuer, wendet sich; dort flimmt es durch der Thüre Spalten,
Sacht beugt er zu der Ritze, lauscht, den schweren Odem angehalten;
Kein Ton, kein Räuspern, nur ein Laut wie scharfgeführter Feder Schrillen,
Und ein Gerieſel, wie wenn Sand auf Estrich stäubt durch schmale Rillen;

Sacht greift er an die Klinke, sacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

III.

Wie friedlich in der Erde Schooß die still geringen Leutchen schlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Stroh, nach saurer Fahrt endlich ein Hafen!
Dem Flockenwulste, sichtbar kaum, entheben sich die niedern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt sie wohl, und schirmend breitet er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Pflock an Pflock
Sich reihen um den Marmorblock.

Am Sockel kreucht der Drachenwurm und scheint zum Grund hinabzukrallen,
Zum todten Wuchrer unterm Stein, von eigner Frevelhand gefallen,
Wohl hat ihm Gold ein ehrlich Grab geworben an der Friedhofsmauer,
Doch drüber zuckt sein Flammenschwert Sankt Michael in Zorn und Trauer.
So silbergrau, ein Nachtgesicht,
Steht das versteinerte Gericht.

Vom öden Hause, seinem einst, wo blut'ge Thränen sind geflossen,
Hat sich ein seltsam dämmernd Licht bis an den Marmelstein ergossen,
Es ist, als ob das Monument bei der Berührung zitternd schwanke,
Im Schnee wühlend eine Hand dem Schuldner sich entgegen ranke;
Er kömmt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat sich an den Stein gelehnt:

Bleich wie der Marmor über ihm, und finster wie das Kreuz zur Seiten,
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geschmolznen Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieser schweren Nacht gelitten oder auch gesündet,
Er hat es Keinem je geklagt und Keinem reuig es verkündet;
Ins Dunkel starrt er, wie man wohl
So starrt gedankenlos und hohl.

Ihm ist, als fühl' er noch die Hand, die seinen Federzug geleitet,
Als fühle er den Nadelstich, der seines Blutes Quell bereitet,
Und leise zitternd tastet er zum Gurte — hörst du nicht ein Knirren,
Viel schrillender als Uhrgetick, viel zarter als der Spange Klirren? —
O, seine Heimath, still umlaubt!
O, seines Vaters graues Haupt!

Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn, klemmt er die Hände,
Der todten Gäule Klingeln hört er schleichen durch die Fichtenwände;
Genüber ihm am Horizonte schleifen schwarze Wolkenspalten,
Wie lässig eine träge Hand zum Sarge schleift des Bahrtuchs Falten;
Er streicht das Auge, reckt sich auf
Und schaut zum Aetherdom hinauf.

Noch hängt die Mondesampel klar am goldgestickten Kuppelringe,
Noch leuchtet von Sankt Thomas Thurm das Kreuz wie eine Doppelklinge,
Noch ist die Stunde nicht, wo sich der Hahn auf seiner Stange schüttelt,
O eilig, eilig, eh die Uhr das letzte Sandkorn hat gerüttelt!

Er wendet sich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, schwer und bang!

Und mit dem zwölften Schlage hat der Wolkenmantel sich gebreitet,
Der immer höher, riesig hoch, sich um die Himmelskuppel weitet,
Und, horch! — ein langgedehnter Schrei, des Hahnes mitternächt'ge Klage;
Im selbigen Moment erbebt und lischt der Schein am Sarkophage,
Und Engel, Drache, Flammenschwert
Sind in die wüste Nacht gekehrt.

IV.

Ho! Gläserklang und Jubelsang und „Hurrah hoch!" fährt's durch die Scheiben,
Getroffen schwankt der goldne Leu, die Buben aus einander stäuben
Und drängen sich und balgen sich, das fliegende Confekt zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börse gar, die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und schreiend nach der Stange sticht
Das kleine gierige Gezücht.

Da klirrt aus des Balkones Thür ein Mann mit Gert' und Eisensporen,
Ihm nach ein Andrer, Flasch' im Arm, in Rausches-Seligkeit verloren,
„Gesindel!" — ruft der Eine — „halt! ich will euch lehren Börsen stechen!" —
„Frisch, Jungens, frisch!" der Andre drauf: „die Birn ist mein, wer kann sie brechen?
Ihn schlag' ich heut', ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia." —

„Besinnt Euch," spricht der Erste. — „Was, besinnen? hab' ich mich besonnen,
Als Euer Falber wie'n gestochner Stier zusammenbrach am Bronnen?
Besann ich mich zu zahlen, Herr? o Euer Vieh! dreihundert Kronen!"
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er schluchzt: „Mag Euch der Teufel lohnen!"
Und schraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuscher murmelt finster drein

Und wendet sich. „He, holla, halt!" schreit's hinter ihm, „nicht von der Stelle!
Hoch Euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Geselle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Alräunchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier Euch und Andern todte Bälge legen!"
Der Täuscher lächelt, aschenfahl,
Und schlendert pfeifend in den Saal.

Noch zwei Minuten, und du siehst den Gassenpöbel vor ihm weichen,
Ihn scheu wie ein umstelltes Wild entlang die Häuserreihen streichen:
So schleicht kein Trinker schweren Hirns und freudesatt sich vom Gelage,
So grüßt kein freies Herz, nicht steht auf offner Stirn so trübe Frage;
Man meint, das Thor gewinne jetzt
Ein Schelm, von Gläubigern gehetzt.

Erst als die Fichte ihn umstarrt, an seiner Sohle Nadeln rauschen,
Hat er den Schritt gehemmt und steht, in sich gebeugt, zu lauschen — lauschen —

So lauscht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur Minne ladet,
Kein Kranker so des Priesters Schritt, der mit dem Heilthum ihn begnadet:
Ein Delinquent so lauschen mag
Der letzten Stunde Pendelschlag.

Am Sonnenbrande schlummernd liegt der Wald in des Aroma Wellen,
Und Harz entquillt den Nadeln wie aus Schläfers Wimpern Thränen quellen,
Die sonnentrunkne Klippe nickt, die Vögel träumen von Gesange,
In sich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem Franzenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunstet Terpentines Hauch.

Durch das Gezweig ein Sonnenstrahl bohrt in des Horchers Scheitellocke,
Die aus dem dunklen Wulste glimmt wie Seegewürmes Feuerflocke;
Er steht und lauscht, er lauscht und steht, vernimmst du nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieseln, wie wenn Sandgekörn auf Estrich stäubt durch schmale Rillen?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Der Täuscher richtet sich, er seufzt, dann drängend nach des Forstes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn, und Blasen schwellen unterm Tritte,
Hier wuchern Kress' und Binsenwust, Gewürme klebt an jedem Halme,
Insektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooses Qualme,
Und zischend, mit geschwelltem Kamm,
Die Eidechs sucht den hohlen Stamm.

Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wüthet in den
Brombeerhecken,
Da seitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes Dinten-
becken,
Ein wüster Kübel, wie getränkt mit schwefelichen Asphaltes Jauche,
Langbeinig füßelnd Larvenvolk regt sich in Fadenschlamm und
Lauche,
Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn.

In Mitten starrt ein dunkler Fleck, vom Riesenauge die
Pupille,
Dort steigt die Wasserlilj' empor, dem Fußtritt lauschend durch
die Stille;
Wen sie verlockt mit ihrem Schein, der hat sein letztes Lied
gesungen;
Drei Tage suchte man das Kind umsonst in Kraut und
Wasserbungen,
Wo Egel sich und Kanker jetzt
An seinen bleichen Gliedchen letzt.

Der Täuscher steht, den Arm verschränkt, und stuurt verdüstert
in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauscht sich finster an der
Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei scheint der Blick des Kolkes tiefsten
Grund zu messen,
Zur Seite schaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein
Hälmchen wird vergessen,
Greift dann behend zum Gürtelband
Und hält ein Fläschlein in der Hand.

Kaum hat das Ohr sich überzeugt, im Glase klingle das
Gerispel,
Ein Wimmeln kaum das Aug' erhascht, wie spinnefüßelndes
Gewispel,

Da, hui! pfeift's im Schwung und, hui! fährt's an der Lilie Krone nieder,
Das Wasser zischt, es brodelt auf, es reckt die modergrünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts sonder Halt
Raschelt der Täuscher durch den Wald.

Erst im Verhaue, wo die Luft spielt mit der Beere Würzarome
Und auf den goldnen Schwingen trägt das Festgeläut vom nahen Dome,
Dort sinkt er schluchzend auf die Knie, so fest, so fest die Händ' gefaltet,
O selten hat ein Seufzer so des Herzens tiefsten Grund gespaltet!
Was dieser Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.

Und Zähren Perl' an Perle sich entlang die braunen Wangen schmiegen,
So mochte der verlorne Sohn zu seines Vaters Füßen liegen;
Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — tastet dann aufs Neue —
Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie ein wunder Leue,
Und in den Fingern angstgekrampft
Die triefende Phiole dampft!!

V.

Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes Nagen rüttelt,
Der Horizont ein rinnend Sieb, aus dem sich Kohlenstaub entschüttelt;
Die Träume ziehen, schwer wie Blei und leicht wie Dunst, um Flaum und Streue,
Im Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im Heue,

Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger und vom Strick der Schelm.

In jener Kammer, wo sich matt der Fenster tiefes Grau
schattiret,
Hörst du ein Rieseln, wie die Luft der Steppe zarten Staub
entführet?
Und ein Gesäusel, wie im Glas gefangner Bremse Flügel
wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das im
Kalke rispelt?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern
sich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden
wirrt und prickelt,
Gestaltlos, nur ein glüher Punkt in Mitten, wo die Fasern
quellen,
Mit klingendem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenspiegel gleißt.

Und immer krimmelt's, wimmelt's fort, die grüne Wand des
Glases streifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend;
Und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlied es
schatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt sich langsam an des Tisches
Platte,
Dann plötzlich schließt sich eine Hand,
Und im Moment der Schein verschwand.

Es tappt die Diel' entlang, es stampft wie Männertritt auf
weichen Sohlen,
Behutsam tastend an der Wand will Jemand Rathes sich erholen,

Dann leise klinkt der Thüre Schloß, die losgezognen Riegel pfeifen,
Durch das Gemach, verzitternd, scheu, gießt sich ein matter Dämmerstreifen,
Und in dem Rahmen, duftumweht,
Im Nachtgewand der Täuscher steht.

Wie ist die stämmige Gestalt zum sehnenharten Knorren worden!
Wie manches, manches graue Haar schattirt sich an der Schläfe Borden!
O, diese Falten um den Mund, wo leise Kummerzüge lauern —
So mocht' an Babels Strömen einst der grollende Prophete trauern,
So der Verfehmte sonder Rast,
Wie ihn Salvator[1] aufgefaßt.

Genüber, feingeschnitzelt, lehnt die Gnadenmutter mit dem Kinde,
Das sein vergoldet Händchen streckt wie segnend aus der Mauerspinde,
Und drunter, in Krystall gehegt, von funkelndem Gestein umbunden,
Ein überköstlich Heiligthum, ein Nagel aus des Heilands Wunden;
Zu seiner Ehre Nacht für Nacht
Das Lämpchen am Gestelle wacht.

Nie hat, in aller Schuld und Noth, der Täuscher einen Tag beschlossen,
Daß nicht an dieser Schwelle ihm ein glüher Seufzer wär' entflossen,
Selbst auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert sein Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühsam sich gebeugt zur Seite

[1] Salvator Rosa.

Und sein beladnes Haupt geneigt,
Woher das Kind die Händlein reicht.

Ein scheuer Bettler Tag für Tag so steht er an des Himmels Pforte,
Er schlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt sein Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur — und glüh fühlt er's durch die Phiole ranken,
Die seinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeschwür dem Kranken;
Und von dem kargen Lebensherd
Ein Jahresscheit ist weggezehrt.

Auch jetzt, in dieser Stunde, steht er lautlos, mit gestreckten Knieen,
Nur leises Aechzen, und voran! — schau, schau, wie seine Muskeln ziehen!
Voran! — das Heilthum — der Krystall — er lehnt sich an die Wand, ihm schwindelt,
Ein angstvoll Zupfen — ein Gestöhn — er hat den Nagel losgewindelt
Und stößt ihn dicht am Heil'genschrein
In der Phiole Siegel ein.

Hui! knallt der Pfropfen, hui, fährt das Glas in Millionen Splitter!
Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Geflitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gnadenbilde wimmert,
Bis Faser sich an Faser lischt, des Centrums letzter Hauch verschimmert,
Und an der Gotteslampe steigt
Das Haupt des Täuschers, schneegebleicht.

VI.

Weh, Glockensturm! Trompetenstoß! und Spritzen rasseln durch die Gassen,
Der aufgeschreckte Pöbel drängt und kräuselt sich in wüsten Massen,
Hoch schlägt die Brunst am Giebel auf, Gewieher kreischt aus Stall und Scheunen,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergestoßne Kinder weinen,
Und zögernd steigt das Morgenroth,
Dem dopple Glut entgegen loht.

Es war beim ersten Hahnenschrei, als alle Bürger aufgeschüttert
Mit Schloßenpfeifen Knall auf Knall; so gräulich hat es nie gewittert!
Grad ob des reichen Böhmen Dach, des Täuschers, ballte sich das Wetter,
Wie Blitz an Blitze niederzuckt, mit ohrbetäubendem Geschmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Prasselt der Flammenhag hinaus.

Im Hof die Knechte hin und her mit Axt und Beilen fluchend rennen,
Wer schob die innern Riegel vor? die Thüren weichen nicht und brennen.
„Der Herr! der Herr!" ruft's hier und dort: „Wo ist der Herr!" Daß Gott ihm gnade,
An seinem Kammerfenster leckt die Loh' aus der geschloßnen Lade!
Und eben krachte ins Portal
Die Stiege zu dem obern Saal!

Entsetzt Gemurmel läuft umher und schwillt in des Gedränges Wogen,
Dann Alles todtenstill, sie stehn, die Brauen finster eingezogen;

So um den Scheiterhaufen einst gruppirten sich des Südens Söhne:
„Da brennt der Schächer, dessen Vieh das Land verlockt mit fremder Schöne
Und, kaum verkauft, am dritten Tag,
Ein todtes Aas, im Stalle lag!

„Der Gaukler brennt, aus dessen Gurt ein wunderlich Geklingel surrte,
Daß man in rabenschwarzer Nacht ihn kennen mocht' an seinem Gurte,
Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild sich neigte;
Wenn ihm begegnet Christi Leib, von Schwindel stammelt' und erbleichte,
Im gottgesandten Element
Der Täufscher, mit der Kuppel, brennt!"

VII.

Am Wiesenhang 'ne Linde steht, so lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Ast ein Vogelnest, um jede Blüth' ein Bienenreigen,
Sie scheint den düstern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein säuselnd Ave zuzufächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat sie versüßt des Westes Hauch.

Und Blatt an Blatt vom Blüthenzweig verstreut sie auf des Greises Stirne,
Der in dem Wurzelmoose lehnt sein Haupt mit siedendem Gehirne;
Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrode liegt der Ranzen,

Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenschritten drüber tanzen,
Wie sie der Brust geheimster Hut
Entschlüpfen in des Fiebers Glut.

Den Anger seiner Kindheit sieht er in den Lindenzweigen spielen,
Die süße Heimat, und das Haupt der Eltern auf den Sterbepfühlen;
Was er verloren und erstrebt, was er gesündet und getragen,
Wie Eine Nacht sein Haar gebleicht, die eignen Knechte ihn geschlagen.
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!

Er sieht sein faltiges Gesicht im Wasserspiegel wiederscheinen,
Wie er sich selber nicht erkannt, und kindisch dann begann zu weinen;
Ach, all die Thränen, so nachher aus tiefrer Quelle sind geflossen,
Ob sie ihn Christi Blut vereint? des Himmels Pforten aufgeschlossen?
Wohl Schweres trug er mit Geduld,
Doch willenlos, durch eigne Schuld!

Mit vierzig Jahren siecher Greis, ist er von Land zu Land geschlichen,
Hat seines Namens Fluch gehört und ist zur Seite scheu gewichen,
Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettelbrod gebrochen
Und ist, ein todeskranker Mann, an dieses Hügels Bug gekrochen,
An diesen Hügel — ew'ge Macht!
Er schaudert auf — Sylvesternacht!

Der Föhrenwald — das öde Haus — dort stand der Priester,
dort am Hagen —
O, in der Sterbestunde hat sein irrer Fuß ihn hergetragen,
Das ist kein Schemen, dieses nicht; dort streckt Sankt Michael
die Flügel,
Dort kreucht am Fußgestell der Drach' und schlägt die Kralle
in den Hügel;
Des Greises Auge dunkelt, wild
Die Agonie zum Haupte quillt.

Das Buch — das Buch — er sieht das Buch — o Gottesmutter, Gnade! Gnade!
Er liebte dich, er liebte dich in Sünd' und Schmach — gleich
einem Rade
Die Zeichen kreisen — Gott, o Gott, er sieht ein Händchen
niederreichen,
Mit leisem goldnem Fingerzug die blutgetränkten Lettern
streichen!
Und auf des Täuschers bleichen Mund
Ein Lächeln steigt in dieser Stund.

Um Mittag hat der Mähder ihn am Lindenstamme aufgehoben,
Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhause zugeschoben,
Auf der Gemeinde Kosten ist ein großes Sterbehemd bereitet,
Ein kurzer träger Glockenschlag hat zu der Grube ihn geleitet,
Wo sich der Engelsflügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.

Das Hospiz

auf dem großen St. Bernhard.

Erster Gesang.

Die Sonne hat den Lauf vollbracht,
Schon spannt sie aus ihr Wolkenzelt;
So manche Thrän' hat sie bewacht,
So manchem Lächeln sich gesellt;
Um Sel'ge hat ihr Strahl gekräuselt,
Wo süß versteckt die Laube säuselt,
Und hat die Todtenbahre auch
Gesegnet mit dem frommen Hauch;
Nur einmal ihres Schleiers Saum
Noch gleitet um der Alpen Schaum,
Und in des Schneegestäubes Flaum,
Das an Sankt Bernhards Klippe hängt,
Der matte Hauch sich flimmernd fängt.

Dort, wo es, aus des Passes Schlunde,
Ums Pain de Sucre macht die Runde,[1]
Berührt ein menschlich Angesicht
Fürwahr zum letzten Mal das Licht.
Wie hat der Greis die dürre Hand
So fest um seinen Stab gespannt!
Und wie er so verkümmert steht,
So ganz verlassen um sich späht,

[1] Pain de Sucre, eines der Alpenhörner des großen St. Bernhard, beträchtlich vom Wege abwärts.

Da ist's, als ob, erstaunt zumal,
Noch zögern will der letzte Strahl.
Schon zog der Aar dem Horste zu,
Und nur die Gems vom Tour des foux [1]
Noch einmal pfeift und schwindet dann.
Am Riffe lehnt der alte Mann,
Wie auf dem Meere, jüngst ergrimmt,
Einsam noch eine Planke schwimmt.

O, du bist immer schön, Natur!
Doch dem, der Hertha's Bild gegrüßt,
Die Woge bald die Lippe schließt.
Bist Königin vernichtend nur!
Der Blitz, der Seesturm, der Vulkan,
Sie stehn als Zeugen oben an.
Und jener Greis am Felsenrand?
Dem Strahl, der widerprallt im Schnee,
Will schützend die besonnte Hand
Sich vorbaun, an der Braue Höh'.
Zum Montblanc hat er lang gesehn
Und wendet abendwärts den Fuß,
Da ihm die Augen übergehn,
Daß er vor Kälte weinen muß.
Ihm ist wie taub, ihm ist wie blind,
Er spricht gepreßt, und thut's nicht gern:
„Mein Knabe! Henry! liebes Kind!
Schau mal hervor, sind wir noch fern?"

Dann aus des Mantels Falten dicht
Ein Bübchen windet sein Gesicht;
Die kleinen Züge schwillt der Hauch,
Die rothen Händchen birgt es auch

[1] Eine mächtige freistehende Felszacke auf dem Gipfel des St. Bernhard.

Sogleich und zieht des Vließes Saum
Sorgfältig um der Stirne Raum,
Daß nur der Augen röthlich Licht
Durch des Gewandes Spalten bricht.
Nun mit den Wimpern zuckt er schnell;
„Großvater, schau! wie blitzt es hell!“

Der Alte seufzt: „Es blitzt, mein Sohn,
Am Himmel nicht um diese Zeit;
Es ist die Sonne wohl, die schon
Sich um die letzten Zacken reiht.“
Doch wiederum der Knabe spricht:
„Großvater! 's ist die Alpe nicht,
Es springt und zittert in die Höh',
Wie wenn die Sonne tanzt im See
Und spielt in unserm Fensterglas.“
„Wo, Henry? Kind, wo siehst du das?“

Ein Aermchen aus der Wolle steigt.
Der Alte senkt das Haupt und schweigt.
Nein, nein, das ist kein Hospital!
In tausend Funken sprengt den Strahl,
Gleich nachtentbranntem Meeresdrange,
Nur Roche polie[1] von jenem Hange.

Und zögernd schiebt des Greises Hand
Den kleinen kalten Arm zurück,
Zieht fester um ihn das Gewand.
Er wirft den kummervollen Blick
Noch einmal durch die dünne Luft,
Auf jeden Fels, in jede Kluft;
Dann folgt ein Seufzer, unbewußt,
So schwer wie je aus Mannes Brust,

[1] Eine von der Natur aufs glänzendste polirte Felsenwand. Man schreibt diese Erscheinung der gewaltsamen Reibung mit andern Felsenmassen bei einer früheren Erdumwälzung zu.

Und langsam abwärts, mit Gefahr,
Beginnt er Pfade unwirthbar.
— Schmal ist der Raum, die Klippe jäh; —
Zuweilen bietet das Gestein,
Ein altergrauer Felsenspalt,
Für Augenblicke schwachen Halt.
Die Ferse drückt er in den Schnee
Und stößt des Stabes Stachel ein;
Denn eine Zeit gab's, wo im Gau
Von Saint Pierre kein Schütz sich fand,
Der auf der Jagd, am Alphorn blau,
Dem Benoit gegenüber stand.
Kein Aug' so scharf, kein Ohr so fein,
So sicher keine Kugel ging,
Von all den Kühnen er allein
So sorglos an der Klippe hing!
Zum letztenmal dem Meister alt
Sich dankbar seine Kunst erzeigt —
Gottlob! nun ist die Schlucht erreicht.
Er blickt empor, durchs graue Haupt,
Fast von der Kälte sinnberaubt,
Noch einmal durch die öde Brust
Zieht sich das Bild vergangner Lust,
An der sein ganzes Herz gehangen,
Und doppelt fühlt er sich gefangen.

In Quarzes Schichten eingezwängt,
Durch die der schmale Pfad sich drängt,
Streckt, überbaut von Felsenwucht,
Sich lang des Pain de Sucre Schlucht.
Kein Laut die todte Luft durchirrt,
Kein Lebenshauch ist zu entdecken;
Und, wenn es unversehens schwirrt,
Das Schneehuhn kann den Wandrer schrecken.
Wo droben schwimmt das Felsendach,

An dem der Wintersturm sich brach
Jahrtausende — doch die Gedanken
Verlassen ihn — er sieht es wanken —
Er fördert keuchend seinen Schritt —
Und immerfort, in tollem Schwanken,
Ziehn rechts und links die Klippen mit;
So daß er harrt — sogleich — sogleich —
Wie, aus der Lüfte Schwindelreich,
Die ungeheure Masse klirrt,
Und er sich schon zerschmettert glaubt,
So sehr ihm Furcht die Sinne raubt.

In diese wüste Bahn hat jetzt
Der müde Mann den Fuß gesetzt,
So schnell es gehn will, fort und fort.
Noch immer glühn die Firsten dort,
Und abwärts gleiten sieht den Strahl
Mit Lust er und mit Graun zumal.
Sobald der Abendsonne Schein
Nicht mehr die letzte Zacke badet,
Ins Hospital ein Glöckchen rein
Den Wandrer aus der Steppe ladet.
Und schon am Pointe de Drone das Licht
Kaum merklich noch den Schatten bricht.
„O Sonne," seufzt der müde Greis,
„Bald bist du hin! der Himmel weiß,
Vielleicht hör' ich die Glocke nicht!" —
Blickt zweifelnd nach den Felsenwällen,
An denen mag der Klang zerschellen.
Das Kind, das Kind ist seine Noth!
Schon fühlt er, wie, vom Froste laß,
Der steife Arm zu gleiten droht;
Und ohne Ende scheint der Paß!
Ein Thurm ragt an dem andern her,
Es ist, als würden's immer mehr.

Dem Himmel Dank, die letzte Klippe!
Und als, mit angestrengtem Fleiß,
Sich immer näher treibt der Greis,
Was knistert überm Steingerippe?
Am Rande schiebt sich's, zittert, blinkt,
Langsam ein weißer Klumpen sinkt;
Dann schneller, dann mit jähem Fall
Entlang die Klüfte tost der Schall.
Und zu des Alten Füßen rollen
Schneetrümmer und gesprengte Schollen.
Und dieser einen Augenblick
Steht regungslos, mit Schwindel ringt; —
So scharf vorüber zog der Tod!
Gefaßt er dann zusammenrafft,
Was ihm von Wollen bleibt und Kraft.
Und vorwärts nun, mit harter Noth,
Er in den Trümmerhaufen dringt.
Doch neben, vor und um ihn stemmt
Die Masse sich, zum Wall gedämmt.
Mitunter eine Scholle auch
In schwachem Gleichgewichte steht,
Nur wartend auf den nächsten Hauch,
Und aufwärts ihre Kante dreht.
Wenn das Geschiebe sich belebt,
Ein Sarkophag, der ihn begräbt!
Horch! wie er durch die Zacken irrt,
Zuweilen eine Scheibe klirrt;
Ein feines Schwirren — schwaches Rucken —
Vor seinen Augen Blitze zucken;
Doch immer wieder fügt sich's ein,
Und starr die Mauer steht wie Stein.
So muß er, fast in Todesbanden,
Wie durch ein Labyrinth sich schmiegen.
Es ist vorüber, ist bestanden,
Und hinter ihm die Trümmer liegen.

Indeß des Tages matte Zeichen
Allmählich von den Kuppen bleichen,
Und nach und nach am Firmament
Des Mondes Lampe still entbrennt;
Verschwimmend, scheu, ihr zartes Licht
Malt noch der Dinge Formen nicht.
Doch allgemach aus Wolkenschleier
Ersteht die klare Scheibe freier.
Die Felsen scheinen sich zu regen,
Geflimmer zittert übern Schnee,
Und langsam steigend aus der Höh'
Die Schatten auf den Grund sich legen.

Gebeugt, mit angestrengtem Schritt,
Aus seiner Schlucht der Wandrer tritt
In eine öde Fläche vor.
Er steht — er lauscht — er trägt das Ohr
Zur Erde bald und bald empor,
Und alle Sinne lauschen mit.
Er wendet sich, ob nichts vom Schalle
Aus einer andern Richtung falle. —
Nur hohl und zischend sich die Luft
In des Gesteines Spalten fängt
Und, mit Geknister durch den Duft
Zu Nacht gefallner Flocken drängt.
Der Kälte, die den Stamm zerschellt,
Kein Schirm sich hier entgegenstellt.
Ach Gott, wohin! ringsum kein Steg,
Sich überall die Ebne gleicht.
Doch vorwärts, vorwärts, immer reg',
Eh dich im Schlummer Tod beschleicht,
Nur immer in die Nacht hinein.
Da, durch die Steppe fällt ein Schein,
Wie wenn sich Kerzenschimmer brechen
In angehauchten Spiegels Flächen.

Und über dieses Meteor
Ragt eine Masse dunkel vor.
Gegrüßt, o Stern im Mißgeschicke!
Es ist die Drance, es ist die Brücke.

Kaum die bekannten Pfade schaut
Der Greis, ihm ist wie aufgethaut;
Halb kehrt der Jugend Muth zurück,
Er wähnt sich einen Augenblick
Für dies und Schlimmres noch genug.
Die Brücke naht sich wie im Flug.
Schon hat er rüstig sie beschritten,
Schon steht er in der Ebne Mitten,
Schon keucht er um des Stromes Bogen;
Und vor ihm her die glas'gen Wogen
Durchrollt des Mondes Silbertuch.
Vergebens! diese Kraft ist Schein;
Mit jedem Hauche sinkt sie ein,
Mit jedem Schritte weicht das Blut.
Ach, keine Wunder wirkt der Muth!
Schon matter wird des Greises Tritt.
Das Licht im Strome fliegt nicht mehr,
Es wandert zögernd vor ihm her.
Aus den gelähmten Fingern glitt
Der Stab, und eine weite Strecke
In Sätzen prallend von der Decke,
Dann lagert er an Stromes Rand.
Hin schleppt der müde Mann den Schritt;
Er bückt sich mühsam, welche Qual!
Ergreift ihn, der zum dritten Mal
Ihm immer gleitet aus der Hand.
Und schwindelnd, bei dem sauren Beugen,
Fühlt er das Blut zum Haupte steigen,
Sein Aug', von kalten Thränen schwer,
Sieht kaum das Allernächste mehr.

Noch tappt er, wo aus dunklem Schaft
Die glatte Eisenspitze blinkt.
Da weicht des Armes letzte Kraft,
Und auf den Schnee das Knäbchen sinkt;
Es rafft sich auf, ergreift den Stab,
Gehorsam, leichtem Dienst gewöhnt.
„Mein Kind! mein Kind!“ der Alte stöhnt
Und nimmt die kleine Last ihm ab,
„Was willst du noch zuletzt dich plagen!“
Späht mit der Augen trübem Stern
Beklommen durch den nächt'gen Schein; —
„Du kannst nicht gehn, ich dich nicht tragen,
Und ach! das Hospital ist fern.
So müssen wir das Letzte wagen
Und kehren bei den Todten ein.“
Er lenkt die Schritte von dem Strand,
Sein Knäbchen hält er an der Hand.

Das Mondlicht, das mit kaltem Kusse
Liebkoset dem versteinten Flusse,
Gleich links, auf ein Gewölbe klein,
Streut alle seine Schimmer rein,
Die, wie sie Wolkenflor umwebt,
Bald auf dem Dache, wie belebt,
Sich kräuseln, in den Fenstern drehn
Und bald wie eine Lampe stehn,
Die halb der Grüfte Dunkel bricht.
So leisten sie die fromme Pflicht
Dem, so der Fremde ward zum Raube,
Und bei dem unbeweinten Staube
Entzünden sie das Trauerlicht.
Ja, diese Mauern, wohl erbaut
Mit Christensinn, sie bergen doch,
Wovor des Menschen Seele graut,
Wem Blut rollt in den Adern noch.

Sie alle, die zum Todesschlaf
Sankt Bernhards leiser Odem traf,
Wenn sie nicht Freundes Wort genannt,
Nicht Eidgenossen Blick erkannt,
An diesen Ort sind sie gebannt.
Der Bettler, dem kein Heimathland,
Der Jude, so auf Geld bedacht
Gefahrenvollen Weg betrat,
Der arme wandernde Soldat,
Der Flüchtling vor Gesetzes Macht:
Sie alle liegen hier, wie Tod
Aus dieser Wildniß sie entbot.
Im Pelze der, im Mantel weit,
Und jener im Studentenkleid.
Das tiefe Auge, trüb und offen,
Auf liebe Züge scheint zu hoffen;
So Zeit auf Zeiten, keine Thräne
Rann auf die bleiche Wange noch;
Und ließen treue Kinder doch,
Und sind geliebter Eltern Söhne.

Die Schwelle kennt der Greis genau,
Hier führt ein Steg nach Wallis Gau,
Sein alter Pfad, wenn von der Jagd
Er heimwärts manchen Gang gemacht,
Ans Fenster pflegt er dann zu treten,
Nachdenklich in die Gruft zu sehn
Und sinnend auch, im Weitergehn,
Ein Vaterunser wohl zu beten.
Doch vor dem Tode auf der Flucht
Erfaßt ihn ungeheures Grauen,
Als tret' er in das eigne Grab
Und soll' die eigne Leiche schauen.
Kaum wehrt er den Gedanken ab.
„Hinweg! hinweg! so weit der Fuß

Dich trägt" — und unwillkürlich muß
Er wenden. Doch da weint das Kind:
„Großvater! weiter sollen wir?
Wir sind ja hier an einer Thür.
Ich kann nicht mehr." Verschwunden sind
Die Zweifel; mühsam öffnet jetzt
Der Greis das Thor, mit Rost versetzt,
Tritt in die Wölbung, kauert sich
Dann auf den Boden kümmerlich
Und nimmt an seine Brust den Kleinen.
So eine Weile sitzen sie,
Der Knabe auf des Mannes Knie
In stummen Schauern an ihn biegend,
Der Alte, sich nach innen schmiegend,
Das Haupt am feuchten Mauerstein,
Und übermüdet, überwacht,
Hat minder der Umgebung Acht;
Minuten noch, so schläft er ein. —
Schon summt es um ihn wie ein Schwarm,
Der Mantel gleitet mit dem Arm;
Und als das Haupt zur Seite sinkt —
„Großvater! ist das Glas? es blinkt!"
Der Alte fährt empor, er blickt
Verschüchtert seitwärts, unverrückt
Zu Boden dann: „Sei still, sei still,
Mein Kind, es sei auch, was es will."
Und seufzend fügt er noch hinzu:
„Es ist so spät! gib dich zur Ruh."
Doch wie ein Strahl es ihn durchfliegt,
Daß Schlaf den Willen fast besiegt.
Schon greift der Krampf die Glieder an:
Zu reiben gleich beginnt der Mann.
Und als das Blut nun schneller rinnt,
Er immer heller sich besinnt,
Auch der Gedanke Kraft gewinnt.

Was war es, das, vom Schlaf erwacht,
So in Verwirrung ihn gebracht?
Es war ein Blitz, es war ein Licht!
Und dennoch war es beides nicht.

Indessen hat das Knäbchen leis
Die beiden Aermchen ausgestreckt
Und aus des Mantels Hut mit Fleiß
Den kleinen Kopf hervorgesteckt.
Das Schlummern will ihm nicht gelingen;
Die Langeweile zu bezwingen
Am Mantel nestelt's immerfort,
Schaut unverrückt nach einem Ort,
Bald gähnend, bald mit halbem Wort.
„Ja!" flüstert's, vor Ermattung roth,
Die Händchen in des Mantels Tasche,
„Dort steht das Glas und dort die Flasche,
Und auf dem Tische liegt das Brod."
Dann zieht es sacht den Mantel los;
Es gleitet von des Alten Schooß,
Es taucht ins Dunkel. Auf sich rüttelnd
Aus wüster Träumereien Graus,
„Henry! mein Kind!" ruft jener aus,
Das graue Haupt verdrossen schüttelnd,
„Wo bist du nur? komm wieder, Sohn!"
Dort glänzen seine Löckchen schon!
Was reicht und streicht es an der Wand?
Ans Auge hebt der Greis die Hand:
Fürwahr! nach einem Brode sucht
Der kleine Arm hinauf zu langen;
Und nebenan sich Schimmer reihn,
Bald roth, bald grün, wie sie gefangen
Im Glase dort, und dort im Wein.
O unverhoffter Segen! Schon
Vom Boden taumeln sich den Alten.

„Laß, du vermagst es nicht zu halten,
Laß ab!“ Es zittert jeder Ton,
Der aus bewegter Brust sich windet
Und kaum im Odem Nahrung findet.
Die Glieder, so in Frost und Qual
Ihn treulich trugen durch die Steppen,
Kaum vorwärts weiß er sie zu schleppen
Bis hin, wo harrt das karge Mahl.
Er faßt das Brod und kann's nicht theilen
Und stöbert, sucht mit wirrem Eilen
In allen Taschen, allen Falten,
Selbst in der Stiefel engen Spalten.
„Hab' ich mein Messer denn verloren?“
Die Rinde bricht, sie ist noch warm.
„Nun iß, nun trink, mein Würmchen arm!
O, kam ich eher um zwei Stunden!
Um eine einz'ge Stunde nur!“
Die Mönche hätt' er noch gefunden;
Dies ist des Hospitales Spur.

Denn was die kühnste Flamme bricht,
So wild sie durch die Adern tobt:
Es löscht die fromme Liebe nicht,
Die Leib und Leben hat verlobt.
Wenn Windsbraut an den Klippen rüttelt,
Wenn sich das Schneegestöber schüttelt,
Wenn durch die öde Winternacht,
Nur wie ein fernes Mordgeschütz,
Die zitternde Lawine kracht,
Wenn um die Gipfel spielt der Blitz:
Das sind die Boten, die er kennt;
Vom Betstuhl, wo die Lampe brennt,
Der Mönch sich hebt, den Weg beginnt
Zum Tobel, wo der Sturzbach rinnt,
Zum Passe, wo der Schnee am höchsten,

Zum Steg, wo die Gefahr am nächsten,
Hinauf, hinab Sankt Bernhards Rund;
Voran ihm spürt sein kluger Hund.
Dann, kehrend zu des Klosters Pforte,
Die Nahrung, so er bei sich trägt,
Mit milder Sorgfalt wird gelegt
An sichre sturmgeschützte Orte.
Und oft, im letzten Augenblick,
Trat die gebrochne Kraft zurück
Durch sie in die versiegten Adern.
Wer mag mit solchen Mönchen hadern!
Welch' seelerstorbner Atheist
So frevler Thorheit sich vermißt,
Daß er auf sie die Pfeile richte?
Schau! wie, gleich neuentflammtem Lichte,
Das Kind des Glases volle Last
Mit beiden rothen Händchen faßt.
Nun setzt es an und trinkt und trinkt,
Durch alle Adern strömt das Heil,
Und läßt nicht ab und stöhnt vor Eil,
Fast wird der Athem ihm versetzt.
Des Alten Auge freudig blinkt:
„Mein Junge, sprich, wie ist dir jetzt?"
Doch kaum und unverständlich nur
Des Kindes Antwort ihn erreicht,
Das auf sein Stückchen Brod gebeugt,
Natur, nach deinem weisen Walten,
Das schwache Leben zu erhalten,
Gefahr zu fliehn, die es nicht sieht,
Aus allen Kräften ist bemüht.

Indeß hat draußen durch die Nacht
Ein Murmeln, Rauschen sich verbreitet,
Wie wenn erzürnte Woge schreitet;
Des Sturmes Stimme ist erwacht.

Noch fern und hohl im Klippenschacht,
Von Fels zu Felsen hört man's klagen.
Der Alte sinnt: soll er es wagen,
Sich und sein Liebstes fortzutragen?
Bald ist das Hospital erreicht! —
Ein Stoß um das Gewölbe streicht,
Und heulend singt er überm Dache
Das Todtenlied dem Grabgemache.
Am Boden leises Knistern irrt,
Die Thür in ihren Angeln klirrt;
Umsonst! umsonst! es ist zu spät,
Der Wirbel durch die Steppe geht.
Und nun? Des Greises Blicke fragen,
Ob nirgends hier ein Plätzchen sei
Noch unbesetzt, vom Zuge frei.
Durch des Gewölbes Mitte stehn
Drei lange Bahren, sind sie leer?
Das Dunkel wirbelt drüber her.
Doch rechts und links und gegenüber,
Wohin der scheue Blick sich richtet,
Wenn flieht der Mondenstrahl vorüber,
Der die zerrißnen Wolken lichtet,
Der bleichen Schläfer Reihn er streift,
Die rings in Nischen aufgeschichtet.
Ein Antlitz halb ihm zugewandt,
Hier braunes Haar, und dort gebleicht,
Aus jenem Winkel wie versteckt
Sich eines Fußes Spitze streckt,
Und dort sich wächsern eine Hand
Wie abgetrennt vom Körper zeigt.
Wer ist der Mann so unverzagt,
Den solch ein Anblick nicht erschüttert?
Wenn über ihm, wie schmerzdurchzittert,
Die mitternächt'ge Stimme klagt,
Gleich Geistern durch der Nacht Revier.

Ein heimlich Flüstern zischt und kocht,
Und an die schlecht verschloßne Thür
Der Wind mit leisem Finger pocht.
Dem alten Manne wird's zu viel,
Die Phantasie beginnt ihr Spiel;
Auf seinem Haupt in jedes Haar
Scheint Leben und Gefühl zu kommen.
Mehr ist der Athem ihm benommen
Als je vor Zeiten in Gefahr.
Den Steinbock hat er oft gehetzt,
Dem Lämmergeier sich gesellt
Und fröhlich pfeifend in die Welt
Dann übern Klippenspalt gesetzt.
Ein Andres, dem Geschick sich stellen
In frischer Luft, auf freien Wellen,
Ein Andres ist's, am Grabe stehn
Und ruhig dem verzerrten Ich
Ins eingesunkne Auge sehn.
Sieh! wie schon wieder schauerlich
Der Strahl durch das Gewölbe streicht,
Und dem betäubten Manne sich
Am Winkel dort ein Bänkchen zeigt,
In das Gemäuer eingefugt.
Das ist ja eben, was er sucht!
Und muß nun seufzend sich bereiten,
Die ganze Wölbung zu durchschreiten.
Wie er die Schritte zögernd lenkt,
Die Augen bleiben scharf gesenkt,
Beinah geschlossen, als er quer
Um eine Bahre wendet her,
Zu eilig; mit dem Fuße schwer
Trifft er an des Gerüstes Stützen,
Durch das Gewölbe dröhnt der Schall.
Die Bahre schwankt, er will sich schützen,
Er gleitet; modriges Gewand,

Verwirrtes Haar streift seine Hand.
Der Alte taumelt und erbleicht,
Wie jener Winkel noch erreicht,
Das weiß er nicht, hält immer fest
An seine Brust das Kind gepreßt
Und sucht vergebens zu bezwingen
Der Phantasie verstörtes Ringen.
Die Wölbung dreht, die Mauern singen,
Ihm ist, als hätte seine Hand
Des Todten Züge all ergründet;
Er sieht das große Augenband,
Das sinkend die Verwesung kündet,
Und drüber her, zu treu! zu treu! —
So tragend eigner Schwäche Joch,
Doch bleibt ihm das Bewußtsein noch
Und eben noch die Willenskraft,
Zu kämpfen gegen schnöde Haft.
Er sinnt und grübelt allerlei,
Wie wohl zum Hospital der Weg?
Wie zu beschreiten jener Steg?
Wie fern die Morgenstunde sei?
Sucht heitre Bilder aufzuwecken,
Als in der Scheibe Herzen stecken
Ein Jeder Benoits Kugel sah. —

Indessen lehnt der Knabe da,
Des späten Wachens ungewöhnt,
Und schaukelt sich und seufzt und gähnt,
Ahmt leis des Sturmes Stimme nach,
Verfolgend mit den schweren Blicken
Die Strahlen, so durch das Gemach
Zuweilen lichte Streifen schicken;
Ergötzlich, im beschränkten Meinen,
Ihm an der Wand die Bilder scheinen;
Der klare Blitz, wenn sich das Licht

In den metallnen Knöpfen bricht,
Die Reih' entlang, so Funk' an Funken
Aufsprühn und sich ins Dunkel tunken. —
Die Scene wechselt, langsam streicht
Ein Wolkenvorhang sich zurück,
Und in die ganze Wölbung steigt
Der Mond mit seinem Geisterblick.
Was noch verborgen war in Nacht,
Wird an ein mattes Licht gebracht;
Aus allen Winkeln sieht man's rücken:
Was niedrig lag, scheint aufzustehn,
Und was erhaben, sich zu bücken.
Vorüber nun. In starrer Rast,
Wie Grabmal sich an Grabmal fast
In königlichen Grüften zeigt,
Am Boden schlummert das Gebein,
Und drüber her der Mann von Stein.
Um manchen Busen spielt der Schein,
Mich dünkt, ich seh' ihn sinken, heben,
Und lange Athemzüge schweben.
Der arme Kleine wie bethört
An seines Vaters Busen fährt.
„Großvater, schau! die Bilder leben,
Sie athmen all und wollen gehn!"
Den Greis durchzuckt ein leises Beben:
„Sei still, es wird dir nichts geschehn."
Wohl denkt er an den nächt'gen Schein,
(Es fällt ihm manches Blendwerk ein)
Und zögert dennoch aufzusehn.

Und wieder hebt der Knabe an:
„Dort auf dem Tische sitzt ein Mann;
Er sitzt nicht, nein — er liegt schon wieder —
Und stand doch erst so eben auf."
Dann hebt die Aermchen er hinauf

Und zieht des Greises Stirne nieder,
Ihm flüsternd, mit verstecktem Ton:
„Es ist der Pfarr, ich kenn' ihn schon!
Er hat den Mantel umgeschlagen
Und seinen großen weißen Kragen."
Nun wieder fröstelnd schaut das Kind
Mit offnem Munde, vorgebückt,
Dann an des Vaters Arm gedrückt:
„Wie weiß ihm seine Finger sind!"
Der Alte sucht mit allem Fleiß
Sich der Gedanken zu entschlagen,
Die fast wie Irrwahn ihn bedräun.
„Henry! du solltest ruhig sein,
Allein du weißt mich nur zu plagen.
Schlaf ein, schlaf ein, mein kleiner Sohn!"
Der Knabe bei dem harten Ton
Verschüchtert sich zur Seite schiebt,
Die müden Aeuglein reibt betrübt.
Sein Köpfchen ruht so los' und schlecht,
Auch ist der Sitz ihm gar nicht recht,
Zu dick der Mantel hängt und schwer,
So lange rutscht er hin und her
Bis, von dem harten Schooße gleitend,
Er auf den Grund die Sohlen setzt
Und, wie ein Häschen matt gehetzt,
Ins dürre Laub sein Häuptlein reckt,
So aus die zarten Arme streckt
Das Kind, um Vaters Leib sie breitend,
Und bricht vor unverstandnem Graus
In ganz geheime Thränen aus.

Doch jener, in sich selbst gekehrt,
Des Kleinen Stimme nicht beachtet,
Mit angestrengter Sorge trachtet
Die innern Feinde abzuwehren,

So pochend durch die Adern gähren.
Er birgt die Augen, sinnt und sinnt:
Zu Saint Remi, im Stübchen klein,
Was seine Tochter wohl beginnt?
Die Wände hell, die Schemel rein
Sucht er den Sinnen vorzuführen.
Vergebens! wunderlich berühren
Auch hier sich Wirklichkeit und Schein;
Die todte Schwester fällt ihm ein.
Gleich Träumen die Gedanken irren,
Im Ohre hallt ein feines Schwirren,
Ein Klingeln, seltsam zu belauschen;
Es ist des eignen Blutes Rauschen,
Das, murrend ob der Adern Band,
Zum Haupt die Klagen hat gesandt.
So geht es nicht, so darf's nicht bleiben!
Der Greis, in seiner Seelenqual,
Beginnt, die Glieder allzumal
Mit angestrengtem Fleiß zu reiben.
Des Mantels Rauschen an der Wand,
Das Rispeln seiner eignen Hand,
Des Haares Knistern, wenn er schwer
Streicht mit den Fingern drüber her:
Ein Laut des Lebens scheint dem schwachen
Bedrängten Busen Luft zu machen.
Und dann — ein Schrei! woher und wie?
Des Alten Blut zu Eis gerinnt.
Er tappt umher: „Henry! Henry!
Wo bist du nur? wo bist du, Kind?"
Da wieder das Gestöhn beginnt,
Und „Vater! Vater!" und aufs neu'
„Mein Vater!" wimmert's im Geschrei.
Der Alte, nach dem Laut gerichtet,
Hat jenen Winkel bald erreicht,
Wo, schwach vom nächt'gen Strahl umlichtet,

Sich dunkel eine Nische zeigt,
Drin sichtbar halb ein Leichnam ruht,
Auf breiter Stirn den Schweizerhut.
Und um des Todten Hand geklemmt
Der Knabe wimmert und sich stemmt,
Den lieben Vater aufzuwecken.
„Was machst du, Henry? Kind, komm her!
Er ist's ja nicht, er kehrt nicht mehr,
Du arme Waise!" und im Schrecken
Hat er des Knaben Arm geschüttelt,
Bis, von dem Todtenhaupt gerüttelt,
Der Hut sich in die Kante stellt
Und dicht an seine Ferse fällt.
Mit Einem Ruck des Kindes Hand
Befreiend, stürzt in tollem Graus
Der Alte in die Nacht hinaus.
Die Thüre hat er eingerannt,
Und klirrend sprengt sich hinter ihm
Die Feder ein mit Ungestüm.

Nur fern erst an der Drance Rand
Gewinnen die Gedanken Stand.
Der Arm des Sturmes, halb gesenkt,
Nicht mehr so wild die Flagge schwenkt;
Doch auch das Mondlicht, halb erbleicht,
Ihm dämmernd nur die Richtung zeigt.
Getrost, getrost! kurz ist der Weg,
Bekannt, betreten jeder Steg!
Nur immer vorwärts, immer reg',
Eh' dich im Schlummer Tod beschleicht.
Ein Weilchen geht's mit hartem Muth,
Wie Noth ihn und Verzweiflung leiht.
Die Schatten dehnen sich so breit,
Die Luft verrauscht, entschlummert, ruht;
Ein grauliches Gewölke steigt

Allmählich an den Mond hinauf,
Der einmal noch die Scheibe zeigt.
Dann dicht und dichter zieht es auf,
Ein Nebelsee in hoher Luft;
So wallt und wogt und rollt der Duft,
Bis, durch den Horizont verbreitet,
Sich formlos eine Decke spreitet.
Nun fällt ein Flöckchen, unbemerkt,
Nun wieder auf des Greises Hand,
Trifft hier und dort des Hutes Rand.
Nun das Gestöber sich verstärkt,
Bis wimmelnd in verwirrtem Kriegen,
Die Flocken durch einander fliegen.
Dann einer Staublawine gleich,
Entlastet sich der Lüfte Reich.
So ganz entschlafen ist die Luft,
Daß sich vernehmlich reibt der Duft
Und durch die eingewiegten Flächen
Der Glocke Stimme hörbar wird,
Die mild und lockend scheint zu sprechen:
Kommt Alle her, die ihr verirrt!
Der Alte stutzt und bei dem Klingen
Gewaltsam sich zusammen rafft.
„O! könntest du mir junge Kraft
In meine alte Adern singen!"
Doch enger stets in Frostes Haft,
Wie kleine spitze Dornen wühlen,
Muß er's in allen Muskeln fühlen.
Gleich einer Trümmer, überschneit,
Er schleppt sich durch die Einsamkeit;
Sein Mantel, seine grauen Locken,
Sie starren unter Eis und Flocken.
Oft von dem schlecht gebahnten Pfad
Der Fuß getäuscht durch falsches Licht,
Auf eine lockre Masse tritt

Und stampfend ihre Decke bricht.
„O namenlose Todesqual!
So nah, so nah dem Hospital!
Nur noch ein Steg, nur noch ein Paß,
O, spannt euch an, ihr Sehnen laß!
Mein armes Kind! allein um dich
Nicht um mein Leben kämpfe ich."
So tappt er fort. Die Bahn sich neigt:
Der Alte hat den Steg erreicht,
Den durch des Wirbels stäubend Rennen
Er eben, eben mag erkennen.

Die Drance in ihrem engen Bette
Sich windet um das Felsenriff,
Und drüber her, ein luftig Schiff,
Der Fichte Stamm vereint die Kette.
Am Tag, bei hellem Sonnenschein,
Wer schaute ohne Schwindel drein!
Zudem der Steg, jüngst überschwemmt
Von aufgelösten Schnees Wogen,
Mit Eises Rinde ist umzogen,
Die sich zu glatten Hügeln dämmt.
Hier steht der Greis in seinen Nöthen,
Der nichts mehr kann und nichts mehr weiß
Und sachte noch versucht zu beten;
Schiebt dann voran die Sohle leis.
Schau! wie auf dem beglasten Bogen
Um einen Tritt er vorwärts schreitet,
Er steht nicht fest, er schwankt, er gleitet,
Er ist verloren — nein — er steht.
Mit blindem Glück zurückgezogen,
Sein Fuß auf festem Grund sich dreht.
Zuerst der Alte ganz betäubt
Am Rand der Kluft gefesselt bleibt:
Dann, wie aus plötzlichem Entschlusse,

Den Mantel schiebt er von der Brust
Und herzt mit langem, langem Kusse,
Dem letzten irdischen Genusse,
Das Kind in Scheidens bittrer Lust.
Und nun: „Wohlan! es sei gewagt!
Uns hier der Morgen nimmer tagt."

Doch horch! ein Klang die Luft durchweht.
Der Alte steht und lauscht und steht —
Ein Zittern durch die Züge geht.
Aufs neu' der Ton herüber treibt,
Doch schwach nur unterm Winde bleibt.
„Henry! Henry! leih mir dein Ohr!
Mein guter Junge, lausch hervor!"
Das Kind nur zögernd und betrübt
Sein fröstelnd Häuptlein aufwärts schiebt,
Ein Thränchen flirrt um Wang' und Mund:
„Großvater! 's ist ja nur ein Hund!" —
„Ist's auch gewiß ein Hund, der bellt?
Mein Gott! du sahst die bittre Qual!
Dann sei's in deine Hand gestellt,
Dann wag' ich's nicht zum zweiten Mal."
Er steht und horcht, und horcht und steht,
Aufs neu' der Wind den Klang verweht.
Nun wieder heller — ha! sie nahn;
Schon räumt der greise Mann die Bahn.
Ganz nah — sie drehn um jene Bucht; —
Ein Weilchen still — dann, wie zum Spott,
Ganz aus der Ferne — heil'ger Gott!
Sie ziehn vorüber an der Schlucht.
Des Alten morscher Körper nicht
Erträgt die Last des Schreckens mehr,
Es flirrt, es wirbelt um ihn her,
Noch hält er sich, noch sinkt er nicht.
Doch höher schon die Schauer steigen,

Allmählich sich die Kniee neigen,
Noch einmal seufzt er auf in Weh
Und fällt dann taumelnd in den Schnee.

Die Luft, so auf- und niedergeht,
Jetzt frischen Klang herüber weht,
Nicht klaffend, wie zu Jagd und Lust,
Nein, gleich dem Ruf aus Menschenbrust,
Mit kurzen wiederholten Stößen,
Wie Wächter die Signale lösen,
Verhallend oft in Windes Rauschen
Der Ton auf Antwort scheint zu lauschen.
Nun wiederum in weiten Reifen
Sie spürend durch die Gegend schweifen
Bald fern, bald näher; wie im Traum
Der Greis vernimmt die Laute kaum.
Nur einmal zuckend seine Hand
Dem Knaben klemmt sich ins Gewand.
Kein Schmerz mehr durch die Nerven wühlt,
Kein Glied er mehr als eignes fühlt.
Nur wie von tausend Ketten spielt
Im Haupt ein wunderliches Klirren;
Die Töne wechseln — sich verwirren —
Nun wird's zum Klingeln — nun zum Schwirren —
Nun wie ein linder Hauch vergeht's —
Und leiser — leiser — leiser stets,
Er schläft — —

Zweiter Gesang.

Wo auf Sankt Bernhards Mitte recht
Die Zinnen streckt der Felsenbau,
In seiner Trümmer Irrgeflecht
Ein Thal sich lagert eng und rauh.

Da harrt es nun in ew'gem Lauschen,
Nicht Vogelsang, nicht Blätterrauschen,
Nein, wie die Stürme Seufzer tauschen.
Inmitten schwärzlich ruht der See,
Der des verlornen Strahles Weh
Gefesselt hält in seinen Flächen,
So dort gleich dem Gefangnen liegt,
Sich angstvoll an die Decke schmiegt,
Den glas'gen Kerker zu durchbrechen.
Und nah dem unwirthbaren Strand
Das Hospital steigt in die Höh'
So schlicht wie eine Klippenwand,
Der Wandrer unterscheidet's nicht.
Nur wenn ein Klang die Stille bricht,
Vom Hochaltar das ew'ge Licht,
Wenn's durch die Nacht den blassen Schein
Wirft in das Schneegefild hinein,
Lenkt er zur Schwelle seinen Schritt,
Der wahrlich sonst vorüber glitt.
Denn in der Dämmrung ungestalt
Erscheint es wie ein Felsengrat,
Rings eingekerbt von weitem Spalt.

Doch jetzt ein Flockennebel kraus
Löscht duftig alle Formen aus.
Die Schneenacht dieser ew'gen Wüste,
Als ob sie nimmer enden müßte,
So dicht die Mauern hält umrungen,
In jede Zelle ist gedrungen.
Auf allen Wimpern liegt der Mohn,
Und nur des Schlafes tiefer Ton,
Wie er bejahrter Brust entsteigt,
Gespenstig durch die Gänge schleicht.
Ein Augenpaar noch offen steht.
Nachlässig, in verklommnen Händen,

Der Mönch des Glockenstranges Enden,
Sich auf und nieder windend, dreht.
Ermüdung kämpft in seinen Zügen,
Die Nacht ist streng, der Dienst ist schwer.
Wie die Gedanken abwärts fliegen,
Er wirft den düstern Blick umher,
Zumeist sein Auge ist gericht't
Doch immer auf den Estrichgrund,
Wo ew'ger Lampe schlummernd Licht
Geträumet hat ein mattes Rund.
In dieser todten Einsamkeit
Der Bruder sich des Schimmers freut.
Er weiß es selbst nicht, wie ihm ist,
So öd', so öd' zu dieser Frist.
Das Dunkel, das im Bethaus waltet,
Der leeren Bänke Reihn, ein Bild,
Das scheinbar aus der Nische quillt,
Und von der Decke hoch gestaltet,
Manch grauer Heil'ger zürnend schaut.
Zudem — das Eis an Wänden hängt,
Vom Glockenstuhl ein Luftzug drängt,
Wie endlos Bommeln überm Haupt
Schier die Geduld dem Bruder raubt.
Ob denn die Stunde nimmer endet?
Doch still! die Klosteruhr sich wendet:
Eins — zwei — und drei — das Echo dröhnt,
Und auch der Mönch die Glieder dehnt.
Er läßt den Strang, im Spähn verloren,
Ihm summt's noch immer in den Ohren.
Nun knarren Thüren, schlurfen Tritte,
Ein Lichtstrahl durch die Ritze gleitet;
Dann, haltend vor des Auges Mitte
Sein Lämpchen in gebräunter Hand,
Hervor Denis der Alte schreitet.
Längst vom Gesetz dem Dienst entbunden,

Hat er sich nimmer drein gefunden,
Ein eifervoller Gottesknecht,
Behauptend seiner Pflichten Recht.
Grau ist sein Haar wie sein Gewand,
Und da er bleibt am Pförtchen stehn
Den Finger mahnend aufgehoben,
Du meinst den Alpengeist zu sehn.
„O Eleuthère! soll man dich loben?
Mein junger rüstiger Gesell,
Ermattest du im Dienst so schnell?"
Der Bruder lässig faßt den Strang
Und läßt sogleich ihn wieder fallen;
„Dem Vater wird die Zeit wohl lang;
Ihr seid der Rüstigste von Allen."
Dann steht er, streicht mit flacher Hand
Die Falten von der Stirne Rand:
„Nehmt's Vater, heut nicht so genau,
Die Nacht war gar zu wüst und rauh,
Mir friert das Hirn am Schädel an." —
„Schlaf wohl!" versetzt der alte Mann.
Sein Lämpchen zündet Eleuthère,
Zupft an dem Dochte mit Bedacht
Und nickt und murmelt drüber her:
„Hab' ich mich je dem Dienst entzogen,
Wenn Schnee die Pässe gleich gemacht
Und jede alte Spur getrogen?
Allein, was in der Jahre Lauf
Uns reibt am allermeisten auf,
Dies Läuten, Läuten durch die Nacht,
Wo nicht das Schneehuhn kommt hervor,
Wo nicht der Uhu selber wacht,
Wo auf dem Bernhard klimmt kein Thor;
Und wir!" Er hebt die Lamp' empor.
An dem Gemäuer, überall,
Steigt glitzernd auf der Eiskrystall,

Daß klar, wie in polirtem Stahl,
Steht geisterhaft der kleine Strahl.
„'s ist eben eine hies'ge Nacht!"
Versetzt Denis, „doch kannst du sagen,
Dich habe Trug hieher gebracht
Zur Ruhe und bequemen Tagen?
Und, Eleuthère, wie magst du wissen,
Daß Niemand in der Steppe wacht?
Ich selbst hab' in Decembernacht
Vor Zeiten diesen Weg gemacht.
Ich macht' ihn, hab' ihn machen müssen,
Und rathlos am Montmort gebettet,
Hat unser Glöckchen mich gerettet.
So treibt die Noth" — der Alte schweigt,
Doch nieder auf den Strang sich beugt,
Und angeschlagen mit Gewalt,
Das Glöckchen durch die Steppe schallt.
Dann — „still! rief's meinen Namen nicht?" —
„Nein, Vater." — „Hast du nichts vernommen?
Ein Schnauben, Scharren?" Jener spricht:
„Ist's möglich! unsre Hunde kommen." —
„Still! Bruder, still!" — Man horcht aufs neu;
Ein leises Winseln schleicht herbei
Vom Klosterthor, ein Stoßen, Kratzen,
Ein Rütteln wie mit schweren Tatzen.
„Schnell, Eleuthère! schnell aufgemacht
Schau, was der Barry uns gebracht!"
Denis, gebannt am Glockenstrang,
Doch immer schaut den Weg entlang.
Nun nahen Tritte, ja gewiß —
Die Gänge tappt's hinauf — allein
Ein Hund scheint's und ein Mensch zu sein.
Das Pförtchen öffnet sich. „Denis!"
Ruft Eleuthère, „o so seht doch hier
Das gute, kluge, treue Thier!"

Und nach ihm, schwer ermüdet wankt
Der große Hund in die Kapelle;
Er dreht die Augen rings, er schwankt,
Ihm hängt das Eis vom zott'gen Felle,
Auf seinem Rücken liegt ein Kind,
Ein armes Knäbchen schier erfroren:
Voll Reifen seine Löckchen sind;
Die Hände hat es eingeklemmt
In seines Trägers rauhe Ohren,
Mit schwachen Beinchen sich gestemmt
Um Barry's Leib: in Angst verloren
Wagt's nicht zu schrein, nur allgemach
Ein Thränchen rinnt dem andern nach.
„O Barry, brav!" der Bruder hebt
Das Kind empor, das schaudert, bebt,
Sich immer noch nicht fassen kann,
Die kalten Händchen nun und dann
An sein geblendet Auge hebt
Und von dem wunderlichen Mann,
Der, fort es tragend kost und schilt,
Sich angstvoll loszuwinden strebt.
Hart nebenher, das Ebenbild
Des Mönches schier, die Dogge trabt,
Mit gleicher Einsicht fast begabt,
Der auch den Knaben will ergötzen,
Glutäugig, mit gehobnem Haupt
Gar liebreich in die Höhe schnaubt
Und tummelt sich in wüsten Sätzen;
Peitscht mit dem Schweif, steigt gähnend auf,
Streckt seine breite Tatze auf
Bis an das Kind, das vor Entsetzen
Beginnt zu schrei'n, der Hund zu bellen:
Die Fenster klirren, alle Zellen
Beleben sich, und vorgeduckt
Aus jeder Thür ein Mönchlein guckt.

Und wie das Knäbchen sie erschau'n,
Das Kindchen unter ihrem Dache,
Da ist's, als ob die Sonne, traun!
Auf jedem Angesicht erwache.
Und alle eilen, wie bethört,
Ihm irgend Gutes zuzufügen;
Auf die Geschichte keiner hört.
Das ist das heilige Vergnügen,
Das ist die unverstandne Macht,
So über Kindes Leben wacht!
Der Infirmier[1] mit leiser Hand
Die Glieder rührt, ob sie auch schwellen,
Die Schuh ihm von den Füßchen zieht,
Und heimlich an der Zellenwand,
Ein alterschwacher Mönch sich müht,
Den kleinen Korb herabzustellen,
Darin nach seiner thör'gen Art
Er gute Bissen aufgespart.
Dem Pater Koch nicht schnell genug
Das Reisig will die Flamme zollen.
Dort Einer bringt ein warmes Tuch;
Doch — horch! die Gitterpforten rollen. —
„Der Prior!" läuft's von Mund zu Mund.
Mit freud'gem Funkeln lauscht der Hund,
Die Mönche mit den Brüdern schelten
Und lassen sie den Lärm entgelten;
Zur Zelle ein Noviz sich schleicht.
Der Prior naht, gesetzt, doch leicht.
Die Schritte, schon vor manchen Jahren,
Der schlanken Gemse tödtlich waren,
Als auf dem Montblanc diese Hand
Vergebens nie den Schuß entsandt.
Und der Gewohnheit zähes Band

[1] Infirmier, Krankenwärter.

Verräth sich noch bei grauen Haaren;
Ja, dieser blauen Augen Blitz
Scheint noch zu spähn des Geiers Sitz;
Den Stab er in der Mitte faßt,
Wie einst der Doppelbüchse Last.
Fürwahr! als einst, gedankenschwer,
Berathend in der Brüder Kreis
Er zum Brevier griff ungefähr,
Sah man das heil'ge Buch ihn schütteln,
Wie's Pulverhorn die Jäger rütteln.
So leis und fest die Schritte greifen.
Nun, redend, an des Gurtes Strang
Die Sehne scheint er noch zu streifen.
„Was, Brüder, zaudert ihr so lang?
Der Barry hat das Kind gebracht,
Allein, wer nahm das Kind in Acht?
Wo ist der Mann, wo ist die Frau,
So auf den Bernhard es getragen?
Seid, Väter, ihr umsonst so grau?
Muß euch des Hundes Witz verklagen?
Seht, wie das arme Thier sich müht,
Euch eure Pflichten anzusagen,
Wie's den Eugène am Kleide zieht!
Ja, Barry, solche Lässigkeit
Erfährst zum ersten Mal du heut!"

Hier wirft er einen Blick umher,
Der trifft nur wen'ge, aber schwer;
Zwei Brüder nur, von Schüchternheit
An ihren Plätzen festgehalten.
Schon in den Zellen sind die Alten,
Schon zur gefahrumgebnen Fahrt
An dieses Schneemeers falschen Küsten
In Eile sich die Jungen rüsten.
Bereit nun alles. Aus dem Thor

Sechs Brüder treten hastig vor
Im Schneelicht wie ein Geisterchor.
Die grauen Mäntel, Kappen rauh,
An ihrem Fuß der Filzschuh grau,
Gewirkte Gürtel um die Lenden,
Der Eisenstachel in den Händen.
Und ihrer Zwei an Stangen auch,
Die arme Leiche einzuschlagen,
Ein festgerolltes Leilach tragen.
Voran, in der Laterne Schein,
Die Funken sendend übern See,
Tritt festen Schritts der Marronier;[1]
Den Alpstock trägt er in die Höh',
So kühn wie den Kommandostab
Der Feldherr über Schlachtfelds Grab.
Er kennt die Stege, jeden Stein:
Ein Felsgeäder, sichtbar kaum,
Des Schneehuhns überjährig Nest,
Geborgen in der Spalte Raum,
Das Strombett sich nur wenig dehnend,
Ein Block, sich an den andern lehnend,
Stellt ihm sogleich die Richtung fest.
Denn täglich in des Hunds Geleite
Grüßt er die todduchhauchte Weite —
Ja, jeden Tag und ganz allein!
Drum man zu diesem Amte schafft
Den Besten stets an Muth und Kraft.
Doch seht, wer mischt sich in den Zug?
Gebeugt, mit angestrengtem Schritte
Denis ist in der Brüder Mitte.
Du Alter, hast du nicht genug
Durch dreißig saure Jahr' getragen?

[1] Marronier, derjenige Bruder, dessen eigentliches Amt es ist, täglich ohne Ausnahme nach Verunglückten zu suchen.

Nein, heute muß er es schon wagen.
Ihm Eleuthère, des Trägen, Wort
Bohrt wie ein Dorn im Herzen fort.
Da hilft kein Mahnen, kein Versagen:
Sie sollen sehn, die Leute jung,
Der Alte thut auch noch genung.
Schau, wie voran in weiten Sprüngen
Den starken Leib die Hunde schwingen,
Dickmaulig, scheckig, lang von Haar,
Fest in den Gliedern ganz und gar,
Nicht Wachtelhund, nicht Dogge ganz,
Halb Spaniens, halb Englands Race,
Ist's eine eigne edle Klasse.
Die Augen drehn in klugem Glanz,
Bei jedem Sprunge Schellchen klingen
An ihrer Nacken Lederringen.
Barry voran, obgleich in Scheiben
Und Schollen sich die Zotten reiben,
Der Barry mag zu Haus nicht bleiben.

Bald geht es abwärts; näher schon
Die ungeheuren Massen drohn.
Den Todtenschädel reckt Montmort
Und scheint den Wanderern zu nicken.
Der Weg, beengt von Felsenstücken,
Die links der Mutterklippe Rand
Entrafft des Wintersturmes Hand,
Muß oft an das Gestein sich drücken;
Dann schlingt er mühsam sich heran,
Springt über eingeschneite Zacken;
Die Brüder wandeln Mann für Mann
Und ziehn die Kappen in den Nacken.
Zuerst manch abgebrochnes Wort
Fliegt durch die Reihe hier und dort,
Vom letzten Zuge, jener Frau,

Die halb erstarrt man heimgetragen;
Was in den jüngsten zwanzig Jahren
Das Hospital an Leid erfahren,
Gezählt an Kranken und an Bahren:
Der Marronier weiß ganz genau
Dir jeden Umstand herzusagen.
Doch steiler sinkt der Pfad; vom Schaft
Gestützt, eindrängend mit Gewalt
Den Stachel in des Eises Spalt,
Die Brüder nur mit ganzer Kraft
Der strammen Sohle Gleiten hemmen,
Und immer, immer näher sich
Die glimmerblanken Riffe klemmen:
Steil, zackenreich, ein Riesenschloß,
Wo aus gespaltner Scharten Hort
Sich niederdrängt des Winters Zeichen,
Als wollten Riesenjungfraun dort
Im Nebelthau die Schleier bleichen.
Und oben drauf an Zinnenwand
Die wunderlichsten Steingestalten,
Um einen Zoll breit nur vom Rand
Im Gleichgewichte scharf gehalten,
Noch aufrecht, zu getreuer Wacht.
Doch weiter — und in Schlummers Macht
Die Häupter immer schwerer neigen,
So schwindelnd an einander beugen,
Daß kaum in seinem höchsten Stand
Läßt einen Strahl der Sonnenbrand
Auf Augenblicke niedersteigen.
Oft Einer an des Andern Hand
Die frommen Brüder, keuchend nur,
Ein Jeder in des Vormanns Spur,
Verstummt auf ihre Tritte achten,
Als noch des Himmels karger Schein
Verlischt, und nur die Leuchte klein

Flammt heller auf bei tiefrem Nachten.
Sieh an des Glimmers reinen Scheiben
Den Strahl sich mit Gestatter reiben,
Ein Silbernetz auf Felsen webend
Und an der Brüder Kutten bebend,
Die reiferglänzend ganz und gar
Nachziehn wie des Kometen Haar.

Wie lang die Schlucht, die Nacht wie kalt!
Des Nordes schneidende Gewalt
Strömt langsam durch die schmale Gasse,
Sich öffnend nur nach Mitternacht.
Die Brüder mit der Sohle Rand
Und wechselnd dieser, jener Hand
Den Schaft der Eisenstange schlagen,
Daß nicht der Frost die Glieder fasse.
Nur kaum vermögen sie's zu tragen;
Und Einen hört man heimlich klagen,
Der noch in keiner solchen Nacht
Den Klosterzug hat mitgemacht.
Frei wird die Bahn, doch milder nicht;
Der Wind sich an den Klippen bricht
Und wirft ihm Flocken ins Gesicht.
„Hätt' er's gewußt, hätt' er's gedacht!
Es ist zu arg! und" — horch! sie lauschen,
Nicht fern seitab Gewässer rauschen,
Doch kollernd, dumpf, wie überdacht
Von einer Röhre hohlen Gängen.
Die Hunde schnaubend näher drängen,
Und Barry plötzlich wie gehetzt
Zur Seite in den Flugschnee setzt;
Steht still dann, winselt, schaut sich um,
Dann fort er watet, mühvoll stöhnend,
Versinkend oft, nun auf sich dehnend,
In kurzen Sprüngen weiter jetzt:

Und immer mit gestoßnem Laut
Er rückwärts nach den Brüdern schaut.
Voran der Marronier, geschürzt,
Sein Mantel unterm Arm sich kürzt;
Die Brüder nach mit weiten Schritten,
Versenkt bis an des Leibes Mitten;
Und rechts und links die Hunde klimmen,
Im aufgerührten Schneemeer schwimmen.
So vorwärts; „halt!" der Führer ruft:
„Hier stehn wir an der Drance Kluft!
Nicht weiter!" Aber Barry leicht
Mit Einem Satz den Stamm erreicht,
Der zweier Felsen Rücken bindet;
Tief drunter sich die Drance windet,
Wo aus gesprengten Eises Spalt
Das Wasser brodelt mit Gewalt.
Nur einmal sich der Barry schüttelt,
Die Flocken aus dem Pelze rüttelt,
Im Hui schwindet: längs der Kluft
Hört man ihn rauschen übern Duft.

Der Marronier die Leuchte jetzt
Dicht an den Rand der Tiefe setzt.
Auf steigt die alte Fichte weiß,
Ein ungeheurer Zapfen Eis,
Wo überall gleich Bergkrystallen
Die blanken Stengel abwätts fallen,
Wie sich der Tropfstein bildet leis
In feuchter Grottenwölbung Hallen.
Und drunten das Gewässer schäumt,
Sich sprühend an der Scholle bäumt,
Wirft Perlen auf, in Bogen springt
Und tiefe heisre Weisen singt,
Bis, nicht zu fern, des Winters Macht
Aufs neu' in Fesseln es gebracht,

Wo pfeilgeschwinder Wellen Zug
Des Strudels Macht verräth genug.

Die Brüder stehn und sehn sich an. —
Der Marronier, der feste Mann,
Streicht mit den Fingern bald die Sohlen,
Bald prüfend auf den Steg sie reibt
Und in die Tiefe blickt verstohlen.
Kopfschüttelnd spricht er: „Brüder, bleibt!
Hier ist nur sichrer Tod zu holen;
Der Wildbach hat den Steg beschwemmt,
Seht, wie das blanke Eis sich dämmt:
So sei die Leiche Gott befohlen!
Was für den Lebenden uns Pflicht,
Das bleibt es für den Todten nicht.
He, Barry! Barry!“ Aber dicht
Von drüben Wind und Stromes Rauschen
Ein wohlbekannter Ruf durchbricht,
Erst kurz, gestoßen — Alles still —
Dann folgt ein ungeduldig Heulen,
Man hört ihn hin und wieder eilen;
Nun scheint er an der Kluft zu lauschen,
Wo überm Rande, weiß umhegt,
Ein matter dunkler Fleck sich regt. —
Und plötzlich in des Steges Mitte
Erscheint die zottige Gestalt:
Ein Sprung — sich vor den Brüdern schmiegt
Das fromme Thier; es winselt, keucht,
Am Marronier sich angstvoll streicht,
Zupft an den Kleidern mit Gewalt.
„Ich fürcht' — ich hoffe — ja, ich glaube —“
Haucht ein Noviz, der Angst zum Raube,
„Was drüben liegt, todt ist es nicht.“
Und „Barry! alter Barry!“ spricht
Der Führer, streichelt sanft das Thier,

Vielleicht zum ersten Mal verlegen
In seines Amtes schwerem Segen.
Da stöhnend durch den Schnee sich bricht
Denis, die morschen Kniee schüttern,
Vor Zorn mehr als Erschöpfung zittern.
„Zurück!“ ruft er, „ich will voran!“
Trifft mit dem Arm und grimmen Blicken,
Was schnell nicht aus dem Pfad kann rücken,
Und vorwärts bricht der rauhe Mann.
Betäubt, fast willenlos die Brüder
Gestalten einer Kette Glieder:
Nun vorwärts, mit verschränkten Händen;
Der Himmel mag ein Unglück wenden!
Er hat's gewandt: tief athmend jetzt
Jenseits den Fuß der Letzte jetzt.

Nur einen Blick, der war nicht süß,
Schenkt den Genossen noch Denis,
Brummt etwas noch von „trägen Hunden;“
Dann hat er schon den Ort gefunden,
Wo, an die Felsenwand geschmiegt,
Benoit der alte Senne liegt
Und neben ihm der Barry gut,
Der Wanderstab, der breite Hut.
Sein Mantel, oben festgehalten
Durch der erstorbnen Finger Band,
Scheint, unten offen, aus den Falten
Gezerrt von ungeschickter Hand,
Wo in dem Schnee steckt tief genug
Die Flasche, so der Barry trug.
Zu Nacht gefallne Flocken haben
Den Körper mehr als halb begraben:
Wenn nicht ein Knie sich aufwärts streckt',
Man hätt' ihn nicht so bald entdeckt.
Herbei, Elias' fromme Raben!

Stemmt euch, hebt, hebt, das Leilach breitet!
Die steifen Glieder, drein geschlagen,
Ein Bruderpaar sich stumm bereitet
Auf seinen Schultern heimzutragen.
Derselbe Paß, erhöhte Noth!
Bräch' jetzt hervor des Mondes Licht!
Auf allen Zügen steht der Tod,
Doch keine Lippe widerspricht.
Zuerst der Marronier gebeugt
Dicht an den Steg die Leuchte streicht,
Daß jeder sieht zu jeder Seite
Der überglasten Wölbung Breite.
Schwieg jetzt des Strudels Rauschen auch,
Man hörte keines Athems Hauch,
Und Mancher schlöss' die Augen gar,
Doch reißt sie offen die Gefahr.
„Nur langsam — flach den Fuß gesetzt —
Des Vormanns Stange Jeder fasse —
Und seid auf einen Ruck bereitet,
Wenn Einer schwankt, wenn Einer gleitet;
Nur immer langsam — Schritt vor Schritt!" —
Ha! auf den Grund der Erste tritt
Und zieht mit seiner festen Hand
Die ganze Kette an den Strand.
Und Jeder, wie er fühlt das Land,
Den Athem stößt mit voller Kraft
Aus der befreiten Kehle Haft.
Dem Himmel Dank! das war ein Wagen!
Hat Niemand es zu künden Lust?
Doch war sich Keiner in der Brust
Nur Eines sichern Schritts bewußt,
Und Keinem blieb, so kühn er sei,
Das Auge klar, Bewußtsein frei,
Als sie, wo drunten Wogen spülten,
Der Sohle leises Gleiten fühlten

Und in der Hand verklommen, zitternd
Die Stange hin und her sich schütternd.
Ja, Gottes Huld hat sie getragen,
Des Herrn, so sprach: „Ich bin dein Reich,"
Und: „Meinen Engel send' ich euch."

Erst späterhin und fern vom Stege
Löst mählich sich der Zungen Band,
Und wenn auch auf demselben Wege,
Den früher man so übel fand,
Scheint doch nach dem, was man befuhr,
Ein Kinderspiel die Heimfahrt nur.
Entschlossen wird der Fuß gesetzt,
Was schlüpfrig sonst, scheint sicher jetzt;
Auch klimmt sich's leichter wohl hinan
Als abwärts auf beeister Bahn.
Nah ist der Tag, der Frost gewaltsam;
Allein die Luft, da man gekehrt,
Den Wandernden so unaufhaltsam
Nicht ferner in die Augen fährt.
Und wer sie hört, nicht sollt' er sagen,
Daß diese einen Leichnam tragen;
So überstandne Fährlichkeit
Die Herzen stimmt zur Heiterkeit.
Man lockt die Hunde, lobt und streichelt,
Geplauder wechselt durch die Reihe,
Zumeist bei der Gefahr es bleibt;
Und wie's der Phantasie nun schmeichelt,
Wenn Dieser spricht mit Heldenweihe,
Die Schrecken Jener übertreibt.
Der Marronier auch redet drein,
Die Träger selber stimmen ein;
Sogar das Lachen überrascht
Den Jüngsten, als ein Bruder gleitet,
Nach der entfallnen Kappe hascht

Und stolpernd auf dem Alpstock reitet.
Doch wen dort, als von ungefähr
Der Lampe Schimmer sich verbreiten,
Sieht hinterm Zuge man von weiten?
Denis! Wird ihm der Weg zu schwer?
Man ruft und harrt, er schreitet an.
Reicht mir die Hand!" Ein Bruder spricht:
„Stützt Euch auf mich!" Der alte Mann
Erwiedert: „Müde bin ich nicht."
Dann setzt er an mit festem Schritt
Und rüstig in die Reihe tritt.
Was wohl den Mann betroffen hat?
Nicht kraftlos scheint er, in der That!
Und doch ihm in so kurzer Frist
Die Stimme klein geworden ist.
Wie das Gespräch sich wieder rege,
Er wandelt stumm und träumend fort,
Und fällt auch wohl ein schlimmes Wort,
Daß allzuviel in dieser Nacht
Um eine Leiche sei gewagt,
Nur tiefer sich der Alte bückt,
Nur in den Schnee die Ferse drückt;
Und der, so geht zunächst im Wege,
Meint, täusch' ihn nicht des Frostes Knistern,
Er höre schwere Seufzer flüstern.
Was wohl das gute Mönchlein quält,
Dem alten treuen Männchen fehlt?

Indessen, nun zum zweiten Mal,
Hat man die Klippenschlucht betreten;
Hier sind die Sinne all vonnöthen.
Hu, wie der Wirbel streicht durchs Thal!
Die Luft gleich Aether scharf und fein!
Sogar die Worte frieren ein.
Und wieder hört man durch die Stille

Der Mäntel Reiben an den Kappen,
Des Tritts Geknarr, des Alpstocks Klappen;
Ein Jeder schmiegt sich in die Hülle
Und treibt den Fuß, so sehr er kann,
Voran und immer nur voran.
Das Lampenlicht, was hier zuvor
Um Vließe duftbestreut geflogen,
Trifft sie mit Eise jetzt umzogen,
Und ganz von Glas erscheint der Chor.
Voran, voran! zieht sacht den Hauch,
Und streicht die Kappe dicht ans Aug'!
Voran! — schaut nicht die Klippe hier
Fast wie ein formlos wüstes Thier?
Hier ein verstümmelt Riesenhaupt,
Das rechte Aug' ist ihm geraubt.
Voran, voran! — Was flattert dort?
Ein Lämmergeier, aufgeweckt
Aus seinem Lager, flieht erschreckt,
Gefangen in des Passes Enge.
Seht, wie er angstvoll krallt die Fänge!
Zurück! zurück! er naht dem Licht.
Und nun er überm Leilach schwebt,
Mit ausgespanntem Fittig bebt.
Die Lampe bergt! Da steigt er auf,
Ums Riesenhaupt noch einmal kreisend
Und pfeifend, daß die Gasse schallt;
Und nun verschwimmt er in die Nacht.
Noch einmal, sein Gekreisch verhallt.
Gottlob! jetzt hebt die Leuchte auf!
Leicht wird des Weges Rest vollbracht,
Ein Schimmer, nach dem Ausgang weisend,
Des Tages erster Bote scheint.
Ganz recht! hier öffnet sich das Thal!
Die Brüder schaun empor zumal:
Montmort steht schwarz, die Jungfrau grau:

Doch südlich im versenkten Blau
Die mächt'ge Rosenkuppel schwebt,
Bewegungslos am Aether hängt,
Und unter ihr Gewölke webt.
Es ist die Stirn, so stets empfängt
Den ersten Strahl, der niedersank,
Es ist der Alpenfürst Montblanc.

Allein des Dunkels Ueberrest
Verdoppelt auf die Fläche preßt;
Formlose Massen noch, die Höhn
Am Horizont verschwimmend stehn.
Nur links am breiten Felsenthurm
Erscheint, ein mächt'ger Feuerwurm,
Die ew'ge Lampe, deren Strahl
So milde winkt ins Hospital.
Noch tausend Schritt — die Wandrer keuchen,
Noch hundert Schritt — sie stehn am Thor.
Und eben bricht, ein glühend Zeichen,
Verschämt der Jungfrau Stirn hervor.
Was zaudert Bruder Pförtner noch?
Vielleicht vom Schlummer aufgestört!
Du alter Benoit, hat dich doch
Dein Wunsch ins Hospital gebracht!
Ach, anders gar, wie du gedacht.
Da klinkt das Schloß, und eben hört,
Als grade sie ins Thor ihn tragen,
Man sechs die Klosterglocke schlagen.

Der Infirmier indeß zu Nacht
Durch Schmeicheln und geduld'ges Fragen
Vom Knäbchen hat herausgebracht:
Wie Mutter schon vor vielen Tagen
Geschlafen, Vater auch nachher,
Der wenig Stunden krank gewesen,

Und beide gar nicht wachten mehr.
Wie anders dann Großvaters Wesen,
Wie sein Gesicht geworden schmal;
Und wie er gestern erst vom Thal
Bei argem Frost und harter Müh
Getragen ihn auf üblen Wegen
Und viel erzählt von St. Remi,
Wo Tante Rose ganz genau
Ihn wie die Mutter werde pflegen,
Etienne la Borte, des Sennen Frau.
O wohl, mein armer Henry, dir,
Daß du entschlummert unter Klagen,
Da sie vorbei an deiner Thür
Jetzt deinen guten Aetti tragen!
Sähst du so blau das Antlitz treu,
Zu stillen nicht wär' dein Geschrei.
Im Krankenzimmer schon die Glieder
Man hüllt in Schnee, man bürstet, reibt,
Sucht den entflohnen Athem wieder
Ihm einzuhauchen; alle Brüder
Verstummt und lauschend stehn dabei.
Kein Regen — und der Kerze Licht
Kein Zucken zeigt im Angesicht; —
Am vorgehaltnen Flaume nicht
Ein schwaches Fäserchen sich beugt,
Und mächtig schon das Morgenroth
Bis an den Rand des Thales steigt.
„Ihr Brüder!" nun der Prior spricht,
„Es scheint, der arme Greis sei todt.
Doch thut noch ferner eure Pflicht;
Ihr seid zur eignen Seele Frommen
Bis jetzt ihr treulich nachgekommen:
Allein zumeist, das ist gewiß,
Am allermeisten that Denis.
Wo ist er? nun, er ruht wohl aus!

Und sicher war's ein harter Strauß
Für seine Jahre." Ach, Denis
An keinen Schlummer denkt gewiß
Vor dem Altare, wo im Bild
Die Gottesmutter rauchgeschwärzt
Ihr eingeräuchert Kindlein herzt,
Verzeichnet, bunt, doch gut genug,
Da es dem Manne sonder Trug
Mit Andacht so die Seele füllt,
Denn ganz besonders hat er sich
Geweiht der Jungfrau minniglich.
Was mag ihm so zu Herzen gehn?
Die Falte um den Mund, dies Stöhnen —
So hat man sonst ihn nicht gesehn.
Wie, schmolz der Mauerduft? Sind's Thränen,
Die niederfallen auf den Stein?
Dies feste Auge scheint mir nicht
Gewöhnt zu solcher Tropfen Pflicht.
Der Alte ist ja ganz allein!
Stets weiß die Jungfrau, was er denkt:
Wär' zehnfach herber auch sein Grämen,
Vor ihr braucht er sich nicht zu schämen.

Indeß das Dämmergrau zergeht;
Nur einzeln in die Mauerlücken
Sich kleine schwarze Schatten drücken.
Schon in der Fenster Mittelscheiben
Die rothe Sonnenkugel schwebt;
Viel goldbestreute Wölkchen treiben,
Die ganze Luft ist glanzdurchbebt.
Im Morgenlichte doppelt mild
Dem Beter scheint das Mutterbild;
Selbst Märtyrer aus Gitterschrein
Nicht all so kläglich schauen drein.
Und nun, das Diadem, das klare,

Am Haupt der Tagesfürstin ragt,
Da aus dem Winkel am Altare
Den letzten Schatten sie verjagt.
Sich von den Knieen hebt Denis,
Ein andrer Mann; die Finger leis
Streicht er durch seine Löckchen weiß,
Er ordnet sorglich sein Gewand,
Dem eingedrückt des Estrichs Sand,
Und zu den Brüdern, die noch immer
Versammelt sind im Krankenzimmer,
Begibt entschlossen sich der Greis.
Doch als er nun die Thüre lichtet,
Auf ihn sich jedes Auge richtet;
Da, deut' ich recht der Finger Zucken,
Am Gurt das unbewußte Rucken,
So sinkt ein wenig ihm der Muth,
Auch in die Wange tritt das Blut.
„Wie, alter Vater, schlaft Ihr nicht?"
Ruft ihm der Prior schon entgegen,
„Nein, Maß muß sein in allen Wegen,
Auch ihre Schranken hat die Pflicht.
Ihr scheint's Euch heute vorzunehmen,
Uns alle gründlich zu beschämen,
Und Ihr seid matt, man sieht's Euch an.
Zu Bett, zu Bett!" Der alte Mann
Steht lautlos, und in seiner Noth
Aufs neu beginnt das Kleid zu reiben,
Als sollte nicht ein Stäubchen bleiben:
Bis an die Stirne steigt das Roth.
Dann holt er tief und tiefer aus,
Und zitternd bricht die Stimm' heraus:
„Nein, lobt mich nicht, ich bin's nicht werth!
Ich will den schlimmsten Vorwurf dulden
Und daß ihr mir den Rücken kehrt;
Allein, vergebt mir meine Schulden,

Der alte Feind hat mich bethört.
Der alte eingefreßne Zorn,
Im Herzen mir ein steter Dorn,
Seit ich in meinen jungen Tagen
Den Sennen blutig einst geschlagen."
Hier stockt er, seufzt so tief betrübt,
Daß jede Brust ihm Antwort gibt.
„Als ich nach einem Ausweg sah
Am Drance-Rand die Brüder suchen,
Da fühlt' ich seine Kralle nah,
Und innerlich begann zu fluchen.
Und als nun sprach der Marronier:
‚Hier ist nur sichrer Tod zu holen,'
Und: ‚sei die Leiche Gott befohlen!'
Es kribbelt' mir durch alle Glieder:
Den Alpstock hob ich in die Höh',
Dem Himmel Dank, ich senkt' ihn wieder.
Und als nun endlich, als am Strand
Barry, das unerschrockne Thier,
Ich treu auf seinem Posten fand:
Da hab' ich, hab' in Zornes Brand
Den Bruder einen Hund genannt."
Er athmet auf: „Es ist heraus!
Ihr Brüder, ach, vergebt dem alten
Verstockten Mann, was ich verbrach;
Kein böses Beispiel bleibe nach.
Vergib mir, Bruder!" Ganz gebeugt
Zum Marronier er langsam schleicht
Und küßt voll Demuth ihm die Hand.
Dann, eh noch Einer spricht ein Wort
Vor Rührung, Staunen, tiefer Scham,
Schon stapft er durch das Zimmer fort,
Nicht ganz so trübe, als er kam,
Um sich in seine Zelle klein
Drei Tage, frierend und allein,

Bei Brod und Wasser einzuschließen.
Noch immer stehn die Brüder stumm,
Und Jeder heimlich schilt sich dumm,
Daß sie den Alten ziehen ließen.
Die Stirn soldatisch in die Höh'
Am steifsten steht der Marronier.

Zuerst das lange Schweigen bricht
Der Prior: „Was wir alle denken,
Ihr Brüder, brauch' ich nicht zu sagen.
Denis will uns in diesen Tagen
Nicht nur von wandelloser Pflicht,
Von Reue auch ein Vorbild schenken.
So demuthsvoll ein Christ nur handelt:
Deshalb" — Er stockt und wendet sich,
Denn eine Regung wunderlich
In Zittern ihm die Rede wandelt.

Der Prior sich zur Seite kehrt
Und, dem Erstarrten zugewandt,
Die steifen Glieder abwärts fährt.
Den Flaum noch einmal mit der Hand
Bringt langsam an des Mundes Rand,
Erst quer, dann senkrecht aus der Höh'.
Nun hebt er sich, vom Bücken roth:
„Eugene und Louis! nehmt ihn fort!
Jetzt gleich! Und, Bruder Clavendier,[1]
Zum Sennen Etienne la Borte
Schickt nach Remy! Der Mann ist todt."

[1] Clavendier, der Bruder, dem die Besorgung der Hausgeschäfte obliegt.

Dritter Gesang.

(Fragment.)

Savoyen! Land beschneiter Höhn,
Wer hat dein mächtig Bild geseh'n,
Wer trat in deiner Wälder Nacht,
Sah auf zu deiner Gipfel Pracht,
Wer stand an deinem Wasserfall,
Wer lauschte deiner Ströme Hall
Und nannte dich nicht schön?
Du Land des Volks, dem Reiche weihen
Ruhmvoll den Namen des Getreuen,
Bist herrlich, wenn der Frühlingssturm
Die Berggewässer schäumend führt,
Und deiner Fichten schlanker Thurm
Sich mit den jungen Nadeln ziert;
Bist reizend, wenn die Sonnenglut
Erzittert um den Mandelbaum,
Doch in des Herbstes gold'ner Fluth
Ruhst Du gleich dunklen Auges Traum.
Dann treibt der Wind kein rasselnd Laub
Durch brauner Haiden Wirbelstaub;
Wie halbbezwungene Seufzer wallen,
Nur leis die zarten Nadeln fallen,
Als wagten sie zu lispeln kaum. —

Der Tag bricht an; noch einsam steigt
Das Sonnenrund am Firmament.
Am Strahl, der auf und nieder streicht,
Gemach der Erdbeerbaum entbrennt.
Noch will das Genzian nicht wagen,
Die dunklen Wimpern aufzuschlagen,
Noch schläft die Luft im Nebel dicht —
Welch greller Schrei die Stille bricht?

Der Auerhahn begrüßt das Licht!
Er schüttelt, wiegt sich, macht sich breit,
Er putzt sein stattlich Federkleid,
Und langsam streckt ihr stumpf Gesicht
Marmotte aus hohlen Baumes Nacht —

Das Leben, Leben ist erwacht.
Die Geyer pfeifen, Birkhahn ruft,
Schneehühner flattern aus der Kluft,
Die Fichten selbst, daß Keiner säume,
Erzählen flüsternd sich die Träume
Und durch Remy geht überall
Ein dumpf Gemurr von Stall zu Stall. —

Schau! drunten an des Weilers Ende
Wie öffnet sich das Glas behende,
Und in dem Rahmen vorgebeugt
Ein bräunlich frisches Weib sich zeigt;
So jung noch, unter zwanzig Jahren —
Bezeugt doch in den schwarzen Haaren
Das Mützchen und beschneid'ne Band
Den ehrenhaften Frauenstand.
Halb schläfrig scheint sie aufgewacht;
Sie blinzelt, hebt die Hand hinauf,
Zur Uhr am Thurm, zum Nußbaum auf,
Wo schon der klare Sonnenstrahl
Schattirt die Blätter allzumal,
Dann halb gewendet tritt zur Schau
Des Nackens kräftig voller Bau.
Sie wiegt das Haupt, sie nickt, sie grüßt,
Und wieder sich das Fenster schließt.

In Saint Remy der Tag beginnt.
Die aufgestoß'nen Läden winken
Bald hier, bald drüben Riegel klinken,

Im Bette weint das kranke Kind.
Ein Mütterchen, gebückt genug,
Zum Borne schleppt den Wasserkrug.

Horch', Glockenklang von Saint Oyen
Nun mit dem Winde, ganz vom Weiten,
Nun in der Schlucht beginnt's zu läuten,
Nun drunten an des Berges Fuß;
Nun stimmt mit seinem Glöckchen klein
Pantaleons Kapellchen ein.
Welch' Tongewirr, welch' Schwirren, Singen,
Die Klüfte, Felsennadeln klingen,
Sanct Bernhard mit gewicht'gem Ton
Giebt Antwort aus der Wolke schon;
Und drüben an der Raine Sitze
Die Nestchen sind erwacht vom Schall;
An Fenstern fahren schwache Blitze,
Und hier und dort und überall,
Aus der zerstreuten Hütten Thüren
Hervor die kleinen Gruppen gleiten,
Und wie die Pfade schlängelnd führen,
Verschlungen vom Gestrüppe schnell,
Beschattet halb, dann wieder hell,
Ein Farbenspiel von allen Seiten:
Blau, Grün und brennend Roth genung,
Wem nur das Auge scharf und jung,
Der sieht schon an der Frauen Mieder
Das Goldkreuz, die Granaten flimmern,
Geflitter weh'n vom breiten Hut,
Und aus des Sennens Jacke schimmern
Den feuerfarb'nen Brustlatz gut!

Ei, wie, zum Brunnentrog gekehrt,
Das Mütterchen zusammenfährt:
Ihr über'm Haupt beginnt im Thurm

Des Glockenrufs gewalt'ger Sturm.
Eins — zwei — drei Schläge, dann im Tact,
Wie der Orkan die Felsen packt:
Herbei, herbei, zur Jahrmarktsfrüh,
Nach Saint Remy, nach Saint Remy!

Welch Treiben! welch Gewimmel! auf
Im Weiler alle Thüren fahren,
Draus hastig die Bewohner schreiten,
Hervor mit Rosenkranz und Buch,
Die Mädchen streichen an den Haaren,
Und zupfen noch am Busentuch
Und in das Dorf von allen Seiten
Geschwister, Freunde und Bekannten,
Aus Tievero, Gignard die Verwandten,
Sich stellen ein zur Jahrmarktsfeier,
Der steife Greis, der flinke Freier,
Matthieu, Savoyens bester Schütze,
Charlot, der Ringer, Pierre, im Lauf
Der Gemse gleich, des Berges Blitze,
Der Säumer mit gewirkter Mütze —
Zum Kirchhof drängt' in buntem Hauf.

Macht Platz dem Pfarrer! Alles rückt
Und langsam tritt der würd'ge Mann
In das Gewühl, den Nacken drückt
Schier ein Jahrhundert, das entrann.
Nicht sparsam ist sein Haar, doch weiß,
Weiß wie der mächt'ge Alpengreis,
Der ihn mit seinem Anblick klar
Gestärkt durch sechs und neunzig Jahr.
Er schreitet fort — was mag er sinnen?
Wie Grab an Grab vorüber rinnen!
„Dich sah ich einst so froh und wach,
So trutzig Dich am Jahrmarktstag,

Dein Leid hab ich mit Dir getragen
Gestillt im Tode Dein Verzagen!
Auf eure Gruft der Enkel tritt,
Und ich — noch einmal tret' ich mit!"
Nun Glockenklang verhallt — Gedränge
Verrinnt, zum letztenmale fallen
Der Kirche Thüren, in den Hallen
Ersteht die Feier der Gesänge;
Erst schwach — verstärkt — ein voller Chor;
In strenger Einfalt steigts empor.
Er hebt sich — schwillt — er ist verstummt.
Nur leise, wie die Biene summt,
Ganz leise scheint die Luft zu beten.
Am eingesunknen Leichenstein
Lehnt feiernd sich der Sonnenschein,
Und mit entblößten Häuptern treten
Die Alpen aus dem Duft hervor;
So fromm sie steh'n, so ehrfurchtshehr,
Fürwahr, es wird dem Menschen schwer,
Daß er bewußtlos glauben soll,
Wem so gewalt'ge Stimme eigen;
Wenn flüsternd bald, bald donnernd steigen
Die Laute zu der Alpen Sohn,
Er kennt ihr Antlitz, ihren Ton. —
Nur an der Jungfrau Stirne rein
Gleich aufgelöster Thränen Schein
Ein flockicht Wölkchen webt und flimmt —
Es schmilzt, es gleitet, es verschwimmt,
Und wieder stützt die hohe Frau
Mit ihrer Stirn des Himmels Bau.

Sieh dort! ein weißer Strich am Rain,
Ist's ein entfall'nes Tuch? doch nein,
Es regt sich — ist's ein irres Lamm?
Ein Vogel? Von des Hügels Kamm

Steigt's abwärts — immer näher her.
Du gutes Mönchlein kommst gewiß
Zum Gottesdienst, ein Hinderniß
Hielt Dich so lang! Der Pater tritt
Gewaltig zu — doch zeigt sein Schritt,
Sein Antlitz minder Angst als Trauer.
Wie reibt er mit dem Tüchlein weiß
Sich von der Stirn den herben Schweiß;
Naht nun der Kirche — nein, er geht
Vorüber — um die Kirchhofsmauer,
Wo dicht am Born die Hütte steht;
Pocht an die Thür, an's Fensterlein —
Umsonst — an's zweite, dritte Haus —
Da endlich streckt ein Mädchen klein
Sein sonnenbraun Gesichtchen aus.
Es deutet nach des Dorfes Rand,
Der Pater lächelt, legt die Hand
Ihr segnend auf das dunkle Köpfchen,
Bereits geziert mit Band und Zöpfchen,
Und zieht bis wo, gar schwachbelaubt,
Der Nußbaum steht, das Bärenhaupt
Geehrten Schützens Wohnung kündet.
Noch nicht? — Er zieht den Fuß zurück,
Nun pocht er, tritt nun unters Dach,
Verwundert sieht das Kind ihm nach.

Und horch, im selben Augenblick
Ertönt's vom Thurm in dumpfen Schlägen.
Der Priester gibt den heil'gen Segen,
Und dann das aufgeriss'ne Thor
Die ganze Menge läßt hervor.
Wie's strömt, wie's wogt! mit Gruß und Nicken
Die Mütter zu den Kleinen eilen,
Und hastig durch's Gedränge drücken
Sich flinke Krämer, sonder Weilen

Ihr luftig Zelthaus aufzuschlagen;
Zum Anger, wo die Stangen ragen,
Schiebt sich ein Trupp, man will doch sehn,
Welch Ziel dem Schützen — ob gegeben
Die Laufbahn frei, der Ringplatz eben?
Des Matthieu Büchse wird besehn,
Charlot reckt seine sehn'gen Glieder,
Pierre Luce blickt lächelnd und verschmitzt
Auf seine schlanken Knie, und wieder,
Wie's drüben an der Kirche blitzt,
Von Kreuz und Halsband, Strauß und Mieder!
Die Männer hell, die Weiber fein
In kosendem Geplauder schrein,
Viel blaue, grüne Röckchen wehn,
Gleich bunten Rädern sieht man's drehn,
Und Schleifen an den Hüten, stehn,
Hand in die Hüfte, Strauß im Latz,
Die Burschen keck und stämmig; alten
Gesetzten Leuten wird es schwer,
Zu keuchen durch den Strom umher.
Und wie beweglich gehn die Glieder!
Wie weh'n die Bänder — wahrlich, wieder,
Nach kaum verklungner Hymnen Ton,
Pfeift's dort ein Schelmenliedchen schon:
„Gianetta vient en beaux habits" —
O südlich Blut! o Saint Remy!
Du wunderbare Christenheit,
So fromm, und doch so schnell zerstreut!

„Hör' Rose, Rose — hier!" allein
Geschäftig schlüpft die junge Frau
Durch das Gewühl, sie lächelt schlau
Und zeigt der Zähne weiße Reih'n:
„Nachher, René! Marion, nachher —
Ich muß zu Haus, es ist mir leid!"

So eben kam ihr der Bescheid,
Ein Bruder aus Sanct Bernhard's Zellen
Begehre Botschaft zu bestellen.
Da geht sie hin — so fest und drall,
Fürwahr, nicht schlechten Mannes Weib.
Die Falten drehn in üpp'gem Fall,
Ein seid'nes Mieder schmückt den Leib.
Im Gehen sinnt sie, was der Pater
Ihr will — Botschaft vielleicht vom Vater?
Nicht zum Termin ist's an der Zeit,
Jedoch die Spende liegt bereit.
Nachdenklich an den Fingern zählend
Tritt sie in's Haus, sie rechnet fort,
Und dann: „Gelobt sei Jesus Christ!" —
„In Ewigkeiten, Frau La Borte!" —
„Bleibt still am Feuer, Herr, es ist
Ein saurer Weg, den Ihr gemacht!" —
„Ja, Frau La Borte, ein saurer Weg!" —
„Man sagt, verschüttet sei der Steg
Bei Vacherie, in letzter Nacht
Hat die Hormenta arg gewüthet!" —
„Der Herr hat Vacherie behütet.
Nur in des Pain de Sucre Paß
Hat sich ein Eisblock abgelöst,
Doch sonder Schaden." — „Vater, was —
Doch wartet" — und durch eine Thür
Schlüpft rasch sie in der Stallung Reih'n,
Wo schüttelnd schlanker Hörner Zier,
Die blanken Rinder wiederkäun.
— „Etienne, da drüben vom Hospiz
Hat sich der Bruder eingefunden.
Geh schnell — die Wolle ist gebunden,
Das Kleid liegt unten tief im Schrein.
Pierre Luce ist hier, auch Manon's Sohn;
Matthieu besah die Preise schon,

Und Alles ist ihm nachgerannt,
Man meint, der Heiland komm' in's Land!" —
„Hm," spricht der Senn' und schüttelt sich,
„Der Matthieu denkt, er kann's allein,
Doch giebt's noch Andre sicherlich!"

Verschlagen lächelnd steigt er fort,
Von Trog zu Trog, ein hübscher Mann,
Mit scharfen Zügen, raschem Blick,
Um Lipp' und Wang' ein wenig Hohn,
Savoyen's ächtgeborner Sohn.
Er wirft das Haupt und murmelt fort,
Klatscht kosend den gewalt'gen Stier —
Ein Schrei, ein Aechzen! — hin zur Thür!
Sein Weib, auf einen Stuhl gebeugt
Ficht mit der Luft wie angstverloren.
— „Was ist Dir, Rose — Rose, sprich!"
Umsonst — sie wimmert, windet sich —
„Etienne, mein Vater ist erfroren!"
Und mit dem ersten Worte schnell
Entstürzt der bittre, bittre Quell,
Und wie der Wind die Espe rüttelt,
Den ganzen Leib ein Schauder schüttelt.
Vergebens mahnt der Mönch, kein Heil —
Die Rede strömt in wirrer Eil!
Folgt ihr der Sinn? man weiß es kaum,
Die Worte schwimmen wie im Traum,
Doch leiser wird und immer leiser
Der Athem, abgestumpft und heiser
Die Stimme schwindet — sie wird schwach,
Um's Auge läßt die Spannung nach,
Ihr Mann in seinen Armen lind
Sie trägt wie ein ermattet Kind;
Und wie nach dem verstörten Paar
Die Thür sich schließt, der Mönch steht auf

Und wandelt sinnend ab und auf.
„Welch herber Kampf! in dieser Zeit
Wie schwach das Bild der Ewigkeit.
Doch sie ist jung, ihr Blut noch warm;
Bin ich denn mehr? Daß Gott erbarm!
Mein Vater starb — ich war noch klein,
Kaum denk' ich's noch — doch muß es sein,
Nicht herbres Weh die Seele leidet,
Als wenn sich Blut vom Blute scheidet." —
Deshalb — aus seines Aermels Schrein
Zieht er ein Rosenkränzchen klein
Und betet für das arme Weib,
Wie für des Abgeschied'nen Ruh,
Nimmt einen Bissen auch dazu;
Denn ganz ermattet ist sein Leib,
Er hat in Eil und unbedacht
Sich nüchtern auf den Weg gemacht.
Und seinen schmerzgewohnten Sinn
Nahm nicht so ganz die Scene hin,
Daß er nicht denkt in seinem Muth
Das Brod sei frisch, die Butter gut.
Dann meldet er des Hauses Wirth,
Wie sich der alte Mann verirrt.
„Ja," spricht der Senn' und blickt zurück,
„Bei allem Unglück doch ein Glück!"
Doch kündet Alles in dem Mann
Die schwerbezwung'ne Regung an;
Verstohlen stützt er an die Wand
Den Körper, bleich ist sein Gesicht.
„Jetzt holen wir den Vater, nicht?" —
Und bald mit Nachbarn, die in Hast
Verlassen Tisch und Jahrmarktsgast,
Ist wieder Etienne zur Stelle.
Nachdenklich schaut der Mönch den Trupp,
Geschmückt mit Bändern, Strauß und Flittern,

Wie die gebräunten Züge zittern,
Wie, rollend ihrer Augen Kohlen,
Sie Leichentuch und Bahre holen,
Und nun von Lachen, Spiel und Schmaus
Die Reise geht in's Todtenhaus.
O stummer Rede Allgewalt!
Man schreitet an; „halt," ruft es, „halt,
Ich komme schon!" und Rose tritt
Mit ihrem Strohhut in die Thür.
Verwundert blickt der Mönch empor:
Ein andres Wesen wie zuvor!

Vom Dorfe drunten Jubelschrein
Der Armen schrillt durch Mark und Bein:
„Ha Nouschran, Prince de Savoye!"
Doch bald verschwindet Saint Remy.
Um den bejahrten Fichtenwald,
Der schützend über's Thal sich streckt,
Die Nebel füllen jeden Spalt,
Wie Nadeln in den Schleier steckt
Ein schönes Weib. O Waldesruh,
Bist du nicht schön — o Wildniß du,
Wenn still du schaust, im Sonnenduft,
Der Drance muntern Sprüngen zu,
Wie dort im kleinen Wasserfall
Sich Zweig und Gräser plätschernd bücken!
Der fromme Morgen scheint das All
Sehnsüchtig an die Brust zu drücken,
Aus dem Gestrüppe Fingerhut
Bedächtig streckt die rothen Glocken;
Der Steinbruch hält sich fest und gut,
Das Geisblatt windet sich erschrocken;
Und dort zur Rechten, über'm Rain
Zeitlosen, mit erneu'ter Kraft
Verhauchten Lila's Schimmer streu'n,

Und drüber hebt den Purpurschaft
Die Orchis, wie ein schlanker Knabe
Zur Heerde schaut von seinem Stabe. — —

Steil wird der Pfad, die Wand'rer glüh'n,
Quarzhelle Blöcke reih'n sich dichter,
Mit jedem Schritt das Leben weicht,
Im Walde lichter wird's und lichter,
Bis nun verkrüppelt und gebeugt,
Am braunen Grund die Fichte kreucht.

Ha, Vacherie — hier weilt der Zug.
Auf einen Schemel Rose sinkt.
Des Bechers Labe kreist, sie trinkt
Zwei Tropfen nur, es ist genug.
Verschluckter Thränen Bitterkeit
Hat sie getränkt die ganze Zeit.
Vor ihren Blicken schwimmt der Steg,
Wie seltsam blendet sie das Licht!
Nicht weinen will sie vor den Leuten,
D'rum meint sie auch, sie weine nicht.

Einsam und traurig wird der Weg,
Nur halbverdorrte Stämme deuten
Mit Spitzen, karg und frostgepreßt,
Des matten Lebens Ueberrest.
Und d'rüber nichts als Hänge, wüst,
Baumlose Steppe, haidicht Moor,
Kein Vogel, der das Blau begrüßt,
Kein Kraut aus Klippenspalt hervor —
Ein Schweigen, dem erliegt das Ohr!
Des ew'gen Winters Region,
Man naht sich ihr, man fühlt sie schon.
Stumm keucht der Zug und mühsam dort
Etienne zu Rose spricht ein Wort:

Sie nickt betäubt und wandelt fort.
Ein Ton, ein Lebenszeichen — seh't,
Um jene Klippe krächzend dreht
Der Rabe sich! viel besser doch,
Als solcher Ruf, die Stille noch!

Ein Felsenriß — doch nein, die Bahn
Erweitert sich, schon ist erreicht
Des Donnergottes kleiner Plan;
Hier rastet man und athmet leicht,
Und an den Pfahl, der buntbekleidet
Sardinien und Wallis scheidet,
Lehnt sich die Frau — tief unten zeigt
Sich Ferret's Thal, und riesig beugt
Montblanc den grauen Nacken vor.
Ringsum nur todtes Chaos starrt,
Wie eine Welt, die ausgewettert
Den neuen Schöpfungstag erharrt.
Ja ward, wie zeugt des Römers Mund,
Die Wildniß dem Carthager kund,
Fürwahr manch' punisches Gebein
Bedeckt so wüster Leichenstein.
Vom Herde fern welch' trostlos Grab!
Kein Thau noch Regen kommt herab!
Schlaft wohl! zum letzten Mal für heut'
Seh'n sie den Grund, die Steppe heut
Nur fürder Schnee, wohin man blickt,
Von schwarzer Trümmer Wust gedrückt;
Und ruckweis durch des Felsens Glieder
Der Wind pfeift seine wilden Lieder,
Auch eine Wolke träumt mitunter
Am kalten Horizont hinunter,
Und leichter wird das Blut bewegt,
Da etwas außer ihm sich regt.
Nur nicht gesäumt, was Jeder kann

Den Fuß beeilt, voran, voran,
Schon ragt das letzte Felsen-Mahl,
Schon langsam öffnet sich das Thal
Und drüben liegt — das Hospital! [1]

[1] Den Schluß des Gesanges und des ganzen Gedichts, worin erzählt wird, wie Rose und Etienne den Vater durch die Pflege und Sorgfalt der Mönche ins Leben zurückgerufen, den kleinen Henry wohlauf mit Barry spielend finden, ist dem Herausgeber leider nicht gelungen, sich aus dem Nachlasse der Dichterin zur Veröffentlichung zu ermitteln.
A. d. H.

Des Arztes Vermächtniß.

So mild die Landschaft und so kühn,
Aus Felsenritzen Ranken blühn;
So wild das Wasser stürmt und rauscht,
Und drüber Soldanella[1] lauscht!
Nichts, was ein wundes Herz so kühlt,
Als Bergesluft, die einsam spielt,
Wenn Maienmorgens frische Rosen
Mit Fichtendunkel flüsternd kosen.
Wo überm Wipfelmeer das Riff
Im Aether steht, ein flaggend Schiff,
Um seinen Mast der Geier schweift:
Tief im Gebüsch das Berghuhn läuft,
Es stutzt — es kauert sich — es pfeift
Und flattert auf; — ein Blättchen streift
Die Rolle in des Jünglings Hand.
Der schaut, versunken, über Land,
Wie Einer, so in Stromes Rauschen
Will längst verklungner Stimme lauschen.
Er ruht am feuchten Uferrand. —

[1] Soldanella alpina, Alpendrotteiblume.

In seinem Auge Einklang liegt
Mit dem, was über ihm sich wiegt,
Mit Windgestöhn' und linden Zweigen:
Was ist ihm fremd, und was sein eigen?
Gedankenvoll dem Boden ein
Gräbt Zeichen er mit spitzem Stein
Und löst gedankenvoll das Band
Am Blatt, wo, regelloser Spur,
Ach! eine Hand, zu theuer nur,
Vertraut gestörter Seele Leiden,
Die Wahr und Falsch nicht konnte scheiden.
Und will er — soll er — dringen ein
In ein Geheimniß, das nicht sein?
Es sei! es sei! die Hand ist Staub,
Und ein Vermächtniß ja kein Raub!
Dann — Wasser, Felsen, Alles schwand.

„Ich war noch jung; o Zeit, entflohne Zeit!
Wohl vierzig Jahre hin, mir ist's wie heut.
Ein frisches Wasserreis war ich, im Traume
Von Blüthe, Frucht und tausendjähr'gem Baume.
Ein Flämmchen war ich, lustig angebrannt,
Mein Sohn, nicht Schlacke, wie du mich gekannt.
Ach! damals hatte fremde Sünde nicht
Gelegt auf meinen Nacken ihr Gewicht.
Klar war mein Hirn, die Seufzer durften ruhn:
So war's, so war's, und anders ist es nun.
Der dunkle Mann — das Bild, das mich umkreist —
Ich sage nichts, mein Sohn, was du nicht weißt.
Zu Nacht mein Auge fand das deine offen,
Dein sorglich Ohr mein Aechzen hat getroffen,
Wenn Mißgeschick in Sünde mit zerfleußt,
Zur Gegenwart wird die Erinnerung.
Alt bin ich, krank, umdunkelt oft mein Geist,
Das kennst du nicht, du bist gesund und jung.

Am zwölften Mai, bei einsam tiefer Nacht,
Nach einem Tag, ich hatt' ihn froh verbracht
Auf Waldeshöhn, die, wimmelnd von Gesindel,
Zum Aether strecken ihrer Fichten Spindel,
An Böhmens Grenze eine starre Wacht:
Dort nahm, der Wissenschaft und Armuth Sohn,
Ein kleines Haus mich auf seit Wochen schon,
Wo Kräuter suchend zwischen Fels und Gründen
Die Einsamkeit ich traulich konnte finden.
Am zwölften Mai, wo das Geschick mich traf —
Auf meinen Wimpern lag der Jugend Schlaf,
Doch ruhig nicht, mein Traum war wie im Fieber —
Am Felsen stand ich, Adler kreisten drüber;
Mir näher, näher aus dem tiefen Grau,
Der Flügel Schlag, ich hört' ihn ganz genau
Und hört' es immer, als der Traum zerrann.
Vernahm ich's wirklich? Und was war es dann?
Den Athem haltend, lausch' ich vorgebeugt,
Und wahrlich — zweimal — dreimal — nah der Wand
Pocht es vernehmlich an des Fensters Rand.
Dann Schatten seh' ich vor der Scheibe schwanken,
Ein langer Arm, ein dunkler Finger steigt;
Ich war noch jung, wie Pulver die Gedanken,
Wenn aufgeregt, erkannten keine Schranken.
Man weckt den Arzt um Mitternacht so leicht:
Gewöhnlich fänd' ich's jetzt, dort wunderbar;
Doch Jugend schäumt entgegen der Gefahr,
Und ohne Sprudel ist kein Trank ihr klar.

So war's nur Neugier und verwegne Glut,
Was durch die Adern trieb das üpp'ge Blut,
Als ich verlassen jener Hütte Frieden
Um einen Wunden, wie man mich beschieden,
In jener Nacht so schwarz und schauerlich,
Daß nicht ein Glühwurm durch die Kräuter schlich;

Des Grases Knistern nur, der schwache Hauch
Des eignen Athems brach die Stille auch.
Vor ging ein Mann, und Einer nach mir schritt.
Ich sah nur Grau in Grau und tappte mit,
Als wir dem Bergwald zogen stumm entgegen,
Gleich Kohlenstämmen unter Aschenregen.
Zuerst ein Weiher kam, und dann ein Steg,
Dann ging es aufwärts halb verwachsnen Weg;
Im tiefern Grau verschwammen die Gestalten;
Nur selten zeigten mir des Waldes Spalten
Noch meines Vormanns untersetzten Bau.
An einer Klippe meine Führer halten,
Und ich mich wende zu verstohlner Schau.
Nur dunkle Massen rings — wo mag ich sein?
Da über mir hört' ich die Eule schrei'n
Und dachte noch, ihr Nest liegt im Gestein.
Doch dort und dort und dorten überall,
Entlang die Waldung, gellt's im Wiederhall,
Ringsum die Zweige knistern wie im Brand,
Vor mir ein Mantel, drüben eine Hand,
Dann über meine Schulter es sich stemmt,
Und eine Binde hat den Blick gehemmt.
Der Boden schwindet; eh' ich mich gefaßt,
Ein Roß trägt schnaubend fürder seine Last.

Mir war doch schwül, als ich zum Zügel griff;
Seekranken war mir's gleich auf leckem Schiff.
Verwirrung hatte mich betäubt, zum Heil,
Sonst hätt' ich mich gefürchtet, als so steil
Pfadlosen Weg betrat des Thieres Fuß,
Wo ich nur klammernd mich erhalten muß,
An seine Mähne mein Gesicht gelegt,
Daß mir des Thieres Schweiß vom Kinne rann.
Ich hörte, wie, von seinem Huf geregt,
Des Weges Steine langsam rollten, dann

Von Klipp' zu Klippe sprangen, bis zuletzt
Der Schall im Nachhall schwand. Ich hörte jetzt
Ob meinem Haupt die Wasser niederrauschen,
Daß zarter Regen mein Gesicht benetzt.
Oft warnte eine Stimme mich in Hast:
„Dich vorgebückt!" und über meinen Nacken
Strich sich ein breiter Ast mit trägem Knacken.
Entferntem Knalle glaubt' ich oft zu lauschen,
Der Boden einmal klang wie Estrich fast;
Was weiß ich, meine Phantasie war reg' —
Doch immer seltsam blieb und schlimm der Weg.
So öde war mein Hirn, gedankenleer,
Die Zügel ließ ich, oft dem Falle nah,
Dann wieder kehrte das Bewußtsein schwer,
Mit angeklemmten Gliedern saß ich da
Und log, von Sorge überschlau gemacht,
Ein heitres Angesicht der finstern Nacht.
Wie lange so, vermag ich nicht zu sagen.
Mir ist wie dem, der aus dem Schlaf erwacht:
Ihm scheint's vom Abend ein Moment zum Tagen,
Doch blieb ihm das Gefühl entschwundner Zeit,
Und öfters übers Ziel ihn führend weit,
Daß er die Sonne sucht um Mitternacht.
Ja! sinn' ich, was noch all sich zugetragen,
Bevor es tagte, hat die Fahrt wohl kaum
Gefüllt aufs längste einer Stunde Raum.
Dann stand das Thier, und Arme fühlt' ich wieder;
Nun schwebt' ich in der Luft, nun ließ mich's nieder;
Und tiefer in der Brust der Athem glitt,
Als Grund, als festen Grund mein Fuß beschritt.

Voll Schwindel war ich, halb bewußtlos noch,
So griff ich nach der Binde; hastig doch
Mich faßte eine Hand, die war so stark,
Der leichte Druck mir rieselte ins Mark.

Und weiter, weiter durch bethautes Kraut;
Man wandte rechts und links und sucht' zu meiden,
Was, weiß ich nicht; doch konnt' ich unterscheiden
Im Gras verstreuten Schutt, hier ward gebaut.
Dann Stufen ging's hinunter, seltsam hallend,
Und immer tiefer eine lange Reih'.
Ich stütze mich auf Mauern, morsch, zerfallend,
Hier klang der Athemzug, ein halber Schrei;
Zur Seite hör' ich's tröpfeln, wie vom Regen —
Ich räuspre — und es schmettert mir entgegen —
Des Kleides Reibung flüstert am Gestein —
Dies mußt' ein lang und tief Gewölbe sein.
Vor Allem seltsam war's, als, unterm Grund
Auftauchend, Schritte rechts sich gaben kund.
Wie Schmiedehämmer pocht' es um und neben;
Die eingepreßte Luft, es trog mich nicht,
Ich fühlte um Gesicht und Brust sie beben.
Doch ferner, schwächer schon der Schall sich bricht.
Nur immer weiter, wie die Wege drehn,
Und bald verschwimmt das Klirren, Rufen, Gehn
In ein Geschwirr, dem Hall des Wassers gleich,
Wenn's niederrauscht in einer Grotte Reich.

Oft sinn' ich, wie mir Alles noch so klar;
Ich war betäubt, drum scheint mir's sonderbar.
Ja, Angst ist fein, und schier bewußtlos doch
Mechanisch sammeln ein die Sinne noch.
Nun stand mein Führer: schwere Riegel klirrten,
Schnell schwand das Tuch, und schneller vors Gesicht
Schlug ich die Hand, mich blendete das Licht,
Man sprach zu mir, ich sah und hörte nicht;
Von allen Seiten bunte Spiegel flirrten:
Es that der Binde Druck, denn da's zerging,
Ein einsam Lämpchen nur im Winkel hing,
Wo einer Scheibe vieldurchlöchert Ziel

Das Erste war, was mir ins Auge fiel.
Und als ich noch dem Schwindel kaum entrann,
Zu einer Wölbung zieht man mich hinan,
Bis dicht vor meinen Füßen liegt ein Mann.
Und dieser ist's? vom groben Pelz bedeckt?
So ausgespannt, wie sich die Leiche streckt?
Und Diesem soll ich helfen? Wenn ich kann.
Ich sah den halbentblößten Fuß, die Hand,
Kalt, todtenfahl, erschlafft der Muskeln Band;
Ich sah recht um der Lunge Sitz das Tuch,
Wodurch ein Streif sich naß und dunkel wand;
Ich sah das schwarze Blut am Boden hier
Und weiß nicht, wo ich die Gedanken trug.
Gleich einer fremden Stimme sprach's aus mir:
„Bei Gott! bei Gott! bei Gott! der hat genug."
Ob man's vernommen hat? ich glaub' es kaum;
Mich dünkt, gemurmelt hab' ich wie im Traum.

Ein Schimmer jetzt auf den Enthüllten fällt,
Auf Züge, edel, doch gefällig nicht.
Dies Auge kalt und unbezwungen bricht,
Da sich dem Tod zum Kampf die Seele stellt.
Vor Grimm dies Antlitz schien mir zu erbleichen
Um einen Gegner, dem es jetzt muß weichen.
Kraftsammlung, tiefes Brüten, sollt' man glauben,
Bewegung ihm und Sprache müsse rauben;
Und drüber, wahrlich, noch ein Hauch sich rührt
Von dem, was Herzen anlockt und verführt.
Ich sah wohl, wie es mit uns Zweien stand,
Mit mir und ihm, wir beid' an Grabes Rand,
Da hab' ich auch gefühlt zu diesem Mal,
Wie Todesangst in vollem Laube thut.
Man meint, am besten sei's so kurz und gut,
Bevor uns Krankheit Zoll um Zoll verzehrt;
Glaub mir, es ist 'ne wunderliche Wahl,

So um sich, neben sich kein Fußbreit Raum,
Und überm Haupt an Einem Haar das Schwert —
Fürwahr, die Zunge klebte mir am Gaum!
Vielleicht dem Fischer mag ich mich vergleichen,
Der sonder Nahrung im verschlagnen Boot
Die Möve streifen sieht und an dem bleichen
Gewölk aufzucken ferner Blitze Roth,
Gleich nah dem Abgrund und dem Hungertod.

Doch die Besinnung kehrte mir zum Heil,
Auch etwas Muth und eben List genug;
Ich konnte fragen in geschäft'ger Eil'
Nach jener Waffe, so die Wunde schlug.
Der Führer sprach — fürwahr, ich weiß nicht, was.
Mein Blick hing an des Kranken Muskelspiel:
Die Lippe bebt, das Auge hat kein Ziel.
Auf seinen Busen legt' ich meine Hand
Und fühlte, wie der Herzschlag kam und schwand,
In Stößen bald, dann wieder träg' und laß;
Da grade ward das Eisen mir gereicht,
Ein Messer aus dem Küchenschrank vielleicht,
Mit einer Schling', es an die Wand zu hängen;
Das Ansehn einer Waffe hat's zumal,
Die man ergreift in Angst und Todesqual.
Ich fühlte wohl, wie mein Gesicht erblich.
Und als der Klinge blutgefärbte Längen
Am Ermel auf und ab der Führer strich
Und recht, als ob ihn wilde Lust beschlich',
Nun spielend zuckt' und ausholt' gegen mich:
Es war mir doch, als dringe ein der Stich.
Verbergen wollt' ich meiner Kniee Schwanken
Und suchte nach des nächsten Schemels Halt,
Man sollte wähnen, sorglos, in Gedanken:
Da traf ich eine Hand, so feucht und kalt;
Doch jene nicht der kämpfenden Gestalt,

Nein, neben mir, daß Arm an Arm sich drücken,
Sitzt eine Frau, das Auge wie von Stein,
Auf Den gewendet, der dem öden Sein,
Es scheint, mit sich zugleich sie wird entrücken.
Im Antlitz lag so tiefer Seelenschlaf,
Wie nie bei Kranken ich, noch Irren traf;
Die Stirn — ein Gletscher klar im Alpenthal,
Durchkältend uns mit dem gefrornen Strahl;
Dies Auge, seltsam regungslos und doch,
Erloschen gleich, voll todten Lichtes noch.
Nicht Wahnsinn war's, doch Schlimmres, was ich sah;
Und mich bezwang's, daß ich vergaß, was nah.
Zudem da dämmernd, dämmernd, halb gefühlt,
Wie Wetterleuchten die Erinnrung spielt.
Dies Antlitz ist — und doch ein Andres ganz,
Ich hab's gesehn, es war im höchsten Glanz.
Und wo? Und wo? Halt an! Wie fuhr ich auf!
Mein Führer zupfte an der Binde Knoten.
Ward der gelöst und frei des Blutes Lauf,
Gewiß, nichts Gutes ward mir dann geboten!
Was wär' ich jetzt? Ein Schattenbild, deß dann
Gedenkt noch hier und dort ein alter Mann.
Und du, mein Sohn? Was die Atome sind;
Sonst andrer Mann, und andren Mannes Kind. —
Ach, alles Leben ist wie Schaum und Duft!
Und doch hat jede Stunde ihre Pein.
Die Enkel treten meiner Freunde Gruft;
Wo bist du, Eduard? ich bin allein —
Ach Gott! mich quälen meine Träumerein."

Hier folgt ein Blatt, bekritzelt und zerpflückt,
Quer übern Raum die wilden Schnörkel fahren,
Mitunter Striche, durchs Papier gedrückt,
Gepreßter Finger Zucken offenbaren.
Der Jüngling seufzt und wendet rasch das Blatt.

Hier steht's: „Mir war nicht wohl, nun bin ich matt,
Fürwahr, fürwahr, und auch des Lebens satt.
Doch weiter — da du's wissen mußt, mein Sohn —
Naphtha bekam der Kranke, sagt' ich schon;
Was soll man sonst in solcher Noth verschreiben?
Noch einmal wollt' ich künstlich Feuer treiben
Durch seine Adern, ob sich mir vielleicht
Indeß, der Himmel weiß, welch Ausweg zeigt:
So jung noch sollt' ich in der Schlinge bleiben?
Ein junges Blut ist hoffnungsreich und leicht.
Ich gab ihm Naphtha; bis die Wirkung kömmt,
Laß ich verstohlen meine Blicke streifen;
Die Dämmrung ferner nicht das Auge hemmt,
Es möchte jeden Gegenstand ergreifen.
Ich war in einem dunstigen Gemach,
Langsame Tropfen glitten von den Wänden;
Aufrecht gestellt träf' ich der Wölbung Dach;
Ob dies die Werke sind von Menschenhänden?
Zu schlecht zum Keller und zu gut zum Stollen:
Was mögen diese langen Zapfen sollen?
Ich meinte Stalaktiten; in der That,
Die erste Höhle war's, so ich betrat.
Und rings, wie zu gemeiner Maskerade,
Hing's überall in schmutziger Parade:
Ein Bauernkittel und ein Mönchsgewand,
Soldatenkleider, Roßkamms langer Rock,
Beim Judenbart des Aelplers Hakenstock,
Und gleich am Lager mir zur rechten Hand
Hier ein Gewehr von Damascirung falb,
Ein andres dort, beschmutzt, zertrümmert halb.
Auch nicht zu fern auf rohbehau'nen Stein
Die Lampe warf den halbentschlafnen Schein
Aus einer Schale, wie mich dünkte, reich
Mit Wappen oder Bildern ausgeziert.
O, daß man mich an diesen Ort geführt,

Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich!
Denn wie man die Umgebung so vergaß,
Nachlässig war es über alles Maß!

So irrend trifft mein Aug' auf jene Frau;
Sie ist verwandelt — in den schönen Bau
Kam Leben, aber erst wie Dämmerlicht
Sich mählich, mählich, durch die Nebel bricht.
Sie sitzt nicht mehr, sie hat sich aufgerichtet,
Hält mit der Hand des Kranken Haupt gelichtet,
Sie blickt wie ein vom Schlaf erwachtes Reh.
Auf ihre Wange zog ein zarter Schein,
Wie Morgenhimmel, wogend übern Schnee,
Ihm seine lichten Spuren drückte ein.
Nun hebt den Arm sie, rückt die Locken, ja!
Da plötzlich tritt mir die Erinnrung nah,
Wien, Carneval, der Maskenball sind da.
Um diesen Nacken Perlenschnüre spielten,
In diesen dunklen Locken lag ein Kranz,
Es war, als ob auf sie die Fackeln zielten,
Wenn sie vorüberglitt, ein Lichtstrom ganz.
Noch seh' ich, wie der milde Kerzenschein
In Atlasfalten schlüpfte aus und ein,
Wie eine Rose sich, gelöst vom Band,
Ob ihrer Augen Bronnen schien zu bücken.
Sie war das schönste Grafenkind im Land:
Dennoch ein Etwas lag in ihren Blicken,
Als ob sie Alle dulde, achte Keinen,
Der schöne Mund geformt schien zum Verneinen:
Nicht Härte hab' ich's und nicht Hohn genannt,
Jedoch zu allernächst es beiden stand.
Man sagte mir, dies wunderschöne Bild,
— Vertraute Stimmen wurden drüber laut,
Für Herzensschwächen ist die Menge mild —
Man nannt' es eine unglückselge Braut.

Der Mann, dem Elternwille sie versprach,
Er legte selbst den Grundstein seiner Schmach,
Als er mit ungestümer Grille Hang,
Wie Schwache gerne keck und seltsam scheinen,
Dem Fremdling auf sich zum Genossen drang,
Der sich am mindesten ihm mochte einen,
Der zehnfach schöner, tausendfach so kühn,
Mit Sitten, die beleid'gen und verführen,
Genau gemacht, ein starkes Herz zu rühren,
Geheim, man wußt' es, ließ die Braut erglühn;
Der folgt' sein Blick, wie dem Kometen klar
Die Seuche und das segenlose Jahr.
Von beiden Männern dort ich keinen sah,
Gefährlich war der Fremde oder nah,
Von ihm man flüsterte; mit offnem Hohne
Den Grafen macht zum albernen Patrone.
Parteiisch man des Weibes Fehl vergaß,
Nur Männer wurden laut dort, wo ich saß.
Mir schien sie stolz, weit über Ziel und Maß,
Und minder trauernd auch als still entbrannt,
Dem Himmel zürnend, Andern, ihm und sich,
Daß er's gewagt, daß er den Schlüssel fand,
Zum mindesten so wirkte sie auf mich.
Doch all mein Sinnen hielt sie so gebannt,
Um sie das Fest vor meinem Auge schwand;
Und als sie zeitig ging, da ging auch ich.
Drei Jahre waren hin, seit dies geschah;
Und jetzt an sie mich mahnte, was ich sah,
Wie Steingebilde, übers Grab gestellt,
An jenes mahnt, was unter ihm zerfällt,
Wenn Seele fordernd stehn die Formen da.
— Es pickt der Fink am Auge regungslos,
Und ruhig wächst auf ihrem Haupt das Moos —
Nur wenig minder Todtes war mir nah.
Im dunklen Blick, so überreich gewesen,

Doch Eins noch war aus jener Zeit zu lesen:
Verhärtet Dulden — ob von Haß getrennt?
Zu tief versenkt lag's in dem tiefen Blau.
Ich sann, und daß ich's that in dem Moment,
Bezeugt, wie seltsam fesselnd diese Frau.

Des Kranken Muskeln, todtenbleich erschlafft,
Indeß hat aufgespannt des Aethers Kraft;
Nicht all so stier das Auge glänzte mehr,
Den Arm sah ich ihn heben minder fahl,
Das Haupt verrücken auch nach eigner Wahl
Und Zeichen geben, wie ihn dürste sehr.
„Wird's besser?" sprach mein Führer, „kömmt er auf?"
Ich nick'. Er gähnte, dehnte sich, stand auf
Und stapfte fort; die Freude schien nur klein,
Und locker hier der Schlimmen Band zu sein.
Mir war's wie ein Gewitter, das verzog,
Als er so langsam um die Ecke bog
Und träge schob die langen Glieder vor.
Ich hört' ihn rauschen durch Gerüll und Sand,
Dann seitwärts, ferner dann, dann ging ein Thor;
Ich lauschte, lauschte, lauschte — Alles schwand.

Und Muth nun, Muth! der Augenblick ist mein:
Ich muß ihn halten oder gehn verloren;
Noch einmal flammt, dann lischt das Meteor!
Ich war allein, mit jener Frau allein.
Sprach ich zu ihr? Sie blickte nicht empor,
Ihr Auge will sich in den Estrich bohren,
Kaum athmet sie; mir Alles deuten muß
Auf Schweigens tief verhärteten Entschluß.
Ob sie mich sieht? Sie scheint betäubt zu sein,
Und „hört mich, schöne Frau!" Sie regt sich — nein.
Und wieder „hört mich, schöne Frau!" Sie schweigt.
Ganz sacht erheb ich mich — was rauscht, was steigt

Im Winkel dort! Ein Fleck, ein Schatten, ha!
Nun rückt es vor — und nun, nun steht es da!

Ungern gedenk' ich deß, den du wohl weißt,
Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,
Auf meine Scheitel legt die heiße Hand,
Ungern gedenk' ich deß, der vor mir stand.
Ihn zu beschreiben, unnütz wär's und kühn.
Du willst mir's hehlen, Sohn! doch sahst du ihn,
Als lang und bleich zu deinem Bett er trat;
Er rührte dich, du zucktest wie gebrannt,
Du zucktest, ja du zucktest in der That,
Und seufzen hört' ich dich in jener Nacht;
Mich schlafend meintest du? Ich hab' gewacht!
Ob nicht ein Sternbild seine Augen scheinen,
Das über Klippen steht und dürren Hainen?
Die Wimper schattet seiner Züge Bau,
Wie übers Leichenfeld sich senkt der Thau:
Was er verbrach, Gott mög' ihm gnädig sein!
Und Eine That, der mög' er ledig sein!
In dieser Brust wohl keimte gute Saat,
Ob mir's verborgen blieb, was sie zertrat.
Ich sprach zu ihm, nicht nur, was ich beschloß,
Geheimes selbst mir von den Lippen floß:
Ein Pilger, der, in Räuberhand gefallen,
Hört plötzlich nahe Wanderlieder schallen,
Dünkt minder sich des Nahenden Genoß.
Seltsam gewiß, wie ich so ganz vergaß,
Daß er im blut'gen Rath mit jenen saß.
Ich ward gehört, und ob kein Wort er sprach,
Nur tiefer legte seiner Wimper Hag:
Sein Schweigen selber meine Zweifel brach.

Was dann dem Kranken er geflüstert hat,
Erwiedert' dieser auch mit Zeichen matt:

Nur wenig Laute kamen an mein Ohr;
Einmal der Wunde zuckte doch empor.
Die wilde Fassung, so sein Antlitz sprach,
Doch unwillkürlich sich in Schauder brach,
Und noch zu bergen sah ich ihn bedacht,
Was selbst den Wurm im Staub sich krümmen macht:
Ich wußte, daß der Tod ihm angesagt.
Den Namen jener Frau dann hört' ich nennen
Und einen Laut sich von der Kehle trennen,
Gewaltsam zwar, so hohl und heiser doch,
Wie ihn die Woge ächzt im Klippenloch.
Mit raschem Flüstern ein der Andre fällt,
Was Wildes seiner Stimme war gesellt;
„Sie folgt dir!" Ein dann eine Pause trat,
Und dann, und dann — hält um den Arzt man Rath.
Alsbald der Jüngre hatte sich gewandt,
Daß beider Antlitz mir in Schatten stand.

Was meinst du, was durch meine Adern bebte,
Als überm Haupt des Richters Stäbchen schwebte?
Nur Lispeln hört' ich, wie die Pappel rauscht,
Doch Angst dem Lispeln selber Deutung gab;
So feinen Ohres hab' ich nie gelauscht.
Es stieg und sank, mit einem Mal brach's ab,
Und plötzlich eine Hand sich aufwärts ruckt,
Die winkt und winkt und nach der Pforte zuckt.
Dann fiel sie schlaff hinab — es war vorbei —
Gott lösche ihm die Schuld! er gab mich frei!

Der Jüngling blickte auf den todten Mann,
Wie sehr er ihn geliebt, man sah's ihm an.
Doch Etwas lag im Auge offenbar,
Was dämpfen mochte allzu herbe Glut;
Mich dünkt, so blickt man auf verwandtes Blut,

Deß Schmach uns bittrer als die eigne war,
Wenn's endlich ruht im Sarge, schandebaar.
Nur ein Moment noch, wo er stand und sann,
Und einen Eid ließ er mich schwören dann,
Des Räubers Fluch, daß sinne ich Verrath,
Geschick mich treiben soll' zu gleicher That,
Und diese Höhle sei mein letzter Rath;
Ich soll' den Wald, mich drin zu bergen, suchen,
Den Menschen nahn, damit sie mich verfluchen,
Am schrecklichsten mir sei der Heimath Licht
Und tödtend meiner Mutter Angesicht, —
Matt war sein Ton, das Ende hört' ich nicht.

Und fort nun, fort! Was ward aus jener Frau?
Sie ruhte jetzt, gleich Schlummernden genau,
Das Haupt im Schooß, mehr ist mir nicht bewußt,
Die Eil' den Athem schnürte in der Brust;
Und fort nun, fort! Geblendet wie zuvor,
Durch manche Krümmung ging's und manch ein Thor;
Voran der Jüngling zog in Hast mich nach,
Einmal nur Bretterwand uns schien zu scheiden
Von Gläserklang und ausgelaßnen Freuden.
War etwas minder tobend das Gelag,
Ich hätte wohl verstanden, was man sprach.
Hier war von einem Quell der Weg durchschnitten,
Geräusch zu meiden wir behutsam schritten;
Und nun hinauf, die Hand dort angeklemmt,
Den Kopf gebückt, und hier den Fuß gestemmt,
Die Mauern bröckeln, rieseln uns entgegen;
Wir rutschen lang', oft an den Grund uns legen,
Mein letzter Griff in Kräuter war und Gras.
Nun noch ein Schwung: ich stand in freier Luft.
Noch wenig Schritt', hier wehte Flieder duft:
Auf meines Führers Ruck ich niedersaß,

Zwei Worte sprach er, die ich nicht verstand.
Dann plötzlich schwand aus meiner seine Hand,
Mir war nicht wohl zu Muth, ich war allein!

Vor Einer Stunde hätt' ich nicht gedacht,
Als jedes Auge schien 'ne grimme Wacht,
Daß Einsamkeit mir peinlich könnte sein.
Ich saß am Grund wie ein verspätet Kind,
Das rispeln hört den Wolf, die böse Fee
In jedem Strauch. Wenn reger strich der Wind,
Ein Halm mich rührte, wenn in meiner Näh'
Ein Vogel rückt' im Nest, die Brut zu decken:
Zusammen fuhr ich in geheimem Schrecken.
Doch Alles ruhig, nur die Fichten rauschen,
Und eine nahe Quelle murmelt drein.
Die Zeit verrinnt, es wächst, es wächst die Pein.
Was knistert dort? Ein Hirsch, vielleicht ein Reh,
Das nächtlich Nahrung sucht, so mußt' es sein.
Am Zweige hört' ich's nagen, schnauben, lauschen,
Dann sprang es fort; — gekauert saß ich da,
Denn plötzlich waren Männertritte nah.
Und vor mir im Gesträuch es knackt und bricht,
Die Zweige schlagen feucht an mein Gesicht.
„Ist's hier? Nein, dort, es ist die Stelle nicht."
Kaum hielt ich mich, daß nicht ein Schrei entfuhr,
Ja, mühsam ich des Athems Keuchen zwang.
Sie stöbern, wie der Hund auf Wildes Spur,
Um manchen Baum und das Gebüsch entlang;
Dann endlich gehn sie, schleifen etwas nach,
Das dicht vor mir im Strauch verborgen lag.
Dem Himmel Dank! mir ward die Seele wach;
Es war gewiß, sie wußten nichts von mir.
Was sie gesucht, nie hab' ich dran gedacht;
Vielleicht ein Raub hier ins Versteck gebracht.

Ich dacht' und wünschte Eins, den Jüngling hier,
Der mich geleitet, und er war mir nah;
Kaum sind die Andern fort, so steht er da.

„Zu Pferd! zu Pferd! es ist die höchste Zeit!"
An mir gewiß nicht lag's, ich war bereit,
Saß auf, und über Stock und Stein wir traben
Wie Solche, die den Feind im Nacken haben;
Nie macht' ich gleichen Ritt. So Nebel fliehn,
Wenn Stürme über braune Haiden ziehn,
So Schwalben, wenn die Wolke murrt und droht;
Am Sattel mich zu halten that wohl Noth,
Da wahrlich schlimmer als zuvor der Weg,
Wenn ich so nennen soll, wo weder Steg,
Noch Hag uns Hemmung schien: dies Wege waren,
Die heute wohl und nimmermehr befahren.
Bald rechts, bald links; bald offen schien das Land,
Bald peitschten Zweige mir Gesicht und Hand.
Den Führer nur verrieth des Hufes Ton;
Zuweilen doch, wenn stutzt das Roß im Trab,
Macht Sätze gleich dem Hirsch, und wenn's bergab
Sich kunstreich stemmend gleitet auf den Eisen,
Ist ihm ein kurzer Warnungsruf entflohn.
Der Lärm bringt alle Vögel aus den Gleisen:
Das flattert, zirpt, mich Aeste blutig färben,
Fürwahr! ich dachte auf dem Thier zu sterben!
Es war ein Hexenritt. Doch lange nicht,
So stand das Roß; mein Führer sprach: „Steig ab,
Der Mond ist auf, wir müssen Bahn uns brechen."
Die Binde fiel, ich sah ein sanftes Licht;
Doch Jener trieb: „Voran! voran! voran!"
Und drängte ins Gebüsch so schwarz und dicht,
Wo Dorn und Ginster uns die Ferse stechen.
Doch endlich dämmerts, und nun kam heran

Zuerst ein Strahl und dann durch Waldeslücke
Der ganze Mond auf seiner Wolkenbrücke.
Dann standen wir am Hange, wo ein Thal
Tief unten breitet seinen grünen Saal.
Der Jüngling sprach: „Halt' dich am Waldessaum
Und spute dich, wir beide haben Eil'.
Leb wohl! An deinen Schwur ich mahne kaum,
Du wirst verschwiegen sein zu eignem Heil."
Und auf mein Haupt legt' er die Hände heiß
Und blickte tief mir in die Augen ein;
Noch einmal sah ich in des Mondes Schein
Sein Angesicht, die Züge blaß und rein,
Ich sah noch zucken seine Wimper leis;
Dann schnell gewendet, eh' ich mich verwahrt,
Behend umfaßt er, wirbelt mich im Kreis.
Fort war er, hin. Vollendet war die Fahrt!

Ich streckte mich auf grünen Teppich nieder,
Zum Tod erschöpft, es schütterten die Glieder,
Und kann nicht sagen, wie so wohl mir war.
Der wüste Ritt, entschwundene Gefahr
Ließ doppelt noch den Augenblick empfinden,
Nachdenken konnte keine Stelle finden,
Da sich in Taumel herbe Spannung brach.
Halbschlummernd sah ich in den grünen Hag:
Die Nacht war jetzt so milde, lichtbewegt,
Als sie begonnen schwarz und schauerlich.
Ein jedes Kräutchen Thangeflitter trägt,
Es schläft der Klee, die Blumen bücken sich,
Im Traume lächelnd scheint der Mond zu beben,
Wenn linde Nebelstreifen drüber schweben.
So ruhig wohl am dritten Schöpfungstag
In ihrem ersten Schlaf die Erde lag,
Wo Leben nur in Kräutern noch und Gras.

Ganz heimisch war die Scholle, wo ich saß;
Denn tausend Schritt von dieser Stelle noch
Barg meine Klause jenes Klippenjoch:
Dies Wasser rauscht' an ihren Bretterwänden,
Ihr Gärtchen lag an jenes Waldes Enden,
Dies ist der Baum, wo ich im Schatten lag,
Und dies die Höhe, wo ich Kräuter brach.
Ob wohl die Quelle drunten wacht im Thal?
Ein Glitzern nur verräth das klare Naß.
So sinnend wär' entschlummert ich zumal,
Wenn nicht der Thau sich durch den Mantel stahl.
Die Kälte weckte mich, es war im Mai,
Es war wohl schön, doch frisch die Nacht dabei.
Nicht fern mehr schien der Tag: so stand ich auf
Und dämmerte gemach den Wald hinauf,
Durchaus nicht, wie du denken magst, erschüttert,
Nein, gleich dem Kranken, wenn nach Fiebers Wuth
Ihm schlafend durch die Adern schleicht das Blut,
Nur vor Ermattung jede Muskel zittert.
So träumte und so schlief ich halb voran,
Folgt' einem Pfade, einem andern dann,
Sah endlich auf und stand in Waldes Bann.

Ob schon so weit ich mich bereits verirrt,
So stumpf mein Sinn in diesem Augenblick?
Genug, ich ging und ging, und immer wirrt
Der Pfad sich tiefer in den Hain zurück.
Wie lang ich so getappt die Kreuz und Quer,
Durch Dornen mich und durch Gestrüppe schlug,
Bald Pfaden folgte, bald dem Ungefähr,
Und jeder Schritt mir üble Früchte trug:
Nicht meld' ich's lang, der Weg war schlimm genug,
Von oben dunkel und am Grunde wüst.
Manch Vogel strich vom Lager mit Geschwirr,

Unsichtbar aus der Luft die Eule grüßt,
Doch ließ mich träg und dämmrig das Gewirr,
Ich ging ja ungefährdet, ob auch irr.
Mich dünkt, in dieser Stunde litt mein Hirn,
Brand und Gekrimmel fühlt' ich in der Stirn.
Gesumme hört' ich wie von fernen Glocken,
Und mir am Auge schossen Feuerflocken;
Einmal gefallen, blieb ich liegen gar,
Ließ mich geduldig von den Ranken tragen
Und mein Gesicht Gezweig' und Blätter schlagen,
Und nahm von allem dem nur wenig wahr.
Die Ranken lösten sich, ich rutschte nach,
Geblieben wär' ich sonst bis an den Tag.
Als ich zuletzt der Wildniß doch entkam,
Nichts mehr um mich den Sinn in Anspruch nahm;
Daß frei die Luft, daß moosbedeckt der Grund,
Daß süß die Ruh', dies war allein mir kund.
So lag ich nieder unter Kraut und Steinen
Und ließ den Mond mir in den Nacken scheinen;
Noch zuckten Funken, Sterne roth und grün,
Und dann — und dann — das Auge langsam bricht,
Die Glocken läuten — bimmeln — weiter ziehn —
Wie hoch es an der Zeit, ich weiß es nicht.

In Tönen kehrte das Bewußtsein mir;
So lieblich aus der Luft die Wirbel dringen,
Gewiß, ich hörte eine Lerche singen
Und dachte noch, sie muß den Morgen bringen:
Ob Traum, ob Wirklichkeit, das fragt sich hier.
War's Traum, dann trag' ich manches graue Haar
Umsonst und manche tiefe Furche gar.
Allein ich wußte, wie das Haupt mir schwer,
Auch daß ich mich gewendet, rückwärts lag,
Auch daß mir dürres Laub den Nacken stach. —

Nein, nein! Nicht schlief ich, doch so fest gekettet
War jede Muskel, wie im Tod gebettet;
Der kleinste Ruck versagt', so lag ich fort
Und horchte immer dem Gewirbel dort.
Mit einem Male hör' ich's seitwärts knistern,
Mir immer näher tappen, klirren, flüstern;
Ich konnte zählen, ihrer waren Drei:
Sie strichen mir so dicht am Haar vorbei,
Daß Jedes Mantel meine Schläfe rührt.
Dann still, wie Wild, das nach dem Winde spürt,
Und dann, aus Weibes Brust ein schwacher Schrei:
„Ich mag nicht leben; doch von eurer Hand!
Nein, nicht von eurer Hand!" Man flüstert, steht,
Und dann ein Laut, der mir die Seele bannt;
Du ahnest wohl, mein Sohn, wen ich erkannt.
„Bet', Theodora, sammle dich und bet'!" —
„Ich kann nicht beten!" — „Deine Hand ist rein,
Versuch' es nur; Gott mag dir gnädig sein!"
Angstvoll Gemurmel glaubt' ich jetzt zu hören
Und Seufzer, die das Blut im Herzen stören;
Nie wünsch' ich meinem Feinde solche Pein,
Als mir aus diesen Tönen schien zu klagen.
„Ich kann nicht sterben, schmachvoll und allein:
O bringt mich fort, nur fort, wohin es sei!"
Und hastig flüsternd fallen ein die Drei.
Was man gedroht, gefleht, ich nicht vernahm,
Doch ruhig ward's, und eine Pause kam.
Gott gebe, daß sie sich zu ihm gewandt,
In dessen Huld ihr einzig Hoffen stand.
Mit einmal hört' ich's an die Klippen schlagen
Und einen Schrei noch aus der Tiefe ragen; —
Vorüber war's, so todtenstill umher,
Der Nadel Fall mir nicht entgangen wär'.
Wo blieben jene Drei? Ich kann's nicht sagen,
Sie waren fort; kein Läubchen rauschte mehr!

Nun kommt in holprigem Galopp ein Hund:
Er will vorüber, nein, er stellt sich, knurrt;
Da kriecht er ins Gebüsch, legt an den Mund
Mir seine Schnauze, schnuppert mir am Gurt;
Doch auf ein fernes Pfeifen trabt er fort,
Läßt mich in kaltem Schweiß gebadet dort
Noch immer an der Erde wie gebannt.
Du magst ermessen, was ich wohl empfand,
Da all mein Trost in Traumes Hoffnung stand.
Denn wenn ich träumte, war ich mir's bewußt,
Und daß ich träume, dacht' ich halb mit Lust,
Versuchte auch zu regen meine Hand;
Vergebens anfangs: doch ein Finger ruckt,
Und plötzlich bin ich in die Höh' gezuckt.
Da saß ich aufrecht, aber wüst und schwer.
Der Wald war stumm, die Fichten starrten her,
Die Dämmrung um mich wogte wie ein Meer,
Und Alles schien dem Traume zu gehören.

Da saß ich, schweißbedeckt, vor Kälte zitternd,
Ein scharfer Ost, an Strauch und Halmen knitternd,
Verkündete des Tages Wiederkehr.
Noch kämpfte Dämmrung, doch das Morgenroth
Aus halbgeschloßner Wolkenpforte droht'
Und spülte kleine Feuerwellchen her.
Es streckt sich, dehnt sich, gleitet in den Raum,
Die rothe Welle schlägt der Berge Saum,
Allmählich zündet's, geht in Flammen auf:
Der Tag, der Tag beginnt den frischen Lauf!
Zum hohlen Stamme Nachtgevögel kehren,
Hoch oben läßt der Geier Ruf sich hören,
Und tausend Kehlen stimmen jubelnd ein.
So maienhold kein andrer Tag mag sein
Wie dieser, und so mild in Waldes Hag

Noch nie ein Thal am Morgenstrahle lag!
Wie war das neugeschenkte Leben reizend!
Ich schlürfte Licht und Luft, nach Allem geizend.
Und als ich sah die Heerde drunten grasen,
Am Quellenrande sich die Weiden neigen,
Ein einfach Lied den Hirten hörte blasen,
Und durfte wenig Schritt nur abwärts steigen:
Da schien mir Alles, alles dies mein eigen.
Doch weiß ich auch, daß Schauer mich beschlich,
Da allgemach der Morgenstern erblich,
Als scheide Etwas, das mir theuer war;
Nie hab' ich später diesen Stern gesehn,
Daß jene Nacht nicht muß vorüber gehn.

Der Rausch verschwand, und mählich ward mir klar,
Vom Traume sei doch wohl die Hälfte wahr.
Ja, deutlich wird mir's, wie ich nachgedacht;
Den Ruf, das Höhlennest, den Ritt bei Nacht
Muß ich mit Schauder doch dem Leben lassen.
Das Letzte nur, gewiß, das blieb ein Traum!
Wo war die Kluft, der sich der Schrei entrang?
Wo Kampfes Spuren hier am linden Hang,
Da abwärts alle Hälmchen aufrecht standen,
Da frisch wie je sich Zweig' und Ranke wanden?
Deß ward ich froh. Ach Gott! ich ward es kaum,
So fiel mein Blick in einer Kuppe Raum,
Gespalten grade einen Leib zu fassen.
Nicht sieben Schritt von mir die Klippe stand;
Zuvor erschien sie ungetheilte Wand,
Doch eben traf ein Strahl den scharfen Rand.
So unversehens fällt kein Schlag im Spiel,
Als mir's wie Hammerschlag zum Herzen fiel.
Die Angst, die Angst mir schnürte alle Sinnen,
Hinan zu treten konnt' ich kaum gewinnen.

Und — höre Sohn! — das Ufer hing hinein,
Wie wenn man rutscht und nach die Scholle bricht.
Vielleicht doch, möglich, konnt' es Zufall sein:
Der Rand war schroff und bröcklig das Gestein.
Und — höre mich! — ob Röthel in der Schicht?
Roth war die Wand, unmöglich wär' es nicht.
Und hör'! — Am Grunde sah ich etwas ragen,
Das weiß und zuckend an der Scholle hing.
Mir schien's ein Tuch, vom Wellenschlag getragen,
Der Himmel wolle, daß ich falsch gesehn!
Vielleicht im Spalt sich eine Taube fing:
Doch damals meint' ich ins Gericht zu gehn.
Es war ein bitter, o ein hart Geschick,
Was mich betraf in Jugendmuth und Glück,
Und lange, lange mußt' ich heimlich tragen.
Doch Zeit ist kräftig und die Heimath lind.
Um meine Scheitel wehte mancher Wind.
Ich nahm ein Weib, ich sah mein eignes Kind.
Nicht wahr, mein Sohn? Du weißt noch, als du klein,
Daß ich gelacht und öfters fröhlich war.
Ich sah mich frisch an deinen Augen klar:
Ja, Kinder müssen unsre Engel sein!
Wenn ich mit dir getändelt, ward mir's helle,
Ich fühlte nicht am Kopf die heiße Stelle.
Das Alter kam, das Alter stellt sich ein; —
Nun vor den Augen schwebt es mir zumal,
Nun vor dem Ohre hallt es ohne Zahl:
„O bete! ringe! hilf ihm aus der Qual!"
Ach Gott! du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn,
Genau, wie scheidend er gestreckt die Hände:
Auch jetzt ich fühle, wie das Blut sich dämmt.
Geduld, Geduld! Da kömmt er, kömmt er, kömmt!"

Das Blatt ist leer; hier hat die Schrift ein Ende.

So mild die Landschaft und so kühn!
Aus Felsenritzen Ranken blühn,
Der wilde Dorn die Rose hegt.
In sich versenkt des Arztes Sohn
Schwand in des Waldes Spalten schon,
An seine Stirn die Hand gelegt.
Und wieder einsam tost der Fall,
Und einsam klagt die Nachtigall.
Mich dünkt, es flüstre durch den Raum:
O Leben, Leben! bist du nur ein Traum?

Die Schlacht im Loener Bruch.

1623.

Erster Gesang.

's ist Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Westphalens Eichenhain,
Gibt jeder Blume Abschiedskuß
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegen schwellen.
Am Ufer Wasserlilien stehn,
Und durch das Schilf Gesäusel gehn,
Wie Kinder, wenn sie, eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!"
Es ist so still; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Wittwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz, wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.

Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor Allem, dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut,
Mein Kleinod ist dein Name traut!
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werthe Saat,
Blieb' ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir Alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
Zu brechen die Vergessenheit,
Der rechtlos dein Geschick geweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit,

Und mögt an jenen Himmelsstreifen
Ihr Schatten gleich vorüber schweifen!
Wacht auf, wacht auf, der Sänger ruft!
Und sieh, es steigt am Wolkensaum
Noch scheu und neblig wie ein Traum,
Es schwillt und wirbelt in der Luft,
Und nun wie Bienenschwarm gescheucht
Es stäubend aus einander fleucht:
Ich sehe Arme, Speeres Wucht,
Ich sehe Nahen, sehe Flucht,
Und gleich entfernten Donners Grollen
Hör' ich es leise zitternd rollen.
Ihr seid's, ihr bracht den langen Schlaf!
Der tolle Herzog![1] Anholts Graf![2]

Es war im Erntemond, ein Tag
Gleich diesem auf der Landschaft lag,
Wo Windes Odem, süß und reg',
Hielt mit den Zweigen Zwiegespräch,
Der letzte einer langen Reihe,
Voll Glaubenswuth und Todesweihe,
Da, ach! um Lehren, liebereich,
Gefochten ward den Wölfen gleich.
's war eine thränenschwere Zeit
Voll bittrer Lust und stolzem Leid,
Wo schwach es schien, den Todten klagen,
Wo so verwirrt Gesetz und Recht,
So ganz verwechselt Herr und Knecht,
Daß selbst in diesen milden Tagen,
Da klar und friedlich jeder Blick,
Nicht Einer ist, so möchte sagen:
Der ward allein um Schuld geschlagen,
Und der allein durch Mißgeschick.
Das Recht, es stand bei jedem Hauf,
Und schweres Unrecht auch vollauf,

Wie sie sich wild entgegen ziehn,
Hier für den alten Glauben kühn
Und dort für Luther und Calvin.

Fast dreißig Jahre sind entschwunden,
Und noch kein Ende ist gefunden:
Es rollt der Rhein die dunklen Wogen
Durch brandgeschwärzter Trümmer Graus;
Da ist kein Schloß, kein niedres Haus,
Das nicht, vom Wetter schwer umzogen,
Von Freund und Feinde gleich geplagt,
Dem Wurf der nächsten Stunde zagt.
O Tilly,[3] deine blut'ge Hand
Hat guter Sache Schmach gespendet!
Wohin dein buschig Aug' sich wendet,
Ein Kirchhof wird das weite Land.
Ständ' nicht so mild in deiner Näh',
Ein Pharus an ergrimmter See,
Der fromme Anholt, dessen Wort
So gern den Irren ruft zum Port
Und mag den Strandenden geleiten,
Du wärst ein Fluch für alle Zeiten!
Da, wo der tolle Braunschweig sengt,
Da ist die Gnade gar verdrängt,
Wenn, des Corsaren Flagge gleich,
Sein Banner weht im Flammenreich,
Sein Banner, rothen Blutes helle,
Mit „Tout pour Dieu et tout pour Elle!"
Die Kirchen ihres Schmuckes baar,
Die Priester am Altar erschlagen,
Sie können ohne Worte sagen,
Daß hier der tolle Herzog war.
So diese stille Gegend auch
In ihrem Abendfriedenshauch;
Sie ruht, doch wie in Schreck erstarrt,

Und todbereit des Schlages harrt.
Noch hat die Flur kein Feind betreten,
Noch zittert nur die fromme Luft
Vom Klang der Glocke, welche ruft
Die Klosterfrauen zu Gebeten,
Wo dort aus dichter Buchen Kranz
Sich Meteln[4] hebt im Abendglanz.
Ach, mancher Seufzer quillt hinauf!
Und stöhnend manche Stimme bricht
Der schonungslosen Hora Pflicht.
Bei jeder Pause horcht man auf:
Und dann die Melodie sich hebt,
So angstvoll wie die Taube bebt,
Wenn über ihr der Falke schwebt.
Ein Landmann heimgekehrt vom Pfluge,
Hat alle Sinne aufgestört;
Er glaubte in des Windes Zuge
Zu horchen wüster Stimmen Schall
Und war es Furcht, was ihn bethört,
Doch hatte jedes Ohr gehört
Des donnernden Geschützes Hall.
Es ist gewiß, sie sind bedroht,
Die Hülfe fern und groß die Noth.

Und hier an diesem Weiher klar
Saß damals kleiner Mädchen Schaar;
Nichts wußten die von Furcht und Scheu
Und spielten an dem Borde frei.
Sie warfen flacher Steinchen Scheiben,
Die tanzend blanke Tropfen sprühn;
Dann pflückten Blumen sie und Grün
Und sahn sie mit den Wellen treiben,
Und schauten in den Spiegel ein
Und ordneten die Mützchen fein;

Denn sei ein Mädchen noch so klein,
Es mag sich gerne zierlich wähnen.
Auch haschten sie nach den Phalänen,
Die summend kreisen übern Teich.
Es war ein holdes Friedensreich,
Der grüne Bord, die leisen Wellen
Und diese tändelnden Gesellen.
Doch still! — die Mädchen schauern auf —
Was steigt dort hinterm Dickicht auf?
Es stampft und knackt, es schnaubt und klirrt,
Dazwischen es wie Sensen schwirrt.
Schau, in das Ufer dichtumbuscht,
Ist schnell die kleine Schaar gehuscht.
Und immer näher trabt es an,
Und immer heller schwirrt's heran.
Nun sind sie da, ein starker Troß,
In Eisen starrend Mann und Roß;
Die Rüstung wohl des Glanzes baar
Und manche Klinge schartig war,
Bevor sie kamen hier zur Stell'.
Sie sprengen an den Weiher schnell,
Dann mühsam beugend übern Rand
Das Wasser schöpfen mit der Hand.
Und tief die heißen Nüstern tauchen
Die Rosse, Gras und Binsen rauchen,
Man hört des Odems schweren Drang,
Und Worte fallen sonder Klang,
Als wollten sie in heisren Tönen
Hervor die müde Seele stöhnen.
Dort Einer klirrt den Rain entlang,
Zur Seite abgewendet schier,
Ein Andrer hält sein schnaubend Thier,
An seinem Hut ein Handschuh steckt,
Vom Reiherbusche halb verdeckt;
Die Federn hangen drüber her,

Geknickt, von rothen Tropfen schwer.
Nun baarhaupt einen Augenblick,
Die Locken schiebt er wild zurück:
Nie sah man in so jungen Zügen
So tiefen Grolles Spuren liegen;
Ja, als er ob der Welle beugt,
Wo ihm sein Bild entgegen steigt,
Man meinte, diese Zweie gleich,
Sie müßten fassen sich am Teich.
Lang schlürft er, gierig, tief geneigt,
Nun faßt den Zaum die Eisenfaust,
Und nun voran! Die Haide saust,
Das Laub von dem Gezweige stäubt,
Wie sich der Zug vorüber treibt,
Und aufgejagten Sandes Wellen
Sich lagern erst an fernen Stellen.
Sie sind dahin — des Hufes Spur
Blieb am zerstampften Weiher nur.
Doch in der Haide Nebelweiten
Wie Vögelschwärme sieht man's gleiten;
Es wimmelt längs der Wolkenbahn,
Und wie die Eisenmänner nahn,
Ein summend Jauchzen, hörbar kaum,
Verzittert in der Ebne Raum.
Und nun verschwimmt's im Nebelthau,
Und wieder ist der Himmel blau,
Und wieder friedlich liegt das Land.
Doch schon an Horizontes Rand
Steigt hier und dort ein wallend Roth:
O wehe! das Panier der Noth!
O wehe! wehe! Mord und Brand!
Und durch die Ebne, halb wie Zagen
Und halb wie Jauchzen, geht ein Schrei:
„Der tolle Braunschweig ist geschlagen!
Der tolle Herzog floh vorbei!"

Wohl ist er toll, wohl ist er schlimm,
Ein Tigerthier in seinem Grimm;
Und doch so mancher edle Keim
War einst in dieser Brust daheim,
Als noch an Vaters Hof den Knaben
Sein heimlich Sinnen durfte laben,
Wenn er, dem Zwange schlau entzogen,
In seinem Mark die junge Glut,
Von der Gefährten Schaar umflogen
Die höchsten Zweige klimmend bog,
Des Sturmes Odem gierig sog
Und dann, ertappt, o schnöde Pein!
Die Strafe willig trug allein.
Für einen Freund gäb' er sein Blut!
Es war ein stolzer, frischer Stamm,
Der siechte in des Hofes Schlamm;
Denn damals man wie heute that
Und zog nicht die Natur zu Rath:
Man heischte von der Ceder Wein.
Fest stand der Schluß, und schon genannt
Das Bisthum ward, das zuerkannt
Dem Knaben, wenn der Jahre Lauf
Die reife Stunde trüg' herauf.
So konnt' es wohl nicht anders sein,
Die edlen Säfte mußten gähren,
Zum Mark die Thräne siedend kehren.
Und Keinem trauend, Keinem hold,
Der junge Prinz des Herzens Gold
Zu schnöden Schlacken ließ verglimmen.
Doch weiß die Sitte er zu stimmen,
Wie es gebeut des Hofes Ton,
Und keiner sah den bittern Hohn;
Die Mutter lobt den klugen Sohn,
Ob von der Wespe Stiche gleich
Galläpfel trägt der bunte Zweig.

Was will man mehr? So wächst er auf,
Und nach dem wohlbeschloßnen Lauf,
Fürwahr! die Inful nimmt er auch.
Und Keiner sah sein blitzend Aug'
Und sah, wie krampfhaft seine Hand
Des Hirtenamts Symbol umspannt'.
Gemacht zum Priester, meinte man,
Hab' ihn nicht eben die Natur,
Doch Tugend setze Alter an
Dem Geist, wie Rost dem blanken Stahl:
Kurz, Jeder war vergnügt der Wahl.
Und Vaters Augen bald nachher
In Frieden auch geschlossen sind,
Sein letzter Seufzer war nicht schwer,
Er klagte kein verlornes Kind, —
Sind ewig denn die Fürsten blind?

Indessen dringt das Kriegsgeschrei,
Und immer näher dringt's herbei;
Wie schlummert noch der junge Leu?
Träumt er die edlen Stunden hin?
O Böhmens schöne Königin! [5]
Aus deinen Augen fällt ein Strahl,
Da zucken seine Brau'n zumal.
Er springt empor, die Mähne schüttelnd,
An seiner Kette grimmig rüttelnd;
Sie bricht, und aus der langen Haft
Verdoppelt stürmt die wilde Kraft. [6]
O Frau! bethört von Stolzes Trug,
Der nicht ein Fürstenhut genug,
Du hast geweckt den schlimmsten Leu'n,
Der Himmel mag es dir verzeihn!
Sie sah so sanft, man sollte wähnen,
Dies Auge, um des Thieres Noth
Vergießen müss' es fromme Thränen,

Und ihrer lichten Wangen Roth
Schien so verschämt, als könne sie
Dem Manne sehn ins Auge nie.
Wohl öfters wie ein Blitz es zog
Durch ihr Gesicht, dann war sie hoch
Und aller Frauen Kaiserin:
Doch nichts verrieth den harten Sinn,
Der sich durch tausend Leichenhaufen
Ein schnödes Zepter will erkaufen.
Doch war es so; seit den Gemahl
Von Böhmens Ständen traf die Wahl,
That sie sich heimlich diesen Schwur,
Als Königin zu sterben nur;
Und Keiner in der Zeiten Drang
Gleich ihr des Aufruhrs Fahne schwang.
Sie fand die tiefversteckte Spur,
Die Herzens Beben mochte künden,
Das, ach! an ihrem Odem hing.
Sie war gemacht, es zu ergründen,
Und nie umsonst sah sie ein Ding.
Daß sie ihn liebte sag' ich nicht,
Sie wahrte treu der Gattin Pflicht.
Zwar durft' er ihren Handschuh tragen,
Das war nicht viel in jenen Tagen,
Ein Spiel, nicht von Bedeutung gar.
Doch edel war er, das ist wahr!
Und jung und, da er liebte, auch
Verklärt von süßer Flamme Hauch.
Sein Gang war adelig, gewandt,
Vor Allem zierlich Fuß und Hand;
Vom Antlitz wich der bittre Hohn,
Jetzt träumerischer Schwermuth Thron;
Und zuckt unheimlich es zusammen,
Sie wußte ja, es war um sie,
Wird eine Frau ihn drum verdammen?

Ich weiß es nicht und glaub' es nie.
Kurzum, er wirft die Inful fort
Und greift zum Schwert; ein Panzer hüllt
Die Bruſt, von trüber Glut erfüllt,
So harrend auf der Herrin Wort;
Denn dienen kann ein Fürſtenſohn
Nur Frauen, Keinem ſonſt um Lohn. —

Was ſoll von dieſem Zug ich künden?
Das Schiff nur ſegelt mit den Winden,
Und ohne Nahrung ſtirbt die Glut,
Nichts ohne Glück vermag der Muth.
Das war für ihn ein ſchwerer Tag,
Als nieder Böhmens Banner lag!
Er gab es nicht, es ward entwandt
Der noch zum Kampf bereiten Hand,
Durch Jener Wort, die ihn geſendet;
Sie ſchrieb: „Fahrt wohl! Wir müſſen fliehn,
Als Heimathloſe fürder ziehn,
Legt hin das Schwert! Es war zu kühn,
Das Königsſpiel, es iſt geendet."
Ja, Böhmens Banner iſt verloren,
Doch nicht ſein Schwert! Er hat geſchworen,
Nicht raſten will er Nacht und Tag,
Bis es die Schmach der Herrin brach.
Soll reuig an die Bruſt er ſchlagen?
Soll wieder ſeine Inful tragen?
Noch weiß er, weiß noch einen Mann,
Den auch Geſchick nicht beugen kann,
Obwohl er tief und grimmig fühlt.
Für einen Abenteurer hielt
Er ihn bis jetzt; doch mag es ſein!
Auch ihn verließ der Sonne Schein.
Ein Fürſt, ein Feldherr war er ſchon,
Und jetzt? Fortunens leder Sohn!

So geh' es denn auf eigne Hand!
Und bald um seinen Führer stand
Ein Heer, vom Reiche ausgestoßen,
Landstreicher, flüchtige Matrosen,
Manch' Räuber auch, entflohn dem Rad,
Und wen geächtet sonst der Staat.
„So recht! so recht!" der Braunschweig lacht,
Denn ihn auch traf' des Reiches Acht.
Und vor dem Mansfeld[7] tritt er auf,
Die Hand ihm bietend: „Nun wohlauf!
Gesell, wir müssen uns vereinen,
So mag die Sonne wieder scheinen.
Mein Heer, ein wenig bunt und klein,
Allein geächtet: also mein."
Und schallend schlug der Mansfeld ein.

Seit diesem Tage war es ganz,
Als lösche jener trübe Glanz,
Der zwischen Braunschweigs hohen Brauen
Ließ seiner Brust Geheimniß schauen,
Der Liebe nicht, nein, jene Schrift,
Die Mischung kündend, draus bestand
Sein seltsam Wesen: Frost und Brand,
Heilkräftig Gold, Oxydes Gift.
Das war nun hin, dafür entstand
Ein zuckend Fältchen an der Stelle,
Schwach im Gefechte, tief beim Brand,
Wie eingeätzt, wenn Mönches Zelle
In schwarzen Wolken qualmt empor.
Schlimm war er, dennoch schwer zu sagen,
Wie viel von seiner Thaten Last
Muß argen Heeres Willkür tragen;
Er hatte sich so tief gefaßt
In Stolz und Schlauheit, daß es schien,
Kein Hälmchen falle ohne ihn.

So meint gehorsam sich der Knecht,
Wenn, was geschehn, zumeist ist recht;
Und anders nicht zu lenken war
Ein Heer wie dieses, das ist klar.
Nicht soll man zweifeln, daß zu Zeiten
Es schlimmer ward, als er gedacht,
Daß öfters die verschwiegne Nacht
Manch schweren Seufzer sah entgleiten,
Wenn zuckend hellt der Lampe Strahl
Auf seiner Stirn das Runenmal,
Obschon es ihm wie Labsal war,
Sah er aus einem Kloster klar
Die Funken wie Raketen ziehen.
Und „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ [8]
Von Herzen war der Spruch gemeint.
Auf seinen Münzen liest man dies.
Ja, seine Brust war ein Verließ,
Drin tief wie ein Gefangner lag
Der Groll um längst vergangnen Tag.
Und, ach! das wüste Leben brach
Zuletzt auch jeder Tugend Blühen,
Daß nur die Treue blieb allein
Wie weinenden Gestirnes Schein,
Wie Palmeninsel in der Wüste,
Korallenglanz an öder Küste.
Und nicht die Amnestie er nahm,
So ihm von Kaisers Hulden kam,
— Zu Regensburg am Fürstentag. —
Doch seinem Heere ließ die Schmach;
Laut war das „Nein,“ so er da sprach:
Und um die Seinen ist es nur,
Daß sich die fürstliche Natur
Zu neuem Dienste kann bequemen
Und Sachsens Fahne wieder nehmen;
Viel lieber würd' er fallen kühn,

Sein blutig Banner über ihn;
Doch Treue läßt ihm keine Wahl.
Und so, des Bundes General,
Sah ihn der Rhein, sah ihn Westphalen,
Mit scharfer Münze klingend zahlen,
Auf seinem Weg die Flamme prahlen.
Der Platow, seine rechte Hand,
Brandmeister ward im Heer genannt, [9]
Er selbst der tolle Herzog nur.
Ihm war es recht, er sagt' es offen,
Der Titel schien ihm wohl getroffen.
Wild war er, wenn Fortuna lacht,
Ihr Zürnen ihn zum Tollen macht;
Der Himmel mag sich deß erbarmen,
Den heut er trifft! Wir sahn ihn fliehn,
Und schwarz ihm nach wie Flüche ziehn
Rauchsäulen aus dem Dach des Armen.

In einem Schloß, vom Wald geschützt,
Man scherzt und kost beim heitern Mahl.
Stieg denn das Wetter auf? Es blitzt,
Entlang die Zweige zuckt der Strahl,
Und alle Fenster klirren auf.
Ha! dort und dorten steigt es auf!
Und Alle trifft des Wortes Wucht:
„Der tolle Herzog auf der Flucht!"
So stürmt er fort, ein Meteor
Mit Flammenspur am Himmelsthor,
Bis nun auf Ahaus' [10] Haidegrund
Sein Heer sich lagert wirr und bunt.

Ach, armes kleines Städtchen du,
Wie steht's um deine nächt'ge Ruh'!
All deine Bürger bleiben wach
Und zittern vor dem jungen Tag,

Wie Jener, dem der Sonne Licht
Nur leuchten soll zum Hochgericht.
Man hat gehemmt der Glocke Schlag,
Kein Lämpchen in der Kammer glimmt;
Der Blendlaterne trüber Schein
Nur wohlverdeckt im Keller schwimmt,
Wo zitternd birgt, so gut er kann,
Sein Bischen Hab' der ärmste Mann.
Auch in den Kammern Manche sind,
Die betend an den Fenstern stehn
Und sehen gleich Dämonen gehn
Die Wachen längs der Feuer Schein.
Im Bett der Kranke bleibt allein,
Und langsam in des Mondes Glanz
Regt klappernd sich der Rosenkranz:
Daß Gott, der einst in seiner Huld
Für Israel, bedeckt mit Schuld,
Die Sonne ließ am Himmel weilen,
Ach, heute, nur dies Eine Mal,
Den Sternen Dauer mög' ertheilen!
Umsonst! die Stunde rollt heran.
Im Lager drüben Roß und Mann —
O ein Geräusch den Tod zu bringen —
Vom Lager hört man klirrend springen,
Doch zögert noch der Morgenstrahl.

Dort, wo gelehnt am Lanzenstab,
Ein dunkler Fleck, die Wache steht,
In seinem Zelte auf und ab
Der Christian von Braunschweig geht.
Er ist alleine; was er denkt,
Sein Auge kündet tief gesenkt,
Das nur zum Grund die Blicke führt.
Zuweilen seine Rechte rührt
Des Hutes Rand, wo blutbefleckt

Am Reiherbusch der Handschuh steckt,
Als zweifle er, ob nicht dies Zeichen
Mit seinem Glücke müsse weichen.
Und soll sein Antlitz ich vergleichen:
Des Griechen Feuer müßt' es sein,
Das heimlich frißt mit kaltem Schein.
Ja! wessen Auge jetzt ihn trifft,
Der läse schnell die Runenschrift:
„Ein Held! ein Schwärmer! ein Soldat!
Und seines Glaubens Renegat!"
Schau, ein Papier am Boden dort!
Er schleudert's mit dem Fuße fort.
Der Mansfeld hat ihm aufgesagt; [11]
Ein Narr, der es mit Schelmen wagt! —
Im Lager bleibt es immer still,
Noch schlummert rauchend der Vulkan,
Was hemmte seiner Lava Bahn?
Die Vorsicht, so nicht gönnen will,
Der Beute Lust sich zu ergeben,
Wo Schwerter überm Haupte schweben.
Nur Rosses Wiehern, Wächters Gang,
Vom Hammerschlag ein ferner Klang
Durch des Gezeltes Spalten drang.
Sie öffnen sich, und langsam tritt
Vor seinen Feldherrn Obrist Spar. [12]
Ein Mann, so aller Milde baar,
Daß ihn der Herzog oft verglich
Der Roßkastanie, deren Stich
Nur trotzig zu verbergen sucht,
Daß ungenießbar ist die Frucht.
Im Zelt sie wandeln Schritt bei Schritt,
Was sie gesprochen, war nicht lang;
Doch weiß man, in den Herzog drang
Er wiederholt: nach solchem Streite
Zumeist dem Krieger zieme Beute,

Daß Eine Luft noch rüttle wach
Den Muth, der im Gefechte brach. —
O ſtolzer Feldherr, gib nicht nach!

Wie endlos iſt der Kirche Bogen,
Wie geiſterhaft der Ampel Strahl,
Wenn Furcht und Seelenglut zumal
In Stößen treiben Blutes Wogen.
Die Decke ſchwimmt, der Leichenſtein
Scheint aus den Fugen ſich zu heben,
Und ein unheimlich, blutlos Leben
Regt flimmernd ſich im Heil'genſchrein.
Auf leerer Kanzel knackt ein Tritt,
Wie Nachtwind an den Fenſtern wühlt;
Von unſichtbarer Hand geſpielt,
Die Orgel ſummend ſcheint zu beben,
Sein Schwert Sankt Michael zu heben,
Und Zugluft, die dem Spalt entglitt,
Regt nun und dann des Greiſes Haar,
Der dort am Hochaltare liegt,
So regungslos in ſich geſchmiegt,
Als ſei er ſchon des Lebens baar.
Und wie es flatternd ihn umfliegt,
Er meint, es ſei des Vorfahrs Odem,
Ins Ohr ihm flüſternd immer neu:
Halt aus! halt aus! auf ſchwankem Boden
Bleib deinem Heiligthume treu!
Nicht rühme ſich die blut'ge Schaar,
Verlaſſen traf ſie den Altar!
Was war das? Stimmen, und ganz dicht!
„Jeſus Maria, ſteh uns bei!"
Nun iſt es ſtill. Und nun aufs neu'! —
„O heil'ge Jungfrau, laß mich nicht,
Wenn nun mein Stündlein kommt herbei!"
Es klopft und drängt, es dreht am Schloß,

Die Flügel schwanken. Ha! da bricht
Es splitternd mit gewalt'gem Stoß:
Sturmhaube, Federbusch und Hut,
Von Lanzenspitzen eine Flut; —
Mit gelben Kollern angefüllt,
Die Kirche dröhnt von Flüchen wild.
Und, o mein armer Sakristan!
Zum Hochaltar die grade Bahn
Treibt wie ein Strom der Troß hinan.
„Wo blieb der Kelch? wo die Monstranz?
Das beste Paar im ganzen Tanz!
Der graue Schelm hat sie versteckt!"
Und zwanzig Fäuste krallen an
Den Greis, der gen der Waffen Glanz
Die unbewehrten Hände streckt.
„Bekenne, Hund!" und hochgepflanzt
Die Partisane zuckend tanzt:
So hängt der Boa Haupt vom Ast
Und züngelt, eh' den Raub sie faßt.
„Bekenne, Hund!" — Kein Sterbenswort,
Der Greis die Wimper hat geschlossen.
Nun flüstert er. — Da kniet sofort
Ein grauer Leitbock der Genossen;
Er bückt sich, lauscht, dann springt er auf,
Und grimmig seine Lache schallt.
„Ave Maria, Jesu mein!"
Ist zitternd in sein Ohr gehallt.
Risch steigt die Partisane auf,
Noch einmal kreisend mit Gewalt,
Dann krachend in der Rippen Spalt.
Ein Zucken längs den Gliedern, dann —
Es ist vorbei! — das Blut entrann.
„Mein Jesu!" war sein letztes Wort.
Und „Hussa Braunschweig! nun voran!" —
Ach, soll ich künden, wie entehrt

Ward meines Glaubens theurer Herd!
Wie man die Heiligthümer fand,
Und kirchenschänderische Hand
Mit Branntwein füllt' bis oben an
Den Kelch, so faßte Christi Blut!
Wie man Gewänder, gottgeweiht,
Sah wehn um Kriegerschultern breit!
Was schonte jemals Schwärmerwuth?
Was mehr noch ein Verbrecher, der
Soldat nur ist von ungefähr?
Die Fenster klirren, vom Gestell
Apostel schmettern, schwankend zischt
Die ew'ge Lampe und erlischt.
Vom Lanzenstich der Märtyrer
Zum zweiten Mal wird todeswund.
Reliquien bestreun den Grund,
Von Hammerschlägen, Speeres Stoß
Reißt der Altar sich krachend los,
Und „Hussah Braunschweig!" bricht es ein.
Zierathen splittern auf den Stein,
Und heulend muß die Glocke gellen,
Jetzt ein Signal den Raubgesellen.
Schau, dort ein bärtiger Bandit
Selb einem Andern stampft und glüht.
„Ha, dort ein Kruzifixchen noch
Im Winkel; Silber muß es sein!
Er schiebt sich hin, so schlau und scheu,
Vermeidend des Gefährten Blick.
Nun faßt er es — ein lauter Schrei!
Und wie ein Block er stürzt zurück;
War nicht schon nah sein Kamerad,
Leicht kam es, daß man ihn zertrat.
Doch nun, im Winkel hingestreckt,
Die Stirn er mit den Händen deckt,
Nur leise ächzend nun und dann:

„Der Teufel — Teufel — sah mich an!“
Dann auf sich rafft er, taumelt weg,
Wie Blinde wanken übern Steg.
Sein Kamerad vergaß ihn schon,
Das Kruzifix nimmt er zum Lohn.
„Ha, Spiegelglas!“ und klirrend bricht
Es an der Jungfrau Angesicht.

Von Ulmenschatten halb versteckt,
Ein Häuschen liegt mit Stroh bedeckt,
Wohin nur schwach der wilde Klang
Gleich Kranichheeres Schrillen drang,
Da dem Soldaten nicht vergönnt,
Zu streifen längs der Mauer Kreis:
Die Kirche gab der Herzog preis,
Kein Hälmchen sonst; nach einer Stunde
Macht er im Lager selbst die Runde,
Ob Alles in der Ordnung sei,
Vollzählig jedes Regiment.
Und diese Hütte liegt allein.
Was kauert dort im Mondenschein,
Undeutlich, wie ein Klumpen grau,
Und ächzt gleich Sterbenden genau?
Gertrude lauscht am Fensterrand:
Sacht, sachte schiebt sie mit der Hand
Den Riegel auf, wohl schaudert ihr;
Sie ist so fromm, das junge Blut.
O nenne nicht gering den Muth
Von diesem schlichten Waisenkind!
Der Koller, Speer — sie ist nicht blind.
Doch, wär' es nur ein armes Thier!
Und, geh, es ist ein Mensch in Noth!
Da steht sie zitternd, feuerroth.
Und wenn er, wie ein wirrer Geist,
Die Kräuter aus dem Rasen reißt,

Ein wenig rückwärts tritt sie dann;
Doch wenn er seine Hände ringt,
Aus tiefem Auge Jammer dringt,
Sie näher, näher rückt heran.
Und: „Armer Mann, Ihr armer Mann!"
Ob er es nicht vernahm? er schweigt.
Da zögernd sie die Hand ihm reicht,
Er hebt sich auf, er folgt, so lind,
So ganz unmündig wie ein Kind.
Und nun ihr jungfräuliches Bett
Bereitet sie geschwind und nett;
Und Labung auch vom Besten reicht,
Und steht so sorgenvoll gebeugt,
Verwundert, daß sich nirgends Blut
Und nirgends eine Wunde zeigt.
Nun schlummert er, das ist wohl gut;
Er sieht doch gar entsetzlich grimm,
Man sollte denken, er sei schlimm.
Und fort sie huscht wie Wirbelwind,
Dreht auch den Schlüssel um geschwind.

Kaum ist sie fort, vom Lager hebt
Der Gast sich, seine Wimper bebt,
Er grübelt, an den Fingern dreht
Und murmelt, was man nicht versteht.
Nun heller: „Ja, ich hab's gesehn,
Ich sah den Teufel vor mir stehn,
Ich sah ihn seine Krallen strecken!
Johannes May, verruchter Hund! [13]
Mit Blute mußtest dich besiecken
Von Jenen, die der Taufe Bund
Mit dir geweiht am gleichen Becken!
Die Kirche, die dir Tröstung gab,
Die einschließt deiner Eltern Grab,
Die dich gelabt mit Christi Leib,

Dir am Altare gab dein Weib,
Wo deine Kinder alle drei
Stehn im Register nach der Reih';
O wehe, wehe! Mord und Brand!"
Und wieder schlägt er seine Hand
An das Gesicht, man meint, zersprengen
Die Adern muß des Blutes Drängen,
Und nun im Ton der Leidenschaft:
„Genugthun will ich, wie nur kann
Ein einzelner und niedrer Mann;
Doch meine Reu' sei meine Kraft!
Vergoß so oft ich Freundes Blut —
Mein Arm ist fest, die Büchse gut."
Nach einer kleinen Pause dann:
„Herzog, du bist ein todter Mann!"
Nun steht er rüttelnd an der Schwelle,
Nun durch das Fenster huscht er schnelle,
Nun schreitet er den Rain entlang.
O arme Taube, mild und bang!
Wie ward dir, da du dies gehört?
Das Blut sich ihr im Herzen kehrt,
Und Mord und Brand, und Brand und Mord,
Im Ohre hallt es immer fort;
Wie fühlt sich ihr Gemüth beschwert!
Stellt sie die Sache Gott anheim?
Läßt sprießen des Verbrechens Keim?
Sucht sie zu hindern, wie's vermag
Ein machtlos Weib von ihrem Schlag?
So fallen, reulos, unbewehrt,
Von seines Untergebnen Hand!
Und schaudernd sie am Herde stand,
So jammervoll in ihrer Schöne,
Wie unterm Kreuze Magdalene.
Vielleicht gibt ihr die Kirche ein,
Was mag des Himmels Wille sein.

Schon weicht dem Morgenroth die Nacht,
Laut wird das Vogelneſt am Aſt;
Sie kann ſchon gehn, der Bürger wacht;
Und, ach! ihr dünkt, mit dieſer Laſt
Wie Kain gemarkt von Gottes Hand,
Sie könne wandern durch das Land.
Fremd ſcheint es ihr, daß Alles ſtumm,
Geſperrt die Läden rings herum.
Gottlob, die Kirche! Aber wie!
Weit auf die Pforten, ſchon ſo früh?
Und — iſt ſie blind? — der Ampel Licht,
Der Hochaltar — ſie ſieht ihn nicht!
Es iſt zu viel: ihr Auge ſchattet,
Und auf ein Grab ſinkt ſie ermattet.
Da über ihr Geziſch, Geknarr,
Die Uhr im Thurme mit Geſchnarr
Setzt aus, und dröhnend, Schlag auf Schlag,
Wie Wetterkrachen donnert's nach;
Sie meint, es ſei der jüngſte Tag.
Geſpenſter ſchaun aus Fenſterluken,
Im Thurm beginnt ein wildes Spuken,
Hinab die Stiegen mit Geſcharr.
Nein, wehe! das iſt Menſchenhand,
Die jetzt ſie zerrt am Gürtelband.
O, ſchlimmer als Geſpenſter weit,
Soldaten ſind's in Trunkenheit!
Sie ſchreit nicht, wehrt ſich nicht, nur ſacht
Sie wimmert wie ein Vogel klein,
Dem man das ſchwache Hirn drückt ein;
Vor ihren Augen wird es Nacht.
Da rückwärts taumelt der Geſelle,
„Der Herzog!“ ruft's, und plötzlich nah
Ein Dritter ſtand, unbärtig noch,
Doch über Manneslänge hoch.
Ja, wie ein Schatten ſtand er da,

Kalt, tödtlich bohrt sein Blick sich ein:
Die beiden Männer sind wie Stein.
Und als den Strahl er tiefer trug,
Blaß ihr Gesicht ward wie ein Tuch.
Er winkt, sie weichen auf der Stelle.
Auch sie noch schaut er seitwärts an,
Sich, seltsam lächelnd, wendet dann
Und geht, ist fort. O Jesus Christ!
Ihr Retter selbst der Herzog ist, —
Und dieser liegt im Kirchenbann!

So freundlich war das Himmelblau,
So klar im Grase lag der Thau;
Man dachte nur, zu Lust und Frieden
Ein solcher Morgen sei beschieden.
Im Sonnenlichte stand das Heer,
Glanzwellen brachen sich am Speer,
Und leise wallend an den Stäben
Die Fahnen hob der Lüfte Weben.
Ein leerer Kreis, ein Haufen Sand,
Und seitwärts an der Lanzenwand
Zwei Krieger ihrer Wehr beraubt,
Tief auf die Brust das bleiche Haupt.
Die sahen nicht nach Sonnenlicht,
Sie hörten Rosses Wiehern nicht;
Vor ihrem Ohre summt es nur,
Ein Spinngewebe schien die Flur.
O anders, frischen Tod erwerben,
Als schmählich vor dem Standrecht sterben!
Zur Seite, mit den Offizieren,
Die flüsternd rasche Reden führen,
Der General verdüstert stand.
Kopfschüttelnd redet Obrist Spar,
Der Styrum nickt und lächelt gar,
Und der Sergeant und Reiter auch

Sich wahren ihrer Rechte Brauch:
Es ist vorbei, das Stäbchen brach,
Den Beiden stieg der letzte Tag.

Wer diese bleichen Sünder sah,
War er kein Stein, es ging ihm nah.
Sie hatten lustig fortgelebt,
Vertrauend auf ihr gutes Schwert,
Das manche Wunde abgewehrt;
So manche Kugel pfiff vorbei,
Und nun — am Sande stehn die Zwei;
Und eh das Tuch die Augen deckt,
Noch sehn sie, wie der Arm sich streckt,
Sehn zwölf der bravsten Kameraden
Maschinen gleich die Büchsen laden.
Ade, o Strahl! nun ist es Nacht.
Geblendet schon der Lunte Rauch
Zu ihnen trägt des Windes Hauch.
Stieg himmelan ein Seufzer auch?
Ich weiß es nicht; es blitzt — es kracht! —

Geendet ist das Kriegsgericht,
Verlöscht des Himmels Gnadenlicht.
Zwei liegen dort im kalten Grund,
In ihrer Brust ein Stückchen Blei;
Die feuchte Scholle deckt den Mund:
Daß Gott der Seele gnädig sei!
Die Schützen putzen ihr Gewehr,
Ein Wald von Lanzen steht das Heer,
Die Züge starr, den Blick gesenkt,
Man kann nicht sehn, was Einer denkt.
Geschlagen sind sie, dennoch kühn,
Und ganz verhaßt die Disciplin.
Entlang der Herzog geht die Reihn,

Und Manchen schaut er an mit Fleiß;
Ward Einem bang? Es mag wohl sein;
Doch Vielen ward es siedend heiß.
War nicht sein Schlangenauge da,
Man kann nicht wissen, was geschah.
Nun, stauend wie ein Mühlenbach,
Zum Lager schiebt es drängend nach,
Es ist ein fürchterlicher Troß,
Dem Führer ein unbändig Roß.
Ungern der Herzog drum, wie heut,
Zum Fehlen gibt Gelegenheit.
Als in den Zelten sie zumal,
Am Sande weilt der General;
Er bohrt den Degend sinnend ein,
Stößt mit dem Fuß des Weges Stein;
Und neben ihm der Obrist Brand,
Graf Styrum auch, sein Adjutant,
Ein kühnes Blut und lockrer Fant —
Die Zunge läuft mit ihm davon,
Und halb Gedachtes gibt sie schon.
So jetzt, zum Obristen gewandt:
„Die Pferde knirschen ins Gebiß,
Des Tilly Silber hat gewiß
Noch, als sein Eisen, schärfern Zahn.
Was meint Ihr? Ist der alte Hahn
Ein Basiliskenei zu legen,
Nicht eben recht? Ich sage dies.
Und ferner noch: Herr Herzog, nehmt
Nicht allzu leicht, was heut beim Tagen
Das schmucke Ding Euch vorgetragen,
Das sich so bürgerlich geschämt.
Man sah, von Herzen ward's ihr schwer.
Drum glaub' ich es um desto mehr,
Vielleicht — Was trabt denn dort heran?
Ein Weihquast? Was, zum letzten Segen?

Und steckt doch seinen kahlen Kopf
Grad' in die Fall', armsel'ger Tropf!"
Gelassen tritt der Mönch heran.
Man spricht vom Clerus jener Zeit
Und seiner Ausgelassenheit;
Dies war ein still gelehrter Mann,
Und einzig seiner Bücher froh
Im Gotteshause zu Burloh. [14]
Von seinem Obern ausgesandt
Und kehrend heut durch Ahaus' Thor,
Des Glaubens Feinde er davor
Und jammervoll die Bürger fand.
Daß nicht der Kelch, nicht die Monstranz
So wie der Leuchter Silberglanz
Zu retten, scheint ihm selber doch;
Allein die Kreuzreliquie noch,
So nur in schlechtes Holz gefaßt —
Drum gönnt er sich denn keine Rast
Und tritt den Herzog muthig an.
Er bittet um geneigtes Ohr,
Trägt ruhig sein Gesuch ihm vor;
Hat nun geredet, blickt empor,
Doch hastig wieder auf den Grund:
Dies Muskelspiel um Wang' und Mund
Und dieser Augen todte Glut —
Fürwahr die Sache steht nicht gut!
„Herr!" fährt er fort, „was nützt es Euch?
Wir werden arm, und Ihr nicht reich.
Zum ersten Mal im Leben ich
Schau' einen Fürsten, sicherlich;
Und Ihr seht ganz so adelich,
Wie Fürsten sollen." O Geduld!
Fast blendet ihn das Muskelspiel.
„Gebt mir dies Zeichen Eurer Huld,
Was Euch so wenig, mir so viel.

Gedenkt, wie Cyrus alter Zeit
Hat den Zorobabel erfreut,
Dem er die Heiligthümer gab
Zu beten an der Väter Grab;
Wie Julian der Apostat" —
Spricht Styrum lachend: „Schmucke Wahl,
Mit Apostäten uns zumal,
Mit Juden deine Schaar vergleichen:
Mein Alter, das sind schlimme Zeichen!
War Julian ein Apostat,
Du scheinst mir halber Renegat."
Was nun den Herzog hat gerührt,
War es das Wort, so schlicht geführt,
War es das Zutraun unverdeckt,
Ein Zug, der ihm Erinnrung weckt:
Genug, er winkt, er spricht ein Wort,
Und lachend wandert Styrum fort.
Wie war doch unser Mönch so froh,
Als er die Kreuzreliquie sah;
Er faßt sie an dem Rande, so,
Dem heil'gen Splitter nicht zu nah;
Und vor dem Herzog bückt er sich,
Und abermals und wiederum,
Er meint, es sei noch nicht genug;
Der steht und lächelt wunderlich:
„Ihr spracht ja eben wie ein Buch,
Und seid mit Einem Male stumm.
So sagt uns denn gleich klar und schön,
Was Ihr auf Eurer Fahrt gesehn."
Der Mönch den Seufzer drängt zurück,
Er zögert einen Augenblick:
„Zuerst traf ich am Küchenherd
Den Mann mit Frau und Kindern werth,
Die nahmen ihr geringes Mahl.
Demnächst ich sie im Felde fand,

Nach Abend schauend unverwandt,
Sie trieben seufzend und mit Müh'
Dem Dickicht zu der Rinder Zahl;
Dann eine Hütte unbewacht,
Und dann — nicht finster war die Nacht,
Die Flamme" — O welch dunkles Roth
Von Braunschweigs hoher Stirne droht!
„Ich frage nicht nach Mann und Weib! —
Saht Ihr die Baiern?" — „O bei Leib!
Deß war nicht meine Furcht gering;
Der Baier bleibt auch nur Soldat.
Doch sagt man, daß der Tilly naht.
Herr! seht Euch vor, das ist mein Rath."
Zeit war es, daß der Pater ging.

's ist schaurig, wenn im Felsenthal
Die Kuppen bleicht des Mondes Strahl,
Wenn Windeszug entlang der Kluft
Mit Seufzern füllt die graue Luft,
Und Uhu's Auge auf der Wacht
Vom Riffe leuchtet: doch bei Nacht
Wohl standest du am Meere je
Und hörtest, wie der Wellenschlag
Sich wühlend am Gestade brach?
Ein wüstes Unthier ist die See,
Wenn schwärzer als die Dunkelheit
Hascht Wog' auf Woge nach dem Strand.
Doch schauriger die Haide weit,
Wo Lichter flattern übers Moor,
Die Kröte unterm Rasen schrillt,
Bei jedem Tritt es schwankt und quillt,
Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd streckt,
Wie Geisterhüllen halb geweckt,
Als wollten die Atome ringen

Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
Die vor der grauen Sündfluth Zeit
Lebend'gen Odems sich gefreut.
Auf Gräbern glaubst du nur zu schreiten,
Durch halbgeformten Leib zu gleiten;
Die Märchen deiner Kinderzeiten
Sich unabwendbar drängen an:
Fast glaubst du an den Haidemann.
Es ist kein Trug, dort rückt er an!
Nein! Menschenstimmen, männlich Eine,
Die andre Vöglein gleich an Feine.
„Gertrude, war das wohlgethan?
Was ließest du dem Himmel nicht
Sein freies Walten und Gericht?"
Und nun die klare Stimme spricht:
„So war es nicht des Himmels Wille,
Daß ich vernahm, was jederzeit
Wohl hätte Menschenohr gescheut?
Wenn es nicht Gottes Finger that,
Was führte dann den Reiter grad'
An meine ganz entlegne Thür?
O Eberhard! sei stille, stille,
So Hartes rede nicht zu mir,
Bei Gott! ich bin genug gequält!"
— „Nun wohl! noch hast du nicht erzählt. —
Doch horch, Gemurmel! — 's ist der Wind,
Und das Gewitter steigt geschwind."
— „Ich wählte einen Blumenstrauß
Und meine blankste Schüssel aus;
So ging ich langsam aus dem Haus,
Gewiß! es war ein saurer Gang!
Ich betete den Weg entlang
Zu den Nothhelfern allesammt,
Antonius, dem Schutzpatron,
Und sieh! da stand der Herzog schon!

War das nicht seltsam?" — „Still, was flammt
Dort auf!" — „Du siehst ja, daß es blitzt;
Wir müssen eilen. — Als ich itzt
So vor ihm stand ganz nah am Thor:
Kein einzig Wort bracht' ich hervor,
Ich hielt ihm nur die Schüssel hin
Und weinte wie 'ne Sünderin;
Die bei ihm standen, lachten helle,
Zu sterben meint' ich auf der Stelle,
Und bracht' es endlich doch heraus,
Wie Jener kam zu meinem Haus,
Ganz wirrig, schaudernd und bethört,
Und wie ich sagen ihn gehört,
Was ich bei Gott beschwören kann:
Herzog! du bist ein todter Mann!
Mußt' ich das nicht? Dann fragt' er mich,
Ob ich ihn kenne, sicherlich
Ich sagte nein; recht war es nicht,
Ich sah wohl deutlich sein Gesicht. —
‚Was trug er?' — ‚Wie ein Landesknecht
Den Koller, Lederstrümpfe schlecht.'
— ‚Schon gut! und Dank für den Bericht,' —
Und denk', er bot mir Geld und Wein,
Doch wie ein Has lief ich feldein.
Gott gab mir eine schwere Last,
Nun Kummer mir das Herze bricht,
Daß ich verrathen meinen Gast,
Vielleicht — fürwahr! da klirrt es gleich —
Doch nein! der Fisch sprang auf im Teich.
Die Nacht ist schwül." — „Gertrude komm!
Du bist ein thöricht Ding, zu fromm.
Kam jene Kunde in mein Ohr,
Dem Ofen sagt' ich's lieber vor,
Könnt' ich nicht schweigen. Komm geschwind,
Schau, wie das Wetter treibt der Wind;

Wir haben weit bis Ottenstein, [15]
Ich weiß, der Oheim wartet dein.
Und, wahrlich! das ist Waffenklang,
Gewiß, den Liesner [16] ganz entlang —
Fort! fort!" — Wie Schatten schwinden sie.

Und Zug auf Zug, aus Waldeshagen
Sieht man die schwarzen Säulen ragen,
Sich endlos die Kolonne zeigt,
Wie drüben Wetterwolke steigt,
Als wollten Heere jener Welt
Sich nächtlich treffen überm Feld,
Das ihre Gräber mußte tragen.
Nun breitet sich's, wie Stromes Fall,
Nun windet sich's, ein wüster Ball;
Im Hui schlägt die Flamme auf,
Und dort und drüben wie im Lauf
Steifstiefeln, Koller rings umher:
Es ist der Tilly und sein Heer;
Ganz deutlich wie am Tage schier
Sieht man des Rautenschilds Panier.
Die Reiter von den Rossen steigen,
Den Hals die Thiere dampfend neigen;
Und Wiehern, Hämmern, Stimmenschall
Verschwinden in des Donners Knall,
Da grade über Mann und Zelt
Sich das Gewitter hat gestellt.
Oft röthlich zuckend, hellt ein Strahl
Die ganze Masse auf einmal.
Schon zischen Tropfen in der Glut,
Nun schwenkt schon der Soldat den Hut,
Am Federbusche flirrt es fein:
Und nun mit grenzenloser Wuth
Die Elemente brechen ein,
Und niederstürzend eine Fluth

Wie übers Wrack sich schäumend legt.
Der Donner schwieg, doch Sturmes Macht
Und Hagelschlag die Haide fegt —
Ich sehe nichts mehr, es ist Nacht!

Zweiter Gesang.

Wie tiefberauschend ist dein Odem,
O Phantasie! was kommt ihm gleich,
Wenn über Mauerzinnen bleich
Du gleiten läßt den Grabesbrodem!
An einem Tage muß es sein,
Wo bläulich steigt der Höhenrauch,
Vielleicht auch wenn der Dämmerhauch
Mit grauem Staube füllt die Luft,
Des Meteores falber Schein,
Ein fallend Sternlein, theilt den Duft.
Weß Seele würde nicht bewegt,
Gedenkt er dann der warmen Hand,
Die diesen kalten Stein gelegt,
Des Geistes, der die Formen fand,
Die, Greise selber, gliedermatt,
Wie von dem Baume Blatt um Blatt,
Langsam nachrollen in die Gruft.
Am Thurme lieb' ich dann zu stehn,
Zu lauschen Wetterhahnes Drehn,
Mag wandeln um des Städtchens Kreis,
Und aus der Mauerscharte weiß
Des Grases Finger winken sehn,
Die alten Gräben, halb verschüttet,
Die Warte bröckelnd, grau, zerrüttet,
Und überm Thor das Fensterlein,
Draus öfters trat der Fackel Schein,

Bevor das Gitter steigend klang.
Mich dünkt, ich höre Geistersang:
Wie kurz o Leben, Zeit wie lang!
Siehst drüben du den stolzen Bau? [1]
Bald wird an jenes Schlosses Pforte,
Das kein Jahrhundert noch gesehn,
An meiner Statt ein Andrer stehn,
Entziffernd halb verlöschte Worte,
Wird Bischofstab und Mitra nur
Errathen aus entstellter Spur.
Dann wird er Ahaus' Bürger fragen,
Und dieser weiß nur dunkle Sagen,
Daß in verjährter Zeiten Grau
Ein Baierfürst geführt den Bau.
Noch kurze Zeit, so sinkt er ein.

Wie heute schon kein Mauerstein
Verkündet, wo die Veste lag,
Darin des Tilly starrer Muth
Sich barg vor Elementes Wuth,
Ingrimmig harrend auf den Tag.
Und nur der Dichter kennt allein
Den Fleck, wo einst die Halle stand,
Gebilde schauten von der Wand,
Wo des Kamins geschweiften Bogen
Hinauf die Funken knisternd zogen,
Und manche kühne blut'ge Hand
Sich friedlich streckte übern Brand.
Am Herde, abwärts von der Glut,
Der Feldherr steht und streicht den Bart;
Das war nun einmal seine Art,
Gekannt von Allen, Keinem gut;
Gewaltsam aufgeregtes Blut
So will er dämpfen: diesen Strich
Sieht der Soldat und richtet sich.

Sein Auge klar, doch grau wie Blei,
— So durch die Welle blitzt der Hai —
Gespannt auf der Tapete ruht,
Wo schaumbedeckt, mit Todesmühen,
Ins Dickicht scheint der Hirsch zu fliehen.
Auf Tilly's Stirn die Ader steigt,
Denkt seines Wildes er vielleicht
Und meint, schier sei der Forst erreicht,
Da Hollands Gränze schützen kann
Vorm Schlage den verfehmten Mann?
O alle Teufel, welch ein Streich! —
Zunächst ihm, luft'gem Strauche gleich,
Der übern Krater streckt den Zweig,
Der junge Albrecht Tilly kniet,
Dreht auch am Zwickelbärtchen fein
Und um das Feuer ist bemüht;
Sein Antlitz blüht im Widerschein.
Wär' nicht dies Auge, stolz und kühn,
Man dächte nicht, so frisches Grün
Kann sprossen aus verbranntem Stein.
Dann Schönberg, wie ein Reiterknecht,
Im Ledertoller schlicht und recht,
Die Glatze kahl, behaart die Hand,
Und Holsteins Herzog, schlau, gewandt,
Manierlich wie ein Wiesenbach:
Die Beiden zogen schweigend Schach.
Graf Fürstenberg, bedacht und kalt,
Erwitte's hagere Gestalt
Und Obrist Lindler noch dabei.
Am Tische standen diese Drei
Und sahen mit gespannten Blicken
Der Karte längs die Feder rücken,
Die, flüchtig deutend Moor und Wall,
Graf Anholt führt, der Feldmarschall.
Im Saale war es still genug:

Man hörte, wie der Regen schlug,
Wie Ströme von den Dächern rinnen,
Die Fahnen kreischen auf den Zinnen,
Und — Schach dem König! à la Reine!
Spricht Tilly plötzlich: „Wenn er doch
Entwischt! Fürwahr, es kann geschehn!
Allein bis Prag bleibt immer noch
Ein Stückchen Weg, und Gabor[2] mag
Sein harren bis zum jüngsten Tag."
Nach einer kleinen Pause schnell:
„Verdammt hartnäckiger Gesell!"
Drauf Albrecht: „Daß er heute gar
Vor seiner abgehetzten Schaar
Das Feldspiel ließ so lustig rühren,
Als gält' es, sie zum Tanz zu führen:
Ein furchtlos übermüth'ger Gast,
Und mir gefallen könnt' er fast.
Bei Höchst,[3] als er im Kahne floh,
Und an der Brücke Groß und Klein
Wie Lachse zappelten im Rhein,
Ich sag' es frei: wir waren froh.
Fast übel ward es unsern Leuten,
So gegen einen Mann zu streiten,
Der die Kanonenkugeln mehr
Nicht achtet als ein Nudelheer."
Er blickt umher: „Ihr Herren, seid
Nicht ungehalten; jederzeit
Hab' ich gehört, mehr als der Freund
Den Braven ziert ein tapfrer Feind."
Des Tilly Auge gleitet, schier
Mit Huld, auf seinen jungen Geier,
Doch immer unwirsch, doppelt heuer:
„Ein Renegat, ein räub'ger Hund!"
Er murmelt, fährt hinab den Mund
Und tritt in die Tapetenthür,

Wo tiefgebückt beim Lampenschein
Man emsig sieht das Schreiberlein;
Der Riegel klingt. „Mein junger Graf!“
Erwitte spricht: „Ich bin kein Schaf,
Mag gern an keckem Feind mich üben;
Doch sprech' ich frei mich, ihn zu lieben.“
Er schweigt, bewußt, daß Wittichs [4] Au
Ihm Braunschweigs Rücken gab zur Schau,
Wo er den Erben ließ im Feld,
Seitdem auf Sühne nur gestellt,
Und mehr nun Rächer, minder Held.
Um Albrechts Lippe zuckt es auf,
Das Zwickelbärtchen steigt hinauf.
Doch Anholt spricht: „Ihr Kameraden,
Wollt nicht so scharf die Zunge laden;
So leicht entglitten ist ein Hauch,
So schwer gesühnt. Doch mein' ich auch,
Frei anerkennen Feindes Muth
Steht immer dem Soldaten gut
Und zeigt zum Grolle keine Spur.“
Drauf Fürstenberg: „Das ist gewiß,
Mein General! doch sag' ich dies:
Wer so die menschliche Natur
Im eignen Bruder kann zerstören,
Daß der, mit Knittel, Sens' und Blei
Den Bauern waffnend, schmählich Theil!
Sich gen das eigne Blut muß kehren, [5]
Um den in hundert Kirchen heut
Beängstet steht die Christenheit:
Erlös' uns, Herr, vom Halberstadt! [6]
Gewiß, der ist im Marke matt;
Und mehr noch jener, schlangenglatt,
Der Winterkönig, [7] den man noch
Bei Zabern [8] sah, nachdem er doch
Die Fürsten bat mit frommen Mienen,

Des Kaisers Majestät zu sühnen,
Der so viel Märtyrer in Prag,
Als gleich der Pest er drüber lag,
Ließ bluten, daß so edle Spur
Es trägt als Köln, der Christen Ruhm,
Und seine Oefen heizte nur
Mit Kruzifix und Heiligthum: [9]
Fürwahr, ein Stern der Braunschweig ist,
Sofern man ihn mit Jenem mißt;
Der kommt doch seinem Worte nach,
Ein treuer Diener schlechtem Herrn."
Hier murmelt Schönberg überm Schach:
„Heißt Lucifer nicht auch ein Stern?" —
„Au Roi!" versetzt der Holstein drauf.
Das Spiel ist aus, sie stehen auf.
Doch Schönberg noch bedächtig sprach:
„Ihr Herrn, es naht der jüngste Tag!"

Auf Schemel, Polster, wie sich's traf,
Die Führer hatten sich gestreckt;
So leicht und wachsam war ihr Schlaf,
Ein Rispeln hätte sie geweckt.
Noch hielt Graf Fürstenberg das Schwert,
Die Flasche Lindler fest genug,
Und Holstein zierlich lag am Herd,
Um seine Stirn ein seidnes Tuch.
An Beten dachte Keiner heut;
Sie ritten scharf und ritten weit
Durch Regenguß und Sonnenglut:
Ein Kreuz sie schlugen, damit gut.
Nur Anholt mochte nie sich legen
Ohn' Rosenkranz und Abendsegen;
So eine Weile kniet' er jetzt;
Und wie das Wort auch war gesetzt,
Die Seele, die hinein er trug,

That ihrem Schöpfer wohl genug.
Nicht Viele gab's zu jener Zeit,
So mochten ohne Bitterkeit
In ihr Gebet die Feinde schließen,
Die Formel müßte sie verdrießen.
Doch als ein wahrhaft frommer Mann
Der Anholt stets sie zweimal sprach
Und einen Vers um Frieden dann
Aufricht'gen Herzens sandte nach.
Dann „Amen", und sein Augenlied
Sich schloß. Doch Albrecht Tilly mied
Den Schlaf, er mochte viel vertragen
An Stürmen, Traben, Tanz und Jagen.
Wenn todesmatt, nach heißen Tagen,
Auf seine Streu der Reiter fiel,
Trieb er noch Neckerei und Spiel.
Klar ist die Nacht, von Sturmesbraus
Die Sterne ruhen friedlich aus
Im Aether, wolkenlos und rein,
Und also fällt ihm eben ein,
Recognosciren möcht' er reiten!
Was ihm gestellt Fortunens Hand,
Das Ziel, beschaun von allen Seiten.
Und sieh, dort trabt er über Land!

Vom Glockenthurme dröhnte just,
Die Mitternacht, und jede Luft,
So Schauer nur gewähren mag,
Schwerhauchend auf der Landschaft lag.
Die Sterne standen kalt und klar,
Kein Lüftchen hob des Mooses Haar,
Das Thaugeperl' am Flechtenring
Wie Feilstaub am Magneten hing.
Weit, weit das Feld, ein graues Tuch,
Johanniswürmchen hier und dort,

Das matte Silberfunken trug,
Wie Schlangenauge überm Hort;
Ein Knistern durch die Haide fort,
Ein leises Brodeln unterm Moos,
Ein Quitschern in der Kräuter Schooß;
Mit Hügelchen der Grund belegt,
Wo's drunter gährt und Dämpfe regt,
Wie Elfenkirchhof, Geisterherd;
Und drüber her das schwarze Pferd
Mit grauem Reiter, dessen Schritt
Treibt Brodem auf bei jedem Tritt;
So durch die Haide zieht der Tod.
Doch Albrecht dachte nicht daran,
Er schien sich wie ein andrer Mann;
Ihm war die Stunde ganz genehm,
Da noch so fern das Morgenroth,
Das Dunkel recht, der Weg bequem
Und nicht im kleinsten schauerlich.
So vorwärts längs der Haide Strich
Durch manche Lache sprengt' er frisch,
Daß drin das Sternenlicht erlosch,
Behend zum Grunde fuhr der Fisch,
Und plätschernd der erschreckte Frosch
Kopfüber in den Ginster schnellt'.
Ein wenig fluchte unser Held,
Da immer länger schien das Feld;
Und endlich zeigte doch ein Pfad
Des Waldes rechten Eingang grad.

Als in den Liesner [10] kam der Graf,
Die Zügel zog er straffer an.
Ringsum die Aeste wie im Schlaf
Streckt schwarz und wüst der weite Tann,
Ein Riesenheer in Zaubermacht
Für tausend Jahr und Eine Nacht.

Schwer war ihr Traum, da überall
Wie Schweiß sich aus den Poren stiehlt,
Man rauschen hört der Tropfen Fall,
Wenn nur ein Lüftchen, kaum gefühlt,
Um die beladnen Nadeln spielt.
Stickdunkel rings; war nicht so breit
Der Weg, mein Fant kann nimmer weit.
Doch nun er lustig trabt voran;
Zuweilen einer Lichtung Rund
Die kargen Schimmer läßt heran
Vom goldbestreuten Himmelsgrund.
Ein Stamm auch, nadellos und hohl,
Durchblitzen läßt ein Sternlein wohl.
Viel nutzt es nicht, und manchen Streich
Vorlieb muß unser Ritter nehmen
Von manchem derben Tannenzweig
Und brauchte deß sich nicht zu schämen;
Die Ehre blieb, nur Wasser floß,
Daß es entlang den Koller goß;
Und ohne manchen guten Fluch,
Der echt und kräftig mußte sein,
Mein Tilly kam nicht aus dem Hain,
Er war erhitzt und grimm genug.
Denn sah er einmal einen Schein,
So war es wohl der Funke bloß,
Der öfters ihm vom Auge schoß,
Wenn drein die Fichtennadel schlug.
Doch auch die schlimmste Stunde rennt,
Und lange Schnur hat auch ein End'.

Als sich des Waldes Ausgang zeigt,
Von seinem Rosse Albrecht steigt,
Zieht es ins Dickicht und in Hast
Die Zügel schlingt am Tannenast;
Dann leise, wie die Welle schreitet,

— So zu dem Liebchen los' und leicht
Ein lockrer Vogelsteller schleicht —
Er über Moos und Nadeln gleitet,
Tritt aus dem Forst und stutzt beinah,
Als auf Karthaunenweite nah
Vor ihm sich Feindes Lager breitet.
Er faßt sein Sehrohr, tritt zurück
Und lauscht nun mit gespanntem Blick,
Wie übern Ast der Falke neigt,
Bevor, ein Pfeil, er pfeifend steigt.
So viele Feuer sind gezündet,
Da Thau dem Regenguß verbündet,
Daß sich dem Lauscher ganz genau
Die volle Masse gibt zur Schau.
Nicht manches Zelt war aufgespannt,
Zumeist der Reiter bei dem Roß
Im Mantel ruhte, Schwert zur Hand,
Wo Funken sprüht der Fichtenschoß.
Tief tiefer Schlaf die Krieger deckt,
Am Boden rücksichtslos gestreckt,
Man meint, es sei ein Feld voll Leichen;
Und wie sie hin und wieder geht,
Die Wache, noch Nachzügler spät
Auf Beute laurend, scheint zu schleichen.
So deutlich Alles zeigt das Rohr,
Daß, wenn ein Schläfer rückt das Haupt,
Ein Roß, die Mähne schüttelnd, schnaubt,
Am Glase steigt es dicht empor.
Und sehr vermindert war die Zahl
Der Männer seit dem letzten Tag;
Man sah, daß in des Dunkels Hag
Feldein sich mancher Reiter stahl;
Die Fahnen trennt nur schwacher Raum.
Allein zur Rechten, wo der Leu
Ergrimmt am sturmgebeugten Baum,

„Ventus Altissimi!“ sich frei
Von Zeichen eine Fläche zeigt;
Mit tausend Mann und mehr vielleicht,
Wilhelm von Weimar führt die Schaar,
Im Felde streng und kraus von Haar.

Sein Rohr der Albrecht schiebt zurück,
Wirft noch umher den Falkenblick;
Dann leise, leise schleicht er fort,
Bald tief gebückt und bald gestreckt,
Wie sich die Fläche breitet dort,
Und hier ein Baum den Lauscher deckt,
So nah und frei oft, daß ein Schuß
Ihn unvermeidlich treffen muß,
Wenn Schwerteskuppel Blitzen nur
Dem Wächter gab die kleinste Spur.
Doch keine Kugel ward gesandt,
Kein Wacheruf den Späher schreckt;
Oft ruckt das Schwert in seiner Hand,
Wenn der Soldat sich gähnend streckt;
Wenn Funken sprühend knackt der Brand.
Der Graf wie eine Säule stand,
Dann leise, leise fürder schreitet —
So um den Teich der Weihe gleitet,
So Wölfe um der Hürde Reif —
Ein Dunstgebild, ein Nebelstreif!
Dort, wo nicht fern im Haidegrund
Der Linden Dunkel sich verzweigt,
Dort, meint er, gebe Lagers Rund
Die rechte Schau. Sie sind erreicht,
Und Albrecht steht und athmet leicht.
Was war das? Räuspern, und so nah?
Husch duckt der Lauscher in das Kraut,
Wie eine Boa lag er da. —
Nun Husten — naher Stimmen Laut! —

Und — weh! vom Baum nicht Spannen lang,
Ein Posten just beginnt den Gang.
Unglaublich, daß er ihn nicht sah!
Sein Tritt, so nah an Albrechts Ohr,
Lockt Schweißestropfen kalt hervor.
Geschieden durch die Stämme bloß,
Der Landsknecht schreitet übers Moos,
Nach schwerem Tage feuchte Nacht
Blutsauer ihm das Stehen macht.
Nun, tauchend aus der Zweige Schooß,
Des Hutes Feder schwankt hinauf,
Am Karabiner blitzt es auf,
Er hebt ihn auf, er legt ihn an —
Nein, eine Lunte steckt er an.
Dann wieder wandelnd auf und ab,
Gesang versüßt den sauern Trab:
„Unser Feldherr das vernahm,
Der Grave von Mansfelde,
Sprach zu dem Kriegsvolk lobesam:
Ihr lieben Auserwählte!
Nun seid ganz frisch und wohlgemuth,
Ritterlich wollen wir fechten,
Gewinnen wollen wir Ehr' und Gut,
Gott wird helfen dem Rechten."
Ein wenig beugend um das Rund,
Dicht der Soldat am Tilly stund,
Gleichlinig mit der Linde Stamm;
Doch schauend nach der Zelte Kamm,
Zieht Brod, ein Würstchen er hervor,
Gar streng verboten auf der Wacht,
Doch Niemand sieht ihn, es ist Nacht,
So kecklich speisend unterm Thor.
Ein Bröselchen den Tilly traf:
O, wie so ruhig lag mein Graf!
Er fühlt', wie über sein Gesicht

Die Schnecke zog den zähen Schlamm,
Still lag er, wie ein Haidedamm,
Und fürchtete sich wahrlich nicht,
Doch war zum Aeußersten gefaßt.
Da vorwärts tritt der Linde Gast,
Und neu erfrischt den Rain entlang
Mit hellerm Laut der Landsknecht sang:
„Die Reiter, die seind lobenswerth,
Ob sie die besten wären.
Der Graf von Mansfeld wird geehrt,
Sein Lob, das thut sich mehren;
Im Felde er der Beste war,
Adelich that sich stellen,
Die Landesknecht' auch ganz und gar
Ihre Spieß' thaten fällen."
Was hält ihn auf? Er hebt die Hand
Ans Auge, starrend über Land,
Dann wieder längs der Blätterwand.
„Und der gesungen dieses Lied
Wohl auf der grünen Haide,
Dabei ist er gewesen mit;
In dem Kampf und Streite
Ward ihm geschlagen manche Wund';
Der Püffe that er warten,
Als er uff der Mauern stund
Hinter der Münche Garten.
„Wer da!" — Und Todtenstille drauf.
„Wer da! — Am Zweige steigt der Lauf.
Noch einmal „Wer da!" und es knallt,
Tiefdröhnend Antwort gibt der Wald.
Ha, Wächterruf! Und den Soldaten
Gedehnten Halses Tilly sieht
Hinstarren in das Haideblüth;
Dann ruhig die Muskete laden
Und langsam wieder schreiten an.

Der Rauch verfliegt, im Haidekraut
Man formlos eine Masse schaut.

Bald standen Krieger um den Wunden;
Die Fackel, tiefgesenkt zur Schau,
Sich flimmernd brach im blut'gen Thau.
Was nicht gesucht, das ward gefunden,
Denn deutlich sah man nun, es war
Ein Mann vom Regimente Spar,
Der zuckend lag im gelben Sand,
Die Lederflasche in der Hand.
„Wer kennt ihn?" eine Stimme sprach.
Die Antwort drauf: „Ich sah ihn oft
Im Kugelregen, wenn es galt
Die Schanze nehmen mit Gewalt,
Und wie ein Sturmbock drängt' er nach.
Hm, Zufall! seltsam, unverhofft!"
Ein Dritter dann: „Bei meiner Treu!
Soldatenherz vom echten Schrot,
Das nach dem Teufel nichts gefragt,
Doch öfters trunken, wie man sagt;
Sein Name war Johannes May."
Allein der Landsknecht war nicht todt;
Ob nahe an der Scheidewand
Des Jenseits, furchtbar, ungekannt.
Den Arm beginnt er matt zu regen,
Das stiere Auge zu bewegen,
Ein Athemzug, gehemmt im Lauf,
„Wo ist der Herzog?" röchelt's auf.
„Hier, Kamerad!" Und tief geneigt
Sich Reiherbusch und Handschuh zeigt.
Ein Wort heißt die Begleiter gehn,
Und wie der Mond das klare Rad
Läßt steigen überm Liesner grad',
Den tollen Herzog kann man sehn

Im Moose knieen, — wahrlich nie
That er so fromm, als nur vielleicht,
Den Sporn zu schnallen Morgens früh; —
Um seinen Arm der Mantel bauscht.
So ruhig wie ein Felsenriff,
An dem sich ächzend reibt das Schiff,
Dem Wort des Sterbenden er lauscht.
Matt war der Hauch, die Stimme wund,
Verschwiegen blieb der Lüfte Mund,
Was er vernahm, es ward nicht kund.
Nur einmal, als die kalte Hand
Der Wunde hob, des Mondes Schein
Drang durch die blassen Finger ein,
Es heller ächzt: „An Grabes Rand
Ich warne dich, o Halberstadt!
Laß ab, laß ab; auch Petrus hat
Dreimal verleugnet seinen Herrn,
Bevor der Hahn gekräht.“ Und fern
So lang und klagend durch die Nacht
Hebt just den hellen Schrei der Hahn;
Der Wunde zuckt dann: „Christian
Von Halberstadt! gedenk' der Stunde,
Wenn du so liegen wirst am Grunde,
Dann denke nicht an Sieg und Feind,
Ein Fetzen dir die Fahne scheint,
Doch deine Eltern aus der Gruft,
Zerhau'ne Rümpfe ohne Haupt,
Und hier und dort“ — er schnappt nach Luft,
Dann still — „Wer hätte das geglaubt!“
Die Worte sprach der Herzog bloß,
Als er sich langsam hob vom Moos.

Nicht mehr am Baume Tilly lag;
Bevor der Pulverdampf verflog,
Feldein er wie ein Reiher zog,

Geborgen von des Qualmes Hag.
Doch öfters noch mußt' er sich stellen,
Wenn grad' der Mond die klaren Wellen
Zog über eine Fläche nah;
Und dicht am Herzog stand er da,
Auf dreißig Schritte sah er ihn
So schußgerecht und ruhig knien,
Sah ganz genau die Liebeslocke [11]
Sich streichen an der Binsenflocke.
Brav war der Albrecht, aber wild,
Schier Blut ihm aus den Augen quillt;
Und war ihm ein Pistol zur Hand,
Ich fürcht', er hätt' es abgebrannt,
Obwohl es ewig ihn gereut.
Doch nun die Strecke war zu weit,
Das Schwert zu kurz; er duckt am Strauch:
Und wenn ein wandernd Wölkchen leicht
Sich über Himmelsauge streicht,
Er fürder gleitet wie ein Hauch.
Und war der Herzog in Gefahr,
Weit mehr noch Tilly, offenbar;
Daß keiner ihn der Späher sah,
Fast wie ein Wunder steht es da.
Doch in den Liesner glitt er schon
So leicht und freudig, als sein Roß
Ihn wiehernd grüßt' vom Fichtenschoß,
Als sei er dem Schaffott entflohn.
Das Dunkel wich, des Mondes Schein
Drang flimmernd durch die Zweige ein,
Und, eine weiße Schlange, sich
Im Walde zog des Weges Strich.
„Frisch auf, Alerte, tummle dich!"
Und durch den Liesner flog der Graf,
Die Vögel zirpten auf im Schlaf;
So reiten drei und zwanzig Jahr.

Um seine Finger strich der Wind,
Er meint, es sei des Rosses Haar,
Nie flog ein Reiter so geschwind,
Als der sich selber Urlaub nahm.
Und als er an die Veste kam,
Ein wenig schwül ward ihm zu Muth,
Doch Alles still in rechter Hut;
Nur leise knisternd im Kamin
Die Scheite noch zerfallend glühn.
Glück auf mein ritterliches Blut,
Dem Kühnen ist Fortuna gut.

Und Braunschweigs Herzog? Christian?
Ei nun, der schlief in seinem Zelt.
O, hege nicht den frommen Wahn,
Daß ihm Minuten nur vergällt,
Der drüben starr im Moose lag!
Nicht einen Deut gab er darum,
Was irgend eine Lippe sprach.
Und sahst du ihn, gespannt und stumm,
Sein Ohr dem trüben Warner leihn,
So sog es andre Kunde ein,
Als die des Herzens Rinde bricht;
Ihm ward ein ungenügend Licht.
„Armsel'ger Narr! verrückter Wicht!"
Das war die ganze Litanei,
Das Requiem für Johannes May.
Und auf sein Feldbett streckte sich
Der Braunschweig so gelassen schier,
Als ging' es morgen zum Turnier;
Nur einmal seine Rechte strich
Die Locken aufwärts, dies allein
Mocht' Zeichen tiefrer Regung sein.
Und dann — die Wimpern schlossen sich.
So groß war seine Willenskraft,

Daß sie dem Schlummer selbst gebot,
Die Sinne hielt in steter Haft;
Er konnte, wie es eben Noth,
Die Ruhe scheuchen Wochen lang
Und schlafen unter Schwertes Hang.
Jetzt, wo Geschick die Würfel hält
Zum letzten Satz um Land und Ehr',
Sähst du ihn schlummern unterm Zelt:
Du dächtest, nur von Sehnen schwer
Verträum' ein achtzehnjährig Kind
In süßem Wahn die Nächte lind.
Wie edel seine Formen sind!
Die Stirne, hochgewölbt und rein,
Die Farbe klar, die Lippe fein;
Ja, ja! so war er, eh der Wurm
Am Marke nagte, eh der Sturm
Die Blätter schüttelte vom Ast,
Ein zärtlich stolzer Page fast:
So hätt' er seiner Königin
Gedient, schien Anmuth ihr Gewinn,
Und drum nicht minder ruhmeswerth
Gezückt sein tadelfreies Schwert.
Ich sag' es noch: ein edler Stamm
Versiechte in des Hofes Schlamm,
An eine Ceder Frauenhand
Zerstörend hat gelegt den Brand,
Die, wehe! jetzt in Traumes Hag
Nur Sodomsäpfel treiben mag!
Um sein Gesicht ein Lächeln flog,
So sonnig als am Tage nie,
Und nach ihm glühe Röthe zog;
Vielleicht im Traume sah er sie
Die Laute rühren, und vielleicht
Ein Wort ihr von den Lippen fleugt,
Wie arglos schwimmend in den Tönen,

Dem jeder Herzschlag mußte fröhnen.
So ward es ihm zum letzten Mal,
Es war ein Maientag in Prag,
Als flimmernd stieg der Wasserstrahl,
Die Nachtigall den süßen Schlag
Ertönen ließ aus Busch und Hag,
Und achtlos hingesummte Weise,
Oft unterbrochen, klagend, leise,
Wie Echo von den Lippen flog,
Indeß der Schwan die Kreise zog,
Und mancher Silbertropfen traf
Der Herrin Blüthenstirn und Schlaf.
Träumt ihm so Süßes? Nun, es mag!
Nur Herbes bietet ihm der Tag.
Und in demselben Zelte lag
Der junge Schlick und Styrum auch,
So war des Herzogs steter Brauch:
Bei Tag und Nacht der Adjutant
Sei immer fertig und zur Hand.
Drum nahe an der Leinenwand
Das brüderliche Feldbett stand.
Und Styrum mochte fester schlafen,
Als alle deutschen Herrn und Grafen,
Doch also nicht der finstre Schlick,
Den seltsam paarte das Geschick
Mit Jenem, der so leicht und klar,
Als schwer und trübe Otto war.
Graf Otto Schlick — horch, wie er stöhnt!
Schau, wie er ruhelos sich dehnt!
Nicht Luft und Lampe sollen wissen,
Was heut er hat erleben müssen;
Drum hält er seine Hand so fest
An die geschwollne Stirn gepreßt
Und weiß nicht, daß an Fingerspitzen
Verrätherische Tropfen blitzen.

In dieser Nacht, vor Einem Jahr —
Es war ein ehrenwerthes Haupt,
Ein theures Haupt mit grauem Haar —
Und jetzt — wer hätte das geglaubt!
Es ist ein Sohn, dem grimmig wacht
Der Wunde Qual in dieser Nacht;
Es ist ein Sohn, deß Phantasieen
Um augenlose Schädel ziehen,
Um tapfre Rechten, fleischesbaar. [12]
Und wahrlich, wer in diesem Jahr
Die Moldaubrücke ging entlang,
Wenn einsam nur die Welle klang,
Der Mond durch Regenwolken drang,
Der sagte: schaurig sei zu sehen
Im feuchten Wind der Bärte Wehen.
An Otto's Brust wie ein Vampyr
Die Rache lag so grimm und gier,
Und keinem Andern war so lieb
In Feindesleib der blanke Hieb.
O, könnt' er deine Thürme, Prag,
Zerschmettern nur mit Einem Schlag:
Gleich wär' es, ob der Hammer brach! —
Vom Lager sprang der junge Schlick,
Trat vor das Zelt und sah hinauf,
Wo in das Dämmergrau zurück
Verrauchend wich des Mondes Lauf.
Nur einsam ließ die Schimmer fallen
Der Morgenstern aus Domes Hallen.
„O Sonnenboote, Hesperus!
Führ' ihn herauf, den heißen Tag,
Der manche Scharte zahlen mag!"
Die Lüfte kalt wie Sterbekuß
Erseufzten, als er dieses sprach.
Es war am siebenten August,
Als so die Sonne ward ersehnt;

's war eine kühne treue Brust,
Um die der Morgenwind gestöhnt.

Hell schmetterte Trompetenton;
Frisch auf zu Roß, der Feind ist wach!
Entlang den Liesner hörten schon
Die Posten dumpfen Trommelschlag.
Und wimmelnd überm Haidegrunde
Das Heer sich ordnete zur Stunde;
Die Ordonnanzen flogen, laut
Signale dröhnten übers Kraut,
Ein langer Scolopender, zog
Des Fußvolks Linie, Speere hoch;
Und klare Schlangenblitze flohn,
Wenn stäubend schwenkte die Schwadron.
Es war ein heiß und klarer Tag,
Wie der August ihn bringen mag;
Vom Himmelsbogen glüh und steil
Die Sonne schoß den goldnen Pfeil,
Die Lüfte kochten, Mann und Roß
Im Dampfe standen, das Geschoß
Ward heiß dem Schützen in der Hand.
Von Käfern wimmelte der Sand,
Wenn langsam knarrend überm Pfad
Sich wälzte der Kanone Rad.
Trompeten schweigen, Schaar an Schaar,
Ein Säulenwall die Linie steht.
Vor seinem Regimente Spar
Mit langen Schritten musternd geht.
Geprüfte Krieger, Feder weht
Vom Eisenhute, Gürtel blitzt,
Der Lederkoller aufgeschlitzt,
Und Lederstrümpfe, derbe Schuh,
Pumphosen, Taschen noch dazu,
Ein Troß, vor Allen kühn und schlecht;

Die Partisane und das Schwert
Sind seine Waffen, oft bewährt
Beim Marodiren und Gefecht.
Dicht hinter ihm der Obrist Schricken
Ließ seine Karabiner rücken,
Daß kräuselnd schwacher Windeshauch
Trieb durch die Bärte blauen Rauch.
Zur Linken Herzog Friederich
Von Altenburg, dünn wie ein Strich,
Mit rothem Haare, scharfen Zügen,
Gewandt in Schwert- und Federkriegen,
Hat seine Reiter aufgestellt.
Ihm Thurn und Tolle sind gesellt;
Graf Bernhard Thurn, ein schmucker Held,
Ein Sprosse jenes, dessen Witz
So schlecht behagt dem Martinitz.
Und diese Truppen allzumal
Geworben sind mit größrer Wahl;
Die Sitte nahm man nicht genau,
War nur der Bursche keck und schlau.
Filzhüte, Mäntel trugen sie,
Stulpstiefel, steigend übers Knie;
Der Mantel war ein seltsam Ding,
Dem flügelgleich der Ermel hing,
Und dieses Eine mocht' allein
Die Engelspur am Träger sein.
Beim Schwerte sie Pistolen führten
Und trafen, wenn sie galoppirten.
Sie plünderten mit Höflichkeit
Und kamen drum nicht minder weit.
Wilhelm von Weimar hatte sich
Gepflanzt zur Rechten ritterlich,
Kraushaarig, stark, ein zorn'ger Mann;
Die Eisenmänner führt' er an,
Und seine Reiter schmolzen fast

In ihrer heißen Kerkerlast.
Der tolle Herzog nannte nie
Sie anders als den „Thurm im Schach."
Wie Felsenblöcke saßen sie
Und gaben grad' so wenig nach,
Wenn, ungelenk wie Elephanten,
Sie über Stock und Steine rannten
Auf Rossen von der schwersten Art;
Brabants Gestüte gab die Zucht,
Hochbeinig, knochig, lang behaart,
Und selber eine wüste Wucht.
Dennoch die Disciplin traf man
Allein bei diesem Haufen an,
Das heißt, was damals so genannt,
Doch nicht verwehrte Raub und Brand;
Und ganz allein auch diese Schaar
Vollzählig noch seit gestern war.
Auch Hakenschützen sah man stehn
An ihren Gabeln, grad' wie Rohr;
Aus Linienlücken grollend sehn
Karthaunenschlünde schwarz hervor.
Und Grenadiere, starke Leute,
Die schweren Beutel an der Seite,
— Der starke Arm, der feste Fuß
Den Grenadier bezeichnen muß, —
Sah man mit Zündstrick und mit Beilen
Längs den Plotonen sich vertheilen.
Dann Alles still, es stand das Heer
So ruhig wie ein schlafend Meer,
Die Blicke nach dem Forst gewandt,
Man sah auch rucken keine Hand.
Nur sacht der Fahne Welle rauscht,
Ein Jeder horcht, ein Jeder lauscht.
Und leiser als des Doems Fall,
Viel leiser als der Fahne Wallen,

Zog von des Feindes Feldmusik
Heran ein ungewisser Hall;
War's Windeszug? War es ein Schall?
Und in demselben Augenblick
Ein Rabenschwarm, so schwarz und dicht,
Daß er gehemmt der Sonne Licht,
Stieg krächzend aus dem Liesner auf,
Dann langsam streichend übers Heer;
Die Flügelschläge klatschten schwer,
Und tausend Augen hoben sich.
Ward Einem schauerlich zu Muth?
Ich weiß es nicht, zu jener Zeit
Viel anders fühlte man als heut,
Wo kalt der Glaube, matt das Blut.
Nun wieder mit des Windes Strich
Der Bayern Marsch — ganz deutlich schon —
Und um den Liesner, Zug auf Zug,
Der Rautenschildes Fahne trug,
Sich schwenkte Fußvolk und Schwadron.
Nun sind sie da, auf Schusses Weit',
Es wimmelt, ordnet, dehnt sich breit:
Die Heere stehn zum Schlag bereit.

Wer kann viel tausend Menschen sehn
In ihrer Vollkraft muthig stehn
Und denken nun, wie Mancher fand
Den jähen Tod, eh Sonne schwand,
Daß ihn dann Schauer nicht beschlich!
So glänzend unterm Sonnenstich
Die Waffe prahlt; der Loener Bruch, [13]
Mit Hirtenbuben nur bekannt,
Barfüßig lagernd in dem Sand,
Noch nie so Blank- und Schönes trug.
Schau! brechend aus der Linie Zug,
Ein leichter Trupp stolzirend sprengt:

Er theilt sich, fliegt, den Zaum verhängt;
Auf steigt der Arm, es knattert frisch,
Lichtblaue Wölkchen; im Gemisch
Sieht, lustig plänkelnd übers Grün,
Man Baier, Sachs gewandt und kühn
Abblitzen und wie Pfeile fliehn.
Man dächt', es sei ein zierlich Spiel,
Säh' man nicht schwanken dort und hier
Den Reiter, das verletzte Thier
Im Felde schnauben herrenlos.
Kommandowort — Trompetenstoß —
Und Holsteins leichte Reiterei
Trabt wie ein Sturmgewölk herbei.
Standarte hoch: da hui! ins Knie,
Den Speer gefällt, die Infanterie
Lag wie ein Wall, und drüber her
Es knatterte wie Wetterschlag;
Der nahen Eiche Wipfel brach.
Dann Pulverdämpfe schwarz und schwer
Verhüllen Alles, einmal noch
Den Qualm durchflog ein matter Schein,
Als nun die Reiter hieben ein.

Heiß ward gekämpft an diesem Tag;
In beiden Heeren Keiner war,
Der weichen mochte um ein Haar.
Und nicht am weißen Berge mag
So wilder Strauß gefochten sein,
Wo es um eine Krone galt.
Mit den Centauren Weimar brach
Die Linie ohne Widerhalt;
Wohl Mancher stürzte wie ein Stein;
O schwerer Tod! zerbrochen sein,
Zerschmettert von des Panzers Last!
Was übrig blieb, drang frisch voran,

Und auch vom Regimente Spar,
Da kein Pardon zu hoffen war,
Da Aechter jeder einzle Mann.
Die Landsknecht thaten Wunder fast,
An Wittich dachten sie mit Wuth;
Beim Himmel! sie bezahlten gut.
Und heut Erwitte ward gewahr,
Daß Glück und Muth nicht stets ein Paar;
Obgleich vorauf an seiner Schaar
Der Obrist wie ein Fleischer hieb,
Mehr mußt' er räumen, als ihm lieb.
Schmid und Mortaigny thaten brav,
Scharf der Kroaten Klinge traf,
Des Holstein zierlich Rößchen flog
Und tanzte wie ein Elfenthier,
So fest den Hahn der Reiter zog,
Gelassen, kalt wie im Revier,
Und wer ihn zielen sah vom Roß,
Denkt, daß er nach der Scheibe schoß.
Kühn waren Styrum auch und Reck;
Doch Keiner wie der junge Schlick,
Im Auge Basiliskenblick,
Hieb zweimal stets auf Einen Fleck.
Doch tapfer waren All' zumal,
Nicht Einer, der sich mochte schonen.
Sechs Stunden brüllten die Kanonen,
Sechs Stunden lang der helle Stahl
Auf Pickelhaub' und Harnisch klang,
Und übern Grund sechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerschwärm' in Haufen
Granat und Wachtel pfeifend laufen,
Daß noch die Wage um kein Haar
Zu Eines Heil gesunken war.
Beim Braunschweig stand die Minderzahl,
Doch Alles Männer hart wie Stahl,

Den Tod nicht scheuend im Gefecht;
Sie schlugen drein wie Henkersknecht'.
So glühend wurde ihr Geschütz,
Daß drüber fuhr der Funken Blitz
Und mancher Kanonier die Hand
An diesem Tage hat verbrannt.
Viel spricht man von der Alten That;
Doch kühner nicht Leonidas
Focht zu Thermopylä am Paß,
Als heut der tolle Halberstadt.
Die Kugeln schienen ihn zu meiden,
Das Schwert zu stumpfen seine Schneiden,
Die brennende Granate lief
Um Rosses Huf und schnurrte fort.
Man sah ihn hier, man sah ihn dort:
Wo das Gewühl am meisten tief,
Da flog der Reiherbusch umher.
Fürwahr, den Bayern ward es schwer
Im dichten Staub und Pulverrauch,
Wo glüh und aschig jeder Hauch,
Da Windes Odem, umgestellt,
Zu ihren Feinden ward gesellt
Und öfters nicht gesehn die Hand,
Bevor gefühlt der Wunde Brand.
Es fuhr der Speer wie eine Schlange,
Die Erde dröhnt' vom Trommelklange,
Gespenst'ge Waffen schienen sich
Zu kreuzen wild und mörderlich.
Doch, ob es keinen Zollbreit wich,
Allmählich schmolz des Herzogs Heer,
Wie Schneeball unterm Sonnenstich;
Viel Tausend lagen kalt umher.
Und als für Augenblicke sich
Der Dampf zertheilte, sah man klar,
Wie schwer bedrängt der Haufen war.

Ein Tropfen hing an jedem Haar,
Aus den zerfetzten Kollern rann
Das warme Blut den Grund hinan,
Und Mancher mit der linken Hand
Hat die Muskete abgebrannt.
Noch standen sie wie eine Wand;
Doch bald dem Bayer es gelang,
Daß er ein wenig fürder drang;
Und langsam weichend, Schritt für Schritt,
Die matten Landsknecht' drängten mit,
Dem Moore zu, das binsenreich
Sich dehnte wie ein grüner Teich.

O Christian! was frommt dein Muth,
Dein fester Arm, dein fürstlich Blut!
Als seine Krieger mußten weichen,
Ha, welch ein Wüthen sonder Gleichen!
Hätt' er den Hut des Fortunat,
Sie sollten büßen auf der That!
Doch die Besinnung kehrte schnell,
Man sah ihn wenden auf der Stell'
Und durch das Heer nach allen Seiten
Mit abgezognem Hute reiten;
Man sah ihn winken mit der Hand,
Inständig flehend: „Haltet Stand!"
Nicht Einer war, der ihn verstand.
So todesmüde der Soldat,
So stumpf an Sinnen, ohne Rath,
Kaum hörte des Signales Klang;
Und schwer dem Herzog es gelang,
Mit wenig Treuen für Minuten
Zu hemmen noch den letzten Schlag.
Sie thaten, was ein Mensch vermag,
Vom Rosse sinkend, im Verbluten,

Die Finger, steif in Todesnahn,
Noch suchten des Pistoles Hahn,
Sie stießen mit der Partisan,
Am Grund auf blut'gen Stümpfen liegend
Und wimmernd sich im Moose schmiegend,
Des Schwertes Spitze suchten sie
Zu bohren in der Rosse Knie.
Da plötzlich wie ein Ebertroß,
Der knirschend vor dem Jäger rennt,
Heran der Spar'sche Landsknecht schoß;
Und hinterdrein auf flücht'gem Roß
Das Herberstorf'sche Regiment, [14]
Die Säbel hoch im Sonnenblitze,
Den Albrecht Tilly an der Spitze.
Und ein Gemetzel nun begann,
So trieb es nie ein braver Mann
Gen Feinde unbewehrt und wund;
Man sah sie knieen auf den Grund,
Die Hände faltend um Pardon:
Ein Klingenhieb, geschärft durch Hohn,
Die Antwort drauf, und Kolbenschlag
Half Partisan und Schwerte nach.
Kroatenmesser, scharf gewetzt,
Auch hielten ihre Ernte jetzt;
Wie Reisebündel, Kopf an Kopf
Sah schwanken man vom Sattelknopf
An Lederriemen oder Strick;
Und glücklich, wen der Tod beschlich,
Eh' übern Hals die Schneide strich.
Wohl Einigen die Flucht gelang;
Doch seitwärts nach dem Moore drang
Des Feindes Nahn; und wem das Glück
Die feste Stelle gab im Moor,
Der kam am Ende wohl hervor,
Ein hülflos Wrack für Lebenstag,

Das betteln oder stehlen mag.
Doch Mancher an des Schlundes Rand
Noch hat zum Kampfe sich gewandt
Und zog mit letzter Kraftgewalt
Den blut'gen Feind vom sichern Halt;
Dann wüthig kämpfend in dem Schlamm,
Sie rangen wie zwei Wasserschlangen,
Die sich in grimmer Lieb' umfangen.
Zuletzt nur noch des Helmes Kamm
Sah aus den Binsen, und der Schlund
Schloß zuckend seinen schwarzen Mund.

Nicht Albrecht Tilly ist der Mann,
Den solch ein Schauspiel freuen kann;
Ob noch so heiß sein Blut gewallt,
Als er geflucht im Hinterhalt,
Ob ihm der erste Säbelhieb,
Die erste Kugel so er schoß,
Sogar die erste Wunde lieb,
Gleich fürstlichem Araberroß,
Das, wenn zu wild das Feuer kreist,
Sich auf die heißen Adern beißt:
Doch sah man überall im Troß
Ihn steuern, wie es möglich war;
Zurück er Manchen riß am Haar;
Vor Partisan und Kolbenschlag
Er schützte Viel' an diesem Tag.
Und selbst der wilde Obrist Spar,
Dem des Kroaten blanker Schnitt
Schon prüfend um die Gurgel glitt,
Muß ihm Erhaltung danken. Doch,
Ist Leben eine Gabe noch,
Gefangen, wund, in Schmaches Joch?
Und Christian? O bittrer Hohn!

Er mußte fliehn, er ist entflohn!
Kein kluger Rückzug, wie zuvor:
Nein, scharf gehetzt durch Ruhmes Thor,
Das krachend hinter ihm sich schloß.
Als er die Sporen gab dem Roß,
Sein Antlitz war so weiß wie Schnee,
Und, schwärzlich steigend in die Höh',
Auf seiner Stirn das Runenmal
Schien wie geätzt vom Wetterstrahl.
Auch zuckt' er, und die Sage scholl,
Es traf ihn eine Kugel dort;
Doch sagt' er nichts und sprengte fort,
Vielleicht nur zuckte innrer Groll.
Vier Kompagnien, zerfetzt genug,
Das war der ganze Heereszug
Des Christian vom Loener Bruch.

Auf Wiesenfluren, nett und fein,
Zeigt sich der Flecken Ottenstein:
Recht wie ein Fräulein, das sich jetzt
Zur Blumenlese hat gesetzt,
Wenn Bürger, stattlich, Mann und Frau,
Lustwandeln durch die grüne Au.
Am Schattenbaum die heitre Bank,
Manch Wiesenquellchen, klar und schlank,
Den müden Wandrer weiß zu locken,
Und gerne mag der Fuß hier stocken.
Doch damals eine Veste lag,
Wo jetzt des Gärtchens Blumenhag.
Und überm Thore, schwarz und hoch,
Das zwitschernd Schwalbenbrut umflog,
Auf hohem Stuhl der Wächter saß,
Bedächtig in der Chronik las,
Nur wenig achtend auf das Paar,

Das in der Fensterbrüstung stand,
So leise flüsternd immerdar,
Daß er die Hälfte nicht verstand.
Gertrude ist's und Eberhard,
Scheu vor des Ohmes Gegenwart,
Ein Brautpaar seit der letzten Stunde,
Mit allem Himmelsglück im Bunde.
Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche Zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist Einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er! wo nicht, gar jung!
Sie hörten des Geschützes Schall;
Doch brach es sich wie Wiederhall
An ihres Glückes heil'gem Dom.
Und immer fürder las der Ohm
Von Wechselbälgen, Wunderzeichen,
Von Helden, mächtig ohne Gleichen;
Es dünkt ihn seltsam, daß Ein Mann
So viele Tausend zwingen kann.
War er doch auch zu seiner Zeit
Kein schlechter Kämp' im ernsten Streit,
Der manche gute Lanze brach
Und weiß wohl, was ein Mann vermag.
Ständ's nicht mit klarer Schrift gedruckt,
Er zweifelte; unwillig zuckt
Die Braue, daß er, mit Verdruß,
Sich so gering erscheinen muß.
Zuweilen fährt ein halber Blick
Auf seine Rüstung, Stück vor Stück,
Wo an den Eisenpanzer just
Gertrude hat die Stirn gelegt,
Wie Balsam saugend in die Brust
Des Liebsten Worte, tiefbewegt.

Du ahnest Liebeständelei?
Ach, nichts von diesem war dabei!
Ein Gärtchen vor dem Thor hinaus,
Ein kleines, wohlbestelltes Haus
Am Moore, wo man Feurung gräbt:
Aus diesem Stoff ward es gewebt;
Doch war es ihre Häuslichkeit,
Ein Paradies zukünft'ger Zeit,
Und um die Worte wiegten sich
Viel tausend Engel minniglich.
Und immer fürder las der Ohm
Vom Papste, vom Concil zu Rom,
Von Fasten, Skapulier und Sack,
Das war nicht eben sein Geschmack.
Allmählich tiefer sinkt das Haupt,
Die Lettern tanzen, sinnberaubt;
Gleich einer Lampe im Verglimmen
Schon fühlt er die Gedanken schwimmen.
Ein heller Ruf! Er fährt empor.
Ha! Reiterschaaren dicht am Thor!
Sie fliegen, daß der Anger pfeift.
Von Mann und Thieren tröpfelnd läuft
Das klare Blut, und Flockenschaum
Fährt flatternd an Gesträuch und Baum.
Wie ward der Thorwart grimm und wach!
Wie griff er nach der Partisan!
Rief laut: „Der tolle Christian!"
Und war der Herzog nicht so jach,
Er sandt' ihm seine Waffe nach.
Doch durch die Wiesen langgestreckt
Das Roß die wunden Hufe reckt —
Nun noch an Horizontes Grund —
Nun sind sie fort. Des Wächters Mund
Gab ihnen manchen guten Fluch,
Daß, wen er trifft, der hat genug.

So triumphirend schaut er nach,
Wie Simson der Philister Schmach.
Und wieder durch den grünen Raum
Vereinzelt trabt ein armer Troß,
Todtmüde Reiter ohne Roß,
Die steife Ferse trägt sie kaum;
Wie Hirsche, keuchend vor dem Hunde,
Nicht achtend Blutverlust und Wunde,
Sie stolpern längs dem weichen Grunde;
Der Eine fällt und rafft sich auf,
Der Andre reckt den Arm hinauf,
Und gichtrisch Zucken deutet an,
Daß nun der Todeskampf begann.
Dort hinkend ein erschöpfter Mann
Steht an der Linde Stamm gelehnt,
Man glaubt zu hören, wie er stöhnt;
Das Haupt er zweimal beugt zurück,
Man glaubt zu sehn den stieren Blick.
Dann stemmend an der Linde Zweigen,
Die schattig übern Anger neigen,
Er müht sich mit der letzten Kraft,
Zu klimmen an des Baumes Schaft.
Dreimal fiel er zurück ins Gras
Und schmerzbetäubt am Grunde saß,
Und wieder dreimal setzt er an,
Bis er den ersten Ast gewann.
Dann schwindend in der Blätter Dach,
Wo ihn der Himmel schützen mag.
Und schon der Bayern Feldgeschrei
Wie Rabenkrächzen dringt herbei,
Schon Staubeswolken dicht und schwer
Vom Horizonte rollen her:
Da durch den Anger matt heran
Trabt einzeln noch ein wunder Mann;
Die Haltung edel, ob gebeugt,

Von stolzem Blut genugsam zeugt.
Man kann nicht wissen, ob er floh,
Krank war die Haltung, furchtsam nicht;
Er wandte öfters sein Gesicht,
Und eine Weile hielt er so.
Dann langsam steigend von dem Thier,
Er schleppt sich mühsam für und für,
Am Erlenstamme sah man ihn
Im blutgetränkten Grase knien;
Zum Fliehen fühlt er keine Lust,
Die Kugel lag in seiner Brust;
Doch sterben unter Feindes Spott!
Kroatenmesser! großer Gott!
Zum Himmel blickt er fest hinauf,
Dann löst er sacht den Koller auf,
Und lang sich streckend übers Grün,
Noch einmal zucken sah man ihn.
Mein junger Held, mein Otto Schlick!
War dein der jammervolle Blick?
Ob ungekannt dein stilles Grab,
Das Morgens dir der Bauer gab,
Nicht Marmorthräne drüber weint:
Doch ewig bleiben wird dein Recht,
Ein treuer Sohn, ein tapfrer Feind
Und heut der Letzte im Gefecht.

Wie übern Förster, der durchwacht
Auf Frevlers Spur die Sommernacht,
Wenn halb die Wimpern sanken schwer,
In Aesten braust das wüth'ge Heer,
Fuhr nun heran die wilde Jagd.
Sie sprengten über Todt' und Wunde,
Die hülflos wimmerten am Grunde,
Und im Vorüberfliegen bloß

Schoß einzeln wohl ein Lanzenstoß.
Als Einer längs der Linde strich,
Ein Blutestropfen fiel herab,
Da rasch im Fluge wandt' er sich
Und brannte die Muskete ab,
— Nur Blätter wirbelten herab.
Und weiter, weiter, nur voran,
Sie sausten durch den Wiesenplan
Dem tollen Herzog stets im Nacken,
Wie Rüden nach dem Wilde packen.
Sie sahn ihn streifen übern Raum,
Oft nur auf Schusses Weite kaum,
Und jener moosbedeckte Stein
Fürwahr, muß Hollands Grenze sein:
O, hurtig setzt die Sporen ein! —
Es ist umsonst, der letzte Mann
Grad' überm Scheidestrich entrann.
Dort mag, von Schaum und Dampf umhüllt,
Verschnaufen das gehetzte Wild.
Und grimmig schmetternd übern Rasen
Zum Rückzug die Trompeten blasen.

Zweihundert Jahre sind dahin,
Und Alle, die der Sang umfaßt,
Sie gingen längst zur tiefen Rast.
Der Tilly schläft so fest und schwer,
Als gäb' es keinen Lorbeer mehr:
Und Christians verstörter Sinn
Ging endlich wohl in Klarheit auf.
Wie trübt die Zeit der Kunde Lauf!
An seiner Brüder moos'gem Grab
Beugt weidend sich das Rind herab,
Und schreiend fliegt der Kibitz auf.
Willst du nach diesen Hügeln fragen:

Nichts weiß der Landmann dir zu sagen;
„Multhäufe" nennt er sie und meint,
Stets sei Wachholderbusch ihr Freund.
Am Moore nur trifft wohl einmal
Der Gräber noch auf rost'gen Stahl,
Auf einen Schädel; und mit Graus
Ihn seitwärts rollend, ruft er aus:
„Ein Heidenknochen! Schau, hier schlug
Der Türke sich im Loener Bruch!" [16]

Anmerkungen zum ersten Gesange.

[1] Christian, Herzog von Braunschweig, gewöhnlich der tolle Herzog, der tolle Braunschweig, auch Halberstadt genannt, als ernannter Bischof von Halberstadt, ging in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges zur protestantischen Religion über und trat als General in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich des Fünften, den die aufrührerischen Böhmen sich aus eigner Macht zum König gesetzt hatten, des Winterkönigs, wie man ihn auch nannte, nach der kurzen Dauer seiner Herrschaft. Christian, noch sehr jung, wurde zu diesem Schritte nicht sowohl durch Ueberzeugung geleitet, als durch seinen glühenden Haß gegen den Stand, den man ihm so ganz gegen seine Wünsche und die natürliche Neigung seines kriegerischen Geistes gegeben hatte, zugleich durch ein tiefes leidenschaftliches Interesse für die Gemahlin des Winterkönigs, Elisabeth, Tochter Jakobs des Ersten von England, eine der schönsten und vielleicht die ehrgeizigste Frau ihrer Zeit. Nach dem Verfall ihrer kurzen Herrschermacht konnte Christian sich nicht zur Ruhe geben. Ohne eigne Mittel dennoch ein bedeutendes Heer meistens von Rathlosen und Geächteten, von denen es damals wimmelte, zusammenbringend und sich mit einem kühnen Abenteurer, dem Grafen Ernst von Mansfeld, verbindend, wagte er es, den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen. Dann von der protestantischen Union in Dienste genommen, unternahm er, mit abwechselndem Glück, die kühnsten Wagstücke, jedoch an der Uebermacht sich nach und nach verblutend. — Seit Monaten bereits vom Feldmarschall der katholischen Ligue, Johann Tscherklas, Grafen von Tilly, hart gedrängt, erhielt seine Macht am siebenten August 1623 bei dem Städtchen Stadtloen im Bisthum Münster den letzten Schlag, von dem er sich nicht wieder erholte. Nur mit Wenigen gelang es ihm, die holländische Grenze zu erreichen, und als er bald nachher sowohl vor Kummer als an den Folgen seiner Wunden starb, ward sein Tod kaum bemerkt. Er war ein gewaltiger Krieger, die Geißel der Rheinlande und Westphalens. Da im Verlauf der Erzählung selbst sowohl der Charakter als das Schicksal des Christian von Braunschweig sich genugsam und durchaus geschichtlich treu entwickelt, so mag es mit diesen Andeutungen genügen. Er starb mit 25 Jahren.

[2] Graf von Anholt, General der katholischen Ligue, hat dem Braunschweig überall die meisten Niederlagen bereitet. Bei der Schlacht im Loener Bruch (eine weite Haide unweit Stadtloen) wird der Sieg zum größten Theile ihm zugeschrieben. Die Geschichte schildert ihn als einen wahrhaft frommen und milden Mann.

[3] Johann Tscherklas, Graf von Tilly, Oberbefehlshaber der katholischen Ligue, doch unter dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, der aber in den letzten Kriegsjahren nicht mehr persönlich bei der Armee war. — Sein kühner, eiserner Charakter ist hinlänglich bekannt.

[4] Ein adeliches Frauenstift auf dem Wege von Steinfurt nach Ahaus.

[5] Eben jene Pfalzgräfin Elisabeth, siehe Anm. 1.

[6] Als ihr Gemahl, der Pfalzgraf Friedrich, Bedenken trug, sich in eine so gefährliche Sache wie die Annahme der böhmischen Krone, einzulassen, machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe: „Wie? Ihr habt es gewagt, eine Königstochter zu ehlichen, und habt nicht den Muth, nach einer Euch dargebotenen Krone zu greifen? Lieber will ich trocknes Brod an Eurem königlichen Tische essen, als Leckerbissen am pfalzgräflichen."

[7] Ernst Graf von Mansfeld, gewöhnlich „der Bastard" genannt, um ihn von seinem Vater Ernst von Mansfeld zu unterscheiden, der ihn in nicht ebenbürtiger Ehe zeugte, war einer der schlausten und zugleich kühnsten Abenteurer. Nachdem er vorher unter dem Erzherzoge Leopold gegen die Protestanten gefochten, ging er späterhin zu ihnen über und richtete überall, bald im Dienste irgend eines protestantischen Fürsten, bald auf eigne Hand mordend und raubend, Alles zu Grunde, was ihm in den Weg kam. Sein Ende war traurig. Keinem recht treu, hatte er sich auch Niemandes Liebe und Beistand erworben. Als die allmähliche Annäherung beider Parteien zum Frieden kriegerischen Freibeutern seiner Art keinen Spielraum mehr vergönnte, verlassen von denen, die ihn früher benutzt, zwang die Noth ihn, sein Heer in Böhmen zu entlassen, und nach so vielen Räubereien arm wie ein Bettler, brachte er durch den übereilten Verkauf seines Kriegsgeräthes eine kleine Summe zusammen, womit er zuerst nach Venedig und, ging' es fehl, weiter zu pilgern gedachte, bis er ein Unterkommen gefunden. Bei Zara übereilte ihn der Tod.

[8] Wahlspruch des Christian, den er sowohl in seinen Fahnen, als auch auf den Münzen anbrachte, die sämmtlich oder doch größtentheils aus geraubtem Kirchensilber geschlagen sind. Beim ersten Schlage bekam der Stempel einen Riß, den man deutlich auf den Münzen sieht. Als man den Braunschweig aufmerksam machte, daß dieses als ein übles Omen könne gedeutet werden, ließ er einen neuen Stempel mit gleichem Spruche verfertigen. Alle Münzen von ihm sind selten, die mit dem Stempelriß vor allen andern. Er führte übrigens in den Fahnen außer dem genannten Spruche noch mancherlei Sinnbilder und Devisen, z. B. tout pour Dieu et pour elle, dann einen Löwen an einem vom Sturm bewegten Baume; Ventus Altissimi, auch zwei Löwen, die nach der kaiserlichen Krone greifen, mit Leo septentrionalis etc.

[9] Der Lieutenant Platow hieß nicht nur, sondern war wirklich bestellter Brandmeister im Heere.

[10] Ahaus, eine kleine Stadt, fast am Eingange eines bedeutenden Fichtenwaldes, des Liener, der sich bis an das Schlachtfeld, Loener Bruch, eine starke Stunde weit erstreckt. Sie war früher befestigt, doch zu jener Zeit waren die Werke bereits zerfallen; nur stand noch eine Veste in der Stadt, die ihrem Namen aber wenig entsprach.

[11] In den letzten Tagen vor der entscheidenden Schlacht erhielt Braun-

schweig drei Briefe von Mansfeld; der erste: „er werde ihm unfehlbar zu Hülfe kommen;“ der zweite schon in zweifelnden und ausweichenden Ausdrücken; endlich am Abend vor dem Treffen: „er möge sich durchhelfen, so gut es gehe, und auf ihn nicht ferner rechnen.“

12 Spar, Obrist eines Regiments Landsknechte. Die übrigen bedeutenden Anführer in Christians Heere waren: Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg, Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Obrist Schniken, die Obristen Tolle, Thurn und noch einige Andere, die in der Schlacht eine weniger bedeutende Rolle spielten.

13 Johannes May, eine fingirte Person und nicht zu verwechseln mit dem Obristen May, einem der unbedeutenderen Anführer Christians. Die Sage, daß in der letzten Zeit sich mancherlei Anschläge und Verschwörungen gegen den Braunschweig angesponnen, die aber alle, mitunter durch die seltsamsten Zufälle, gescheitert, hat mich veranlaßt, diese Episode einzuschieben.

14 Groß-Burloh, ein Cisterzienserkloster, etwa eine Meile von Ahaus gelegen.

15 Ottenstein, ein hübscher, damals befestigter Flecken in einer anmuthigen Wiesengegend, etwa eine Meile von Stadtloen, und der holländischen Grenze nah.

16 Liesner, Name jenes Fichtenwaldes, wovon Anmerkung 10 Rede ist.

Anmerkungen zum zweiten Gesange.

1 „Siehst drüben du den stolzen Bau?“ Einer der letzten gefürsteten Bischöfe von Münster, Clemens August von Baiern, baute ein schönes und großes Lustschloß in der Stadt Ahaus, vor etwa hundert Jahren.

2 Bethlem Gabor, Fürst von Siebenbürgen, versuchte zugleich mit Friedrich von der Pfalz, seinen Fürstenhut mit einer Königskrone zu vertauschen und mit Hülfe der Pforte das Zepter von Ungarn an sich zu reißen. Die Geschichte dieses Unternehmens ist allgemein bekannt und gehört nicht hieher. Jetzt war er geschlagen und hatte sich nach Prag gewendet, doch noch mit einer bedeutenden Macht und großen Hoffnungen im Vertrauen auf den Beistand der Pforte. Christians Plan war, sich wo möglich mit ihm zu vereinigen.

3 Christian ward bei Höchst von dem vereinten Heere der Ligue geschlagen, eigentlich nur durch einen Mißverstand, da er, seine Position unvortheilhaft findend, sich über die Mainbrücke zurückzuziehen versuchte, was sein Heer als den Beginn der Flucht ansah. Das Gedränge auf der Brücke ward so groß, daß Viele in den Main stürzten und darin umkamen. Christian suchte Ordnung zu halten, so lange es möglich war; endlich daran verzweifelnd, ließ er sich im Kahne übersetzen, seinen Leuten zurufend: »Sauve qui peut!« Er hielt sich übrigens auch diesesmal unbegreiflich lange gegen die Uebermacht.

[4] Erwitte hatte das Glück, dem Christian beim Flecken Wittich eine kleine Schlappe anzuhängen, und erinnerte sich dessen zuweilen wohl etwas übermüthig. Er sowohl, wie die übrigen Hauptführer im Heere des Tilly, sind im Verlaufe des Gedichts genugsam charakterisirt, und es bedarf keiner weitern Erläuterungen.

[5] Geschichtlich.

[6] Geschichtlich.

[7] Friedrich von der Pfalz.

[8] Es wird dem Friedrich zur Last gelegt, daß er noch heimlich bei der Belagerung des erwähnten Platzes zugegen gewesen sei, während die Fürsten für ihn beim Kaiser unterhandelten und er selbst sich zu den demüthigsten Bitten herabließ.

[9] Geschichtlich.

[10] Siehe Anm. 10 des ersten Gesangs.

[11] Liebeslocke wurde eine lange Locke genannt, die am linken Ohre bis auf die Schulter herabhing, während das übrige Haar bedeutend kürzer gehalten wurde. Christian von Braunschweig erscheint auf allen Bildern mit dieser damals sehr beliebten Zierde.

[12] Johann Andreas, Graf von Schlick, ward von den böhmischen Edlen abgesandt, den Winterkönig an der Grenze zu empfangen; späterhin ward er nebst elf andern der vornehmsten Rädelsführer enthauptet und von jedem der Kopf und die rechte Hand an der Moldaubrücke zu Prag aufgesteckt, sechs auf jeder Seite; die gleichzeitigen Schriftsteller erwähnen mit Grausen, wie schaurig es an trüben Abenden gewesen sei, das Wehen der greisen Bärte im Winde zu sehen. Johann Andreas starb sehr gefaßt; als man ihm stark zuriethe, seinen Glauben zu verlassen, antwortete er: „Laßt mich zufrieden, ich gehe zum Tode.“ Auf dem Schaffote zog er noch seinen Siegelring vom Finger und übergab ihn seiner Tochter mit dem Auftrage, ihn baldmöglichst seinem abwesenden Sohne zukommen zu lassen. Ob es nun gleich nicht geschichtlich fest steht, daß dieser Sohn derselbe mit dem Schlick in Christians Heere sei, der bei Stadtloen so muthig kämpfte und tödtlich verwundet ward, in der Geschichte immer der junge Schlick genannt, so steht doch dieser Voraussetzung auch nichts entgegen.

[13] Loener Bruch: Name des Schlachtfeldes, einer weiten Haide zwischen Stadtloen und Ahaus, an der einen Seite vom Loener begränzt. Nicht fern, nach der Seite von Holland zu, liegt ein Moor; jetzt ist das Feld getheilt und bebauet.

[14] Das Heydersdorf'sche Kavallerie-Regiment ward an diesem Tage, in Abwesenheit seines Obristen, vom jungen Tilly kommandirt.

[15] Ottenstein, siehe Anm. 15 zum ersten Gesange.

[16] „Der Türke“ — unter dem Landvolke finden sich nur noch schwache Spuren einer Sage vom 30jährigen Kriege, unter dem Namen des Türkenkrieges

Walther.

(Jugendgedicht.)

Widmung.

An meine liebe Mutter.

Als ich des Bildes Blüthenkranz geschlungen,
Da wollt' ich manche schöne Blume pflücken,
Die freundlich dir und heiter sollte nicken,
Vom bunten Garten der Erinnerungen.

Nur einen Namen hab' ich dir gesungen
Vielleicht aus dunkler Vorzeit hell dich grüßend,
Doch in den Strom, durch ferne Reiche fließend,
Hat manche fremde Welle sich gedrungen.

Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemischt theilt sie des Liedes Wellen,
Stark wie der Rhein des Bodensees Wogen.

Die Augen sind des Börnleins klare Quellen,
Das Börnlein Liebe heißt, ein stilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes.

Erster Gesang.

Der Klausner.

Das Mondlicht durchwogt den Fichtenhain,
Und einer Felsengrotte kleine Zelle;
Um einen Schädel spielt der matte Schein,
Ein Kruzifix und eine Feuerstelle;
Ein Lager noch von Laub auf hartem Sand,
Und eine Rüstung an bemooster Wand,
Erscheinen in der trügerischen Helle.

Wo weilt der fromme Siedler dieser Kluft?
Mißgönnt er sich des Schlummers kurze Labe,
Wenn sich das Irrlicht zündet an der Gruft,
Der Himmel alle seine goldne Habe
Entfaltet? Nur die Fichten stehn um ihn
Und aufwärts wehn sie mit den Flügeln grün
Des kindlichen Gebetes reine Gabe.

Der Andacht Blume liebt die leise Nacht,
Und ihre Blüthen öffnen sich der Stille;
Die ird'sche Hoheit sucht des Tages Pracht,
Der innern Größe frommt des Dunkels Hülle.
Dann kehrt der Herr, sie liebreich zu erfreun,
Ein theurer Gast, bei seinen Treuen ein
Und spendet seiner Tröstung Himmelsfülle.

Sieh her, da bebt's aus dunklem Hain hervor,
Blaß wie ein Traum mit ungewissem Tritte,
Undeutlich wallt's in nächt'ger Nebel Flor,
Wie eine Duftgestalt in Wolkenmitte;

Doch nun aus weißem Meere, kalt und schwer,
Wankt ein verblichnes Jünglingsbild daher,
Und langsam naht's der Kluft mit ernstem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felsen quillt,
Netzt er den Gaum im lichten Flimmerspiele;
Denn der Begeist'rung Glut, die ihn erfüllt,
Vereint sich mit des Heumonds banger Schwüle;
Ein frommer Seufzer ringt sich himmelan,
Sein Auge sucht gerührt den Sternenplan,
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich les' die Frage im erstaunten Blick:
Wie schon so früh entflohst du den Gefahren,
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück,
Kann junges Blut mit solcher Ruh' sich paaren?
Und darfst du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierstunden stiller Rechenschaft,
Dein innres Herz dir selbst zu offenbaren?

Wohl eine trübe Wahrheit! selt'ner trifft
Die Mutterperle in des Meeres Gründen
Der Taucher nicht, als unbefleckt vom Gift
Der Welt ein jugendlich Gemüth zu finden,
Wo willig folgend der geliebten Haft
Der ach! zu theuern, süßen Leidenschaft
Das Herz vergöttert seine schwersten Sünden.

Auch diese bleiche, wankende Gestalt,
Dies Schattenbild vergang'ner Erdenschöne,
Wohl schaut der Blick zur Erde ernst und kalt,
Daß er des Herzens bange Stimme höhne;
Doch dieses matte, welkende Gesicht,
Voll Zügen tiefes Schmerzens, ach, es spricht,
Daß es noch einem theuren Bilde fröhne.

Zwar oft bestand er schon im harten Kampf,
Und seines Götzen Tempel sanken nieder;
Doch stürmisch treibt's ihn, wie ein inn'rer Krampf,
Und ungeweihte Opfer lodern wieder,
Denn in die Oede folgte ihm ein Pfand
Der seligen Erinnerung, und dies Band
Knüpft ewig neu ihn an die Erde wieder.

Und sinnend steht er, wie zu langer Wahl,
Dann irrt sein Aug', als wollt' es etwas meiden;
Da schimmert ihm der Rüstung blanker Stahl
Und durch sein Antlitz zuckt ein Strahl von Leiden;
Ein dunkler Purpur färbt die Wange schnell,
„O, ruft er, blinkst du noch so freudig hell?
Du stummes Denkmal abgeschiedner Freuden!"

Doch schnell gefaßt, fährt er voll Demuth fort
Und mählig zieht die Glut ihm von den Wangen:
„Jetzt ist des Ave's Gruß mein Losungswort,
Des Höchsten Preis mein Ruhm und mein Verlangen;
Es hüllt den Leib die Kutte, rauh und weit,
Die Rüstung Gottes, den vor kurzer Zeit
Mit stolzem Licht der Panzer hielt umfangen.

„Wer deine Lust begehrt, du Herrscher groß,
Den darf kein sinnlich Freudenbild mehr rühren;
Dem Herrn vertrau' er seiner Seele Loos,
Er wird ihn wohl berathen, wird ihn führen;
Sein heißes Leiden send' er himmelwärts,
Und bald, ja bald wird sein geängstet Herz
Der heil'gen Tröstung Himmelswonne spüren."

So spricht er leise, doch im Herzen kocht
Ihm stille Glut, er möcht' es gern verhehlen
Dem eignen Selbst; indeß sein Busen pocht,
Auf's neu den Wangen Rosen sich vermählen,

Spricht lächelnd er, doch seine Stimme bebt:
„Laß seh'n, ob noch die Hand den Panzer hebt,
Jetzt nur gewöhnt, den Rosenkranz zu zählen."

Und schnell reißt er die Rüstung von der Wand,
Doch der entwöhnte Arm kann sie nicht tragen,
Und furchtbar klirrend stürzt sie in den Sand.
Da steht er stumm, ihn faßt ein tiefes Zagen
Und fieberhaft durchfährt es ihn und warm.
„Gott, ruft er schmerzlich, Gott! ist dies der Arm,
Einst so gewohnt, den schweren Schild zu tragen?"

Doch kaum entfloh das Wort, als, schnell gerügt,
Sich seiner Augen Flammenblitze dämpfen;
Ein rascher, immer neuer Wechsel fliegt
Durch sein Gesicht, es zuckt in leisen Krämpfen,
Die kühne Klage wird zurückgepreßt;
„Ihr alten Wurzeln, noch so tief, so fest,"
Erseufzt er, „nach so langen, schweren Kämpfen!"

Bald hebt er mühsam, doch mit fester Hand,
Vom Boden die bestäubte Rüstung wieder,
Schon prankt auf's neu sie schimmernd an der Wand,
Doch sie zu meiden schlägt den Blick er nieder;
Auf hartem Lager ruhend siehst du ihn,
Von seinen Lippen fromme Seufzer flieh'n,
Es schließen betend sich die Augenlider.

Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe, spricht
Ein altes Wort, doch mögen's Wen'ge deuten,
Denn nur auf ird'schen Glückes falsches Licht
Vermögen sie den tiefen Spruch zu leiten;
Sie wissen's nicht, und können's nicht versteh'n,
Was er, der reiche Herr in Himmelshöh'n,
Den Seinen mag im Schlafe zubereiten.

Der hehren Ahnung Wunderlicht, wenn sich
Den Sterblichen enthüllen Geistermächte,
Des Friedens heil'ge Lust, wenn wonniglich
Der Mensch empfindet seine Kindesrechte:
Dies sind die Güter, die die Welt nicht kennt,
Die er, der Hehre, den kein Name nennt,
Im Traume spendet seinem treuen Knechte.

Sieh da, dort regt's auf braunem Moose sich,
Von bleichen Lippen zarte Laute fließen,
Zwar unverständlich, fremd, doch schauerlich,
Wie wenn in hoher Luft sich Schwäne grüßen.
Was ist's, das schmerzlich sanft dich lächeln hieß,
Was rührt dein Herz so minniglich, so süß?
Daß all so weich die Töne sich ergießen?

Nun wieder „weile! weile! theures" — still!
Schau her, wie aus geschloss'ner Wimper drängen
Sich die zurückgehalt'ne Zähre will;
Nun spricht's auf's neu mit ungewohnten Klängen:
„O nein, o nein, nur ewig, einzig dich,"
In schweren Zügen hebt sein Busen sich,
Den ungestüme Wallungen bedrängen.

Da schauert er empor, sein Blick durchirrt
In wilden Schweifungen die dunkle Zelle,
Wie unbekannt, voll Gluten und verwirrt;
Doch bald erkennt er, wie es scheint, die Stelle,
„O so!" ersenfzt er tief, dann schluchzt er laut:
„Getrennt auf ewig, süße, süße Braut."
Und unaufhaltsam strömt der Zähren Helle.

Zum Busen, wo die Kutt' ihn weit umwallt,
Greift rasch die Hand und am verborg'nen Bande
Schwebt aufwärts eines Bildes Huldgestalt;
Ist sie's, die Jungfrau mit dem Himmelspfande,

Maria, mit dem Jesuskindlein mild?
Ach nein, es ist ein and'res Frauenbild,
Ein Mägdlein hold, im ländlichen Gewande.

Er preßt's an seine Brust mit heißer Wuth,
Es bebt die Hand und seine Kniee wanken,
Sein Auge fliegt umher mit wildem Muth,
Als fordert' er das Weltall in die Schranken;
Doch senkt er es zum Bilde niederwärts,
Löst auf sich Wuth in unnennbaren Schmerz;
„Dein bis zum Tode, dein nur sonder Wanken."

O Jüngling, einer heillos finstern Macht
Ist dein zerstörtes Leben hingegeben;
Der kleinste Augenblick, zu schlecht bewacht,
Zerstört die Frucht von jahrelangem Streben;
Ein Traum, wenn Schlummer löst den strengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingesproch'nes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben.

Wer ist der Jüngling? fragst du mich gepreßt,
Und deine Stimme deutet Leid und Grauen;
Willst du's erfragen dort, auf Burnecks Vest',
So wird es dir die Kunde wohl vertrauen;
Doch setze dich; denn mich auch sieh bereit,
Mit dir die Scenen der Vergangenheit
In ihrem schwarzen Trauerflor zu schauen.

Zweiter Gesang.

Theatilde.

Im jungen Thaue flimmt der Morgenstrahl,
Und reich in Farben prangen rings die Auen,
Ein düst'rer Wald umschließt das enge Thal,
Ein seltsam dämmernd Licht erhöht sein Grauen.
Glüht Flamme dort vom Felsen? nein, es bricht
In glatter Scheibe sich der Sonne Licht,
Drum ist allda so heller Glanz zu schauen.

Ein freundlich Schloß sieht still in's Thal herab,
Und „Roßheim" hörst du seinen Namen schallen,
Statt Waffenklang hört lauschend oft hinab
Der Landmann ferne Harmonieen wallen;
So ungefürchtet, nicht vom Raube reich,
Am Felsen hängt's, dem Adlerhorste gleich,
Doch Tauben nur bewohnen seine Hallen.

Wohl war sonst and'res Leben dort im Schloß,
Als Ritter Hugo noch ein Jüngling blühte;
Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß,
Und Kriegeslust im jungen Herzen glühte;
Doch seit ein liebend Weib ihm angetraut,
Ersetzte Waffenruhm und Schlachtenlaut
Ihm seiner Sophie holde Jugendblüthe.

Und als der Liebe erste süße Frucht
Die zarte Blume brach in Todesschmerzen,
Da schwand ihm jede Lust in schneller Flucht,
Und stummer Gram entkeimte seinem Herzen;

Kein and'res Labsal war ihm fürder mehr,
Als, wenn am Himmel blinkt der Sterne Heer,
Hinaufzustarren zu den lichten Kerzen.

Und will er flüchten sich zur Kindeshuld,
Daß er im Liebes-Sonnenschein gesunde,
Da mahnt es ihn wie eine theure Schuld,
Mahnt ihn an jene dunkle Schreckensstunde,
Die seines Lebens Blüthe ihm zerpflückt;
Je inniger er's an die Brust gedrückt,
Je heißer quoll ihm Herzblut aus der Wunde.

Drum floh er diesen hellen Liebesschein,
Ein düster tief Gemach hielt ihn verschlossen;
Hier brütet er ob starren Träumerei'n
Bis Tageslicht in Dämmerung verflossen,
Und bis die Nacht mit ihrem Sternenzelt
Der Phantasie zum Reich der Geisterwelt
Die duft'gen Schranken magisch aufgeschlossen.

Indeß in dumpfem Harm der Herr ergraut,
Erblüht sein Schloß in immer süß'rer Helle:
Am Felsen steht's wie eine junge Braut,
Erröthend vor der ernsten Kirchenschwelle;
So blüht das Blümchen, das Erinnerung winkt,
Am sumpf'gen Moore, wo dein Fuß versinkt,
Und Veilchen an geliebter Grabesstelle.

Hörst du von Harmonien erfüllt die Luft?
Mein Haupt umzieht's mit zauberischen Klängen,
Wie grüner Nixen Lied aus Meeres Kluft
Erschallt's vom Walde her in Chorgesängen;
Obschon mein Auge nichts erspähen kann,
Hör' immer näher zu dem grünen Plan
Ich sich die süßen Harmonieen drängen.

Und plötzlich hüpft aus Waldes-Nacht hervor
Im Schneegewand ein munt'rer Mädchenreigen,
Den frischen Lippen im beseelten Chor
Gleich Perlenreih'n die Melodien entsteigen;
Auf klarem Antlitz Jugendrosen steh'n,
Doch wären alle dreimal noch so schön,
Vor Einer müssen doch sich alle neigen.

Wie eine Lilie, wo Maßliebchen blüh'n,
Hold wie ein Engel, wie ein Engel milde,
Ein schlankes Myrtenreis auf jungem Grün,
Hebt sich in Schöne Fräulein Theatilde.
Dort wallet sinnend sie das Thal entlang,
Und mit ihr wogt der schwebende Gesang
Der ros'gen Mägdlein durch das Thaugefilde.

Ein dünner Schleier deckt ihr Angesicht;
Doch wehe dem, der dem Verräther traute!
Wie leuchtender der Strahl durch Wolken bricht,
So geist'ger, zarter durch die Hülle schaute
Die hehre Lilie; faltenreich umwand
Den schlanken Leib das seidene Gewand
Und in den Armen ruht die blanke Laute.

Jetzt schweigt der Chor, die raschen Füße rub'n,
Das junge Grün empfängt die blüh'nden Glieder;
Auf moosgeschwelltem Sitze läßt sich nun
In süßen Träumen Theatilde nieder;
Sie lächelt leise, höher pocht die Brust,
Und noch umzieh'n mit wundersamer Lust
Ihr lauschend Ohr die kaum verklung'nen Lieder.

Mit ungewissem, schwachem Laute irrt
Ihr schöner Finger durch die blanken Saiten,
Wie wenn ein Bienenschwarm um Blumen schwirrt,
Wenn Kran'che sich zum fernen Land geleiten;

Doch bald in Harmonieen rauscht's herab,
Gleich Geisterstimmen an geweihtem Grab
Die Zaubertöne ihrem Mund entgleiten:

„In der schweren Wetternacht,
„Löschen sich des Himmels Kerzen,
„Nur in Theudelindens Herzen
„Ist ein klarer Stern erwacht;
„Vor der Sonne Flammenpracht,
„Muß das Nebelbild entfliehen,
„Aber, wenn die Träume ziehen,
„Uebt es keck die alte Macht,
„Farblos ist der Tage Blühen,
„Sang sie in die schwüle Nacht.

„Perlenkleinod, Blüthenschnee,
„Des Geschmeides bunte Funken,
„Alles, Alles ist versunken
„In mein namenloses Weh;
„Aber aus dem tiefen See,
„Hob sich gleich der Alkyone
„Eine lichte Myrtenkrone;
„Doch sie schwand in blauer Höh',
„Nahm verrätherisch zum Lohne,
„Meiner Jugendfreuden Schnee.

„Lebst du, Sohn der Phantasie?
„Wohl dein Umriß wallt im Leben;
„Einst sah die Gestalt ich schweben,
„Herrlich und voll Harmonie,
„Deine Züge sah ich nie,
„Denn du bist mir fern geblieben,
„Aber sie sind eingeschrieben
„Unauslöschlich, voll Magie;
„Halb der Wahrheit ist mein Lieben,
„Halb gehört's der Phantasie.

„Durch die Zweige rauscht ein Tritt,
„Und das Haupt ihr sittig beugend,
„Naht ein Ritter, den bezeugend
„Nennt des Blutes rasch'rer Schritt;
„Als das Bild vorüberglitt
„An der Mauer grauen Gründen,
„Mußten ach! die Wolken schwinden,
„Und die theure Täuschung mit.
„Schlaffe, tück'sche Züge künden,
„Was verbarg der stolze Tritt.

„Er ist hin, sie ist allein;
„Still mein Lied, du sollst's nicht nennen,
„Nicht des Lebens Jammer kennen,
„Wenn erlischt der Liebe Schein;
„Doch von Thränenperlen rein
„Magst du ihr ein Opfer geben.
„Siehst du dort sich schaurig heben,
„Jenen kalten, bleichen Stein?
„Weine nicht um's junge Leben,
„Ach, sie war ja ganz allein."

Der Laut verklingt, doch träumend vor sich hin
Blickt Jede noch mit tiefgerührtem Muthe,
Indeß das Haupt der süßen Sängerin
Gestützt auf leichtumhülltem Arme ruhte;
Ihr feuchtes Auge strahlte minniglich,
Wie hoher Abendpurpur färbte sich
Die zarte Wange vom bewegten Blute.

Ihr dunkler Blick umzieht des Thales Rand;
„Was seh' ich dort im Morgenlichte blitzen?"
So ruft sie schnell, und ihre kleine Hand
Zeigt deutend nach des Waldes dunklen Spitzen.

„Mir ist's als ob des Sonnenstrahls Gewalt
Zurück von blanker Schildeswölbung prallt,
Vom Panzer oder vom Gewehr des Schützen."

Jetzt ist es fort; auf's neue scheint sie nun
In stilles Sinnen träumerisch versunken,
Doch läßt ein seltsam Regen sie nicht ruh'n,
Die Stirne brennt von fremder Ahnung trunken,
Der Bilder alte Ordnung ist verrückt,
So sehr die weiße Hand die Stirne drückt,
Bis ihr des Schleiers Duftgewölk entsunken.

Der Dienerinnen Eine reicht ihn dar,
Sie läßt ihn flatternd um die Schläfe wallen,
Dann ordnet sie mit leichter Hand ihr Haar
Und läßt es dunkel um den Busen fallen;
Nun hebt sie sich, ein stolzes Jugendlicht,
Sie lauscht empor: „Jukunde hörst du's nicht
Vom Forste dort wie Hufschlag wiederhallen?"

Und kaum gesagt, da sprengt aus dunklem Wald,
Ein wiehernd Roß; auf seinem starken Rücken
Trägt's eine hohe männliche Gestalt,
In blauer Rüstung herrlich anzublicken,
Vom gold'nen Helme weiße Federn weh'n,
Drei Löwen und ein schwarzer Drache steh'n
Auf seines Schildes hochgewölbtem Rücken.

Zusammen drängt der Jungfraun furchtsam Heer,
Doch schnell von dannen flieht er sonder Weilen;
Noch senkt mit starker Hand den mächt'gen Speer
Nachlässig stolz er im Vorübereilen;
Schon nah' dem heitern Schlosse siehst du ihn,
Kaum rührt sein schäumend Roß den Boden, kühn
Wie Pfeil und Falke scheint's die Luft zu theilen.

Wie eingewurzelt steht der Mägdlein Chor,
Vom fremden Anblick dieser wilden Schöne;
Doch bald hebt Theatilde sich empor,
Daß sie mit ihrer Würde sich versöhne;
Thut nicht das Wort den hehren Fremdling kund,
Doch zittert sie, dem holdbewegten Mund
Entfliehen ungewisse, weiche Töne.

Zum Schlosse lenkt das Fräulein jetzt den Schritt,
Nachdem sie lange sich zuvor berathen,
Bedächtlich zögernd, durch zu raschen Tritt
Die frohe Eil' befürchtend zu verrathen.
O, fruchtlos, Jungfrau stolz, ist dein Bemüh'n,
In jedem Busen gleiche Flammen glüh'n,
Drum kann dich Jede, ach, so leicht errathen.

Auf weichem Polster ruhend, siehst du sie,
Und bald zerstreut die zierliche Begleitung,
Den engen Zügel löst die Phantasie
Und folgt der neuen Regung sonder Leitung:
„Da heute früh ihr wandeltet in's Thal,
„Umschlang mit linkem Saume euch der Shwal,
„Kennt, edles Fräulein, ihr die Vorbedeutung?"

Begann ein Mägdlein, ihr vor Andern lieb,
Und dann aus arglos freundlichem Gemüthe:
„Ach, wär' der fremde, hohe Herzensdieb
„Ein Ritter doch vom adlichsten Geblüte,
„Hochherzig, reichbegabt mit Gold und Land,
„Bald säh'n wir wohl geknüpft ein freudig Band;
„Denn solcher Kraft gebühret solche Blüthe."

Das Fräulein glüht, doch unmuthsvoll sie rügt,
Das kühne Wort: „Was sprichst du da, Jukunde?
„Wähnst du dies stolze Herz so leicht besiegt,
„Von Glanz und Uebermuth in keckem Bunde?"

So tönt die ernste Rede; Strenge spricht,
Ein selt'ner Anblick, ihrer Augen Licht,
Zu höhnen die geheime Herzenswunde.

Indessen färbt das schöne Antlitz sich
Mit holder Scham; denn wenig vorbereitet
Hat ihr der Dirne Wort, so wonniglich,
Des Busens dunkle Wünsche angedeutet;
Die Mittagsglocke schlägt, ihr Klang verhallt,
Da naht ein Diener, ernst und stumm und alt,
Der die Verwirrte still zum Mahl geleitet.

Sich gegenüber steh'n die hohen Zwei;
Wie eine Lilie mit dem Silberschilde
Den hehren Reiz erhöht durch sanfte Scheu,
In unnennbarer Huld glüht Theatilde;
Verwirrung hält der Stimme Laut zurück,
Am glatten Estrich klebt der feuchte Blick;
So gleicht sie einem reinen Marmorbilde.

Und wie sich furchtbar schön, aus dunklem Wald
Die schlanke Ceder hebt in jungem Grüne,
Steht Ritter Alhards herrliche Gestalt,
Ein stolzer Kämpe, zubenannt der Kühne;
Ein still verklärtes sanftes Lächeln zieht
Um seinen Mund, sein dunkles Auge glüht
Und Ueberraschung deutet seine Miene.

Was soll ich singen, wie die holden Zwei
Mit immer heiß'ren Blicken sich betrachten,
Und wie mit immer fest'rer Lieb' und Treu',
Sie reine Minne sich zum Opfer brachten,
Und willig, Liebe, folgten deiner Spur;
Das schönste Fräulein sie auf deutscher Flur,
Der kühnste Ritter er in deutschen Schlachten!

Der Gott, dem jeder Busen Opfer brennt,
Mit dem oft schmerzlich arme Herzen ringen,
Wie soll ich kund thun, was ein Jeder kennt?
„Nicht Alle," sprichst du, „große Geister zwingen,
„Gar leicht den Funken, daß er nie erglüht;"
Vor solcher Größe schweigt mein armes Lied,
Was ist dem Phönix wohl der Lerche Singen! — —

Die Sterne fliehn, der Hochzeitmorgen graut,
Das frohe Landvolk füllt die weiten Hallen;
In stiller Kammer sitzt die süße Braut,
Und Perlen aus den dunklen Wimpern wallen.
Ist Liebe gleich so innig ihr vertraut,
Kann doch nicht sonder Thrän' und Klagelaut
Die Myrthenkrone aus den Locken fallen.

Der Theure naht; zum finsteren Gemach
Des Vaters wandeln nun die trauten Beiden;
Hier saß der alte Ritter, Tag für Tag,
Der Sonne heit're Freuden zu vermeiden;
Die schlichten Wände deckte schwarzes Tuch,
Der Lichtstrahl floh; doch düst're Fackeln trug
Ein grauer Mitgefährte seiner Leiden.

Und vor dem Alten sinken sie auf's Knie,
Der seelenlos und starrend auf sie schaute;
Nun legt' er seine kalte Hand auf sie:
„Gott segne dich und deine Angetraute;
O Jungfrau zart, er segne deinen Leib,
Und dir erhalte Gott dein junges Weib,"
Fügt' er hinzu mit dumpfem Sterbelaute.

Zum alten Sitze kehrt' er, wie zuvor
Scheint seelenlos die Wand er anzuschauen;
Vom Boden heben Beide sich empor,
Enteilen dem Gemach mit stillem Grauen;

Schon harrt der Priester ernst und feierlich
Und in die Kirche drängt es wimmelnd sich,
Des schönsten Paares schönen Bund zu schauen.

Der Segen ist gesprochen, es erschallt
Der Mannen Jauchzen, als, vom Schloß gesendet,
Sich irren Blicks und bebender Gestalt
Ein Diener zu den Neuvermählten wendet;
Indeß die junge Braut am Traualtar
Des neuen Lebens Lauf begonnen, war
Des Vaters jammervoller schon geendet.

Man eilt hinzu, doch von des Lebens Qual
Ist längst der unglückselge Geist entbunden,
Man lärmt und rennt nach Hülfe sonder Zahl,
Doch jede muß des Todes Macht bekunden;
Nur allzuleicht hat der Erschütterung,
Der Freude Last, und der Erinnerung
Des morschen Busens letzte Kraft gefunden.

Fahr wohl, du alter, frommer Rittersmann;
Der Liebe Thräne fällt auf deine Leiche;
Allein du schweigst und siehst dein Kind nicht an,
Gebrochen ist dein Herz, das starke, reiche;
In Liebe war dein Leben aufgeblüht,
In Liebe ist es still und fest verglüht,
Fahr wohl, du alte, treue Helden-Eiche!

Um Mitternacht schwebt Grabgesang empor,
Und fahl erglüh'n der Fackeln düst're Brände;
Der Priester murmelt dumpfe Sprüch' hervor,
Daß Gott sein Heil der armen Seele spende,
Und als auf's neu der junge Morgen graut,
Zieht Alhard heim mit der entsetzten Braut,
Erschüttert ob des Alten schnellem Ende. — —

Zu Trommelschlag dröhnt der Trompete Schall,
Ein Zwillingsstern auf Burnecks grauer Veste
Blinkt Alhard mit der süßen Nachtigall,
Der Mannen Jubel hallt dem frohen Feste;
Mit blödem Neigen dankt die junge Frau;
Die Ritter zieh'n herbei aus fernem Gau,
Die hohen Säle füllen stolze Gäste.

Noch schwand kein Jahr, als ihr am Busen warm
Zwei blaue, fromme Kinderaugen lachten;
Durch's Land indeß zog Alhards starker Arm,
Und reiche Beute heim die Mannen brachten.
In Städten scholl ihr Ruhm und auf der Au,
Auf deutscher Flur hieß sie die schönste Frau,
Der kühnste Ritter er in deutschen Schlachten.

Indeß glückselig das Gerücht sie nennt,
Verzehrt in Kummer sich die stille Seele;
Ein heimlich Leid ihr tief im Herzen brennt;
Ihr Anblick klagt's, ob's auch der Mund verhehle.
Du fragst noch lange, wem sie Thränen zollt?
Hat je dem Weih' die Taube wohlgewollt?
Ist wohl der Hindin in des Löwen Höhle?

Vom hellen Blute roth den blanken Spieß,
Kehrt Alhard heim auf dem beschäumten Thiere;
Die Unschuld ächzt aus dumpfem Burgverließ,
Sie jammert im zerstampften Jagdreviere;
Von Hunger und Verzweiflung ausgedorrt,
Sucht des verarmten Krämers zitternd Wort
Das Bettelbrod vor seines Räubers Thüre.

„Da nehmet hin, o seid barmherzig, fleht
„Zum Rächer nicht, daß er die Unthat rüge;"
Und vor den Gatten sinkt sie, doch er steht
Ein harter Fels. „Was kümmern dich die Siege

„Die Lust'gen? schmücke deine Huldgestalt!"
Sie schleicht hinweg, und ihre Klage hallt,
Ein heißes Schmerzenslied, an Walthers Wiege.

„Schlaf, Knäblein süß, und schließ' die Aeuglein hehr,
„Daß sie nicht schau'n den Schwerterglanz, den rothen,
„Um deinen Vater schwebt kein Engel mehr;
„Nur Rachegeister um ihn steh'n die Todten,
„Es werde Gnade ihm, statt Recht zu Theil;
„Dich segne Gott, dir sende er sein Heil,
„Und mir, mir send' er seinen Todesboten."

Bald weht ein schwarzes Banner hoch vom Thor,
Und aus den Hallen schleichen schmerzensbleiche
Bethränte Dirnen trüben Blicks hervor;
Denn still im Sarge ruht die engelgleiche,
Geliebte Herrin; grauer Mönche Chor
Kniet betend, Kerzen flammen hoch empor
Um Theatildens schöngeschmückte Leiche.

Der Ritter trauert, bald muß neue Lust
Ihm Schwerterklang und Schlachtgeschrei erbeuten,
Indeß die Frommen in gerührter Brust
Verborgen einen Tempel ihr bereiten,
Und wie das Abendroth am Himmel fleußt,
Wallt segenbringend Theatildens Geist
In frommen Sprüchen durch entfernte Zeiten.

Dritter Gesang.

Walther.

In leuchtend Gold zerfließt das Morgenroth,
Der Estrich bebt vom Hufschlag muth'ger Rosse,
Versammelt hält das fröhliche Gebot
Die rüst'gen Schützen vor dem düstern Schlosse;
Vom kargen Dämmerlichte matt erhellt
Und von der Rüden Lustgeheul umbellt,
Herrscht lauter Jubel in dem wilden Troße.

Ein muthig Knappenpaar hält mühsam nur
Das dunkle Roß, es knirscht im weißen Schaume;
Ein andres leitet auf dem glatten Flur
Den edlen Schimmel an geschmücktem Zaume.
Die Sonne steigt, von Morgenduft umwebt,
Ein dumpfes, ungeduld'ges Murmeln hebt
Sich mählig in des Hofes weitem Raume.

Doch schnell verstummt's, von breiter Stufe nah'n
Zwei Heldgestalten, hell im Jagdgeschmeide,
Die flinken Knappen zieh'n behend heran,
Und hoch zu Rosse prangen siehst du Beide.
Jetzt wallt der Zug, die Hörner klingen hell,
Und zu der Rüden heulendem Gebell
Schallt lauter Hufschlag durch die braune Haide.

Voran dem Zug sprengt Alhards stolzer Muth,
Auf glänzend schwarzem Thiere hoch zu schauen;
Sein Auge sendet Blitze, in der Glut
Des Aufgangs röthlich glänzt der Locken Grauen;

Um's braune Antlitz weh'n im Morgenwind
Ihm weiße Federn, in den Zügen sind
Die Spuren vor'ger Schönheit noch zu schauen.

Und nach ihm zeigt auf leichtem Schimmel sich
Ein schlanker Jüngling, hold im Jugendprangen,
Noch ungebräunt die Stirn vom Sonnenstich,
Durch weißen Flaum erglüh'n die zarten Wangen;
Des Falken Kühnheit thut das Auge kund,
Doch um den süßen, sanftgeschwellten Mund
Zieht sich ein weiches dämmerndes Verlangen.

Ihm nach im Troß der kühne Haufen saust,
Es pfeift das Haar, die scharfen Speere blitzen,
Ein Jägerlied aus rauhen Kehlen braust,
Mit roher Lust die Herzen zu erhitzen;
Bei jeder Zeile hallt wie Donnerklang
Ein hohl „Halloh," die ganze Haid' entlang;
So durch die Forsten zieh'n die wilden Schützen.

In seine Dunkel faßt sie nun der Wald,
Der laute Lärm verhallt in Todesschweigen;
Sie steh'n zerstreut, doch sieht man hier sie bald,
Bald dort in Eil' vom matten Thiere steigen,
In's Dickicht zieh'n das dampfumhüllte Roß
Den hellen Speer, das blinkende Geschoß
Verbergen in den dichten Buchenzweigen.

Gelöst sind jetzt die Rüden, es erdröhnt
Der ganze Forst vom schrecklichen Geheule;
Am grauen Eichenstamme stumm gelehnt
Steht Ritter Alhard, eine starre Säule;
Im lauten Kliff-Klaff tönt der Doggen Mund,
Ihr nahes Bellen thut dem Waidmann kund,
Daß dicht die Jagd an ihm vorübereile.

Zum engen Paß, wo lauschend Walther lehnt,
Zieht sich die Jagd mit tobendem Gebrause;
In stiller Freude sich sein Busen dehnt,
Da immer näher wälzt sich das Gesause.
In's Lustgeheul der wilden Doggen rauscht
Ein gräulich Schnauben, wer es nie belauscht,
Würd' leicht bethört, daß hier der Böse hause.

Erwartungsvoll steht Walther; sieh', da bricht
Aus schwarzem Dickicht, dicht an seiner Seite,
Ein grimmer Eber wutherfüllt an's Licht,
Gleich rothen Fackeln glüht der Augen Weite;
Wie Stacheln stehn die Borsten rings empor,
Aus grausem Rachen dringt der Schaum hervor,
Und nach ihm stürzt das wüthende Geleite.

Behend ergreift des Jünglings Hand den Speer;
Erstaunt, doch furchtlos, ob der Grausgeberde
Des Ungethümes beugt er lauschend her,
Ob ein geleg'ner Zielpunkt bald ihm werde;
Der Eber rauscht vorbei, das Eisen hallt,
Zusammen bricht das Unthier mit Gewalt
Und wälzt sich schäumend auf der blut'gen Erde.

Er fliegt hinzu, sein froh „Halloh" erschallt;
In seinem Blute gräßlich anzuschauen
Zuckt matt des Thieres gräuliche Gestalt;
Die heis're Stimme bricht in Todesgrauen;
Ob tödtend auch durch's Herz der Speer ihm fuhr,
Doch kämpft noch furchtbar kräftig die Natur,
Mit krummen Zähnen sucht's den Grund zu hauen.

Doch wie der Tauben Volk im Korngefild,
Wie dunkler Raben Schaar an Hochgerichten,
Stürmt her der Rüden Menge, wüthig wild,
Des Lebens schwachen Funken zu zernichten;

Der faßt die Kehle, jener zerrt empor
Das ungeheure Haupt am schlaffen Ohr,
So nachzuholen die versäumten Pflichten.

Der Eber schreit vor Schmerz, das grause Spiel
Kann Walthers sanfter Sinn nicht länger tragen;
Er lockt der Hunde Schwarm, und ihr Gewühl
Läßt ab das heißgequälte Thier zu plagen;
Nun tritt er hin, sich seiner Kraft bewußt
Und stößt ihm krachend in die breite Brust
Das scharfgeschliff'ne Messer sonder Zagen.

Das glüh'nde Auge bricht, der Athem stockt,
Da naht's von allen Seiten im Gedränge;
Durch Walthers hellen Ruf herbeigelockt,
Versammelt sich die rings zerstreute Menge,
Und Jeder staunet ob der grimmen Pracht;
Das Haupt rühmt dieser, der der Hauer Macht,
Und der des Leibes ungeheure Länge.

Doch Jeder preist des Jünglings Heldenmuth
Mit grassen Flüchen und die Erstlingsprobe;
In Walthers Wangen steigt das helle Blut
Jungfräulich schamhaft bei dem rohen Lobe;
Da aus der Eichen Dämm'rung tritt hervor
Der strenge Vater zum erstaunten Chor,
Und schnell verstummt das lärmende Getobe.

Sein Auge glänzt voll Huld, doch feierlich
Und mit gerührtem Laut spricht er zum Sohne:
„Von Zweigen rings umhüllt, belauscht' ich dich,
Und dir gebührt, ich zeug' es laut, die Krone;
Dein Muth war männlich und des Ritters werth,
Drum sei dir das ersehnte Ritterschwert,
Sobald auf's neu der Mond sich füllt, zum Lohne."

Jetzt bricht der Mannen Jubel laut hervor,
Ihr heis'res Jauchzen füllt die dunkle Haide;
In finst'rer Nacht ein glänzend Meteor,
Steht Walther, hochverklärt vom Strahl der Freude,
Der thränenschwere Blick schaut niederwärts,
Dem zarten Sinne ward noch Lust zu Schmerz
Und Thränen zollt der Lust er, wie dem Leide.

Die Hörner klingen, Jagdgeschrei erschallt,
Auf's neu durchzieht den Forst die rüst'ge Horde,
Das hohle Hussah tönt, die Lanze hallt
Und trifft das ferne Wild mit sicherm Morde;
Von braunen Angesichtern rinnt der Schweiß,
Die Rosse schnauben schaumbedeckt und heiß;
So flieh'n hervor sie an des Waldes Borde.

Da schnell zurück reißt im gestreckten Lauf
Den Schimmel Walther mit entsetzter Miene,
Gewaltsam rückwärts prallt der Mannen Hauf,
Vom harten Stoße pocht die Brust, die kühne,
Und niederwärts gebeugt schaut Walthers Muth;
Denn dicht vor seines Rosses Hufen ruht
Ein zartes Mägdlein, schlummernd in der Grüne.

Wie wenn die Knosp' ihr enges Haus durchbricht,
Halb Kindes-Unschuld, halb der Jungfrau Blüthe,
In jungen Reizen glänzt ihr Angesicht,
Das freundlich in des Schlafes Armen glühte;
Indeß der Jüngling sorgsam ob sie neigt,
Still hinter ihm ein Schütz vom Rosse steigt,
Des Auge ungeduld'ge Flammen sprühte.

Und mit der rauhen Hand ergreift er hart
Den kleinen Arm: „Was machst du hier am Wege?"
Mit klarem Schrei erwacht sie, wie erstarrt
Schaut an ihr Blick der Züge Mordgepräge;

„Hinweg," ertönt die Stimme fürchterlich,
„Sonst stampfen unf're Rosse über dich,
Was willst du lock'res Wild hier im Gehäge?"

Ein brüllendes Gelächter bricht hervor
Im wilden Zug, das derbe Wort zu krönen;
Da rafft das bleiche Mägdlein sich empor
Und zitternd flieht sie mit des Schluchzens Tönen,
Doch kaum sieht Walther mit bewegtem Geist,
Wie vom verletzten Arm das Blut ihr fleußt,
So folgt er spornstreichs der entsetzten Schönen.

Und jenseits sieht er sie am Quellenrand,
Aus blauen Augen blanke Tropfen dringen,
Und um die Wunde sucht ein seid'nes Band
Mühselig ihre linke Hand zu schlingen;
Doch kaum erhorcht sie seines Hufes Klang,
So flieht sie aufgeschreckt das Thal entlang;
Dann sieht er sie durch Blüthenhecken dringen.

In Zweifeln hebt sein Busen sich empor,
Ob er ihr folge durch die klaren Wellen?
Da dringt des Vaters Stimme an sein Ohr,
Sein laut „Halloh" schallt in der Rüden Bellen;
Er lenkt den Zügel, mit behendem Tritt
Trägt ihn des leichten Schimmels rascher Schritt
Zum Forste und den harrenden Gesellen.

Die Hörner klingen, Jagdgeschrei erschallt,
Nicht kann die schnelle Flucht dem Wilde nützen;
Das Dickicht birgt's umsonst, der Felsenspalt,
Vergebens sucht es des Gesteines Spitzen,
Der Doggen Kliff-Klaff tönt mit grausem Klang
In seines Sterberöchelns Klaggesang,
So durch die Wälder zieh'n die wilden Schützen.

Da steigt ein hocherglühend Feuermeer,
Das Abendroth, empor am blauen Himmel,
Ein heller Ruf vereint der Rüden Heer,
Es stäubt herbei im freundlichen Gewimmel;
Nur mühsam trägt den unwillkommnen Gast
Das müde Roß, der reichen Beute Last,
So zieh'n sie heim im lärmenden Getümmel.

Es schweigt die Burg, im finstern Schlafgemach
Wacht Walther nur, im bunten Zauberkleide
Der Phantasie strahlt der vergang'ne Tag.
Des Ebers Tod, des ernsten Vaters Freude;
Wohl schimmert das ersehnte Ritterschwert,
Doch glänzt, vor allem andern lieb und werth,
Das holde Mägdlein auf der Blumenweide.

Er ist entschlummert, doch ein süßer Traum
Umzieht sein Haupt mit lieblichen Gesichten:
Mit gold'nen Blumen prangt des Thales Raum,
Und fernhin sieht er weiße Hinden flüchten;
Schon eilt er nach mit pfeilgeschwindem Lauf,
Da baut vor ihm ein Blüthenwald sich auf,
Von dessen Glanz er muß die Augen richten.

Und aus dem lichten Farbenwechsel schwebt
Ein Engelchor auf leuchtendem Gefieder,
Wenn es den diamant'nen Fittich hebt,
Dann träufeln funkelnd helle Tropfen nieder;
Mit immer höh'rem Glanze flimmt die Luft,
Und bald verschwimmt's in reinen Strahlenduft,
Bald flirrt's in buntem Farbenspiele wieder.

Und es umschlingt ein Engel, glänzend mild,
Den Freudestummen mit den Strahlenarmen,
Er schaut ihn an, ein wohlbekanntes Bild
Fühlt er an der beklemmten Brust erwarmen;

Doch da auf's neu in's Strahlenaug' er blickt,
Da sind die süßen Züge all' verrückt,
Ein fremdes Antlitz lächelt auf den Armen.

Doch plötzlich scheint das ganze Engelchor
Mit den geliebten Zügen sich zu schmücken;
Hier bebt's aus seinen Armen licht empor,
Dort scheint's ihn freundlich an die Brust zu drücken;
So spielt die Phantasie ihr launig Spiel
Mit seines Herzens innerstem Gefühl
Und spendet Trauer bald und bald Entzücken.

Schon graut der Tag am fernen Himmelsrand
Und weckt den Jüngling aus den Zauberträumen;
Er fährt empor, schon deckt ihn das Gewand
Und durch das Burgthor eilt' er sonder Säumen;
Denn wem gelacht solch süßer Liebestraum,
Dem scheint ein Grab der Mauern öder Raum,
Ihm ist nur wohl in freien Himmelsräumen.

Sein Auge sinnt, durch stille Schwärmerei
Nährt arglos er die unbekannten Wunden;
Wie ist es ihm so selig und so frei,
Als hätt' er ein unendlich Glück gefunden;
Und als er heimkehrt aus der Träume Land,
Da steht er an der Blumenwiese Rand,
Wo ihm die liebliche Gestalt verschwunden.

Er schauert freudig auf, doch, schnell gefaßt,
Zertheilt sein rüst'ger Arm die Blüthenhecken;
Da sieht er, daß mit ihrer hellen Last
Sie einen wohlverborg'nen Pfad verstecken;
Er folgt ihm nach, durch dunkler Buchen Grün
Sieht er in raschen Krümmungen ihn flieh'n;
Nun stockt sein Fuß, ihn faßt ein freud'ger Schrecken.

Denn vor ihm hebt am kleinen Quellenbach
Ein Hüttchen sich, umstrickt von Weingeranken,
Ein Rebennetz verbirgt das nied're Dach
Und ringsum blüh'nde Jasminstauden wanken;
Da dicht vor ihm in duft'gem Schatten sitzt,
Das blonde Köpfchen in die Hand gestützt,
Das süße Kind in sinnigen Gedanken.

Ein leiser Zug verhalt'nen Weinens fliegt
Um seinen Mund wie nach versagter Bitte;
Die schwarze kräuterreiche Binde liegt
Um ihres Armes blendendweiße Mitte.
Nun „Alba," tönt es durch den Rebenwall;
Nun wieder „Alba" mit verstärktem Schall,
Dann tritt ein Greis bedächtig aus der Hütte.

Ein seltsam Antlitz, wie aus fernem Land,
In langen Locken um den Nacken prangen
Sieht man das graue Haar, ein fremd Gewand
Nachlässig um die breiten Schultern hangen.
Doch kaum tritt er aus nied'rer Thür hervor,
So fährt die scheue Taube rasch empor,
Und birgt an seiner Brust die glüh'nden Wangen.

Sein Arm umschlingt sie warm und inniglich
Und von der Lippe quillt ein frommer Segen;
Da plötzlich bietet seinen Blicken sich
Der stumme Jüngling in den Buschgehegen.
Sein Aug' hängt an der selt'nen Gruppe fest,
Ein Lächeln deutet des Bewußtseins Rest,
Sonst steht er lautlos, ohne sich zu regen.

Nun spricht er, doch nicht sonder blöde Scheu
Die Rede von den schönen Lippen gleitet:
„Das Feld durchzieh'nd in stiller Träumerei
Hat mich der irre Fuß hieher geleitet.

Doch mach', du edler Fremdling, mir bekannt,
Was aus der fernen Heimath dich verbannt,
Und was dein seltsam Wesen all' bedeutet!"

Der Alte lächelt, leise winkt die Hand,
Und zögernd schlüpft das Mägdlein in die Klause.
„Dich täuscht, o Jüngling," spricht er, „das Gewand,
Als sei aus fernen Zonen ich zu Hause;
Doch wisse, wie's die Phantasie erdacht,
Umhüllt den welken Leib die wilde Tracht,
Seit ich verarmt entfloh dem Weltgebrause.

„Mein Nam' ist Balduin, wo prangend sich
Die Kaiserstadt erhebt, bin ich geboren,
Die mir das Leben gaben, hatte ich
In meiner frühen Kindheit schon verloren;
Viel blanken Goldes ließen sie zurück,
Für manchen Andern ein ersehntes Glück;
Ich hatte höhern Fahnen zugeschworen.

„O Kreis der Alten, Flamme in der Nacht,
Du reine in sich selbst entglühte Leuchte!
Du warst es, deren stolzer Geistespracht
Sich demuthsvoll mein schwaches Sinnen neigte.
Wie oft hast du von deinem Strahlenthron
Mit Kraft gerüstet deinen armen Sohn,
Den all' sein Erdenglück darnieder beugte.

„Denn täglich zieht ein Freundesheer heran
In Zärtlichkeit von meinem Gut zu prassen,
Indeß die theure Muße mir entrann,
Und bald begann ich mein Geschick zu hassen.
„O Himmel," rief ich, „mir so wenig hold,
Was gabst du mir das unglückselige Gold!
Nun will man mich nicht unbeachtet lassen.

„Das Schicksal war mir günstig, als ich spät
Entschlummert einst, beim kargen Lampenflimmer,
Da plötzlich es so glühend um mich weht
Und weckt mich brausend mit gewalt'gem Schimmer.
Und sieh, von meiner Lampe kleiner Macht
War rings ein gräulich Feuer angefacht,
Drum war so heller Glanz in meinem Zimmer.

„Vom Lager spring' ich durch die heiße Glut,
Schon Trommeln wirbeln, Feuerglocken schallen;
Viel wagt das Volk mit aufgeregtem Muth,
Doch kann es nicht den Flammensee durchwallen;
Und als Aurora wieder neu erwacht,
Da ist des ganzen Hauses stolze Pracht
In dunkel glüh'nden Feuerschutt zerfallen.

„Ein Diamant, den ich am Finger trug,
War alles, was mir blieb von großen Schätzen;
Doch war er dem bescheid'nen Sinn genug,
Die langgehegten Pläne durchzusetzen,
Nicht reich, doch sorglos, herrschend nicht, doch frei,
Nur der Natur und ihrem Zepter treu
Am klaren Born der Alten mich zu letzen.

„Erfüllt sind meine Wünsche, seh' ich nicht
Ein kleines Eden rings um mich erblühen?
Und drinnen glänzt ein holdes Liebeslicht:
Mein einzig Kind in frischer Jugend Glühen.
Ihr spend' ich gern der Stunden kostbar Gut,
Den Geist zu bilden und, in sich'rer Hut,
Sie recht nach meinem Herzen zu erziehen."

Hier schweigt der Greis, in Sinnen eingewiegt,
Dann wankt er fort mit träumerischem Schritte;
Und eh' das Wort von Walthers Lippen fliegt,
Schließt sich die Thür der grünen Liebeshütte.

Der harrt umsonst, die schnelle Stunde flieht,
Und als die Sonne hoch am Himmel zieht,
Da lenkt er zögernd heimwärts seine Tritte.

Doch ganz verändert fühlt er sein Gemüth,
In neues Glück die alte Lust verloren;
Ein helles Blümlein ihm im Busen blüht,
Das hat er sich zum Abgott auserkoren.
Vor seinen Blicken schwebt es lieb und traut,
Und als er auf aus süßen Träumen schaut,
Da steht sein Fuß vor Burnecks hohen Thoren.

Vierter Gesang.

Cäcilia.

Geschäftig schwärmt hervor der Diener Troß,
Und Lichter flimmen auf den breiten Stufen;
Es knarrt das Thor, die Kutsche rollt auf's Schloß
Und Funken sprühen unter Rosses Hufen.
Verwundert hebt vom reichbesetzten Mahl
Sich Ritter Alhard und verläßt den Saal,
Vom ungewohnten Lärm herbeigerufen.

In warme Vließe eingehüllt entsteigt
Ein alter Ritter mühsam seinem Sitze;
Er wankt hinauf die Stufen, krumm gebeugt,
Sein Haupt bedeckt die dichtverbrämte Mütze.
Ihm folgt ein Weib voll hoher Majestät,
Und neben ihr mit leichtem Trippeln geht
Die kleine Zofe, ihres Armes Stütze.

Fast scheint's, als hätt' ein halb verleg'ner Zug
In Alhards festem Antlitz Platz genommen;
Wie tief er auch das scharfe Auge trug,
Nichts mag es bei dem Dichtverhüllten frommen;
Doch als die wohlbekannte Stimme spricht:
„Erkennst du, Alhard, deinen Ebbo nicht?"
Da ruft er ein erfreutes: „O willkommen!"

Und in den Saal führt er den lieben Gast.
„Ihr Knappen spendet warmer Speisen Labe!"
Dann hat er Walthers Rechte schnell erfaßt:
„Sieh', Ebbo," spricht er, „meine einz'ge Habe;"
Ernst schaut empor der fremde Rittersmann,
Mit unterdrücktem Seufzer spricht er dann:
„O Alhard, welche köstlich reiche Gabe!"

„Ach, all' die Meinen deckt ein stilles Grab,
Mein treues Weib, und meine wackern Jungen."
Hier rollt' die langgehalt'ne Zähr' herab,
Er schweigt, von namenlosem Schmerz durchdrungen,
Dann fährt er fort, doch leise und gepreßt:
„Ach, wen sein Liebes all' und all' verläßt,
Was der empfindet, sprechen keine Zungen."

Nun auf die Dame deutet seine Hand,
„Sieh', meine Tochter, zwar nicht mir geboren,
Doch war sie durch Luberta mir verwandt;
Drum hat sie dies verwaiste Herz erkoren,
Auf ihr beruht mein Hoffen und mein Glück,
Der armen Tage letzter Sonnenblick,
Seit ich die lieben Meinen all' verloren."

Jetzt auf das Fräulein jedes Auge wallt,
Sie trägt's mit Gleichmuth und gesetzter Würde,
Ihr schwarzes Auge funkelt hell und kalt,
Im schwarzen Haar strahlt heller Steine Zierde.

Die Waffen musternd an der schlichten Wand
Löst sie am Pelz der Schleife rauschend Band
Und reicht der Zofe Arm die läst'ge Bürde.

Indeß besetzt der Knappen flinke Schaar
Die Tafelrund mit dampfenden Gerichten,
Burgunder perlet in Krystallen klar,
Auch fehlt des Rheines kräft'ger Sohn mit nichten.
Mit selt'nem Frohmuth Alhard sich befleißt,
Des alten Grafen angegriff'nen Geist
Und mit der Traube Labsal aufzurichten.

Am fernen End' des Mahles siehst du stumm
Der Schönen gegenüber Walther sitzen;
Mit kühnem Stolze schweift ihr Blick herum,
Der seine senkt sich vor den scharfen Blitzen;
Doch nicht sein Schweigen, seine Unschuld nicht,
Und nicht die Scham im blöden Angesicht
Kann vor dem grellen Funkeln ihn beschützen.

Geendet ist das Mahl, schon steht bereit
Im Vorgemach die Gäste zu empfangen
Der Diener Schaar, zur lieben Einsamkeit
Treibt Walthers Brust ein drückendes Verlangen.
Schon ist er rasch dem Vorgemach entschlüpft,
Als nach ein blondgelockter Knabe hüpft,
Der schnell zum Vater führt den Ahnungsbangen.

Mit langen Schritten wandernd auf und ab
Hat Alhard kaum den Jüngling wahrgenommen,
Zwar ernst, doch freundlich schaut sein Blick herab,
Im Antlitz ist ein sanfter Zug entglommen;
Auf sammt'nen Polstern lagert er sich dann,
Sein Finger winkt und Walther fliegt heran,
Erwartungsvoll der Dinge, die da kommen.

Er spricht: „Mein Sohn, zwei Heldenstämme kühn
Siehst du in dir allein zusammen fließen.
Du weißt, wie ihrer werth dich zu erzieh'n,
Dein Vater keine Müh' sich ließ verdrießen;
Und wie der deutschen Ritter tapf'rer Kreis
Erwartend schaut, welch hohes Cederreis
Solch herrlich hohem Samen mag entsprießen.

„Dein Loos ist hehr, doch schwererkämpft dein Ruhm;
Aus niederm Dunkel glänzend sich zu heben,
Ist leichter als der Ahnen Heiligthum
Mit neuen Heldenstrahlen zu beleben.
Denn jede That, so herrlich sie auch sei,
Wohl ist sie schön, doch ist sie nimmer neu;
Nur gleich zu sein den Vätern, kannst du streben."

Die ernste Lippe schweigt, doch unverwandt
Ruht lang' sein Blick auf Walthers tiefen Zügen;
Dann ruft er: „Theures, letztes Heldenpfand,
Dein klarer Blick, er kann nicht Größe lügen!
Frisch auf, dir spendet günst'ger Sterne Glanz
Zu grauer Thaten schwer erworb'nem Kranz
Ein überstrahlend Lorbeerreis zu fügen.

„Durch ganz Europa zieht Magneten gleich
Ein leuchtend Kreuz, ihm folgt in großen Schaaren
Der Christen Macht, ein König stark und reich
Weiß wohl mit Kraft den Feldherrnstab zu wahren;
Sieh' her, welch schöne Gabe sich dir beut,
Mit den Verdienstен heil'ger Frömmigkeit
Des Ruhmes süße Erdenfrucht zu paaren.

„Der selt'ne Preis hält zauberisch sogar
Des alten Ebbo tapf'res Herz umfangen,
Nicht hält ihn ferner sein verblichen Haar,
Des Körpers Morschheit und des Fräuleins Bangen.

Er zieht, wir zieh'n, dort mag in Heidenblut
Dein Arm beweisen, daß aus meiner Hut
Du nicht umsonst dies gute Schwert empfangen."

„Vielleicht," so fügt er lächelnd dann hinzu,
„Hat dir das Glück noch schönern Preis beschieden,
Daß dir aus Unruh' selbst entkeime Ruh',
Dem Schlachtgewühl ein süßer Liebesfrieden."
Hier droht des Ritters Hand mit leichtem Hohn,
„Der Alte ist dir günstig, o mein Sohn,
Wie gold'ne Früchte reifen dir hienieden!"

Auf's neue schreitend durch des Saales Rund
Ist manches Bild dem Ritter neu entglommen,
Nicht wird des Jünglings starrer Blick ihm kund,
Nicht hat sein forschend Auge wahrgenommen,
Wie auf der Freude Glut im Antlitz ging,
Ihn dann als lichte Flamme hell umfing —
Und nun in blassen Leichenduft verschwommen.

Indeß getheilt in Gram und Lust das Herz,
Vermählend heit'rer Zukunft freud'gem Streben
Schon längst entschlaf'ner Freuden süßen Schmerz,
Was Zukunft und Vergangenheit ihm geben,
Um Lust als Leid sich Alhards Seele rankt:
Ist Walther leise dem Gemach entwankt,
Vernichtet und bewegt im tiefsten Leben.

Den Träumenden nimmt in den weichen Schooß
Sich selber unbewußt des Lagers Milde;
Noch windet sich der wirre Geist nicht los,
Ein Meteor mit rothem Flammenschilde
Erscheint, ein unheilbringend Zauberlicht,
Das fremde Weib, zum düstern Nachtgesicht
Entstellt sich jeder Zug im hehren Bilde.

Und wie ein freundlich Sternlein blinkt ihm tief
In's Herz und wieder aus des Herzens Gründen
Ein klares blaues Aug', als ob es rief:
„Noch leucht' ich dir, doch muß ich bald entschwinden."
Und wie zum Opfer drängt sich's dann in ihm,
Als gäb' er Alles für das Eine hin,
Um Fried' und Lust in seinem Licht zu finden.

Ein mattes Wetterleuchten drüber her
Zieh'n still, Giganten gleich des Ruhms Gestalten;
Doch übt dies nicht den alten Zauber mehr,
Vor einem Flämmchen muß die Sonn' erkalten.
So irrt in Phantasien er trüb und wild
Nicht ahnend, daß sein armes blödes Bild
Ein furchtbar funkelnd Auge wach gehalten.

In weiße Nachtgewande eingehüllt
Das dunkle Haupt der schönen Hand vertrauend,
Siehst du Cäcilia, doch ernsterfüllt
Unwillig horcht sie, stumm zur Erde schauend,
Der lockern Zofe, tändelnd hier und dort,
Von manchem Ritter manch' ein loses Wort;
Sie sinnt, viel bunte luft'ge Schlösser bauend.

Und wo ein Ritter durch die Hallen zieht,
Magst ein befreundet Antlitz du erkennen,
Ein zartes Regen ist der Brust entglüht,
Sie fühlt es wohl, doch wagt es nicht zu nennen;
Doch was sie sich, ihm zu entgeh'n, mag müh'n,
Wie bunte Scenen ihr vorüberzieh'n,
Nichts kann sie von dem holden Bilde trennen.

Die Zofe ist entsandt, doch noch verweilt
Sich stützend in des Fensters hohen Bogen
Cäcilia. Ein Plan ihr mitgetheilt
Vom Grafen wird bedacht und reif erwogen;

Entscheidend soll hier richten der Verstand,
Nicht fühlt sie, daß gelegt ein ros'ges Band,
Ihn um sein Urtheil schon das Herz betrogen.

Und wie sie schaut vom Monde matt beglänzt
Der alten Veste kolossale Zinnen,
Vom riesenhaften Wiederschein bekränzt,
Wo tief des Rheines finstre Fluthen rinnen;
Da wird es schauerlich und öde ihr,
„O," ruft sie, „hohe Blume, also hier
Soll deine stolze Blüthenzeit verrinnen."

Erkältend fährt der Nachtwind um sie her,
Und löst des Mieders leichtgeschürzte Bande;
Da senkt vom Busen sich ein Kleinod her,
Ein eh'mals theures aus dem Heimathlande;
Ein Zeichen einst der Treu' und Liebeslust,
Jetzt ein bedeutungsloser Schmuck der Brust,
So spielt ihr Herz mit manchem Liebespfande.

Und wie bedachtlos es ihr Finger faßt,
Da spielt ein nächt'ger Strahl in edlen Steinen,
Kaum trägt die Hand der farb'gen Funken Last,
Um jeden schwebt ein Traumbild von Vereinen,
Um jeden Reif schlingt ein gebroch'ner Schwur,
All' Liebesperlen aus entfernter Flur,
All' blut'ge Thränen, einstens zum verweinen!

Da färbt ein selt'nes Roth das Antlitz ihr,
Und weich und schamhaft fährt's durch ihre Sinnen;
Ein drückend Leid, wie eig'ner Unwerth schier,
Das rächende Gewissen will beginnen;
Ihm, aller Schrecken ärgstem zu entflieh'n,
Wirft sie sich rasch auf's weiche Lager hin;
Doch spät erst naht der Schlaf den trüben Sinnen.

Aus dünner Wolke morgenrothem Blüh'n
Zuckt scheu ein flimmernd Streiflicht durch die Spitzen
Bewegter Aeste auf das feuchte Grün;
Hier kniet umflattert von den zarten Blitzen
Die trübgedankenvolle Stirn geneigt
Der stille Jüngling stumm, doch innig steigt
Ein heißes Flehen zu den Wolkensitzen.

Noch ruht die Burg, die Halle weit und leer
Erdröhnt noch nicht vom Nachhall dumpfer Tritte;
Doch schon im Hofraum schwärmt es hin und her,
Am Zügel lenkend seines Rosses Schritte
Summt dort ein rauher Mund den Feldgesang,
Ein Jüngling hämmert dort im Schwertesklang
Ein lock'res Lied voll frecher Liebesbitte.

Und wie es treibt und durch einander rennt,
Da ist's ein irdisch Schaffen nur und Meinen.
Dem Herrn ein ewig Opferlämpchen brennt,
Im Dunkel jener Buchen siehst du's scheinen.
Schon schwand der Ernst, schon ist ein Lächeln da,
In Trübsal ist der Herr dem Seinen nah,
Und in der Prüfung wird er ihm erscheinen.

Und wie es still in ihm geworden ist
Und freundlich irrt sein Blick im duft'gen Garten,
Die Rose bebt vom Thaue wach geküßt,
Die Nachtviole schließt den Kelch den zarten;
Und wie ein Meer voll farb'ger Gluthen steh'n,
Die feuchten Stirnen bietend Zephirsweh'n,
Der Tulipanen goldbestäubte Arten.

Allein die schönste Blume fern und nah,
Sie senkt das Haupt, ihr will der Thau nicht frommen,
Am bunten Beete weilt Cäcilia
Zwar königlich, doch unmuthsvoll beklommen.

Gewaltsam spielend hat ihr Finger jetzt
Ein arm bewußtlos Blumenherz verletzt,
In trüben Nebel ist ihr Blick verschwommen.

Kaum hat sie Walthers scheues Aug' erfaßt,
Wie's durch die Blüthen wogt in mildem Sinnen,
Da drückend kehrt des Mißmuths finstre Last,
Und leise treibt's ihn rascher stets von hinnen.
Noch sieht er, wie sie spähend um sich blickt,
Zusammenfährt, sich schnell zur Erde bückt,
Nun hebt sie sich, wird ihren Weg beginnen.

Wie dürres Laub vor der Orkane Macht
So flieht der Ritter vor dem schwachen Weibe,
Er wähnt in thörichter Verwirrung Nacht,
Daß ihm verfolgend nah die Dame bleibe.
Erst als dem Armen, noch zur Flucht bereit
Starr ihre kalte Stirn die Mauer beut,
Gönnt er verzweifelnd Ruh' dem müden Leibe.

Und als er voll Entsetzen um sich schaut,
Da flattert in der Halle fernsten Räumen
Das schimmernde Gewand der furchtbar'n Braut,
Umfaßt die Burg die Hehre sonder Säumen;
Bestürzt, verwirrt, gedankenlos und scheu,
Als längst schon die Erscheinung schwand vorbei,
Starrt Walther wie aus irren Fieberträumen.

Und als ihm kund sein thöricht Wesen wird,
O menschlich Herz, wie schwach bist du befunden;
Da macht die Scham ihn muthlos und verwirrt,
Und statt Erleicht'rung hat er Schmerz gefunden.
Sie flieht, dies ist's, was sich ihm kränkend beut,
Und fast hat die empörte Eitelkeit
Ein selbstgeflocht'nes Netz um ihn gewunden.

Und wie er ruht und wie er grübelnd sucht
Des eig'nen Herzens Knoten aufzulösen,
Da schwirrt es wie des Westes leise Flucht,
Da schlingt sich's um ihn wie ein geistig Wesen;
Die Zaub'rin ist es, die ein seid'nes Band
Dem Arm umwunden, spähend vor ihm stand,
Im überraschten Herzen tief zu lesen.

Und als er schweigt in namenloser Scheu,
Da spricht es wie ein Königswort von oben:
„Nehmt dies und dient der Fahne Christi treu,
Daß Welt und Himmel drob euch möge loben,
Und grüßt ihr einstens dort das Morgenroth,
So denkt der Schwesterhand, die es euch bot,
Viel gute Wünsche sind hineingewoben."

Noch hat sie manch bedeutend Wort bereit,
Da hat Erinn'rung rächend sie umfangen;
Dies Band sie wirkt' es vor geraumer Zeit
Für eines treuen Jünglings still Verlangen,
Das edle, hartgetäuschte Herz es brach;
In diesem Band, o Schand', o dunkle Schmach,
Will sie auf's neu ein arglos Leben fangen.

Den Feuerspiegel hält die Schuld ihr vor
Und wie ein finst'res Schicksal hört sie's wogen;
Wo das Verbrechen säet, keimt Fluch empor
Und schnell ist ihr der freche Muth entflogen.
Noch bleibt so viel Besinnung ihr zurück,
Daß sie sich rasch entzieht des Jünglings Blick,
Eh' ihm Bestürzung ihren Flor entzogen.

Jetzt blickt er auf, doch die Erscheinung schwand
Wie eine Wolkenstadt im Abendwinde,
Noch liegt um seinen Arm der Wahrheit Pfand,
Die farbigt schimmernd schön gewirkte Binde.

Hier rankt sich eine weiche Rosenglut,
Die blauen Sternlein dort der Silberflut,
Ein lächelnd Kind vereinigt das Gewinde.

Ob's wohl der Freundschaft freundlich Sinnbild ist?
Vielleicht der Gott der süßen Liebesbitte,
Und grübelnd sein behender Fuß durchmißt
Der gold'gen Au'n, der dunklen Haine Mitte.
In eitles Wähnen ist sein Geist verstrickt; —
Da wie das warnende Gewissen blickt
In's Aug' ihm Balduin und die Rebenhütte.

Und wie er grüßt und wie er stockend spricht:
„Dem Dienste Gottes muß die Freundschaft weichen,"
Und manches Wort vom Zug und Christenpflicht,
Da sieht das falt'ge Antlitz er erbleichen;
Rauh tönt der graue Mund mit herbem Spott,
Die Finger legend auf den kleinen Gott:
„Glaubt mir's, dies ist der Euern Fahnenzeichen."

Nun von der schon vergess'nen Binde hebt
Ein wirr' Gemisch der Jüngling an zu einen
Von Schwesterhand und Schwesterhuld; er bebt,
Denn seinem Ohre naht ein leises Weinen.
Dicht am geschwellten Rasensitze kniet,
Ein Blumenheer zu ordnen still bemüht,
Das klare Aetherbild der süßen Kleinen.

Da wie Scirocco heiß es ihn umfliegt,
Er wankt nicht mehr, ob seiner Rührung waltend;
Da hat sie weinend sich an ihn geschmiegt,
In zarter Hand ein Epheuränkchen haltend;
Sie reicht's ihm dar mit dämmerndem Gesicht,
Indeß die theure Lippe zu ihm spricht
Ein schmerzlich Wort, die tiefste Seele spaltend:

„Die Kunst der Nadel ist mir nicht geschenkt,
Auch kann ich euch kein goldig Kleinod reichen,
Ob ihr beim schlechten Zweiglein mein gedenkt?
Es war doch stets der Treu' und Freundschaft Zeichen.
Denkt an das arme Hüttenränklein traut,
Das ihr vielleicht zum letztenmale schaut,
Denn fern von euch muß ja mein Stern erbleichen."

Laut schluchzend sucht sie nun der Hütte Schutz;
Nicht kann der Greis die Thränen ferner bannen,
Der Stoa fließen sie zum argen Trutz.
„Lebt wohl," so spricht er kurz und eilt von dannen.
Doch sinnlos tappend wie bei finst'rer Nacht,
Von seinem Engel vor Gefahr bewacht
Naht Walther Burnecks himmelhohen Tannen.

Viel grause That gebiert der blut'ge Krieg,
Viel große That, kaum faßt sie der Gedanke.
Doch wo ein Ritter kämpft, da ist der Sieg,
Der Ruf verkündet, daß er nimmer wanke.
Ist's Ruhm, ist's Gold, das sich ihm lockend beut?
Ein Zauber ist es, was ihm Kraft verleiht,
Sein Talisman ist eine Epheuranke.

Fünfter Gesang.

Alba.

Ermüdend senkt ihr flammendes Geschoß
Die Sonne vom krystall'nen Mittagshimmel;
Doch labt Erquickung nicht das müde Roß
Und vorwärts treibt's in wogendem Gewimmel;

Um eines Hügels dürren Fuß hervor
Trabt rasch ein schweißbedeckter Kriegerchor,
Voran ein Ritter auf bestäubtem Schimmel.

Begierig spähend schweift der Blick umher;
Da leuchten, wo die tiefen Fluthen rinnen,
Im Mittagstrahl, ein goldig Funkenmeer,
Die wohlbekannten heißersehnten Zinnen.
Ein allgemeines lautes Jauchzen grüßt
Den theuren Ort, ein Theil den Boden küßt,
Ein and'rer hüpft und jubelt wie von Sinnen.

Dort knieet Walther, sendend zu den Höh'n
Des Herzens heißes Dankgebet, des reinen,
Seltsam ergriffen von der Rührung Weh'n,
Sucht Alhard andachtsvoll sich ihm zu einen;
Dort stimmt ein Mund ein zitternd Loblied an,
In Schluchzen bricht die heis're Stimme dann;
Der ganze Lärm verschwimmt in lautes Weinen.

Da zieht sich's von der Burg im leichten Schein,
Gleich duft'gen Flocken, funkelnden Gestirnen,
Im schneeigten Gewand, verschämt und rein,
Ein jungfräulicher Zug geschmückter Dirnen;
In jeder Hand ein Eichenkränzchen schwebt,
So Aug' als Wangen brennen lustbelebt,
Und Blumen flattern um die klaren Stirnen.

Schon glaubt in jeder dämmernden Gestalt
Sein Liebstes jeder Krieger zu erkennen,
Und vorwärts, vorwärts treibt's ihn mit Gewalt;
Noch will der Ritter nicht den Aufbruch gönnen.
Und immer näher zieht's mit süßem Klang,
Und immer heller grüßt sie der Gesang,
Schon kann der Horcher jede Silbe nennen:

„Seid uns gesegnet, Christi Degen,
Ihr Wand'rer auf des Himmels Wegen,
Wir zieh'n euch demuthsvoll entgegen
Mit blödem Gruß und frommer Scheu.
Die Monde floh'n, die Jahre schwanden,
Ihr rächtet Christi Schmach und Banden;
Wir saßen still daheim und wanden
Euch Kränze zarter Lieb' und Treu'.

„Nicht Menschenmacht vermag zu lohnen,
Was nur auf diamant'nen Thronen
Ein König, spendend Himmels-Kronen,
Vergilt mit ew'ger Wonne Trank.
Muß gleich die Macht dem Wunsche weichen,
Doch wagen wir's den Kranz zu reichen;
Verschmäht nicht frommer Liebe Zeichen;
Das Herz ist arm, nur nicht an Dank." [1]

Auf theure Stirnen wird der Kranz gedrückt,
Die Liebe feiert ihre Sabath'sweihe;
Ein Bräut'gam wird, ein Bruder dort geschmückt,
Und dort ein Vater von des Kindes Treue;
Wem statt der Lust ein Todtenlämpchen glimmt,
Die wen'gen Thränen werden überstimmt
Und durch das Burgthor zieht's mit Jubelschreie.

Die alten Säle grüßt mit stiller Lust
Der Blick der Wand'rer aus den Morgenlanden;
Voran geht Walther, tiefbewegt die Brust;
Gefesselt steht er wie von Zauberbanden.
In lange, schwarze Schleier eingehüllt
Steht blaß Cäcilia und schmerzerfüllt,
Hehr wie die Nacht in ihren Sterngewanden.

[1] In den Reimen hat die Dichterin das Kreuzlied Walthers v. Vogelweide nachgeahmt.

Wie eingewurzelt staunt das Ritterpaar,
Da hat ihr Mund ein zitternd Wort gefunden:
„Gern hätt' ich mit der holden Frauenschaar
Zu demuthsvollem Gruße mich verbunden;
Doch ach, der Armen, tiefgebeugt vom Leid,
Ziemt nicht Gesang, nicht hellgeschmücktes Kleid;
Mein Glück es floh aus Ebbo's Todeswunden.

„Kaum kündete ein schwarzes Banner laut
Des grauen Helden gottgeweiht Erbleichen,
Da naht der feige Räuber, Kunz von Kraut,
Ein schnöder Geier über Heldenleichen,
Was frommt es, daß des Grafen milde Hand
Mir schriftlich zugesichert Hab' und Land;
Das schwache, hartbedrängte Weib muß weichen."

Sie stockt, ein dunkles Feuer überfliegt
Mit namenlosem Reiz die blassen Wangen;
„O Ritter," ruft sie, „wenn mein Glaube trügt,
Wenn euch umsonst mein glühendes Verlangen
Ein kummervolles Jahr entgegensah,
Die ganze Welt verläßt Cäcilia!
O Ritter, fühlt ihr meiner Seele Bangen?"

Erheiternd stillt durch manch ein tröstend Wort
Alhard des tiefgebeugten Fräuleins Klagen:
„Mein Arm euch Schirm, mein Dach ein sichrer Hort;
Viel edle Jungfrau, wollet nicht verzagen;
Glaubt mir's, nicht minder, als am eignen Heil,
Nehm ich an eures Schicksals Wendung Theil;
Die Zeit soll euch noch gold'ne Blumen tragen."

Schon hebt, für den Bedrängten stets bereit,
Stark wie der Seraph ob den Höllengründen,
Ihr lodernd Rach'schwert die Gerechtigkeit;
In Walther's Brust doch schnell erstickt verschwinden

Die heil'gen Gluten, als ihn tief versteckt
Der Sinn aus seines Vaters Rede schreckt:
„Ist's nur erkämpft, der Lohn wird sich schon finden."

Noch ist des Himmels Aug' nicht eingenickt,
Da sucht er wohlbekannte theure Stege;
Die Freude macht ihn wundersam verrückt,
Und wie ein Zweifeln wird es in ihm rege,
Ob nicht dies Bild, so zart, so lieb und treu,
Nur ein phantastisch Fieberwähnen sei,
Das er umsonst im wunden Herzen hege.

Da plötzlich wie ein freud'ger Schrecken nah
Steht die fast aufgegeb'ne theure Zelle;
Rasch fliegt herein — erstarrt steht Walther da,
Kaum mehr erkennend die geliebte Stelle;
Die kahlen Mauern blicken kalt und öd',
Verschwunden ist das zierliche Geräth,
Und dicker Staub liegt auf der Kammerschwelle.

Entkörpert, nächtigen Phantomen gleich,
Wankt er heraus, da beut des Ritters Blicken
Ein frisches Grab die Felsenstirne bleich,
Und „Balduin" trägt's auf seinem kalten Rücken.
Entsetzt, als ob ein Gott ihn eilen hieß',
Flieht Walther sein zerstörtes Paradies,
Gespenstisch scheint ihm jeder Baum zu nicken.

Bewußt-, fast sinnlos hat der irre Fuß
Des Gartens prangendes Revier betreten;
Da faßt's ihn freudig, daß er weilen muß,
Ihm ist's, als säh er bei den Blumenbeeten,
Gehüllt in dienende Gewande zwar,
Doch unnennbar verherrlicht, mild und klar,
Den Abgott seiner Seele emsig jäten.

Er schleicht hinzu, kaum athmend steht er da;
Mit niederm Dienst ein stolzes Herz versöhnend,
Bückt eine schlanke Jungfrau lieblich nah,
Sein altes Lieb mit neuen Reizen höhnend;
Aus dicht gewund'nen Flechten, weich und schwer,
Wallt um die Stirn ein blondes Lockenheer,
Das stille heil'ge Antlitz zart verschönend.

In Walthers Busen Furcht und Lust sich paart,
Und trüb und wunderbar wird's ihm zu Sinne;
Ist sie's, der er das treue Herz bewahrt?
Glüht er in alter oder neuer Minne?
Fast wähnt er sie geformt aus Blumenduft;
Starr steht er, fürchtend, daß vom Druck der Luft
Das feingesponnene Geweb' zerrinne.

Ermüdend hebt sie sich, das schöne Haupt
Voll heil'ger Duldung still zur Seite wendend;
Sie bebt, dem Herzen wird das Blut geraubt,
Der Wange seinen höchsten Purpur spendend.
„Wie heißt Du?" stößt der Jüngling rasch hervor,
Und „Alba," schwirrt's an das betäubte Ohr,
Ein Blitz, nicht unerwartet zwar, doch blendend.

Und wie er glüht, und wie er stammelnd heischt,
Daß sie ihr seltsam Schicksal ihm berichte,
Da spricht sie: „Wie ein menschlich Hoffen täuscht,
Dies lehre euch die traurige Geschichte.
In schwerem Wahnsinn lag der Vater krank;
Er starb; ein scheidend greller Vorhang sank
Vor die Vergangenheit, die theure, lichte.

„Und als schon nah der Todesengel stand,
Da ward ein Strahl von Oben ihm gegeben;
Mit heiterm Lächeln faßt er meine Hand,
Die freudig zuckt in thör'ger Hoffnung Beben.

Dann sprach er schwer, und düster ward sein Blick:
„Mein Kind, wie hilflos laß ich dich zurück!
Du arm, für dieser Welt verdorb'nes Leben!"

„Gott weiß, woher die Stärke ich gewann,
In dieser einsam grauenvollen Stunde;
Ich war gefaßt; „Mein Vater," sprach ich dann,
„Gabt ihr von dieser Welt mir wenig Kunde,
So habt ihr für die and're mich geweiht."
„Ja," rief er, und ein Hauch der Seligkeit,
Des Friedens schwebt auf dem entfärbten Munde.

„Ich sah den Tod auf seinen Lippen kaum,
So war der Stärke letzter Rest entflogen;
Gern berg' ich meines Lebens längsten Raum,
Worin so Leid als Mangel mich umzogen;
Jetzt leuchtet mir auf's neu ein milder Stern;
Süß ist die Mühe für geliebte Herrn,
Nicht ganz hat mich das falsche Glück betrogen."

Die frommen Augen schau'n den Ritter an,
Dem Luft und Bäume farbig tanzend beben;
„O laßt das," spricht sie, „was ist Armuth dann,
Daß wir so heiß ihr zu entfliehen streben!
War doch Maria, Himmels-Königin,
Nur eine gnadenvolle Dienerin;
Den Armen ist das Himmelreich gegeben."

Sie senkt das liebe Antlitz still verklärt,
Ergebung hat den Kummer eingesungen;
Durch Walthers Seele fährt ein schneidend Schwert,
In seinem Innern hat sich's losgerungen;
Das was er seinen Willen sonst genannt,
Wofür als Pflicht, als Neigung er entbrannt,
Ein Wollen, eine Liebe hat's verschlungen.

Entschlossnen Ernst im männlichen Gesicht,
Hat er sich zu der Jungfrau hingewendet:
„O senke deine reinen Blicke nicht,
Gottlob! das lange Kämpfen ist geendet;
Du starke Sieg'rin in der Prüfungsglut,
Ich reiche dir die Hand mit festem Muth;
Verschmähst du, was dies treue Herz dir spendet?"

Ein leises Zucken macht Gefühle kund,
Die ihres Herzens tiefste Adern suchen;
Doch schnell und unerschüttert spricht ihr Mund:
„O Herre mein, was wollt ihr mich versuchen?
Wollt euch erwerben eures Vaters Fluch?
Und einst, wenn schwand des Glückes kurzer Trug,
Dem armen schuldlos schuld'gen Weibe fluchen?"

Kaum sieht sie, wie ihn reißt Bewegung fort,
An seiner Wangen flammendem Erröthen,
So ruft sie angstvoll: „Ritter! nie ein Wort,
Kein einz'ges Wort mehr, wollt ihr mich nicht tödten."
Verhüllend ihrer Augen klaren Born,
Eilt sie hinweg und läßt den scharfen Dorn
In Walthers Herzen bei den Blumenbeeten.

Es fliegt der Tag, ihm folgt die strenge Nacht,
Und Morgenrosen neu dem Meer entsteigen,
Da hat er es zum festen Schluß gebracht,
Und keine Macht auf Erden soll ihn beugen;
Erzeugt im Thau auf nachtumhüllter Flur,
Der Aether hörte seinen Feierschwur,
Und die Gestirne waren seine Zeugen.

Gebeugt ruht Alba an der dunklen Flut,
Und Wellchen spielen in den blonden Haaren;
Das bleiche Antlitz färbt Aurorens Glut,
Die Woge trinkt den Thränenthau, den klaren;

Da hat ein Knabe, zitternd und verscheucht,
Ein hell gesiegelt Blatt ihr überreicht;
Die Jungfrau liest, im Schreiben wohl erfahren:

„Umsonst versuchst du meines Willens Macht
Mit edlem Widerstande zu bezwingen;
Mich schreckt nicht drohender Gefahren Nacht,
Doch einem kleinen Worte mag's gelingen;
Liebst du mich nicht, so ist mein Plan zerstört,
Dann hat mich treulos Doppelsinn bethört
Und hingescheucht in der Verzweiflung Schlingen.

„Trifft dich der ersten Stunde nächt'ger Schlag
Am Rasensitz der dichtbemoosten Eiche?"
Verengend senkt sich ihr des Himmels Dach,
Die blutlos starrt gleich einer Marmorleiche;
Entsetzen zeigt ihr Walthers blutend Haupt;
Mit einer Nadel, dem Gelock geraubt,
Gräbt sie „Ich komme" in des Blattes Weiche.

Kaum hat mit scheuem unheilsvollen Blick
Das bange Kind auf's neu sich fortgeschlichen,
Da kehrt Besinnung quälend ihr zurück,
Sie folternd mit der Reue Schlangenstichen;
Jetzt fühlt sie sich verarmt, ihr letztes Gut,
Des tröstenden Bewußtseins hoher Muth,
Er ist verscherzt, er ist von ihr gewichen.

Wohl zeigt sich ihr die Absicht hell und klar,
Durch Flehen sein empörtes Herz zu rühren.
Vergebens! heut kein and'rer Weg sich dar,
Aus diesem Labyrinthe sie zu führen?
Wie mancher Grund die Schuld versöhnend deckt,
Umsonst! die weiße Rose bleibt befleckt,
Und keinen Trost kann ihre Seele spüren.

Indeß ein rein Gemüth sich angstvoll quält
Im harten ungerechten Selbstverdammen,
Hat schon das Grab sein Opfer sich erwählt,
Schon geben Lieb' und Haß in heißen Flammen
Sich den zerstörenden Vereinungs-Kuß,
Und fester zieht zum unheilvollen Schluß
Das Schicksal sein verborg'nes Netz zusammen.

Die seidenen Gardinen rauschen los,
Dem Strahle muß die grüne Dämm'rung weichen;
Cäcilia entsteigt des Lagers Schooß;
Schon wallt sie an des Ufers hellen Reichen,
Da, wie ein Nebelspiel im Abendwind,
Sieht sie ein furchtsam um sich blickend Kind
Dicht an des Rheins beblümtem Borde schleichen.

Sie folgt ihm, wie's durch Krümmungen sie neckt;
Im Busen arge Zweifel sich gestalten;
Auch hat sie bald ein Blättlein schlau entdeckt,
Verborgen in des Kleides dicken Falten;
Und wie's behend an ihr vorüberstreicht,
Da hat am Arme sie gewandt und leicht
Das lautaufschreiende Geschöpf gehalten.

Und wie's erbleicht, vom Schrecken überrascht,
Und wie Besinnung treulos es verlassen,
Da hat sie schnell das Unglücksblatt erhascht;
Sie liest, was kaum die irren Sinne fassen,
Indeß der arme Kleine trostlos weint,
Hat sie's der alten Stelle schon vereint,
Und freundlich das betrübte Kind entlassen.

Kaum eilt es fort, die Blicke niederwärts,
So scheint ihr Luft und Horizont zu wanken,
Wild lodernd bricht ein längst verdorb'nes Herz
Der Menschlichkeit und Tugend letzte Schranken;

Die Rache wird zur schaudervollen Lust,
Und furchtbar steigt in eines Weibes Brust
Der gräßlichste von allen Mordgedanken.

Sie fliegt zur Burg, vom dunklen Geist erfüllt,
Der Unthat grausigen Gefährten suchend;
Schon hat sie Alles Alhards Zorn enthüllt,
Er schäumt und tobt, dem einz'gen Sohne fluchend;
Zur Grausamkeit verhärtet sich die Wuth,
Die Zwei besprechen sich mit finsterm Muth,
Der Rache blut'ge Wege untersuchend.

Was wandelt durch die Nacht so ernst und schwer?
Um dunkle Mäntel weiße Nebel rollen,
Ein trüber Strahl flirrt um die Schwerter her,
Dem Höllenreiche scheint die Schaar zu zollen;
Sind's Geister, deren ewig flücht'ger Fuß
Die längst verlosch'nen Sünden büßen muß?
So eben ist die Mitternacht verschollen.

Den Zug beherrscht ein riesig Ritterbild,
Zur düstern Larve all' verstellt die Züge;
Ein unterirdisch Wesen folgt ihm wild,
Der Menschenschönheit schauerlichste Lüge.
Schau, wie's zur Eiche schreitet dicht umbuscht,
Behende dann in das Gesträuche huscht,
Gespenstisch leicht, als ob die Luft es trüge.

Jetzt schweigt die Nacht, von ferner Kelche Blüh'n
Zieht ein geheimes Düften still herüber,
Kalt tropft der Nebel von der Bäume Grün;
Mit schwerem Fittich flattert es vorüber;
Ein finst'rer Uhu theilt die feuchte Luft,
Scheu fährt ein Sternlein durch den dicken Duft,
Und lauter wird die Tropfmusik und trüber.

Da rauscht's wie Schritte durch den grünen Rain,
Undeutlich schwebt's im dichten Nebelschleier;
Ist's noch ein Bürger aus dem Schauerhain,
Zur ernstgeheimnißvollen Geisterfeier?
Bei moorentflammtem Licht ein stummer Gast?
Der Eiche naht er sich in flücht'ger Hast,
Er athmet tief und hebt die Stirne freier.

Wie eine schlanke Säule in der Nacht,
Schaut regungslos er durch die dunklen Auen.
Was fesselt deinen Blick mit solcher Macht?
Ist's jenes Bild, das durch des Nebels Grauen,
Wie eine weiße klagende Gestalt,
Im feuchten wolkichthellen Moore wallt,
Im langen Lockennetze zart zu schauen?

Oft siehst du, wie in namenlosen Weh'n,
Die hochgerung'nen Hände sie erheben;
Oft scheint von blassen Lippen zu den Höh'n
Ein angsterfülltes Fleh'n empor zu schweben;
Nun naht sie rasch, und aus dem duft'gen Flor
Hebt eine bleiche Jungfrau sich hervor,
Ob schon verlosch'nes, ob noch warmes Leben? —

Und als sie furchtsam sich dem Jüngling naht,
Der ihr die Arme stumm entgegenbreitet,
Da braust hervor zur unheilvollen That
Die Rotte, von der Hölle Macht geleitet;
Noch hat den Schrecken Walther nicht gefaßt,
Da fühlt er schon der Ketten schmäh'nde Last,
Ihm von der Bosheit arger Hand bereitet.

Die Todesangst um der Geliebten Loos
Verschlingt die eig'ne Noth, die mannigfache;
Starr blickt er hin, da senkt mit starkem Stoß
In ihre reine Brust das Schwert die Rache.

Besinnungslos schleppt man zur Burg ihn hin,
Und nach ihm sendet aus zerstörtem Sinn
Cäcilia die grause Höllenlache.

Sechster Gesang.

Perennis.

Wie hast du, süßes Licht, den Weg erspürt
In diese öden pilzbewachs'nen Mauern?
Hat das Erbarmen leitend dich geführt
Zu dieser Grüfte unterird'schem Trauern?
Du weilst ja lindernd gern, wo Leiden sind,
Nicht grausam bist du wie das Menschenkind,
Dein Flammenherz nicht fühllos dem Bedauern.

Bringst du ihm Trost von Oben, der ihn leis,
Den Dulder dort im Schlafe, soll umfangen?
O drücke deine Küsse nicht so heiß
Auf seine farblos abgehärmten Wangen;
Gönn' ihm des Traumes kurze Linderung;
Bald naht, ihn quälend, die Erinnerung,
Bald ist das luftgebaute Schloß zergangen.

Umsonst! er regt sich; langsam öffnen dann
Die großen, schweren Augen sich dem Lichte;
Vom jungen, einst so kräft'gen Rittersmann
Erkennst du keinen Zug in dem Gesichte;
Doch ob ihm Kummer gleich die Blüthe nahm,
Erhaben ist er noch in seinem Gram
Wie eine hohe sturmgeknickte Fichte.

Auf dünner Streu rückt er ein wenig fort,
Nur wenig will die Fessel ihm gestatten;
Zum Fensterlein, ihm mehr als Goldeshort,
Lenkt er den Blick, zwar wehren breite Latten
Dem Licht, doch durch die weiten Spalten schlüpft
Der Strahl, und wenn ein Knapp' vorüber hüpft,
So malt sich an die Wand der lange Schatten.

„Wie hat sie mich erquickt, die Sonne gut!
Sie muß schon hoch am heiter'n Himmel stehen;"
Er spricht's, und sein gerührtes Auge ruht
Am Boden, wo sich lichte Kugeln drehen;
Zuweilen ihm ein heimlich Wort entflieht;
Sein Blick, je mehr und mehr zum Stern entglüht,
Verkündet überird'scher Tröstung Wehen.

„Jetzt tönt's vernehmlich flüsternd zu mir her,
Wie Harfenlaut' im Wiederhall verschwinden;
O hebe von ihm deine Rechte schwer,
Laß mich für ihn den Todesschmerz empfinden;
Doch wenn es also nicht dein Wille ist,
Vergönn' zur Reu' ihm eine kurze Frist,
Nur nimm ihn nicht hinweg in seinen Sünden."

Indeß erhebt ein dumpf Gebrause sich
Wie Wettersturm nach heißer Tage Glühen,
Und tobend scheint's zum fernen Burghof sich
Mit tausend Stimmen regellos zu ziehen;
Seltsam zerstückelt durch der Latten Band,
Siehst du vorüber an der Kerkerwand
Manch riesenhafte Schattenbildung fliehen.

Und immer näher scheint das wüste Schrei'n
Der Mauern ungeheurem Bau zu dringen;
Als wolle sie's den finst'ren Mächten weih'n,
Scheint nun die Erde schnell es einzuschlingen;

Erneuert dann mit ungestümer Macht,
Rollt's hohl und dumpf durch der Gewölbe Nacht,
Der Eisenpforte schwere Riegel klingen.

„Ermannt euch, Herr! die alte Sünd' ist todt,"
Brüllt eine Stimme Walthern roh entgegen;
Und jubelnd stürmt es, wie auf ein Gebot,
Dem Alten Fluch, dem jungen Ritter Segen!
Und klirrend löst die Fessel sich vom Arm;
Doch stumm und ernst, im Blick nicht Lust nicht Harm,
Bleibt er, du siehst ihn keine Wimper regen.

Stumm steht er da, ein ritterlich Phantom,
Und um ihn weh'n des Moders feuchte Düfte;
Entsetzt verstummt der Lärm im weiten Dom,
Nur Echo schleicht noch flüsternd durch die Klüfte;
Er schreitet fort, bis sich die Dämm'rung bricht,
Ein scheues Zucken grüßt das junge Licht,
Ein langer Athemzug die freien Lüfte.

Doch weiter scheint das langentbehrte Glück,
Der Freiheit süßes Gut, ihn nicht zu rühren;
Im schweren Antlitz, im gesenkten Blick
Vermagst du keine Regung auszuspüren.
„Wo ist er?" tönt ein tiefes mattes Wort,
Und langsam zieht sich's durch die Säle fort
Bis zu des Schlafgemachs bekannten Thüren.

Noch ruht im hohen Bette schauerlich
Die Riesenleiche des entseelten Alten;
Die dunkle Majestät der Bildung wich
Des Todes ruhig lösenden Gewalten;
Ein stiller Mönch kniet an des Bettes Rand,
Und kärglich glimmt der Lampe schwacher Brand,
Kaum von der Diener träger Hand erhalten.

Und als zum Todten tritt der bleiche Sohn,
Da scheint der starre Trübsinn sich zu brechen;
Er winkt und spricht mit ungewissem Ton:
„Laßt mich ein Wort mit meinem Vater sprechen!“
Entsetzt drängt sich die Schaar zu ihm hinan;
„Ich bin nicht toll,“ spricht er und sieht sie an,
„Ein paar Minuten soll mein Herz nicht brechen.“

Verwirrt entschleicht der Troß, und alles schweigt,
Den Mönch nur hört man leise betend walten;
An Alhards zornlos Antlitz still geneigt,
Scheut Walther nicht den Todeshauch, den kalten;
Oft hebt er die erblaßte Hand empor,
Dann sanft sich beugend an des Todten Ohr,
Scheint er ein heimlich Zweigespräch zu halten.

Nun richtet er sich auf und rings er schaut
Wie ein vom Traum Gequälter beim Erwachen;
„O!“ ruft er dann mit frohgerührtem Laut,
Im Antlitz Lebenssonnen sich entfachen,
„Seid ihr Verenus, der Mann Gottes, nicht?“
Tief senkt der Mönch das Haupt, bevor er spricht:
„„Ich bin Veren, der Schwächste aller Schwachen.““

„Du Tröster in der Noth, so sag mir's treu:
Ward ihm ein Strahl der Gnade noch beschieden?
Nannt' er mich nicht, vergab er, fühlt er Reu'?
O sprecht, entsandt' er seinen Geist in Frieden?“
„„Herr,““ spricht Verenus, „fern ist meine Zell;
Ich fand ihn lebend; denn ich eilte schnell;
Allein er sprach kein Wort, eh' er verschieden.

„„Doch kündete sein Blick, was er empfand,
Und fromm und reuig waren die Gedanken;
In mißverstand'nen Zeichen sprach die Hand;
D'rum, lieber Sohn, laßt nicht die Hoffnung wanken,

Ach, mächtig ein gebroch'ner Seufzer fleht,
Und kräftig ist der Gläubigen Gebet,
Und Gottes Güte sonder Maß und Schranken.""

Der nächste Morgen sieht auf thau'gen Grund
Manch flücht'ge Sohle lichte Spuren drücken,
Die Sonne kann auf tiefgebräuntem Rund
Manch helles Bild mit Wasserperlen sticken;
Kein Kloster ist in ferner Meilen Kreis,
Kein armes Zellchen, wo bedeckt mit Schweiß
Ein Bote nicht ließ reiche Spenden blicken.

Und jedem wird ein kleines Blatt gereicht,
Von Walthers Hand: „So mag das Herz sich beugen,
Wie euer Knie sich vor dem Höchsten beugt;
Wollt euch zu eures Sohnes Flehen neigen,
Schließt auf der Andacht Born im Herzen rein,
So möge Gott der Herr euch gnädig sein
Wie eure Bitten heiß gen Himmel steigen."

Und als sich hob der lange Leichenzug,
Da sah man Fackeln glüh'n, doch Herzen frieren;
Gelöst schien allen ein verjährter Fluch;
Wen kann der Tod des Missethäters rühren?
Weint Thränen man, weil floh das Mißgeschick?
Ach ja, denn eines Sohnes frommen Blick
Sah ich der Liebe Zeugen zahllos zieren.

Auf immer ist der dunkle Sarg versenkt
Und schweigend kehrt der Zug zum Schlosse wieder;
Das Aug' hinab, das Herz hinauf gelenkt
Hört Walther nicht der Hirten munt're Lieder;
Ein Körblein flechtend bei den Rindern steht
Ein Kind und, wie er achtlos vorwärts geht,
Stößt unbedachtsam er die Kleine nieder.

Das arme Kind, das nur vor Schrecken weint,
Hebt Walther auf mit stillend sanfter Bitte;
Da faßt es ihn, daß er zu sinken meint:
An schmutz'gem Bande um des Halses Mitte
Hängt, nur in schwarzes Ebenholz gefaßt,
Ein köstlich Kleinod, eine theure Last,
Dereinst die Zier der grünberankten Hütte.

„Wie kommt dies Bild zu dir?" fragt er gepreßt,
Als der Betäubung erste Macht verschwunden.
„„Du,"" spricht das Kind und hält sein Spielzeug fest,
„„Du nimm mir's nicht, ich hab' es selbst gefunden,
Schon lange, lange vor dem großen Thor;""
Und hält die beiden Hände schützend vor,
Auf's neue reizend unheilbare Wunden.

„Nimm dies und kauf dir andere Spielerei'n!"
Kaum hörbar würdest du die Worte nennen.
Ein Goldstück beut er, doch ein blödes „„Nein;""
Liebkosend sucht er jetzt die Schnur zu trennen;
„Sieh hin, wie blank die Sonne drinnen scheint;"
Die Kleine sieht; er flieht, indeß sie weint,
Doch furchtsam nicht sie wagt, ihm nachzurennen.

„Mein größter Schatz, das einz'ge, was mir blieb,
So ganz verworfen, ganz und gar verachtet!
Sind denn nur mir die Züge schön und lieb,
Daß Keiner sie des Wahrens werth geachtet?
O liebste Liebe, o du armes Herz!"
So rief er und ein ungeheurer Schmerz
Hält fast zerstörend sein Gemüth umnachtet.

Der Eintritt eines Knappen schreckt ihn auf,
Ihm folgt ein Mann mit hag'rer Wang' und bleichen
Die Stirne ziehen Furchen hoch hinauf,
Der Seele schmerzhaft eingedrückte Zeichen;

Sein Gang ist fest, die Haltung hoch zu schau'n,
Und minder scheint der Locken glänzend Braun
Der Jahre als des Kummers Last zu weichen.

„Herr," spricht er, „nimmer soll man ohne Noth
Der Eltern Fehl den Kindern offenbaren;
Allein mich treibt des Hungers streng Gebot;
So mögt die grimme Unbill denn erfahren."
Nun hebt er an, wie all sein kleines Hab'
Alhard geraubt, ihn Preis dem Mangel gab
Nun schon seit achtzehn hingeschleppten Jahren.

„Nehmt hin, nehmt hin, was ich vermag und kann,
Ich sühn' es gern mit allen meinen Schätzen;
Verkündet's laut, o sagt es Jedermann,
Daß schweigt des Fluches gräßliches Ergötzen."
Und bald erschallt der Ruf durch's weite Land:
Das Unrecht wägend mit gerechter Hand
Will Alhards Raub der fromme Sohn ersetzen.

Von allen Seiten zieht es nun heran,
Wie Schwärme nach dem Süden ziehn, dem warmen;
Im weiten Burghof steh'n sie, Mann an Mann,
Gerechtigkeit schreit alles und Erbarmen;
Hier lärmt ein trotzig Paar, hier kniet ein Greis,
Dort hebt, weil ihre Stimme viel zu leis,
Das Weib den Säugling hoch in ihren Armen.

Die langgehäuften Summen sind vertheilt;
Fast froh sieht Walther die Kleinode schwinden;
Doch wer bei grassen Schilderein verweilt,
Läßt ihn der Erde höchste Qual empfinden;
Doch täglich wächst der ungestüme Schwarm;
An grausen Mähren reich, an Golde arm,
Kann keinen Ausweg der Bedrängte finden.

Zum fünften Mal hat er es jetzt vollbracht,
Sein qualvoll Tagewerk für heut beendet;
Verenus Züge leihend, hat die Nacht
Ein freundlich Traumgebilde ihm gesendet;
Er fährt empor beim kalten Sternenlicht:
„Ob mir aus seinem Friedensschatze nicht
Der Gottgeliebte eine Gabe spendet?"

Noch schläft das Morgenroth im grauen See,
Da streift er wandernd durch der Zweige Frische;
Erschreckt vom Lager springt das schlanke Reh,
Die Vögel flattern auf in dem Gebüsche;
Da zeigt sich ihm, umspielt vom Mondenlicht,
Das in der Quelle glattem Stahl sich bricht,
Der Klausnerwohnung kleine Felsennische.

Leis tritt er ein, im tiefern Dunkel kann
Sein Aug' noch keinen Gegenstand gewinnen;
Doch spürt er bald, daß fern der Gottesmann;
„Treibt ihn schon jetzt des Tages Last von hinnen?
Führt ihn der Geist, der Ahndung Himmelsblitz?"
Erschöpft sinkt Walther auf gehau'nen Sitz
Und überläßt sich träumerischem Sinnen.

Stumm ist die Nacht, kein Rabe krächzt sie wach,
Noch weckt der Frühduft nicht die fleiß'ge Biene;
Dem Strahl des Mondes wehrt das Felsendach
Und rings der Zweige flatternde Gardine;
Nur seitwärts durch den engen Eingang fällt
Ein schmaler, schräger Streifen und erhellt
Des Kruzifixes hohe Leidensmiene.

Bedachtlos folgt des Jünglings Blick dem Licht
Und unwillkürlich sich die Kniee beugen;
Ihm ist, als ob das heil'ge Antlitz spricht
Zu seiner Liebe Gegenstand und Zeugen;

In ihm geht's auf, in ihm wird's licht und still,
Und aus des Elends dunkler Sündfluth will
Die weiße Friedenstaube sich erzeugen.

Da sieht er durch des Eingangs nied're Thor
Verenus nah'n, gebeugt von Reiserbunden;
Ihn nicht zu schrecken tritt er langsam vor,
Der Alte stutzt und ist alsbald verschwunden.
Jetzt naht er wieder, frei von seiner Last,
Und ruft, indem in's Aug er Walthern fasst,
„Wie habt ihr doch zu Nacht den Weg gefunden?"

„„Mein Vater, wen der Höchste führen will,
Der mag sich wohl durch Labyrinthe finden.
Laßt mich euch sagen"" — „Still, mein Sohn, noch still,
Laßt mich zuvor ein Feuerlein entzünden."
Die Flamme flackert, knisternd steigt der Rauch,
Und zitternd sucht dem heißen Todeshauch
Das junge Blatt umsonst sich zu entwinden.

„Mein Vater," hebt auf's neu' der Jüngling an,
„Viel und Gewicht'ges hab' ich euch zu sagen."
Nun meldet er, wie ihm der Muth zerrann,
Und wie er kam, ihm seine Noth zu klagen.
„Und als ich harrte," sprach er, „so allein,
Da hat des Kruzifixes milder Schein
Mir einen Oelzweig in die Brust getragen.

„Mein Lieben ist versenkt, die Welt ist leer,
Ich habe keinen Wunsch als den nach Oben,
Bald binden mich Gelübde, mir nicht schwer;
In stiller Klause schweigt des Busens Toben;
O lieber Vater, steht mir Armen bei,
Helft stillen diese Thränen, dieß Geschrei,
O wär ich dem Gewühle schon enthoben!"

„„Mein theures Kind,““ versetzt Verenus d'rauf,
„„Wohl wunderbare Wege geht die Gnade;
Doch blühend thut sich euch die Zukunft auf,
D'rum wählt nicht also hart' und rauhe Pfade;
Schlagt nicht in Fesseln dieses heiße Herz,
Sonst wohl beweint ihr einst mit herbem Schmerz
Der Welt zu lieblich lockende Gestade.““

Allein vergebens muß an Walthers Sinn
Das wohlbedachte Wort vorüber gleiten.
„Was ich geliebt,“ spricht er, „ist all' dahin
Und mag mich nun als Engel schützend leiten.
Mein Vater, eure Rede dünkt mich Spott.“
„„Nun wohl,““ versetzt der Greis, „„und gebe Gott,
Ihr möget eure Stimmung nicht mißdeuten.““

„Noch eins,“ spricht Walther mit gesenktem Ton,
„Wißt ihr, wohin Cäcilia entschwunden?“
„„Ist euch ihr Schicksal unbekannt, mein Sohn?
Gar bald hat sie des Rächers Arm gefunden;
Gefoltert floh sie, da die That vollbracht,
Und leblos lag sie, als der Tag erwacht,
Die Brust durchbohrt mit mörderischen Wunden.

„„War's Kunzens List, geschah's durch Räuberschaar?
Vor Gottes Richterspruch ist sie gefallen. —““
„Daß dieses Weib mein böses Schicksal war,“
Seufzt Walther, „sagte mir mein schaurig Wallen;
Auch war's, als hörte in dem Augenblick,
Der schonungslos zertrat mein Erdenglück,
Ich ihre grausenvolle Lache schallen.

Für sie soll von der Buße Thränennaß
Mein fleh'nder Blick sich zu den Wolken heben,
Zerstäubt in meinem Busen ist der Haß;
Erbarmen wünsch' ich ihr in jenem Leben;

Allein mein Vater laßt zur Burg uns zieh'n;
Schon seh ich durch der Bäume winkend Grün
Der Morgenröthe erste Funken schweben."

Bald kann von allen, was ihm einst gehört,
Nichts als sein Schwert der Ritter eigen nennen;
Von langer Klagerede unbethört
Weiß klug Veren von Wahrheit Trug zu trennen;
Doch bleibt nur des Bewußtseins reiner Zoll;
Selbst Burnecks alte stolze Veste soll
Jetzt einen andern fremden Herrn erkennen.

Indeß der Greis sich emsig theilend müht,
Streift Walther in des Forsts verborg'nen Schlüften,
Ob nicht ein heimlich schweigend Plätzlein blüht,
Geschickt sein einsam Zellchen dort zu stiften;
Ein kleiner Quell führt ihn zum Born zurück
Und eine Grotte liegt vor seinem Blick,
Vom Hagedorn geschmückt mit Blüth' und Düften.

Der nächste Morgen grüßt das frische Land,
Schon klingt der Meißel in den fleiß'gen Händen;
Die Mittagssonne sendet dürren Brand,
Doch kann sie nicht den regen Eifer wenden;
Es formt sich der Altar, der Eingang steigt,
Und als der achte Tag sich heimwärts neigt,
Sieht den geheimnißvollen Bau er enden.

Zum letztenmal im Ritterschmucke steht
Der theure Herr, und um ihn her die Seinen;
Der Panzer fällt und durch die Kirche geht
Ein leises Schluchzen, ein verhalt'nes Weinen;
Du willst ihn täuschen, der dein Inn'res sah?
Wohl ist die Kutte deinem Busen nah,
Doch näher noch das Bild der einzig Einen.

Er nimmt den Dämon in die Wüste mit,
Ihm ewig flechtend der Versuchung Schlingen;
Das todesmatte Aug', der schwache Schritt
Bezeugen sein unglaublich hartes Ringen,
Und oft, wenn er die Rüstung angeblickt,
Die zum Gedächtniß seine Zelle schmückt,
So hört er es wie Zauberlieder klingen.

's ist nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch sind's auch nicht der Andacht reine Wellen;
Es ist ein furchtbar Etwas, das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen;
Vergebens schlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heit'rer Tag steigt wie ein Bräut'gam auf,
Doch Keiner kann der Seele Dunkel hellen.

Gelöst hab' ich dir mein gegeb'nes Wort,
Geendet sind die traurigen Geschichten;
Du selber sahst ihn in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten;
Doch laß uns wandern! sieh! der Morgen thaut,
Schon schweigt das Käuzlein und neugierig schaut
Der Dämm'rung graues Auge durch die Fichten.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Waagschal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruh'n den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von 30 Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein

Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer, in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Ueberzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts seelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigste, schlaueste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstenthums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer

Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umstand, daß Alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meist auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmähligen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein Anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftaback geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirth-

schaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihrer guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Aerger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Thürschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirthschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so vergieng Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Wittwer, bis er mit einemmale wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es Jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben:

„Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir." Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponirte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margareth eilends Thür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie Abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margareth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang

dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappern der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?" fragte er.

„Nein Kind, morgen." — „Aber warum nicht, Mutter? er hat's doch versprochen." — „Ach Gott, wenn der Alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst."

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!" — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt." — „Nein, Mutter, an der Thür!" — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige Bischen Nachtruhe." — „Aber wenn nun der Vater kommt?" — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!" — „Wo ist der Teufel, Mutter?" — „Wart du Unrast! er steht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!"

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unter's Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!" und „bitte für uns arme Sünder!" Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?" — „Ja, Mutter." — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnoth."

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen.“ — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert.“ — „Hör'! hörst du nicht? es ruft! hör' doch!“

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margareth! Frau Margareth, heda, aufgemacht!“ Margareth stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!“

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margareth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei todt; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm Jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer todt im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margareth wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war; hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margareth, zieh dir das nicht zu

Gemüth; wir wollen Jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margareth am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als Alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!" Dann lauter: „Fritzchen, komm her!" —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen," sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?" — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?" — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen." — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?"

Margareth schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig."

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Ueberhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles Uebrige verhärtet scheint, und bei Friedrich

wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von Seiten Anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, so lange er Kind war, Jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie Nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: „Hör mal an, fein's Liseken," und ein unprivilegirter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Thales, wo man ihn oft Stunden lang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war 12 Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der thörichten Heirath seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dickthuende Verschlossenheit oft mit eben so gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem Jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit ver-

lieren. Dennoch freute sich die arme Margareth, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?“ sagte sie, und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?“ — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margreth!“ — Margreth seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen.“ — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen.“ Ueber Margreths vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so roth wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst,“ fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich, und dabei fromm.“ — „Hum, 's hat mal Einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?“ — „Er ist ein eigenes Kind,“ sagte Margreth wie für sich; „es ist nicht gut.“ Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh.“

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margreth ward selten so wohl, Jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Thränen traten ihr in die Augen. „Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder.“ — „Wie sieht er aus?“ fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel.“ Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben so gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund? im Koderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?“ — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?“

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Thüre hinaus: „Ei da kommt der Gesell! Vatersfohn! er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!“

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons röthliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging Alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt, noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Theil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedieß nicht entgehen konnte. Margreth ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vortheil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Wittwe an der Hülfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in Alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut,“ sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Sohn ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat.“ Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gieb mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh an!“ — Und bald sah Margreth den Beiden nach,

wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des rothen Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Aeußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit Beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an Jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die Beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und Beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?“ — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?“ — „Die Mutter hat selbst keinen,“ sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — kennst du das Holz da vor uns?“ — „Das ist das Brederholz.“ — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?“ — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?“ hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze.“ — „So? und du betest mit?“ — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im

Bette, dann schlaf ich gewöhnlich ein." — „So, so, Geselle!" — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten Beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob Alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald von einander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten Beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Axt unbarmherzig gewüthet hatte. Ueberall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche.“ — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh,“ fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Oelung zum Teufel gefahren war.“ — „Ohm, Ohm!“ keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!“ — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder.“ — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Theil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margreth schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Athem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Thurm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margreth blieb in der Tennenthür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, thu' das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf

dem rechten Ohr nicht gut höre." — Das Kind erhob seine Stimme und gerieth dermaßen ins Stammeln, daß Margreth es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margreth stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!" rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schrankthür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbstständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!" sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe."

„Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen." — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margreth, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margreth stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung

genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von Einem auf den Andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmüthigen Mitgefühls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum erstenmale bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großthun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm eben so neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich," sagte sie zögernd, „sag' einmal —" und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — „Nein, höre —" und dann leiser: „was ist das für ein Junge? wie heißt er?" — Friedrich antwortete eben so leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er." — „Nun?" sagte Margreth. — „Was willst du, Mutter?" — „Wie heißt er weiter?" — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater," fügte er leiser hinzu.

Margreth stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich," sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? hast du zu Hause nichts zu thun?"

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes," sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrod geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal über's ganze Brod."

„Laß doch," sagte Margreth, „er geht ja nach Hause."

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um 7 Uhr." Margreth wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?" — „Niemand," stotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte sie; „da nimm, nimm!" fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und Niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durch's Dorf." — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen," antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margreth auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!" stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!"

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?" rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld," sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?" Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen." — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's," flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!" — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen." — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!" Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch," fügte sie hinzu, und ein Thränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verläumdung ist

groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!"

Margreth legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod und es war eine bittere Stunde, als die Wittwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zu Muthe gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Aehnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor 40 Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht Jemand an Ausdauer gleich. Margreth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zuthun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rath, den sie, wie die meisten Men-

schen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vortheil, den Margreth aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Aeußeres verwandte und allmählig anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend Jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmüthigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Heerde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein In-

dividuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten Alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigenthümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten Wochen lang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B. freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indeß allzugroß, deßhalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouillirt, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Thalschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Thieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigenthümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden und wiederholte sich etwa alle 5 bis 8 Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Thalgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Thau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen in das leise einschleichende Morgenroth. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den

Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Thier!“ Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Uebel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählig wurden 7 bis 8 Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?“ fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepirte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen.“ — „Die Canaille hat uns gesehen,“ sagte ein Anderer. — „Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse,“ fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch!“ Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!“ — „Das thu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Braunroth über. „Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?“ — „Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich,“ sagte er mit dem Ton unterdrückter Wuth, „meine Geduld ist zu Ende;

ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht werth. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brodrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch Beide in's Hundeloch." Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war todtenbleich und seine Augen schienen wie Krystallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick. —

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast ge-

schlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Luchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durch's Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmähligen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät," sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margreth am Herd und kochte Thee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margreth sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor, wie fast nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst." — „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe," versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgend eine unbedeutende Klatscherei, die Margreth ohne Theilnahme anhörte. Dann ging sie. —

„Mutter!“ rief Friedrich. Margreth ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?“ — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!“ — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran.“ — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann,“ sagte er.

Margreth saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Thüre klinkte und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

„Guten Tag, Frau Mergel,“ sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M.“ — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?“ Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl,“ sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand?“ — „Ei, du frommer Gott!“ versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben,“ fuhr der Schreiber fort, „ruiniren Alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben so lieb wäre wie ihr Profit!“ — „Es ist Schade!“ sagte Margreth. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?“ fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier in's Haus.“ — „So wißt ihr nicht, was ihm begegnet ist?“ — „Was denn?“ fragte Margreth gespannt. — „Er ist todt!“ — „Todt!“ rief sie, „was, todt? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!“ — „Er ist todt,“ wiederholte der Schreiber, sie scharf fixirend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche in's Dorf gebracht.“

Margreth schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel,

geh' nicht mit ihm in's Gericht! er wußte nicht, was er that!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margreth eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war." — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doctor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." —

„Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam, und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und Fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armuth vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih mir, er ist todt! Geht!" fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!" —

„Mutter, Mutter, um Gotteswillen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen; er hat Arbeit für

dich; aber sogleich." — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mußt aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen." —

Friedrich lachte höhnisch auf: „das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht," seufzte Margreth, „du siehst ja, wie es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl," versetzte er und war schon zur Thüre hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schooß, und wenn sie groß sind, in's Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Thäter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Muthmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtschreiber genöthigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, Alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamten wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten Abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei

Alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „wir sind angeführt, laßt uns heimgehen.“ — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile berathschlagt, ob es thunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses in's Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahrszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämmtlich angesessene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward herein gerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er gerathener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Heerde schon zehn Minuten später in's Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmuthig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?" — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen." Seine Augen waren rasch über das tödtliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht," sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an," fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere," sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal

sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht.“ Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmuth. Er selbst wußte um nichts mehr, und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Ueberraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Muth genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte Unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies Alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu thun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hülfe des schwachen Mondlichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammerthür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich, und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen.“ — „Das dacht ich mir; geh'

in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ." — „Das will ich," sagte Friedrich. — „Denk an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugniß ablegen gegen deinen Nächsten." — „Kein falsches!" — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig."

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?" sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen." — „Ich? so?" — „Wo ist Eure Axt?" — „Meine Axt? auf der Tenne." — „Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo ist der alte?" — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden."

„Geh," fuhr er verächtlich fort, „ich dachte du seiest ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint das Haus brenne, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh," fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Thürpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus," fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." — „So geh', beicht!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sacrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brod aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!"

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammerthür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht,

erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon Alles that, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor Allem ein grenzenloser Hochmuth, der nicht immer den Schein verschmähte, und dann Alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpirten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und Manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung Mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem Niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Uebergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der Einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im October; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichthum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Ueberall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Thaler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war Alles auf den Beinen; vor jeder Thüre wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte Jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war 7 Uhr Abends und Alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, rothen und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Heerde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominirt die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten, von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Ueberflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzirte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!" rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken

Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!“ Der beliebte Tanz ward gespielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die Andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar in's Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserm Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden,“ keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen,

war er an's Küchenfeuer getreten und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!" rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Thür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn," sagte er. „Jetzt den Brautmenuet! ich will Musik machen."

„Eine prächtige Uhr!" sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?" rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?" fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?" antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun," sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm." — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, theils weil es die Sitte so wollte, theils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten

Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne." — „Du hast nun genug geweint," sagte er verdrießlich; „bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!" — Sie sah demüthig zu ihm auf, und schien zu fühlen, daß er Recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitze und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war, und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Thalern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brod im Schranke!" — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!" riefen Einige; Andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch," sagte eine alte Frau, und die Menge theilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?" — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie in's Schloß. — Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!" seufzte Herr von S. — Zu

Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und athemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durch's Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander schlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der Eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und Beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontaine im Garten nicht springen, und es fand sich, daß Jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuck gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber Alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt in's Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!" sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?" sagte sie; „Grethchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten." Alles kniete nieder und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei

und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gotteswillen! brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Thüre ward aufgerissen und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Kniee. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr Nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da gewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich,

trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durch's Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im Allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margreth umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margreth völlig angekleidet in der Thüre erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sucht ihn," antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!" sagte er dann barsch; „worauf warten wir?" Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß in's Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den

Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margreth antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr, und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät,“ sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgend ein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann,“ fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todtmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt," hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: „wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!" Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Muth wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Koth und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gottlob sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerser Tiefe und den Thurm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen." — „Das war in der That kein Spaß," versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht," murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten." — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß," versetzte Kapp; „das wird kein kleiner Aerger für Frau Margreth sein." — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!" Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermuthliche Thäter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravirend, doch ohne persönliches Geständniß nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Antheil gezeigt. Das Haus der Wittwe ward nie leer von Jammernden und Rathenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs Aeußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Thäter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch Alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?" fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, so lange ein Span daran ist." — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag." — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis." Sie boten 200 Thaler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in

das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und Jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

עוֹ שֶׁה לִי אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפָּנַע בָּךְ בַּאֲשֶׁר אַתְּה

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margreth blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

„Sonderbar, sonderbar!" sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. So eben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable;" das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben so wenig erschlagen haben, wie ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemming'schen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtentheils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name u. s. w. —

„Was sagen Sie dazu?" wiederholte der Gutsherr: „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?"

Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der

Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmüthiger Gehülfe Kapp längst begraben. Menschen, Thiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hettische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes den 24. December 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an 12 Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knieen, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist, oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so todt und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Thurm; der letzte Schlag verdröhnte langsam und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Deß freu'n sich alle Leute;
Und wär das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zusammen verlor'n:
Das Heil ist unser Aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehrern Häusern leuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Thüre klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker. — „Um Gotteswillen, laßt einen halberfrornen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. „Geht in's Wirthshaus," antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! ich habe kein Geld." —

Nach einigem Zögern ward die Thür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein;" sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden."

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter uud fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem

Halfe, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben," sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen." — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er selbst bethätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!" sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?" — „Vom Holz und Wasser tragen in der Sklaverei," versetzte er.

„Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?"

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind von einander gekommen. „Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn," fügte er hinzu, „er wird es wohl nöthig haben."

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?" sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — „Also ganz umsonst," sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!" Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach Manchem. Simon war lange todt, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht ge-

richtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrod gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margreth hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hülflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hülfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Noth gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. —

„Alles hin, Alles todt!“ seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn in's Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem rothen Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes,“ sagte der Gutsherr, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber,“ er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!“ —

Johannes begann: wie Mergel ihn Nachts von der Heerde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?“ — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Alles war, wie es sein sollte.“ — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?“ — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einemmale über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchthurm.

Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.“

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

„Sonderbar!“ lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr fort.“ —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brodsack bei mir,“ sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns.“ — In Freiburg hatten sie sich von den Oestreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg,“ fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte.

Im Frühling mußten wir marschiren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affaire gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!" — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!" sagte Frau v. S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer thun wie vor Jahren."

Er schwieg eine Weile.

„Ja," sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff." — „Wie kamst du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich auf aus dem Bosporus," versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte eben so streng wie die türkische Peitsche."

„Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hieher." — „Das war dumm genug," sagte der Gutsherr. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das Alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durch einander."

„Du bist wohl noch sehr müde?“ — „Sehr müde,“ versetzte Johannes; „und,“ er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist.“ — „Ich weiß schon,“ sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder.“

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmiethen könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rath. — „Herr,“ sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas thun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten schicken.“

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen.“ — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte.“ — „Nun,“ sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile.“

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Wittwe im Dorfe.

Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im Ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den östreichischen Dienst und die See.

„Der Johannes könnte viel erzählen,“ sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre.“ — „Mehr tiefsinnig als einfältig,“ versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über.“ — „Ei bewahre!“ antwortete der Baron, „er war sein Lebenlang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt.“

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr

besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie: „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durch's Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Hektische fühlte die Scheere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Aequinoctiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter that, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging in's Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel," setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor Allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe:

„Wenn ich mir denke, daß Einer so liegen muß wie ein Stein, und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus.“ Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; er schnitt ihn aber ganz entzwei,“ sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knieen, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch,“ sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Thiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!“ bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird.“ Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel,“ murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich über-

zeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? ihn lebend wieder zu sehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes Morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Aesten und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war Alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich todtmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

„Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was hast du da, Bello? eine Katze?“ murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb und die Judenschrift fiel ihm in's Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze an's Gesicht.

„Laß mich in Ruh! was hast du denn?“ Hiebei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang

dann mit einem Satze auf und wie besessen in's Gestrüpp hinein.

Todtenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?" rief der Baron.

„Herr," keuchte Brandes, „wenn Ew. Gnaden da gewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte Anfangs, es seien die Pilze!" — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts," sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle!" — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde." Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!" sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung.

Dann wandte er sich zu dem Förster: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sage es nur allen Leuten: der da" — er deutete auf den Todten — „war Friedrich Mergel."

Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte naheſt, so wird es dir ergehen, wie du mir gethan hast."

Bei uns zu Lande auf dem Lande.

Fragment.

I.

Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren.

Soeben hat die Schloßglocke halb Zehn geschlagen — es ist eigentlich noch gar nicht Nacht — ein schmaler Luftstreifen steht im Westen und zuweilen fährt noch ein Vogel im Gebüsche drüben aus seinem Halbschlafe auf und träumt halbe Cadenzen seines Gesanges nach — dennoch ist's hier fast schon Nacht — soeben hat man mir eine schöne neue Talgkerze gebracht — Holz ans Kamin gelegt, um einen Ochsen zu braten und nun soll ich ohne Gnade in die Daunen. — Unmöglich, ich emancipire mich, heimlich, aber desto sicherer und Niemand sieht es mir Morgens an, daß ich allnächtlich den stillen Wohlthäter des Hauses mache und auf Wasser und Feuer zwar nicht achte, aber doch achten würde, wenn dergleichen Dinge hier zu Lande nicht unschädlich wären, wie ich wohl schließen muß, wenn ich jeden Abend Knecht und Magd mit flackernden Lampen in Heuboden und Ställen umherwirthschaften sehe. Diese alten Mauern, die doch wenigstens ihre drei Jahrhunderte auf dem Rücken zu tragen scheinen! seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille, blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln

steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studiren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen. Vor einer Viertelstunde hörte ich die Zugbrücke aufknarren, ein Zeichen, daß Alles ab und todt ist und das Haus fortan unter dem Schutze Gottes und des breiten Schloßteiches steht, der, nebenbei gesagt, an einigen Stellen nur knietiefe Furthen hat; das macht aber nichts, es ist doch blankes Wasser, was darüber steht, und man könnte nicht durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden: Schutz genug gegen Diebe und Gespenster! — Die Nacht wird sehr sternhell werden, ich sehe zahllose milchigte Punkte allmählig hervordämmern, — drei Hühnerhunde und zwei Dachse lagern auf dem Estrich unter meinem Fenster und schnappen nach den Mücken, die die dekretirte Nacht noch nicht wollen gelten lassen. Aus den Ställen dröhnt zuweilen das leise Murren einer schlaftrunkenen Kuh oder der Hufschlag eines Pferdes, das mit Fliegen kämpft — im Zimmer meines guten Vetters von Noahs Arche her brennt das einzige Nachtlicht; was soll ein ehrlicher Lausitzer machen, der um Elf seine letzte Piquetpartie anzufangen gewohnt ist? Um mich liegen zwar die Schätze der Bibliothek: Hochbergs adeliges Landleben, Kerssenbrocks Geschichte der Wiedertäufer, Werner Rolevinks de moribus Westphalorum, und meines Wirthes nicht genug zu preisendes liber mirabilis — aber mir geht es wie den Israeliten, die sich bei dem blanken Manna nach den Fleischtopfen Egyptens sehnten; o Dresdener Staatszeitung, o Frankfurter Postreiter, die ihr mich so manches Mal in den Schlaf gewiegt habt, wann werden meine Augen euch wiedersehen? Können die Heringe und Schellfische des Münsterschen Intelligenzblattes meine politischen Stockfische ersetzen?

Aber warum schreibe ich nicht, oder vielmehr, warum habe ich nicht geschrieben diese zwei Monate lang? Bin ich nicht im Lande meiner Vorfahren? Das Land, das mein Ahn, Hans Everwin, so betrübten Herzens verließ und in

sauberem Mönchslatein besang, wie eine Nachtigall in der Perrücke? O Angulus ridens! o prata frondesque susurro etc. etc.

Ich weiß es, wie mich einst freuen wird, diese Blätter zu lesen, wenn dieses fremdartige Intermezzo meines Lebens weit hinter mir liegt; vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube, denn es ist mir zuweilen, als wolle das zwanzigfach verdünnte westfälische Blut sich noch geltend in mir machen. Gott bewahre! ich bin ein echter Lausitzer — vive la Lusace! und nun — das hat Mühe gekostet, bis ich an diesen Kamin gelangt bin — schlechte, schlechte Wege habe ich durchackert und Gefahren ausgestanden zu Wasser und Lande. Dreimal hab' ich den Wagen gebrochen und einmal dabei auf dem Kopfe gestanden, was weder angenehm, noch malerisch war. Mit einem Spitzspann (so nennt man hier ein Dreigespann) von langhaarigen Bauernpferden habe ich mich durch den Sand gewühlt und mit einem Male den vordern Renner in einer sogenannten Welle versinken sehen, einer tückischen wandernden Race von Quellen, die ich sonst nirgends angetroffen und die hier so manche Fahrwege unsicher macht, sich das ganze Jahr stille hält, um im Frühlinge irgend eine gute Seele zu packen, zur Strafe der Sünde, die sie nicht begangen hat. Ich bin aus dem Wagen gesprungen wie ein Pfeil, denn — bei Gott — mir war so confus, daß ich an die Nordsee und Unterspülen dachte — von meinem Pferdchen war nur noch ein Stück Nase und die Ohren sichtbar, mit denen es erbärmlich zwinkerte. Zum Glück waren Bauern in der Nähe, die Haidrasen stachen, und geschickt genug Hand anlegten: He, Hans! up! up! Ja, Hans konnte nicht auf und krebste sich immer tiefer hinein; endlich ward er doch herausgegabelt und zog niedergeschlagen und kläglich triefend weiter voran, wie der bei der Serenade übel begossene Philister. Ich fand vorläufig den Boden unter meinen Füßen sicherer und stapfte nebenher durch das feuchte Haidekraut, immer an unsern Ahn denkend und sein horazisches: O An-

gulus ridens .... und was denn hier wohl lachen möge? der Sand? oder das kothige Pferd? oder mein Fuhrmann in seinem bespritzten Kittel, der das Ave Maria pfiff, daß die Haidschnucken davon melancholisch werden sollten? oder vollends ich, der wie ein Storch von einem Maulwurfshügel zum andern stelzte? — Doch — ich war es, der am Ende lachend in den Wagen stieg, dreimal selig, schon vor Jahrhunderten im kleinsten Keime diesem glückseligen Arabien entflohen zu sein; was sich mir in diesem Augenblicke von dem classischen durch nichts zu unterscheiden schien, als nur durch den Mangel an Straßen und Ueberfluß an Pfützen. O Gott! dachte ich, wie mag die Halle deiner Väter beschaffen sein, Du guter Everwin!

Eine halbe Tagereise weiter, und die Gegend klärte sich allmählig auf; die Haiden wurden kleiner, blumigt und beinahe frisch, und fingen an, sich mit ihren auffallend bunten Viehheerden und unter Baumgruppen zerstreuten Wohnungen fast idyllisch auszunehmen; rechts und links Gehölz und so weit ich es unterscheiden konnte, frischer kräftiger Baumschlag; aber überall traten dem Blicke manshohe Erdwälle entgegen, die vom Gebüsch überschattet jeden Fahrweg unerläßlich einengten — wozu? wahrscheinlich um den Koth desto länger zu conserviren; ich befragte meinen Fuhrmann, einen gereisten Mann, der sogar einmal Düsseldorf gesehen hatte und mich mindestens immer um mein drittes Wort verstand. „O Herr," sagte er, „wenn wir keine Wallhecken hätten, was würden wir dann für schelmhaftige Wege haben." Vivat Westphalia, dachte ich! — Wir ackerten voran — aus allen Häusern bellten uns Kläffer an, die ich allemal, die langhaarigen „Rüden," die glatten ohne Ausnahme „Teckel" locken hörte; vor den Eingängen einzelner größerer Höfe zerwütheten sich gräuliche Cerberusse an ihrer Kette, und es schien mir unmöglich, unzerrissen hinein oder herauszukommen.

Was man nicht Alles bemerkt auf einer Tagfahrt zwischen Wallhecken, den Himmel über, die Pfütze unter sich! der

Wagen hielt einen Augenblick an, vier kleine Buben, sämmtlich in Troddelmützen und drei Kamisöler übereinander, roth wie Aepfelchen, stolperten eilig herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage; ich suchte nach ein paar Stübern und Matieren, die man mir auf der letzten Station zugewechselt und rief, indem ich sie aus dem Wagen warf: „Habt Acht, Ihr Buben!“ Da aber nahmen sie Reißaus, und wie verscheuchte Hasen krabbelten sie den Erdwall hinan. „Gottes Wunder, was mochte das für ein Krabat oder Slowak sein, der kein Deutsch konnte und sein Geld in den Dreck warf?“ Ich sah sie noch lange aus ihrem Hafen meinem Wagen nachstarren, wie, sans comparaison, einem abziehenden Kameele. Einem war beim Ansatz zur Flucht sein Holzschuh abhanden gekommen und ich hörte ihn unter dem Rade ein unzeitiges Ende nehmen; mein Trost waren die herrenlosen Stüber und Matiere, mit denen sich das dicke Henrichjännchen oder Jannberndchen (so heißt hier nämlich immer der dritte Mann) bezahlt machen konnte, wenn dieses nicht außer seinem Gedankenkreise lag. Jetzt weiß ich, daß die armen Dinger mir nur eine Kußhand gaben, und schon damals begriff ich, daß sie mindestens nicht betteln wollten. Ueberhaupt sah ich keine Straßenbettler am Wege und das Land meiner Vorfahren fing an, mir mindestens ganz nährend und behaglich vorzukommen, obwohl meine Augen noch immer vergeblich nach dem „Fette der Erde“ ausschauten, bei dem die Leute so vollständig runde Köpfe und stämmige Schultern ansetzen konnten, bis ich durch die Lücken der Wallhecken über die schweren Schlagbäume weg in das Geheimniß der Kämpe und Wiesengründe drang, wo ich die eigentliche Elite der Ställe erblickte: schönes, schweres Vieh, ostfriesischer Race, das übersatt und schnaubend in dem wie von einem Goldregen überzitterten Graswalde lag. Ich bin zu sehr Landwirth, als daß dieser Anblick mich unbewegt gelassen hätte; ich dachte an mein liebes Dobbritz und meine krauslockigen Lämmerchen und fühlte das Blut meines Ahns den Urenkeln

seiner Ställe entgegenrollen — seltsam! ich kann dieß niederschreiben, als dächte ich noch heute so, und doch ist mir so gar anders zu Muthe.

Nun weiter — zum Ziele! Wenn die Lehmchausseen meiner so müde sind, als ich ihrer, so werden sie sich freuen, daß wir auseinander kommen und ich fühle mich noch innerlich zerschlagen von der Erinnerung, und schmachte dem Ziele entgegen; doch zuvor noch ein Reiseabenteuer, kein kleines für meinen Fuhrmann — und was mir den ersten dämmernden Begriff von dem Charakter dieses Volkes gab. Wir hatten einen derben Choc überstanden — unsere Pferde verschnauften in der Haide und dampften aus Nüstern und Flanken — mein Bauer schlug Feuer an einer Art Lunte in messingener Scheide, die er seinen „perfect guten Tüntelpott" nannte; in der Ferne bewegte sich etwas grell Rothes zwischen den Kühen und kam näher — es war ein Mensch in Scharlachlinnen, von grauschwarzer Gesichtsfarbe — ich sagte nichts und beobachtete meinen Bauer; der nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, zog langsam einen Rosenkranz aus seiner Tasche, griff nach seinem Hute zweimal, ohne ihn zu lüften, und sah noch nicht auf, als das Unding ihm fast parallel war — es stand — es redete ihn an in fremdartigem Dialect: „Wo führt der Weg nach Lasbeck?" Mein Bauer winkte mit der Hand einen breidünnen Fahrweg entlang; der Schwarze schüttelte den Kopf und sah auf seine Stiefeln, die schon Schlimmeres überstanden hatten. — „Kann ich denn nicht dort herunter?" sagte er, auf einen Fußweg deutend, der dieselbe Richtung directer nahm. — „Das möchte nicht gut sein," sagte der Fuhrmann bedächtig. — „Warum nicht?" mein Schwarzer kurz angebunden, cholerischen Temperaments. — Nie werde ich den Ausdruck von, ich möchte sagen, ruhigem Schauder und tiefem Mitleid vergessen, mit dem mein Bauer erwiderte: „Da steht ein Crucifix!" Der Mohr stieß ein Paar Sacredieu's und Coquins hervor und fort trabte er mit seinem Briefbündel unterm Arm. Ist das nun lächer-

lich oder rührend? Es kommt darauf an, wie man es auffaßt — ich gestehe, daß ich meinem Weißkittel gern irgend eine Güte angethan hätte in diesem Augenblick, und seine religiöse Scheu ohne Furcht und Haß, seine tiefe, überschwängliche Gutmüthigkeit, die selbst den Teufel nicht ins Labyrinth führen möchte, lag so rührend vor mir, daß ich seinem breiten Rücken, wie er langsam, den Rosenkranz abzählend neben den Pferden herschritt, die ersten Liebesblicke in diesem Lande zugewendet habe. Möge Gott dich behüten, du gutes, patriarchalisches Ländchen, Land meiner Vorfahren, wie ich dich gerne nenne, wenn man mir mein Antheil Lausitzer Blut ungekränkt läßt, mit der Ironie ist's ab und todt.

Ich fahre durch die lange, weite Eichenhalle, wo die schlanken Stämme ihre noch schwachbelaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Thürme vortreten; bei Gott! es war mir doch seltsam zu Muthe, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Thore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, dessen der alte Everwin so wohlredend gedenkt: „Eques vexillum ansis sublevans, cum molosso ad aquam hiante" — alter Hans Heinrich! schwenkst du deine Fahne auch schützend über deinen verarteten Zweig, dem dein Glaube und dein Land fremd geworden sind? Im Schlosse war ich so halbwege erwartet, d. h. so im Bausch und Bogen, wo es auf eine Handvoll Wochen nicht ankommt; ein schlau aussehender, schwärzlicher Bursche in himmelblau und gelber Livree, streng nach dem Wappenbuch, öffnete den Schlag und erkannte mich sofort für den fremden Vetter, als ich vom „Schlosse" redete, und nach dem „Baron" fragte. „Der Herr sind auf dem Vogelfang, aber die gnädige Frau sind zu Hause!" Zugleich hörte ich drinnen: „Jhro Gnaden, he is do, he is do, de Herr ut de Lauswick!" und sah beim Eintritt noch zwei dicke, passablement himmelblaue Beine.

Das war also der Eintritt in die Halle meiner Väter; ja, hört, wie es erging, ihr Wände, meine ich und du,

jammernder Scheit im Kamin — denn auf die drei Spione und zwei Dachse kann ich nicht rechnen, da das Fenster geschlossen ist; die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neugierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unserer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus theilnehmende Weise. Verlegen waren Alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in Allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte, bis ich mich verstohlen vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. Meine Augen hatten den rechten Weg eingeschlagen — der galonirte Rock — die Ringe an den Fingern, so tragen sich hier zu Lande die Windbeutel, und womit ich, unter uns gesagt, diesen Leuten an der Welt Ende zu imponiren glaubte und auf der letzten Station wenigstens eine gute Stunde verwendet hatte, das gab mir hier das Ansehen Eines, der nächstens zum Bankerott umkippen will und Credit auf seine Tressen sucht. Hier ist Alles so feststehend, man weiß so genau, was Jeder gilt, daß dergleichen Nachhilfe und Augenverblendung immer nur wie Nothschüsse herauskommen, und ich bin jetzt überzeugt, daß mein guter Vetter unter seinen Grüßen und Verbeugungen, alle seine Gefälle und Zehnten überzählte, und wie viel davon wohl zur Aushilfe eines verlorenen Sohnes im zwanzigsten Gliede möchte ritterlich, christlich und doch ohne Unverstand zu verwenden sein. Jetzt weiß ich dieses, und es demüthigt mich nicht; hätte ich es damals gewußt, so würde es mich allerdings in einen kläglichen, innern Zustand von Scham und Zorn versetzt haben. Dennoch ging der erste Tag mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte: seine nie gesehenen Blumenarten eigener Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirthschaftlichen Reichthümer, sogar den Augapfel seines Geistes, sein unschätzbares

liber mirabilis — ich dachte zu meiner Unterhaltung — jetzt weiß ich aber, daß es ein schlauer Streich vom alten Herrn war, der mir so heimlich auf den Zahn fühlte, wie es mit adeligen Künsten bei mir beschaffen sei — nämlich mit Latein, Oekonomie und Ritterschaftsverhältnissen. Mir ging's, wie dem Nachtwandler, und ich trat je blinder, um desto sicherer auf. Acht Tage kann ich auf mein Noviziat rechnen, wo täglich eine neue Schleuse des Wohlwollens sich zögernd öffnete, das eigenthümliche milde Lächeln des Herrn täglich milder, die scharfen Augen seiner Frau täglich strahlender und offener wurden, und als mich am achten Tage der junge Herr Everwin auf seine Stube geführt und Fräulein Sophie Abends aus freien Stücken ein schönes, etwas altmodisches Lied zum Clavier gesungen hatte, da war ich absolvirt und fortan ein Kind und Bruder des Hauses. Ich fühlte dieses, als ich am nächsten Morgen von Abreise sprach, um meinem Bleiben einen festen Boden zu geben, der auch sogleich unter mir aufstieg. „Mich dünkt, sagte der alte Herr (der „Herr," sagt man hier kurzweg, „Baron" ist ausländisch und windbeutelig) mit einem triumphirenden Lächeln, „mich dünkt, Sie bleiben hier in Nummer Sicher, bis Sie Ihr Recht in der Tasche haben. Der Hund des alten Hans Heinrich hat uns so manchen Proceß weggebellt, der wird Ihnen auch keinen durch's Thor lassen." Ich dachte an meine Gedanken, als ich unter dem Steinbilde einfuhr, und der alte Herr mußte mir etwas dergleichen ansehen, denn er schüttelte meine Hand und sagte: „Lieber Herr Vetter!" So bin ich denn nun seit zwei Monaten hier, Boten gehen und kommen, und meine Geschäfte ziehen sich in die Länge; ich helfe dem Herrn botanisiren, Vögel fangen und sein liber mirabilis auslegen, wobei ich schlecht genug bestehe und manche Eselsbrücke schlage, die der Vetter gütig unbemerkt läßt; besser komme ich fort in den gelegentlichen Gesprächen über ernste Gegenstände und classische Wissenschaften, in denen der alte Herr vortrefflich beschlagen ist und ich aber auch kein Hund

bin — was mich aber zumeist ergötzt, ist die lebendige, frische Theilnahme, die kräftige Phantasie, mit der Alles meinen Erzählungen von Städten, Ländern und vor Allem von den Wundern des grünen Gewölbes horcht. Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer innern Poesie, die ihnen im Traume mehr von Dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir andern übersättigten Menschen mit unsern Händen davon ergreifen können. Ich bin gern hier, es wäre Fadheit, es zu leugnen und Undank zugleich; auch langweile ich mich keineswegs, man treibt hier allerlei Gutes, etwas altfränkisch und beengt, aber gründlich. Auch gibt es hier von den seltsamsten Originalen und zwar rein naturwüchsigen, sich völlig unbewußten; wenn ich bedenke, was ich noch Alles nachzuholen und zu erläutern habe, ehe ich wieder bis zu diesem Abende, diesem Kamin und diesen Mücken gelange, die mich unbarmherzig molestiren, so scheinen mir alle Gänseflügel auf dem Hofe in Gefahr, — aber jetzt ist's spät, — meine Kerze hat sich mehr schön als dauerhaft bewiesen; sie ist mehr verlaufen, als verbrannt, und auf dem Tische schwimmt's von Talge, den ich noch vor Schlafengehen mit eigenen Händen reinigen muß, um nicht morgen von meinem Freunde Dirk als der schmierige Herr aus der Lauswick bezeichnet zu werden. Das Licht des Vetters brennt dämmerig wie ein Traum — die Sterne sind desto klarer, welch schöne Nacht!

II.

Der Herr und seine Familie.

Honneur aux dames! Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunkeln Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb gerathen ist; sie stammt aus einer der reichen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen befallen wurde, lernte sie in Cöln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen, und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponiren versteht und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältniß zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher, als ihr Mann, aber selten ist das Gemüth so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse

entwickelt, Latein wie Deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen; so sieht sie aus wie ein edles, arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Ueberschätzung, die oft geschiedten Leuten von starker Phantasie eigen ist: so hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht; ich werde noch auf die respectablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen. Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu Dreien oder Mehren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und Keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Conversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine" Frau, was so viel heißt, als populär, und sie ist immer mit gutem Rath zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerlucke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden über eine Heirathsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Seine Verlobte nahm auf Drängen ihrer Eltern einen

Andern — solchen Schimpf konnte er nicht verwinden; zugleich drängte ihn die Mutter, deren Kräfte schnell abnahmen, zum Heirathen — zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen, heimlichen Hochmuth auf seine ehrenwerthe Familie, die seit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob versehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufseher der Herrschaft aufgewachsen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräuleins einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn, das Drängen seiner Mutter und die Furcht, eine schlimme Wahl zu treffen, oder gar mit einem neuen Korbe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; seine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einemmale fing er an, allerlei wirres Zeug zu reden. Jetzt ist er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit und wenn man ihn auf ganz fremde Gegenstände lenkt, von recht verständigem Urtheile; aber dazu kommt es selten, seine fixen Ideen halten ihn wie mit eisernen Klammern und fahren in jedes beruhigende Gespräch, wie Sporenstiche, hinein. Jetzt ist seine größte Noth eine Prinzessin von England, die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängstigt; er hält sich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtsein von ihrer hohen Stellung und daß sie ihn, wenn er sich sperrt, könnte wohl einstecken oder auf die Tortur bringen lassen, und er bereitet sich durch Lesen in der Bibel auf sein einstiges Martyrthum vor, dem er doch wo möglich noch entschlüpfen möchte; darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Berathungen, die mit himmlischer Geduld ihm schlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raserei gerettet hat. Mich durchrieselt jedesmal ein Schauder, wenn ich dieses Angstbild sehe; hier erregt es nur tiefe ruhige Theinahme. — Aber ich bin von meinem Thema abgekommen, also der junge Herr — Everwin heißt er, in getreuer Reihenfolge wie die Heinriche von Reuß — steckt

noch ein wenig in der Schale. Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn sehen zu können. Ich höre ihn oft im Nebenzimmer gefährlich stöhnen und räuspern über den Classikern und alten Geschichtswerken, an denen er eine Mühe hat, daß ihm Mittags zuweilen die Haare davon zu Berge stehen. Ich profitire auch zur vollen Genüge von seinem Geigenspiel, zuweilen, wenn ich gerade gut gelaunt und recht im dolce far niente bin, nicht ohne Vergnügen: er streicht seinen Viotti so sanft und reinlich ab, und an manchen Stellen mit so kindlich mildem Ausdruck, daß ich oft denke: er ist doch der Papa en herbe, der nur noch nicht zum Durchbruch kommen kann — dieses geringe, leider an Werth verlierende Vergnügen wird mir aber reichlich versalzen durch die Uebungsstunden, wo absichtlich zu Schwieriges vorgenommen wird; von all dem Wasser, was mir diese Doppelpassagen, bei denen immer ein falscher Ton nebenher läuft, schon in die Zähne getrieben haben, könnten wenigstens zwei Mühlen gehen; zuweilen gibt Caro, des Vetters sehr geliebter Spion, noch die dritte Stimme dazu, und dann ist der Moment da, wo ein spleeniger Engländer sich ohne Gnade erhängen würde. Mein Zimmer ist indessen der Ehrenplatz im Hause, und Hoffahrt will Noth leiden; zudem kann mir nicht entgehen, daß Everwin, wo es ohrengefährlich wird, den Bogen so leise ansetzt, wie ein menschlicher Wundarzt die Sonde, und sogar zuweilen mir zu Liebe seinem Caro einen Fußtritt gibt, der ihm gewiß selber wie ein Pfahl durch's Herz geht; er ist überhaupt ein bescheidener jüngferlicher Nachbar, der Morgens auf den Zehen umherschleicht und sich Abends gleichsam in's Bett stiehlt, daß ich kaum die Decken rispeln höre!

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte — ob ich sie hubsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke,

immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, so wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön, — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen, Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen gebornen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen.

Und so komme ich zu der Gestalt meines guten Vetters, den ich mir, als einen Bissen pour la bonne bouche, in diesem Abschnitt zuletzt aufgehoben habe. — Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt Euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen und doch einem doppelten es fast unmöglich macht; gar adlig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Muth für Drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege gerathen war, fast fünf Minuten lang einen wüthenden Stier mit seinem Bambusrohr pariren sehen, bis Alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten, und da sah, wie Wilhelm, der Neffe des Rentmeisters sagt, der mit seinem Spazierstöckchen zu Hülfe herbeirannte, der Herr aus wie ein Leonidas bei den Thermopylen. Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen, dennoch bin ich zweifelhaft, ob im vorkommenden Falle der Herr den Feind tapferlich erschlagen oder sich selbst lieber gefangen geben würde, um keinen Mord auf seine Seele zu laden. Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde Nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunkeln Winkel vor- und rückwärtsfahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlaf-

rock mit blankem Degen in das verdächtige Verließ dringen sehen, mit wahrhaft acharnirter Wuth den Schelm zu packen und einzuspunden, den er dann freilich am anderen Morgen hätte laufen lassen. Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Antheil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt: sein erstes Urtheil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau wünschen möchte. Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. — Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

Ich habe schon gesagt, wie stark die Musik hier getrieben wird — die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten Alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn Abends in der Dämmerung auf dem Claviere phantasiren zu hören: ein wahres adliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang zuzuhören und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomson's Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen. Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine lebende

Ornithologie (denn der Herr greift Alles wissenschaftlich an); neben seiner Studirstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. Er treibt ein wahres Spioniren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücken schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze, sieben bis acht Mal in einem Tage; möchte ich ihm zuweilen die Mühe abnehmen und verspreche, die Klippe wohlgeschlossen zu lassen oder den Vogel mit sammt der Leimstange in mein Schnupftuch gewickelt fein sauber herzutragen, so gibt er mir wohl nach, um mir keine Schmach anzuthun, aber er trabt nebenher und es ist, als ob er meinte, meine profane Gegenwart allein könne schon den erwischten Vogel echappiren machen. Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle gerathen, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Werth sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur röthlichen und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz, die er mit einem wahren Prometheusansehen zeigt; die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn

er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und Manches in seiner Domaine ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Excursionen, bei denen er immer heimlich auf Unerhörtes hofft, z. B. ein scharlachrothes Vergißmeinnicht oder blaues Maßliebchen, obwohl er als ein verständiger Mann dies nicht eigentlich glaubt, aber, man kann nicht wissen! Die Natur ist wunderbar. Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein schon oft genanntes liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und wie ich fürchte, Einer oder der Andere dem Herrn zu lieb! — Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Aehnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; ich meine, so müsse Swedenborg ausgesehen haben; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in keiner Weise von andern Bauern unterschieden. Ich habe mit Manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir anständigen Bescheid über Wirthschaft und Witterung, aber sobald meine Fragen über's Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verrathen manche dieser s. g. Prophezeihungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentane geistige Steigerung anzunehmen — wie Mesmer sie jetzt in seiner neuen Theorie aufstellt. Der Vetter nun hat alle diese in der That merkwürdigen Träumereien gesammelt und theils aus scholastischem Triebe, theils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit

goldenen Lettern; dies ist sein Schatz und Orakel, bei dem er anfrägt, wenn es in den Welthändeln confus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt. Guter Vetter, Du hast mir Deinen Schatz anvertraut, obwohl ich weiß, daß du lieber ein Maal auf Deinem Gesicht, als einen Flecken auf den Blättern erträgst; da liegt er roth, golden und stattlich, wie ein englischer Stabsofficier, und ich sitze hier wie ein schlechter Spion und nehme eine geheime Karte von Deiner Person, — gute Nacht! würde ich sagen, aber Du hast immer gute Nächte, denn Du bist gesund und reinen Herzens. — Ich muß früh auf, — wir haben sieben Meisenkasten abzusuchen.

Der Morgen war so schön! Nachtigallen rechts und links antworteten sich so schmetternd aus dem blühenden Gesträuch und Hagen, daß ich um fünf Uhr im engsten Sinne des Wortes davon geweckt worden bin, und es mir unmöglich war, wieder einzuschlafen; so habe ich denn bis zum Frühstück mich in den Anlagen umhergetrieben und die erste Blüthe an des Herrn neuster Iris mit einem profanen Auge eher erblickt, als der gute Prometheus selbst. Es war in diesen Tagen viel Rede und Erwartung wegen dieser Blume aus des Herrn Fabrik, die mir nur etwas tiefer blau scheint als die gewöhnliche Schwertlilie, ich denke aber, er wird sie atropurpurea oder mirabilissima taufen, jedenfalls sah die Blume in ihrem Thauperlenschleier reizend genug aus und überall hatten die Anlagen in ihrem jungen, von der Sonne vergoldeten Grün, ihrem Thau und Blüthenstaat eine solche beauté du diable, daß ich glaubte, nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben. Der feuchte Boden ist dem Blumenwuchs und den Singvögeln so zuträglich, daß man in der schönen Jahreszeit von Düften, Farbe und Gesang berauscht vergißt, daß Alles fehlt, was man sonst von schöner Gegend zu

fordern pflegt — Gebirg, Strom, Felsen. Ich muß der Seltsamkeit wegen anerkennen, daß mir ganz poetisch zu Muthe ward und ich mich beinah auf den nassen Rasen gesetzt hätte. Beim Heimzuge fand ich den Rentmeister Friese in Hemdärmeln am Brunnen vor dem Nebengebäude, eifrig bemüht, seine Stubenfenster mit Hülfe eines Strohwisches und endloser Wassergüsse zu säubern; seine Glatze glänzte wie frischer Speck und ich hörte ihn schon auf dreißig Schritt stöhnen, wie ein dämpfiges Pferd. Er sah mich nicht und so konnte ich den wunderlichen Mann mit Muße in seinem Negligé betrachten, das an allen Stellen, die der Rock sonst in Verborgenheit bringt, mit den vielfarbigsten Lappen reparirt war und ihm das Ansehen einer Musterkarte gab. Es ist mir selten ein mehr harpagonähnliches Gesicht vorgekommen! spitz wie ein Scheermesser, mit Lippen wie Zwirnfäden, die fast immer geschlossen sind, als fürchteten sie, etwas Brauchbares entwischen zu lassen, und nur wenn er gereizt wird, Funken sprühen wie ein Kater, den man gegen den Strich streichelt; dennoch ist Friese ein redlicher Mann, dem jeder Groschen aus seines Herrn Tasche wie ein Blutstropfen vom Herzen fällt, aber ein Speculant sonder Gleichen, der mit Allem, was als unbrauchbar verdammt ist: Lumpen, Knochen, verlöschten Kohlen, rostigen Nägeln, den weißen Blättern an verworfenen Briefen, Handel treibt und sich im Verlauf von dreißig Jahren ein hübsches rundes Sümmchen aus dem Kehricht gewühlt haben soll. Seine Kammer ist Niemandem zugänglich, als seinen Handelsfreunden und dem Neffen Wilhelm; er fegt sie selber, macht sein Bett selber, die reine Wäsche muß ihm an's Thürschloß gehängt werden. Nitimur in vetitum, ich wagte einen Sturm, nahte mich höflich und bat um ein paar geschnittene Federn; er wurde doch blutroth und zog sich wie ein Krebs der Thüre zu, um seine Hinterseite zu verbergen; ich ihm nach und ließ ihm nur so weit den Vortritt, daß ihm gelingen konnte, in seinen grauen Flaus zu fahren; dann stand ich vor ihm, er sah mich an mit einem

Blick des Entsetzens, wie weiland der Hohepriester ihn auf den Tempelschänder, der in das Allerheiligste drang, mag geschleudert haben, deckte hastig eine baumwollene Schlafmütze über ein Etwas in der babylonischen Verwirrung seines Tisches, suchte nach einem Federbunde, dann, in verdrießlicher Eile, nach einem Federmesser — es war nicht da — er mußte sich entschließen, in einen Alcoven zu treten, ich warf schnell meine Augen umher — das ganze weite Zimmer war wie mit Maulwurfshügeln bedeckt, durch die ein Labyrinth von Pfaden führte, saubere Knöchelchen für die Drechsler, Lumpen für die Papiermühle, altes Eisen, auf dem Tische leere Nadelbriefe, schon zur Hälfte wieder gefüllt mit Stecknadeln, denen man es ansah, daß sie gerade gebogen und neu angeschliffen waren; ich hörte ihn einen Schrank öffnen und hob leise den Zipfel der blauen Mütze: beschriebene Hefte in den verschiedensten Formaten, offenbar „Memoiren“: „Heute hat der lutherische Herr wieder eine ganze Flasche Franzwein getrunken, das Faß à 48 Thaler ist fast leer“ — ich stand steif wie eine Schildwache, denn Herr Friese trat herein und ich machte mich dann bald davon, so triumphirend wie ein begossener Hund; — guter Vetter, wird Dir Deine Freundlichkeit so schändlich controlirt!

Bilder aus Westphalen.

(1840.)

I.

Die Physignomie des Landes Paderborn, Münster, der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westphalen.

Wenn wir von Westphalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinanderliegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in Allem, was die Physiognomie des Landes bildet, oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Klima, Naturform, Erwerbsquellen, und, als Folge dessen, in Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Theile unseres Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Grenzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionscultus und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was in seiner festen Form und gänzlicher Beschränkung auf die nächsten Zustände, immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren, und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum

Contraste steigern, und, bei der noch großentheils erhaltenen Volksthümlichkeit, dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg und Fläche scheinen auch hier, wie überall die schärferen Grenzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, haidigen Münsterland, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bisthum Paderborn, bis in die, dem Hochgebirge nahestehenden Bergkegel des Sauerlandes (Herzogthum Westphalen) sich der Natur nachzumetamorphosiren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Uebergang vom friedlichen Haidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dies beiläufig bei Seite und fassen die Landschaft in's Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, insofern die Einwirkung derselben (durch Cultur ꝛc.) auf deren äußere Form dies erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westphalen zugezählte, noch echt rheinische Herzogthum Cleve, den Grenzen jenes Landes. Das allmähliche Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen träumerischen Atmosphäre, sowie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Grenzstrichen des Bisthums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Gerieſel über die Fläche, und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambüler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein

gleichfalls somnambüler Hund und seine Haidschnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad, und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen, und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge, „oculo torvo sinistroque“ zu betrachten. Aus den einzelnen Wachholderbüschen dringt das klagende mövenartige Geschrill der jungen Kibitze, die wie Taucher-Vögel im Schilf in ihrem stachlichen Asyle umschlüpfen, und bald hier bald dort ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall verstreut liegen, — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor, — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmuthig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umstäubenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden, und der aus minder feuchten Gegenden Einwandernde wird fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung auf dem weichen Kleiboden finden. Die wüsten Steppen

haben sich in mäßige, mit einer Haideblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillirte Schalen niederfallen, und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die langgestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenem Auge nach den Rindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildheerde sich gegen das Grün des Waldbodens, oder den blassen Horizont abzeichnen, und in wechselnden Gruppen durcheinander schieben, da diese Haiden immer Almenden sind, und jede wenigstens sechzig Stück Hornvieh und darüber enthält. — Was nicht Wald und Haide ist, ist Kamp, d. h. Privateigenthum, zu Acker und Wiesengrund benutzt, und, um die Beschwerde des Hütens zu vermeiden, je nach dem Umfange des Besitzes oder der Bestimmung, mit einem hohen, von Laubholz überflatterten Erdwalle umhegt. — Dieses begreift die fruchtbarsten Grundstrecken der Gemeinde, und man trifft gewöhnlich lange Reihen solcher Kämpe nach- und nebeneinander, durch Stege und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachlosen Hauses durchwandert. Wirklich geben auch vorzüglich die Wiesen

einen äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwerer ostfriesischer Race, übersättigt wiederkäut, und den Vorübergehenden so träge und hochmüthig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain, und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig sein, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht umwucherte Blüthendecke und der aromatische Duft des Münzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen, und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eines, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperrücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott" oder „Haar" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grellanschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir, wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer sein. Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinern malerischen Haiden werden getheilt; die Cultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnelleren Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getreidesecn den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deshalb das Vorhandene noch zu-

letzt in seiner Eigenthümlichkeit auf, ehe die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz und Grenzstadt, in das Bisthum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählich zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Grenze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend, wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Uebergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersteren oder die Großartigkeit des letzteren; — unabsehbare Getreidefelder, sich über Thal und Höhen ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinigter Grund, der, wo man nur den Spaten einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmuth Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. Selbst der classische Teutoburger Wald, das einzige, zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hilfe der rothen (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unsern Tritten knistert, sowie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie von „Stein, Gras und Grein" träumen können. Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punkten, wo das Zusammentreffen vieler kleiner Schönheiten wirklich reizende Partieen

hervorbringt, an hübschen grünen Thalschluchten z. B., von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmuthig und sogar ein wenig schwindelnd durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben, und gegenüber ein Steinbruch, der für's Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervorlangen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das Bisthum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westphalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Uebervölkerung und Leichtsinn der Einwohner in gleichen Theilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Grenze — gleichviel ob zur Rechten oder zur Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Theil Westphalens, links das geistliche Fürstenthum Corvey, rechts die Grafschaft Mark; ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft, wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählich wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen, und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Oede steigern. Daß die vielbesprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert, und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit ausmacht, ist schon öfters

gesagt worden; desto reizender ist der Strombord in seinem Knospen, Erblühen und Reifen, das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Grenze: so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald; so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannichfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattirt von Laub- und Nadelholz, scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus luftigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachlichen Sargrücken, und scheint nur den Cathagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus rothen Augenhöhlen anstarrt, seiner Beachtung werth zu halten. Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten, klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Mövengeschrei, während hoch über uns von der Feldterrasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht, und geht, nach einer reichen Aussicht die Weser entlang, und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Grenzstädtchen Carlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher theils sanfter, theils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüsse kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbeigleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühl-

rädern vorüber, und hören schon weit her das Pochen der Gewerke, denn wir sind in einem Fabriklande. — Auch ist die Gegend anfangs, von der Nähe des Münsterlandes angehaucht, noch milder, die Thäler träumerischer, und tritt dagegen, wo sie sich dem eigentlichen Sauerlande nähert, schon kühner auf, als die Weser. Das „Felsenmeer" unweit Menden z. B., ein Thal, wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen — und die Bergschlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfsteinhöhle Klusenstein dürfen unbezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantischen ansprechen, sonderlich das Letzte und eben diese starr gegeneinander rückenden Felswände, an denen sich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der schwarze Höllenschlund, unten im Kessel das Getöse und Geschäum der Mühle, zu der man nur vermittelst Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — sollen dem weiland vielgelesenen Spies den Rahmen zu einem seiner schlimmsten Schauerromane (ich glaube die Teufelsmühle im Höllenthal) geliefert haben. — Doch sind dieses Ausnahmen, die Landschaften durchgängig sanft, und sie würden, ohne die industrielle Regsamkeit ihrer Bewohner, entschieden träumerisch sein. Sobald wir die Fläche überschritten, verliert sich indessen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichsam verirrten Partieen, die uns jetzt durch ihre Seltenheit so überraschend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan durch tagelange Wanderungen fast übersättigt werden. Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — dieses ist mir ein saures Land geworden, soll Karl der Große gesagt haben — und wirklich, wenn wir uns durch die mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unersteiglichkeit wir mit schwindelndem Auge messen und aus denen sich kolossale Balkone strecken, breit und fest genug, eine wilde Berghorde zu tragen,

so zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieses Worts, mag es nun gesagt sein oder nicht. Das Gebirge ist wasserreich, und in den Thalschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhand nehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen, und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Ueberall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Theil nicht ergründet sind, und an die sich Sagen von Wegelagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach; sonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich eines mindestens poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhu's in den Spalten lebendig wird, und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hohöfen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rothem Brandscheine überzittern. In diesem Style nimmt die Landschaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend — auf denen man schon verirrte Ziegen hat tagelang umherschwanken sehen — bis die Zackenform der Berge allmählich kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs fast gänzlich eingeht und endlich bei „Winterberg" die Gegend nur noch das Bild trostloser Oede beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Haferfaat mehr gilbt als grünt.

II.

Handelsgeist im Sauerlande. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Raufluft. — Eine Gerichtsscene.

Wir haben im Vorhergehenden den Charakter der Eingebornen bereits flüchtig angedeutet, und gesagt, daß, dem gewöhnlichen Einflusse der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am verhältnißmäßig in einem zahmen Lande aufgenährten Paderborner der Stempel des Bergbewohners, sowohl moralisch als körperlich, weit entschiedener hervortritt, als an dem, durch seine Umgebung weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. Der Grund liegt nahe; in den Handelsverhältnissen des Letzteren, die seine Heimath dem Fremden öffnen, und ihn selbst der Fremde zutreiben, wo unter kaufmännischer Cultur die Sitten, durch auswärtige Heirathen das Blut seines Stammes sich täglich mehr verdünnen, und wir müssen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von so vielen Quellen verwässert, doch noch durchgängig einen scharfen, festen Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodensee. Der Sauerländer ist ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, sind sehr angenehm, und bei vorherrschend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch seine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der schwarzen. — Seine Physiognomie ist kühn und offen, sein Anstand ungezwungen, so daß man geneigt ist, ihn für ein arglöseres Naturkind zu halten, als irgend einen seiner Mitwestphalen; dennoch ist nicht leicht ein Sauerländer ohne einen starken Zusatz von Schlauheit, Ver-

schlossenheit und praktischer Verstandesschärfe und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheidtesten Münsterländer fast immer praktisch im Vortheil stehen. — Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten, und scheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Neigungen sind heftig aber wechselnd, und so wenig er sie Jemandes Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreicher, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westphalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren frommer Wallfahrer, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik scheint. — Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlem Verstande, obwohl im Allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferungen fähig; und selbst der geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen unbedeutend sind, begreift sich wohl; so wie aus dem Gesagten hervorgeht, daß dort nicht der Hort der Träume und Mährchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und

unheimliche Höhle mit Berggeistern, und den Gespenstern Ermordeter, oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minder beherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert, oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. Kurz der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter herauszufühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Athemzug; seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten, seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern rascheren Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es seine Heimath und in dessen Luft ihm am wohlsten ist. — Seine Festlichkeiten sind nach den Umständen des Gastgebers, den städtischen möglichst nachgebildet; seine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, staubende Caussеen mit Frachtwagen und Einspännern bedeckt — Wirthshäuser mit Kellern und gedruckten Speisezetteln; einzelne Dörfer im tiefsten Gebirge sind noch strohdachig und verfallen genug, die meisten jedoch, nett wie alle Fabrikorte, erhalten allein durch die schwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beschwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Klima's entgegensetzen muß, einen schwachen Anstrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerschmiede vor ihren Höllenfeuern, und die an den Stollen mit Lederschurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Bergknappen geben der Landschaft hier und dort eine passende Staffage.

Anders ist es im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst nüchterne Umgebung bringt und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Ge-

birge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderborner nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. — Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben das Schicksal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüthe und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchiche Dörfer, so dachluckige Hüttchen, als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Herdstelle, das Ehebett und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fenstergläsern ist. — Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Palast zu kurz war um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende in die Straße recken. — Selbst der Rohste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er sein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft, und sich dem Einflusse von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Prozeß einfädeln, der ihn völlig aussaugt, fast immer zur Auspfändung, und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Noth treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfniß gestillt ist, — jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich zurücklegen, der Sauerländer

in irgend ein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe und Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und zu taglöhnern. — So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armuth und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen. — In seiner Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumuthet. Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von eigenem Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte — jene gegen den Gutsherrn zum Beispiel, den er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein ächtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle, und übrigens Abbruch thun müsse, wo es immer könne. — Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja „unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt." Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftaback zu blenden, und wie er kann mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbesitzer sind deshalb zu einem erschöpfenden Aufwande an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouilliren, und doch die massivsten Forstfrevel, z. B. das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerthen Geistlichkeit, und selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corsen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas sehr gewöhnliches, beim Mond-

scheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen und der nächste Morgen brachte dann gewiß — je nachdem sie mit den Förstern zusammen getroffen, oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geschichte eines blutigen Kampfes, oder eines grandiosen Waldfrevels. — Die Ueberwachung der preußischen Regierung hat allerdings dieser Oeffentlichkeit ein Ziel gesetzt, jedoch ohne bedeutende Resultate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßten, und es ist leider eine Thatsache, daß die Holzbedürftigen, sogar Beamte, von Leuten, denen doch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren Bedarf so ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. Daß auch dieser letztere Erwerbzweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Grenze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt sich wohl voraussetzen und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von Fünfen oder Sechsen hastig und ohne Gruß an uns vorüber der Wesergegend zustapfen und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme, wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt sich bei seinem Dienstherrn krank melden. — Ihre Ehen, meist aus Leidenschaft und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vortheile geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum

eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich," dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe wie ein gutes Gewebe zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der unteren Volksklassen nach den drei Hauptfarben Westphalens wagen, so würden wir sagen: der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, nach Geld und Geschicklichkeit und führt auch seine Ehe so — kühl und auf gemeinschaftlichen Erwerb gerichtet. — Der Münsterländer freit wie ein Herrnhuther, gutem Rufe und dem Willen seiner Eltern gemäß, und liebt und trägt seine Ehe, wie ein aus Gottes Hand gefallenes Loos, in friedlicher Pflichterfüllung. — Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm gethan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Bluts. Mit seinen und den Eltern seiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Auftritten kommen. Er geht unter die Soldaten, oder läuft Gefahr zu verkommen, wenn seine Neigung unerwiedert bleibt. Die Ehe wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegfeuer, bis sie sich zurechtgefunden; Flüche und Schimpfreden haben, wie bei den Matrosen, einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren, und lassen eine rohe Art aufopfernder Liebe wohl neben sich bestehen. Ueber das Verderbniß der dienenden Klassen wird sehr geklagt: jedes noch so flüchtige Verhältniß zwischen den zwei Geschlechtern müsse streng überwacht werden von denen, welche ihr Haus rein von Scandal zu erhalten wünschen; selbst die Unteraufseher, Leute von gesetzten Jahren und sonst streng genug, scheinen taub und blind sobald, nicht ein wirkliches Verlöbniß, sondern nur der Glaube an eine ernstliche Absicht vorhanden sei: „die Beiden freien sich" — und damit seien alle Schranken gefallen, obwohl aus zwanzig solcher Freiereien kaum eine Ehe hervorgehe und die Folgen davon den Gemeinden zur Last fielen. Auch die Branntwein-

pest fordert hier nicht wenige Opfer, und bei diesem heftigen Blut wirkt das Uebermaß um so wilder und gefährlicher. Diese Verwahrlosung ist um so mehr zu beklagen, da es auch dem Letzten nicht leicht an Talenten und geistigen Mitteln gebricht, und seine schlaue Gewandtheit, sein Muth, seine tiefen einwohnenden Leidenschaften, und vor Allem seine reine Nationalität, verbunden mit dem markirten Aeußern, ihn zu einem allerdings würdigen Gegenstande der Aufmerksamkeit machen. — Alter Gebräuche bei Festlichkeiten gibt es wenige und in seltener Anwendung, da der Paderborner jedem Zwange zu abgeneigt ist, als daß er sich eine Lust durch etwas, das nach Ceremoniell schmeckt, verderben solle. — Bei den Hochzeiten z. B. fällt wenig Besonderes vor, das allerwärts bekannte Schlüssel- und Brod-Ueberreichen findet auch hier statt, d. h. wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüssels bedarf, — nachher geht Jeder seinem Jubel bei Tanz und Flasche nach, bis sich alles zum „Papen von Istrup" stellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verschlingen, das erst nach dem Lichtanzünden beginnt, und dem „Reisenden für Völker- und Länderkunde" den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn gerathener sein möchte, sich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäste bis zu einer Höhe steigt, deren Culminationspunkt nicht voraus zu berechnen ist. — Ist die Braut eine echte „Flüggebraut," eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, so tritt sie gewiß stolz wie eine Fürstin auf, und dieses glorreiche Familienereigniß wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die sich dessen wohl zu rühmen wissen, wie stattlich sie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergestrahlt sei. Lieber als eine Hochzeit ist dem Paderborner noch die Fastnacht, an deren erstem Tage (Sonntag Esto mihi) der Bursche dahersteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel, einen befiederten Hahn aus Brodteig, den er seiner Liebsten verehrt, oder auch der Edelfrau, nämlich wenn es ihm an Geld für die kommenden nassen Tage fehlt. — Am Montag ist der Jubel im

tollsten Gange, selbst Bettler, die nichts anderes haben, hängen ihr geflicktes Betttuch über den Kopf, und binden einen durchlöcherten Papierbogen vor's Gesicht, und diese machen, wie sie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzenden Augen und langen Nasenschnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch grausigeren Eindruck wie die eigentlichen Maskenzüge, die in scheußlichen Verkleidungen mit Geheul und Hurrah auf Ackergäulen durch die Felder galoppiren, alle hundert Schritte einen Sandreiter zurücklassend, der ihnen wüst nachjohlt, oder als ein hinkendes Ungethüm in's Dorf zurückkrächzt. Sehr beliebt ist auch das Schützenfest, zum Theil der Ironie wegen, da an diesem Tage der „Wildschütz" vor dem Auge der sein Gewerb ignorirenden Herrschaft mit seinem sicheren Blicke und seiner festen Hand paradiren darf, und oft der schlimmste Schelm, dem die Förster schon wochenlang nachstellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenschärpe als seiner Königin überreicht und mit ihr die Ceremonie des ersten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächsten Tage das Frauenschießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigsten suchen sollte, und die sich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübsche, vor dem Edelhofe auf, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und bestraußt, jede mit dem Gewehr ihres Mannes über der Schulter. Voran die Frau des Schützenkönigs, mit den Abzeichen ihrer Würde, dem Säbel an der Seite, wie weiland Maria Theresia auf den Kremnitzer Ducaten; ihr zunächst die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne; auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandirt — rechts — links — kurz alle militärischen Evolutionen; dann wird die Fahne geschwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo jede — Manche mit der zierlichsten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, um unter klingendem Spiele nach der Schenke zu marschiren, wo es heute keinen König gibt, sondern nur eine Königin

und ihren Hof, die alles anordnen, und von denen sich die Männer heute Alles gefallen lassen. Einen gleich starken Gegensatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erntefestes. Dieses wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Style gefeiert. Der voranschreitenden Musik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd thront, über sich auf einer Stange den funkelnden Erntekranz; dann folgen sämmtliche Dienstleute, paarweise mit gefalteten Händen, die Männer baarhaupt, so ziehen sie langsam über das Feld dem Edelhofe zu, das Te Deum nach der schönen alten Melodie des katholischen Ritus absingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verse von den Blasinstrumenten abgelöst, was sich überaus feierlich macht, und gerade bei diesen Menschen, und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. Im Hofe angelangt, steigt die Großmagd ab, und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinsten Junkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorigjährigen gehängt, und die Lustbarkeit beginnt. — Obwohl sich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, sind die Paderborner doch überaus gesangliebend; überall — in Spinnstuben — auf dem Felde — hört man sie quinkeliren und pfeifen, — sie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, das letzte ist ein schlimmes Spottlied, das sie nach dem Takte des Raufens jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zusingen. — Sonderlich junge Herren, die sich, den Verhältnissen nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifiziren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbei zu kommen, und sich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er ist ihr zu dick, er hat kein Geschick," — oder, „er ist ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den kuank, der Vogel der sang, das Jahr ist lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!" Ueberhaupt rühmen sie sich gern, wo es ihnen Anlaß zum

Streit verspricht, ihrer Herrschaft, als ob sie aus Gold wäre; stehen auch in ernsteren Fällen aus demselben Grunde bisweilen zu ihr gleich dem Besten, und es ist hier, wie bei der Pariser Polizei, nichts Ungewöhnliches, die schlimmsten „Wildschützen" nach einigen Jahren als Forstgehülfen wieder zu finden, denen es alsdann ein Herzensgaudium ist, sich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten Listen neue entgegen zu setzen; und noch vor Kurzem packten ein Dutzend solcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfschulmeister, der sie früher in der Taktik des „Holzsuchens" unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten einzuüben, etwa achtzig baarfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe zuerst mit dem Blutaussaugen anfangen, mit ihren krummen Messern kunstfertig in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädagog, von einer breiten Buche herab, das Commando führte. Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieser äußert sich, neben der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben, vorzugsweise in sympathetischen Mitteln und dem sogenannten Besprechen, einem Act, der Manches zu denken gibt und dessen wirklich seltsame Erfolge sich durch bloßes Hinwegläugnen keineswegs beseitigen lassen. Wir selbst müssen gestehen, Zeugen unerwarteter Resultate gewesen zu sein. — Auf die Felder, die der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen umschritten, und worauf er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, wagt sich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es ist überraschend, die Strecken mit schweren, niederhangenden Aehren zwischen weiten Flächen leeren Strohes zu sehen. Ferner: ein prächtiger Schimmel, arabischer Race, und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge gespornt, gestürzt und hatte sich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebissen. — Da das Schlagen des wüthenden Thieres es in den ersten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brand hinzugetreten, und ein sehr geschickter Arzt erklärte das schöne Pferd für rettungslos ver-

loren. — Jetzt ward zur „Waffensalbe" geschritten, keinem Arzneimittel, wie man wahrscheinlich glauben wird, sondern einem geheimnißvollen, mir unbekannt gebliebenen, Gebrauch, zu dessen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Besprecher nur ein von dem Blut des Thieres befleckes Tuch gesandt wurde. — Man kann sich denken, welches Vertrauen ich in dieses Mittel setzte! Am nächsten Tage wurde das Thier jedoch so ruhig, daß ich dieses als ein Zeichen seiner nahenden Auflösung ansah; — am folgenden Morgen richtete es sich auf, zerbiß und verschluckte, obwohl etwas mühsam, einige Brodscheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen sahen wir zu unserm Erstaunen, daß es sich über das in der Raufe befindliche Futter hergemacht, und einen Theil desselben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutsames Auswählen der weicheren Halme und ein leises Zucken um Lippen und Nüstern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen mußten, völlig geschlossenen Wundstelle andeuteten; und seitdem habe ich den schönen Araber manchesmal frisch und feurig, wie zuvor, mit seinem Reiter durchs Feld stolziren sehen. — Dergleichen und Aehnliches fällt oft vor und hierbei ist die Annäherung des Besprechers oder seines Mittels an den zu besprechenden Gegenstand immer so gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt sie gänzlich fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Essenzen hier keine Statt haben kann, so wie die vielbesprochene Macht der Phantasie bei Thieren, Kräutern und selbst Gestein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menschlichen Glaubens, die magnetische Gewalt eines festen Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhand genommen, daß der Besitzer, obwohl Protestant, in seinem Ueberdrusse endlich zum Besprecher schickte. — Dieser fand sich alsbald ein, umschritt die Gemüsefelder, leise vor sich hinmurmelnd, wobei er mit

seinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun stand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an dessen schadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die sich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkstückchen ꝛc. zu stören. — Nachdem dieser sie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, sagte er endlich: „Wenn ihr nicht Ruhe haltet, so treibe ich euch die Raupen auf das Dach," und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächste Hecke, schnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, stellte sie horizontal an die Stallmauer und entfernte sich. — Alsbald verließen sämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten grünen Colonnen über die Sandwege an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt und standen im Hofe, mit Ungeziefer besäet, und nach dem Dache deutend, das wie mit einer grünen wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das Ebenerzählte übrigens keineswegs als etwas Besonderes, da die oben berührte Erklärung durch auf den Geruch wirkende Essenzen hier am ersten stattfinden dürfte, sondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Thun und Treiben eines phantasiereichen und eben besprochenen Volkes.

Ehe wir von diesem zu anderen übergehen, erlauben wir uns noch zum Schlusse die Mittheilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr stattfinden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. — Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte, und in dieser Wechselwirkung das Uebel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher (Meier) eines Dorfes, allzugrober Betrügereien und Diebstähle halber seines Amtes entsetzt werden. — Er hatte sich Manchen verpflichtet, Manchen be-

drückt und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. — Schon seit mehreren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlassung des Unwohlseins, seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, in Verein mit dem eigentlichen Justitiar die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen recht wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber und namentlich „das Schreibervolk" aus tiefster Seele verachtet. Ihre Besorgniß ward nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm baarfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammendrängte und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir protestiren! wir wollen den Meier behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen, und haben uns geschickt, wir revoltiren!" Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da," worauf der Schwarm sich allmählich, unter Geschrei und Fluchen verlor. Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte, und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmel, das immer zunahm, — dann drängten sich ein paar starknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in Kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme hinauszugehen; — sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er sehr wohl sah, vor der Thür auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten und kurze schwere Knittel sichtbar werden ließen, was von der anderen Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. — Dennoch las er das Urtheil mit ziemlicher Fassung ab, und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zupfend, hastig der

Thür zu. — Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein, und ließen ihre Knittel spielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Justiz mußte froh sein, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählig nach Außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der Betheiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaschen zu können. — Sie waren eben aufmarschirt, als die Sturmglocke erschallte. — Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Thurm, wo sie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und auf Umwegen in's Hundeloch spedirt wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster, und überwachte mit seinem Tubus die Wege, welche zu den berüchtigsten Dörfern führten, und nicht lange, so sah er es von allen Bergen herunter wimmeln, wie die Beduinenschwärme, er konnte deutlich die Knittel in ihren Händen unterscheiden und an ihren Gebärden sehen, wie sie sich einander riefen und zuwinkten. Schnell besonnen warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßthurmes, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führe, wo die Kommenden etwa in einer Viertelstunde angelangt sein konnten, wurden eilends einige zuverlässige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln mit Sense und Rechen, wie Arbeiter, die aufs Feld ziehen, den verschiedenen Trupps entgegen schlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlote gegolten, der aber bereits gelöscht sei. Die List gelang, alle trollten sich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Bestes mit Faust und Kolben that, und so der ganze Scandal mit einigen ernstlich Verwundeten und einem Dutzend in's Loch Gesteckten endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Pestbeulen behaftet aussahen, und eine besondere Schwer-

fälligkeit in ihren Bewegungen zeigten. — Aehnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich, wie das tägliche Brod; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, ist der gemeine Mann innerlich nicht um ein Haar breit von seinen Gelüsten und Ansichten abgewichen, er kann wohl niedergehalten werden, die Gluth wird aber unter der Asche immer fortglimmen. — Erhöhter Wohlstand würde Einiges mildern, wären nicht Leichtsinn und die Leidenschaft, welche zuerst eine dürftige Bevölkerung zu Wege bringen, deren geringes Eigenthum Schenkwirthen und Winkeladvokaten zur Beute wird. — Dennoch kann man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist.

III.

Die Grenze. — Münsterisches Stillleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. — Die Vorgeschichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

Selten mögen wenige Meilen einen so raschen Uebergang hervorbringen, als jene, welche die Grenzstriche Paderborns und seines frommen Nachbarlandes, des Bisthums Münster, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächsten Hügel, haben kleine schwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzustande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten, als bei ihnen diebswegen Wache standen, auf deine Frage nach dem Wege dich zuerst durch verstelltes Mißverstehen und Witzeleien gehöhnt, und dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo du wie eine Unke im Sumpfe, oder wie Abrahams Widder in den Dornen gesteckt hast, — d. h. wenn du nicht mit

Geld klimperst, denn in diesem Falle haben nicht einer, sondern sämmtliche Buben ihre Ziegen, um sie desto sicherer wiederzufinden, in's Kornfeld getrieben und mindestens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgerissen, um dir den nächsten Weg zu bahnen, und du hast dich, gut oder übel, zu einer vierfachen Abfindung entschließen müssen, — und jetzt stehst du wie ein Amerikaner, der so eben den Wigwams der Irokesen entschlüpft ist, und die ersten Einfriedigungen einer Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden Flachsköpfen, in mindestens vier Kamisölern, Zipfelmützen, Wollstrümpfen und den landesüblichen Holzschuhen, die ihre Kuh ängstlich am Strick halten und vor Schrecken aufschreien, wenn sie nach einer Aehre schnappt. Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen so offen den Ausdruck der gutmüthigsten Einfalt, daß du dich zu einer nochmaligen Nachfrage entschließest. „Herr!" sagt der Knabe, und reicht dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht." — Du wendest dich an seinen Nachbar, der gar nicht antwortet, sondern dich nur anblinzt, als dächte er, du wolleſt ihn schlagen. — „Herr!" nimmt der Erstere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht;" verdrießlich trabst du fort, aber die Knaben haben zusammen geflüstert und der große Redner kömmt dir nachgeklappert: „Meint der Herr vielleicht —? (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt); auf deine Bejahung stapft er herzhaft vor dir her, immer nach seinen Kameraden umschauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken, bis zum nächsten Kreuzweg; dann hastig mit der Hand eine Richtung bezeichnend, springt er fort, so schnell es sich in Holzschuhen galoppiren läßt, und du steckst deinen Dreier wieder ein, oder wirfst ihn in den Sand, wo die kleinen Haidläufer, die dich aus der Ferne beobachten, ihn schon nicht werden umkommen lassen. — In diesem Zuge hast du den Charakter des Landvolkes in Kürze. — Gutmüthigkeit, Furchtsamkeit, tiefes Rechtsgefühl und eine stille Ordnung und Wirthlichkeit, die, trotz seiner geringen

Anlage zur Speculation und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlstand zu Wege gebracht hat, der selbst den seines gewerbtreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. Der Münsterländer heirathet selten, ohne ein sicheres Einkommen in der Hand zu haben, und verläßt sich, wenn ihm dieses nicht beschieden ist, lieber auf die Milde seiner Verwandten oder seines Brodherrn, der einen alten Diener nicht verstoßen wird; und wirklich gibt es keine, einigermaßen bemittelte Wirthschaft, ohne ein paar solcher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem besten Platze am Herde auswärmen. — Die illegitime Bevölkerung ist gar nicht in Anschlag zu bringen, obwohl jetzt eher, als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftausend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen.

Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen, noch der That nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer oder Frauen," denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachlässigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Mann" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So ist Raum, Nahrung und Frieden für Alle da. — Die Regierung möchte gern zu einer stärkeren Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde bei einem Volke, das wohl ein Eigenthum verständig zu bewirthschaften weiß, dem es aber zum Gewerbe mit leerer Hand gänzlich an Geschick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Noth lehrt beten" (resp. arbeiten), würde sich schwerlich hinlänglich hier bewähren, wo schon die laue, feuchte Luft den Menschen träumerisch macht, und seine Schüchternheit zum Theil körperlich ist, so daß man ihn nur anzusehen braucht, um das langsame Rollen seines Bluts gleichsam mitzufühlen.

Der Münsterländer ist groß, fleischig, selten von großer Muskelkraft; seine Züge sind weich, oft äußerst lieblich, und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht interessant, da sie immer etwas Weibliches haben und

selbst ein alter Mann oft frauenhafter aussieht, als eine Paderbörnerin in den mittleren Jahren; die helle Haarfarbe ist durchaus vorherrschend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können.

Dieses und alles dazu Gehörige — die Hautfarbe — blendendweiß und rosig und den Sonnenstrahlen bis in's überreife Alter widerstehend, die lichtblauen Augen ohne kräftigen Ausdruck, das feine Gesicht mit fast lächerlich kleinem Munde, hierzu ein oft sehr anmuthiges und immer wohlwollendes Lächeln und schnelles Erröthen, stellen die Schönheit beider Geschlechter auf sehr ungleiche Wage, — es gibt nämlich fast keinen Mann, den man als solchen wirklich schön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigstens fünfzehn als hübsch auffallen und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geschmacke der englischen Kupferstiche. — Die weibliche Landestracht ist mehr wohlthätig als wohlstehend; recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht schwere Goldhauben und Silberkreuze an schwarzem Sammetbande, und bei den Ehefrauen Stirnbänder an möglichst breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlstandes, da selten Jemand in den Laden geht ohne die nöthigen blanken Thaler in der Hand, und noch seltener durch Putzsucht das richtige Verhältniß zwischen der Kleidung und dem ungeschnittenen Leinen und anderen häuslichen Schätzen gestört wird. — Der Hausstand in den zumeist vereinzelt liegenden Bauerhöfen ist groß und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus bäurisch. — Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, ostfriesischer Race, mit seinen Ketten klirrt, — die große Küche, hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hauspersonal bergen kann; das viele zur Schau gestellte blanke Geschirr und die absichtlich an den Wänden der Fremdenstube aufgethürmten Flachsvorräthe erinnern ebenfalls an Holland, dem sich überhaupt

diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den inneren Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben, wie kaum einen anderen Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Außenwelt dem Münsterländer den Muth und die Betriebsamkeit des Batavers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen wir dahin gestellt sein lassen, bezweifeln es aber; jetzt mindestens sind sie sich in den Zügen, die man als die nationalsten Beider anzusehen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt, und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. — Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines Münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Felde ist, vernimmst du keinen Laut, außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes, und, wenn du dicht an der offenen Hausthür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahntest, wenn ein zufälliger Blick über den Hagen sie dir nicht verräth — die schönen schwermüthigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verräth, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erndtewagen geworfen wird, und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat,

da er nach ihrer Meinung „andächtig" ist, das heißt den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersagt. — Diese Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Todten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Thränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten Theil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag — so kömmt es, daß manches Ehepaar sich vor der Copulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Braut die nöthigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heirathen gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgend eines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist, als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaare bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden — die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Gluth auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten ꝛc. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der

entscheidende Augenblick gekommen. — Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannenkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus, die junger Leute wechseln die „Treue," nämlich ein Paar alte Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied und bis zum Aermsten hinab geachtet wird. — Nächst diesem dürfen vor Allen die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet stehen, und gleich Prinzen von Geblüt vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den, vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der andern in's Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau" einen mit weißem Tuch bedeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines Jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrath nicht sorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Ueberbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; —

sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen und weint auf's Jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppirten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen, und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen lassen. — Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Thür seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem „Gott segne deinen Ein- und Ausgang" feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus." Während dieser Ceremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald in Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Theil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. — Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: „der halbe Mond," „der Schustertanz," „hinten im Garten", manche mit den anmuthigsten Verschlingungen. — Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. — Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein Paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den

Strich gekratzt wird. — Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständern stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt, wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung" in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. — Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem andern Anzuge zurück, so viel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke über einander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und mit einander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, im raschen Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilt's den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — So wie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Knice werden zu Hilfe genommen, die Burschе glühen wie Oefen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre

Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander und Alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchenthum geschieden wird — ein Ehrendienst, welcher den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, an dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienstleistung betheiligt. Die Braut erscheint nun barhäuptig und in Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe: der Bräutigam ist nämlich während der Menuett unsichtbar geworden, — er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich Jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird. — Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und verziehen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Athemzug gethan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: „Einen Gruß von

der Frau, der Herr ist todt," worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht und sie sorgen mit dafür, daß der Todte ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu theilen haben. Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos, wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. Die häufigen Gespenster im Moor, Haide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsspinnerin" ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der „diebische Torfgräber" nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „topflose Geiger" seinen Sitz auf dem Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten, noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langsam und schweigend an irgend einer verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und sind ohne Zweifel echte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie Jemanden beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in „Timphüte"

und „Langhüte.“ Die ersteren kleine runzliche Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen Nachts auf- und abgehen, oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. Bei Feuersbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden gerathen würde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte „Vorgesicht,“ ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochschotten ähnlich, und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborner sich gänzlich davon freisprechen dürfte. — Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen, und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. — Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am Häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren

der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählig abnehmen, und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heerescolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, z. B. einen Erndtewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt, und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flatterte, so wie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine zottige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten, und an Thür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnet Nichts,

während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. — Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dieß fast ungern, da dieser Zusatz einem unläugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt, dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. — Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt ihm doch an Muth, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht scheint, Keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten, und auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern, standhaft den Hungertod erwarteten. — Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militairpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequiren, und dann bis aufs Hemde auspfänden lassen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich Jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, z. B. Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein

Bruder sich für den andern stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davonkommen. — Kurz der Münsterländer besitzt den Muth der Liebe, und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiösität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Theilnahme ein Volk, das ihn zwar mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweilen ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaube, „nein", Städter sind ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. — Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sind, und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen sein möchte? — Auch leider „nein," es geht ja überall so!

Deutsche

Volksbibliothek.

Vierte Reihe.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Dritter Theil.

Das geistliche Jahr. — Geistliche Lieder.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die erste Hälfte des Geistlichen Jahres, vom Neujahrstage bis zum Ostermontage einschließlich, wurde von der Dichterin in einer sehr ernsten, obwohl erfrischten Stimmung der Genesung von einer schweren Krankheit abgefaßt. Doch war es schon damals ihr Vorhaben, auch die zweite Hälfte zu vollenden. Im Jahre 1846 oder 1847 las sie auch diese zweite Hälfte einigen Freunden vor. Bei ihrer letzten Anwesenheit in Münster versprach sie dem Professor C. B. Schlüter, dem sie schon vor Jahren die sauber geschriebene und allein vollständige Handschrift der ersten Hälfte geschenkt hatte, das Fehlende bald zu vollenden. Sie erklärte ihm zugleich ernst und entschieden, sie werde in Kurzem sterben, und beauftragte ihn, das Geistliche Jahr ganz oder zum Theil zu veröffentlichen und dabei nur seiner Ueberzeugung zu folgen. In dem folgenden Winter ließ sie sich dann den ersten Theil des Geistlichen Jahres zusenden, und mit seinem Beirath war es, daß sie an den zweiten Theil die letzte Hand angelegt. Aber schon im Frühjahr wurde sie Allen, nur ihr nicht, unerwartet schnell zu einem bessern Leben abberufen. In ihrem Nachlasse fanden sich auf nicht ganz drei Bogen die

siebenundvierzig Gedichte der zweiten Hälfte zusammengedrängt, meist wie in größter Eile geschrieben und zum Theil mit Lesarten und Verbesserungen übersäet. Von den Angehörigen beauftragt, übernahmen nun C. B. Schlüter und W. Junkmann die Herausgabe des Geistlichen Jahres.

Der nachfolgende Text ist mit gewissenhafter Sorgfalt hergestellt; nur in wenigen Wörtern möchte es vielleicht nicht gelungen sein, das Rechte zu lesen oder zu treffen. Manche dunkele Stelle würde die letzte Hand der edlen Dichterin klarer hergestellt oder ausgemerzt haben, jetzt muß sie hiefür die gütige Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Die geistlichen Lieder sind Jugendgedichte.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit den vorstehenden Worten wurde die erste Auflage des Geistlichen Jahres eingeleitet. Bei dieser zweiten, welche seitdem die Theilnahme, die das Büchlein fand, nöthig machte, ist nur hinzuzufügen, daß eine neue, überaus sorgliche Durchforschung der schwierigen Handschrift, der sich ein junger Gelehrter und Landsmann der Verstorbenen, Hr. Dr. Eschmann, aus Liebe zu diesen ihren Dichtungen unterzog, zu wesentlichen Verbesserungen des Textes, namentlich auch in so fern führte, als manche der Gedichte eine ganz neue Ordnung der Strophenfolge erhalten haben.

Zur vorliegenden Ausgabe.

Den Vorworten, mit denen der Freund der Dichterin, welchem diese die Veröffentlichung ihres „Geistlichen Jahres“ anvertraute, die ersten Auflagen dieses Buchs begleitete, hat der Herausgeber der Gesammtausgabe hinzuzufügen, daß der im zweiten Vorwort erwähnte Gelehrte, Hr. Dr. Eschmann, sich seitdem um weitere Verbesserungen des Textes bemühte, dem eine so schwer zu entziffernde Handschrift zu Grunde liegt. Eine in der biographischen Einleitung bereits angeführte kleine Veröffentlichung desselben giebt Zeugniß von der philologischen Akribie, womit er diese Aufgabe verfolgte, und Professor Schlüter und der Herausgeber vereinigten sich deshalb in dem Wunsche, für die vorliegende Gesammtausgabe Hrn. Dr. Eschmann die Feststellung und die Correctur des Textes des Geistlichen Jahres übernehmen zu sehen; dieser unterzog sich bereitwillig dieser schwierigen und oft überaus mühevollen Arbeit, so daß die wesentlich verbesserte Gestalt der vorliegenden Ausgabe ganz sein Verdienst ist und ihm an dieser Stelle der lebhafteste Dank ausgesprochen werden muß.

L. S.

Inhalt.

Das geistliche Jahr.

Seite

Am Neujahrstage 3
Am Feste der heiligen drei Könige 6
Am ersten Sonntage nach heil. drei Könige 9
Am Feste vom süßen Namen Jesus 11
Am dritten Sonntage nach heil. drei Könige 13
Am vierten Sonntage nach heil. drei Könige 16
Am Feste Mariä Lichtmeß 18
Am fünften Sonntage nach heil. drei Könige 21
Fastnacht 24
Am Aschermittwochen 27
Am ersten Sonntag in der Fasten 30
Am zweiten Sonntag in der Fasten 33
Am dritten Sonntag in der Fasten 36
Am vierten Sonntag in der Fasten 39
Am fünften Sonntag in der Fasten 42
Am Feste Mariä Verkündigung 45

Seite

Am Palmsonntage 48
Am Montag in der Charwoche 50
Am Dienstag in der Charwoche 53
Am Mittwochen in der Charwoche 56
Am Grünendonnerstage 58
Am Charfreitage 61
Am Charsamstage 64
Am Ostersonntage 67
Am Ostermontage 70
Am ersten Sonntage nach Ostern 73
Am zweiten Sonntage nach Ostern 75
Am dritten Sonntage nach Ostern 77
Am vierten Sonntage nach Ostern 80
Am fünften Sonntage nach Ostern 82
Christi Himmelfahrt 84
Am sechsten Sonntage nach Ostern 87
Pfingstsonntag 90
Pfingstmontag 92
Am ersten Sonntage nach Pfingsten 94
Am Fronleichnamstage 96
Am zweiten Sonntage nach Pfingsten 98
Am dritten Sonntage nach Pfingsten 100
Am vierten Sonntage nach Pfingsten 102
Am fünften Sonntage nach Pfingsten 104
Am sechsten Sonntage nach Pfingsten 107
Am siebenten Sonntage nach Pfingsten 109
Am achten Sonntage nach Pfingsten 112
Am neunten Sonntage nach Pfingsten 114

Seite

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten 116
Am elften Sonntage nach Pfingsten 118
Am zwölften Sonntage nach Pfingsten 120
Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten 122
Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten 124
Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten 126
Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten 128
Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten 131
Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten 133
Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten 136
Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten 139
Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 142
Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 145
Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 148
Am Allerheiligentage 151
Am Allerseelentage 154
Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 156
Am fünfundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 158
Am sechsundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 161
Am siebenundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . 164
Am ersten Sonntage im Advent 167
Am zweiten Sonntage im Advent 170
Am dritten Sonntage im Advent 172
Am vierten Sonntage im Advent 174
Am Weihnachtstage 176
Am zweiten Weihnachtstage 179
Am Sonntage nach Weihnachten 182
Am letzten Tage des Jahres 185

Geistliche Lieder.

		Seite
I.	Der Morgen	189
II.	Der Abend	191
III.	Die Nacht	194
IV.	Liebe	197
V.	Am Morgen	199
VI.	Für die armen Seelen	201
VII.	Glaube	204
VIII.	Hoffnung	207
IX.	Gethsemane	210

Nachwort.

Zur Durchsicht des Textes 215

Das geistliche Jahr.

Am Neujahrstage.

Das Auge sinkt, die Sinne wollen scheiden;
Fahr wohl, du altes Jahr, mit Freud und Leiden!
Der Himmel schenkt ein neues, wenn er will.
So neigt der Mensch sein Haupt an Gottes Güte,
Die alte fällt, es keimt die neue Blüte,
Aus Eis und Schnee die Pflanze Gottes still.

Die Nacht entflieht, der Schlaf den Augenlidern;
Willkommen junger Tag mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes neues Jahr?
Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.

„Gegrüßt du Menschenherz mit deinen Schwächen,
Du Herz voll Kraft und Reue und Gebrechen,
Ich bringe neue Prüfungszeit vom Herrn!"
Gegrüßt du neues Jahr mit deinen Freuden,
Das Leben ist so süß, und wären's Leiden,
Ach, Alles nimmt man mit dem Leben gern.

„O Menschenherz, wie ist dein Haus zerfallen!
Wie magst du doch, du Erbe jener Hallen,
Wie magst du wohnen in so wüstem Graus?"
O neues Jahr, ich bin ja nie daheime,

Ein Wandersmann durchzieh' ich ferne Räume,
Es heißt wohl so, es ist doch nicht mein Haus.

„O Menschenherz, was hast du denn zu treiben,
Daß du nicht kannst in deiner Heimath bleiben
Und halten sie bereit für deinen Herrn?"
O neues Jahr, du mußt noch viel erfahren;
Kennst du nicht Krieg und Seuchen und Gefahren?
Und meine liebsten Sorgen wohnen fern.

„O Menschenherz, kannst du denn Alles zwingen?
Muß dir der Himmel Thau und Regen bringen?
Und öffnet sich die Erde deinem Wort?"
Ach nein, ich kann nur sehn und mich betrüben,
Es ist noch leider nach wie vor geblieben,
Und geht die angewies'nen Wege fort.

„O tückisch Herz, du willst es nur nicht sagen,
Die Welt hat ihre Zelte aufgeschlagen,
Drin labt sie dich mit ihrem Taumelwein."
Der bittre Becher mag mich nicht erfreuen,
Sein Schaum heißt Sünde, und sein Trank Gereuen,
Zudem läßt mich die Sorge nie allein.

„Hör' an, o Herz, ich will es dir verkünden,
Willst du den Pfeil in seinem Fluge binden?
Du siehst sein Ziel nicht, hat er darum keins?"
Ich weiß es wohl, uns ist ein Tag bereitet,
Da wird es klar, wie Alles wohl geleitet
Und all' die tausend Ziele dennoch Eins.

„O Herz, du bist von Thorheit ganz befangen!
Dies Alles weißt du, und dir kann noch bangen?
O böser Diener, treulos aller Pflicht!
Ein jeglich Ding füllt seinen Platz mit Ehren,

Geht seinen Weg und läßt sich nimmer stören,
Dein Gleichniß gibt es auf der Erde nicht.

„Du hast den Frieden freventlich vertrieben!
Doch Gottes Gnad' ist grundlos wie sein Lieben:
O kehre heim in dein verödet Haus!
Kehr' heim in deine dunkle wüste Zelle,
Und wasche sie mit deinen Thränen helle,
Und lüfte sie mit deinen Seufzern aus!

„Und willst du treu die Blicke aufwärts wenden,
So wird der Herr sein heilig Bild dir senden,
Daß du es hegst in Glauben und Vertraun.
Dann darf ich einst an deinem Kranze winden,
Und sollte dich das neue Jahr noch finden,
So mög' es in ein Gotteshäuslein schaun!"

Am Feste der heiligen drei Könige.

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
Um die Stirnen Purpurbinden,
Tiefgebräunt von heißen Winden
Und der langen Reise Mühn.
Durch der Palmen säuselnd Grün
Folgt der Diener Schaar von weiten;
Von der Dromedare Seiten
Goldene Kleinode glühn,
Wie sie klirrend vorwärts schreiten,
Süße Wohlgerüche fliehn.

Finsterniß hüllt schwarz und dicht
Was die Gegend mag enthalten;
Riesig drohen die Gestalten:
Wandrer, fürchtet ihr euch nicht?
Doch ob tausend Schleier flicht
Los' und leicht die Wolkenaue:
Siegreich durch das zarte Graue
Sich ein funkelnd Sternlein bricht.
Langsam wallt es durch das Blaue,
Und der Zug folgt seinem Licht.

Horch, die Diener flüstern leis:
Will noch nicht die Stadt erscheinen
Mit den Tempeln und den Hainen,
Sie, der schweren Mühe Preis?

Ob die Wüste brannte heiß,
Ob die Nattern uns umschlangen,
Uns die Tiger nachgegangen,
Ob der Glutwind dörrt den Schweiß:
Augen an den Gaben hangen
Für den König stark und weiß.

Sonder Sorge, sonder Acht,
Wie drei stille Monde ziehen
Um des Sonnensternes Glühen,
Ziehn die Dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
Wenn mit grausig schönen Flecken
Sich der Wüste Blumen strecken,
Schaun sie still auf jene Macht,
Die sie sicher wird bedecken,
Die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heil'gen Drei!
In der Finsterniß geboren
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwelgend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt an's Licht gezogen,
Suchst die Finsterniß auf's Neu!
O wie hast du dich betrogen;
Thränen blieben dir und Reu.

Dennoch, Seele, fasse Muth!
Magst du nimmer gleich ergründen,
Wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über Alles gut!
Hast du in der Reue Flut
Dich gerettet aus der Menge,

Ob sie dir das Mark versenge
Siedend in geheimer Glut,
Läßt dich nimmer dem Gedränge,
Der dich warb mit seinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht werth,
Nicht den kleinsten Schein von oben.
Herr, ich will dich freudig loben,
Was dein Wille mir bescheert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
Soll mein Liebstes ich verlieren,
Soll ich keine Tröstung spüren,
Sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu dir mich führen,
Dann willkommen Flamm und Schwert!

Am ersten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Jesus lehrt im Tempel.

Und sieh, ich habe dich gesucht mit Schmerzen,
Mein Herr und Gott, wo werde ich dich finden?
Ach nicht im eignen ausgestorbnen Herzen,
Wo längst dein Ebenbild erlosch in Sünden;
Da tönt aus allen Winkeln, ruf' ich dich,
Mein eignes Echo wie ein Spott um mich.

Wer einmal hat dein göttlich Bild verloren,
Was ihm doch eigen war wie seine Seele,
Mit dem hat sich die ganze Welt verschworen,
Daß sie dein heilig Antlitz ihm verhehle;
Und wo der Fromme dich auf Tabor schaut,
Da hat er sich im Thal sein Haus gebaut.

So muß ich denn zu meinem Graun erfahren
Das Räthsel, das ich nimmer konnte lösen,
Als mir in meinen hellen Unschuldsjahren
Ganz unbegreiflich schien, was da vom Bösen,
Daß eine Seele, wo dein Bild geglüht,
Dich gar nicht mehr erkennt, wenn sie dich sieht.

Rings um mich tönt der klare Vogelreigen:
„Horch auf, die Vöglein singen seinem Ruhme!"
Und will ich mich zu einer Blume neigen:
„Sein mildes Auge schaut aus jeder Blume."
Ich habe dich in der Natur gesucht,
Und weltlich Wissen war die eitle Frucht.

Und muß ich schauen in des Schicksals Gange,
Wie oft ein gutes Herz in diesem Leben
Vergebens zu dir schreit aus seinem Drange,
Bis es verzweifelnd sich der Sünd' ergeben:
Dann scheint mir alle Liebe wie ein Spott,
Und keine Gnade fühl' ich, keinen Gott.

Und schlingen sich so wunderbar die Knoten,
Daß du in Licht erscheinst dem treuen Blicke:
Da hat der Böse seine Hand geboten
Und baut dem Zweifel eine Nebelbrücke,
Und mein Verstand, der nur sich selber traut,
Der meint gewiß, sie sei von Gold gebaut.

Ich weiß es, daß du bist, ich muß es fühlen
Wie eine schwere kalte Hand mich drücken,
Daß einst ein dunkles Ende diesen Spielen,
Daß jede That sich ihre Frucht muß pflücken;
Ich fühle der Vergeltung mich geweiht,
Ich fühle dich, doch nicht mit Freudigkeit.

Wo find' ich dich in Hoffnung und in Lieben!
Denn jene ernste Macht, die ich erkoren,
Das ist der Schatten nur, der mir geblieben
Von deinem Bilde, da ich es verloren.
O Gott, du bist so mild und bist so licht!
Ich suche dich in Schmerzen, birg dich nicht!

Am Feste vom süßen Namen Jesus.

Was ist süß wie Honigseim,
Wenn er sich der Wab' entgießt?
Süßer ist des Lebens Keim,
Der durch unsre Adern fließt.
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über Alles mild und süß!
Daß der Tod vergißt die herbe Pein,
Wo ein frommer Mund ihn tönen ließ.

Was ist gleich des Löwen Kraft
Wenn er durch die Wälder kreis't?
Stärker ist die Leidenschaft,
Ist der widerspänst'ge Geist.
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über Alles voll der Macht!
Daß er zwängt zu milden Lichtes Schein,
Was die Welt bedräut in Flammenpracht.

Was ist reich wie Meeresfahrt,
Gleich des Schachtes goldner Hut?
Reicher ist, wer sich bewahrt
Seiner Ehre köstlich Gut.
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist mehr und reicher als das all'!
Ach um ihn erträgt man ganz allein
Schmach, Verkennung, aller Ehre Fall.

Was ist schön wie Morgenlicht,
Gleich dem Sternendom der Nacht?
Ach, ein lieblich Angesicht,
Und im Aug' des Geistes Pracht!
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über Alles mild und schön!
Wer ihn trägt im stillen Antlitz sein,
Der ist hold, was auch Natur versehn.

Was ist freudig wie zu ziehn
In die reiche Welt hinaus?
Ach, viel freud'ger, was wir fliehn,
Das verkannte Elternhaus!
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über Alles voll der Lust!
O, wer gäb nicht um die Freuden sein
Heimath, Freiheit, was ihm nur bewußt!

Ja, dein Name, Jesus Christ,
Der ist stark und reich und mild!
Wer den Namen nie vergißt,
Der kennt aller Leiden Schild.
Und ich soll, o liebster Jesu mein,
Ich, die Arme, treulos aller Pflicht,
Dennoch deines Namens Erbin sein:
Gott, du willst den Tod des Sünders nicht!

Am dritten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Vom Aussätzigen und Hauptmann.

Geh hin, und dir geschеh, wie du geglaubt!
Ja, wer da glaubt, dem wird sein Heil geschehen;
Was aber ihm, dem in verborgnen Wehen
Das Leben hat sein Heiliges geraubt?

Herr, sprich ein Wort, so wird dein Knecht gesund!
Herr, sprich das Wort, ich kann ja nichts als wollen;
Die Liebe kann das Herz dir freudig zollen,
Der Glaube wird ja nur als Gnade kund!

Wie kömmt es, da ich dich am Abend rief,
Da ich am Morgen ausging dich zu finden,
Daß du in Lauheit und des Zweifels Sünden
Mich sinken ließest, tiefer stets und tief?

Ist nicht mein Ruf in meiner höchsten Noth
Zu dir empor geschollen aus der Tiefe?
Und war es nicht, als ob ich Felsen riefe?
Indeß mein Auge stets von Thränen roth.

Verzeih, o Herr, was die Bedrängniß spricht!
Ich habe dich doch oft und süß empfunden,
Ich war ja Eins mit dir zu ganzen Stunden,
Und in der Noth gedacht ich dessen nicht!

Und ist mir nun, als sei ich ganz allein
Von deinem weiten Gnadenmahl verloren,
Der ausgesperrte Bettler vor den Thoren,
O Gott, die Schuld ist doch gewißlich mein!

Fühlt' ich in Demuth, wie ich nimmer werth,
Daß ich dein Wort in meinem Geist empfangen,
Daß meine Seufzer an dein Ohr gelangen,
Daß meine Seele dich erkennt und ehrt?

Mein Herr, gedenke meiner Sünden nicht!
Wie oft hab' ich auf selbstgewähltem Pfade
Geschrien im Dunkel, Gott, um deine Gnade
Wie um ein Recht und wie um eine Pflicht!

O hätt' ich ihre Gaben nicht versäumt,
Hätt' ich sie nicht zertreten und verachtet!
Ich stände nicht so grauenvoll umnachtet,
Daß das entfloh'ne Licht mir wie geträumt.

Wie oft ist nicht, noch eh' die That geschah,
Die als Gedanke lüstern mich umflogen,
In milder Warnung still vorbeigezogen
Dein Name mir, dein Bild auf Golgatha!

Und wenn ich nun mich frevelnd abgewandt,
Die Sünde die ich klar erkannt begangen,
Wie hast du dann in reuigem Verlangen
Nicht oft in meiner Seele nachgebrannt!

Ach, viel und schwere Sünden übt' ich schon,
Noch mehr der Fehle, klein in ihren Namen,
Doch groß in der Verderbniß tiefstem Samen,
Taub für des jammernden Gewissens Ton!

Nun ist mir endlich alles Licht dahin
Und öfters deine Stimme ganz verschollen;
Doch wirf mich, o du siehst ich kann noch wollen,
Nicht zu den Todten, weil ich lebend bin!

Mein Jesu, sieh, ich bin zu Tode wund
Und kann in der Zerrüttung nicht gesunden!
Mein Jesu, denk' an deine bittern Wunden
Und sprich ein Wort, so wird dein Knecht gesund!

Am vierten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Von den Arbeitern im Weinberge.

Ich kann nicht sagen:
„Keiner hat mich gedingt."
Wem soll ich klagen,
Wenn es mich niederzwingt
In meine schmählich selbstgeflochtnen Bande!
Vor Millionen hast du mich erwählt,
Mir unermeßnes Handgeld zugezählt
In deiner Taufe heil'gem Unterpfande.

Ich kann nicht sagen:
„Siehe des Tages Last
Hab' ich getragen!"
Wenn nun zu Duft erblaßt
Mich meine matte Sonne will verlassen,
Mein Garten liegt ein übergrüntes Moor,
Und blendend steigt das Irrlicht draus empor,
Den Wandrer leitend in den Tod, den nassen.

Ich kann nicht sagen:
„Siehe wer stand mir bei?
Ich mußte zagen;
Um mich die Wüstenei
Und das Gethier, so nimmer dich erkennet."
O Gott, du hast zur Arbeit mir gesellt
Viel liebe Seelen rings um mich gestellt,
Worin dein Name unauslöschlich brennet!

Ich kann nicht sagen:
„Sieh deine Stimme sprach,
Ich mußte wagen,
Und meine Kraft zerbrach;
Was hast du meine Nahrung mir entzogen?“
Mein Gott, und liegt wohl tief es in der Brust,
Doch bin ich großer Kräfte mir bewußt,
Und in der Angst hab' ich mir selbst gelogen!

Ich muß verschwinden
Bis in die tiefste Kluft,
Zergehn in Winden
Wie einer Wolke Duft,
Wenn dein Gericht vor meinem Geist wird stehen.
Du hast mich über Vieles eingesetzt,
Und ganz verarmt erschein ich und zerfetzt,
Die Güter dein ließ ich zu Koth vergehen.

Nichts kann ich sagen,
Denn meine Hand ist leer.
Soll ich es wagen
Gegen die Wagschal' schwer
Zu legen meiner Reue späte Triebe?
Und ist es nur wie des Ersatzes Spott,
Nichts hab' ich sonst, doch du, o milder Gott,
Du hast ein großes, großes Wort der Liebe!

Am Feste Mariä Lichtmeß.

Durch die Gassen geht Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und ihr Auge schaut auf ihn.
Wie die Englein ihn gesungen,
Ihn die Hirten angebetet,
Huldigten die grauen Weisen,
Läßt sie still vorüber ziehn.

Aber Joseph ihr zur Seiten
Ist in Sorgfalt ganz befangen,
Prüfend frägt er alle Steine,
Ob ihr Fuß zu kühn sich wagt;
Weiß nicht was er wird erleben,
Aber wunderbare Dinge
Haben aus des Kindleins Augen
Sich ihm heimlich angesagt.

O Maria, Mutter Christi!
Nicht zu dir will ich mich wagen;
Denn du bist mir viel zu helle,
Meine Seel' ergraut vor dir;
Bist mir fast wie zum Entsetzen
In der fleckenlosen Reine,
Die du siegreich hast bewahret,
Da du wandeltest gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
Treten, weinend und zerschlagen,
Ist er wohl mein Herr und Richter,
Und du stehst mir minder weit;
Einer Thorheit muß ich zollen,
Soll ich nicht in Furcht zerstäuben,
Hat er doch nicht überwunden,
Ist der Held von Ewigkeit!

Liebster Herr, du hast geschaffen
Meine arme kranke Seele,
Wie den Reiz, den vielgestalten,
Der auf breite Straßen führt;
Und du weißt daß, wie vor Andern
Frischer Hauch in meiner Seele,
So mich auch vor Andern glühend
Jede Erdenlust berührt.

Hast du mir zu reichen Kräften
Auch ein reiches Amt verliehen,
Reiche Güter zu verwalten
Und ein hohes reiches Schloß;
Und nun liegt es in Zerstörung,
Graunvoll in der öden Größe,
Wie ein knöchern Ungeheuer,
Wie ein todter Meerkoloß.

Und da ich nach vielen Tagen,
Sonder Glauben, voll der Liebe,
Angstvoll prüfte seine Mauern,
Siehe da! sie standen fest.
O mein Herr, willst du mich hören,
Aufthun deine Gnadenschätze:
Sieh' ich will getreulich bauen
Meines Lebens trüben Rest!

Muß mein Haus gleich stehen eine
Oede warnende Ruine,
Ach, nur dort mag sich gestalten
Was so rettungslos zerstört.
Kann ich nur ein Stübchen bauen,
Ausgeschmückt mit stillen Werken,
Wo ich, Herr, dich kann bewirthen,
Wenn du bei mir eingekehrt!

Aus den Hallen tritt Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und auf ihm ihr Auge ruht.
O! sie hat das Glück getragen
Durch neun wonnevolle Monde;
Was verkündet jene Frommen,
Trug sie längst im glühnden Muth.

Aber Joseph stillen Schrittes
Tritt nicht mehr an ihre Seite,
Da das liebe liebe Kindlein
Nun der Herr der ganzen Welt.
Doch wie höher steigt die Sonne,
Schleicht er leis' an ihre Schulter,
Und er zupft an ihrem Mantel,
Daß der Schleier niederfällt.

Am fünften Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Vom Samen so unter die Dornen fiel.

In die Dornen ist dein Wort gefallen,
In die Dornen, die mein Herz zerrissen;
Du, mein Gott, nur du allein kannst wissen,
Wie sie schmerzlich sind vor andern allen;
In die Dornen meiner bittern Reue,
Die noch keine Tröstung will empfangen;
So verbarg ich es in finstrer Scheue,
Und so ist es trübe aufgegangen.

Und so wächst es auf in bittrer Wonne,
Und die Dornen lassen es gedeihen;
Ach! mein Boden ist zu hart, im Freien
Leckt den Thau vom Felsen ihm die Sonne.
Kann es gleich nur langsam sich entfalten,
Schirmen sie es treulich doch vor Stürmen
Und dem Hauch der Luft, dem todeskalten,
Und wenn sich des Zweifels Wolken thürmen.

In die Dornen ist dein Wort gefallen,
Und sie werden blut'ge Rosen tragen;
Soll ich einst dir zu vertrauen wagen,
Darf ich nur in ihrem Kranze wallen.
Wenn er recht erstrahlt im Feuerglanze
Und das Haupt mir sengt mit tiefen Wunden,
Dann gedeiht die zarte Gottespflanze,
Muß an seinem Schmerzenstrahl gesunden.

In Entsagung schwinden muß mein Leben,
In Betrachtung meine Zeit ersterben,
So nur kann ich um das Höchste werben;
Meine Augen darf ich nicht erheben.
Ach! ich habe sie mißbraucht zu Sünden
Und verscherzt des Aufblicks reine Freude;
Dann nur kann ich noch den Himmel finden,
So ich ihn in Scham zu schauen meide.

Wenn ich blicke in die milden Mienen,
O, wie schmerzlich muß es mich betrüben,
Denen noch das theure Recht geblieben
Ihrem Gott in Freudigkeit zu dienen!
Muß auch hier die trüben Augen lenken,
Muß erglühend sie zur Erde schlagen;
In ein reines Auge sie zu senken
Kann ich nimmer sonder Frevel wagen.

Und wie tief neig' ich die Stirn, die trübe,
Wenn die Sünde rauscht an mir vorüber,
Meinen Manche, daß mich Abscheu triebe,
Und gewinnen lieber mich und lieber;
Ist es oft nur mein vergangnes Leben,
Grauenhaft zum zweitenmal geboren;
Ach! und oft empfind' ich gar mit Beben,
Wie der Finstre noch kein Spiel verloren.

Aber, was er auch für Tücke hege,
Kämpfen will ich um des Himmels Gränzen,
Meine Augen sollen freudig glänzen,
Wenn ich mich in meine Dornen lege,
Daß die Welt nicht meinen Kampf darf rügen,
Oder gar mit eitelm Lob geleiten;
Wohl, ich kann durch Gottes Wunder siegen,
Aber nimmer mit zwei Feinden streiten.

Ob ein Tag mir steigen wird auf Erden,
Wo ich frei mich zu den Deinen zähle?
Wo kein Schwert mehr fährt durch meine Seele,
Wenn mir deine Hände sichtbar werden?
Herr, und soll der Tag mir nimmer scheinen,
Dürft' ich ihn in Ewigkeit nicht hoffen,
Dennoch muß ich meine Schulden weinen,
O, der Sünder hat sich selbst getroffen!

Fastnacht.

Evang.: Vom Blinden am Wege.

Herr, gib mir daß ich sehe!
Ich weiß es, daß der Tag ist aufgegangen,
Im klaren Osten stehn fünf blut'ge Sonnen,
Und daß das Morgenroth mit stillem Prangen
Sich spiegelt in der Herzen hellen Bronnen.
Ich sehe nicht, ich fühle seine Nähe,
Herr, gib mir daß ich sehe!

Und wie ich einsam stehe,
Sich um mich regt ein mannigfaches Klingen;
Ein Jeder will ein lichtes Plätzchen finden,
Und alle von der Lust der Sonnen singen.
Ich nimmer kann die Herrlichkeit ergründen,
Und wird mir nur ein unergründlich Wehe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

Wie ich die Augen drehe
Verlangend durch der Lüfte weite Reiche,
Und meine doch, ein Schimmer müsse fallen
In ihrer armen Kreise öde Bleiche,
Weil deine Strahlen mächtig doch vor allen;
Doch fester schließt die Rinde sich, die zähe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

Gleich dem getroffnen Rehe
Möcht' ich um Hülfe rennen durch die Erde;
Doch kann ich nimmer deine Wege finden.

Ich weiß, daß ich im Moor versinken werde,
Wenn nicht der Wolf zuvor verschlang den Blinden;
Auch droht des Stolzes Klippe mir, die jähe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

So bleib' ich auf der Höhe,
Wo du zum Schutz gezogen um die Deinen
Des frommen Glaubens zarte Aetherhalle,
Worin so klar die rothen Sonnen scheinen,
Und harre, daß dein Thau vom Himmel falle,
Worin ich meine kranken Augen bähe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

Wie sich die Nacht auch blähe,
Als sei ich ihrer schwarzen Macht verbündet,
Weil mir verschlossen deine Strahlenfluten:
Hat sich doch ihre Nähe mir verkündet,
Empfind' ich doch, wie lieblich ihre Gluten.
So weiß ich, daß ich nicht vergeblich flehe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

Und wie mich Mancher schmähe,
Als soll' ich nie zu deinem Strahl gelangen,
Dieweil ich meine Blindheit selbst verschuldet,
Da ich in meiner Kräfte üpp'gem Prangen
Ein furchtbar blendend Feuerlicht geduldet;
Mir sei schon recht, und wer gesä't der mähe:
Herr, gib mir daß ich sehe!

Herr, wie du willst, geschehe!
Doch nicht von deinem Antlitz will ich gehen;
In diesen Tagen, wo die Nacht regieret,
Will ich allein in deinem Tempel stehen,
Von ihrem kalten Zepter unberühret,

Ob ich den Funken deiner Huld erspähe.
Herr, gib mir daß ich sehe!

Daß mich dein Glanz umwehe,
Das fühl' ich wohl durch alle meine Glieder,
Die sich in schauderndem Verlangen regen.
O milder Herr, sieh mit Erbarmen nieder!
Kann ein unendlich Flehn dich nicht bewegen?
Ob auch der Hahn zum drittenmale krähe,
Herr, gib mir daß ich sehe!

Am Aschermittwochen.

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Asche grau:
O schnöder Lebensreiz,
Wie bist du schlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben hell und bunt,
Mit Weiß und Roth
Deckst du des Moders Grund;
Dann kömmt der Tod
Und straft dich Lügen.

Und wer es nicht bedacht
Und wohl gewußt,
Sein Leben hingelacht
In eitler Lust,
Der muß dann weinen;
Er achtet nicht was lieb,
Und was ihm werth,
Das flieht ihn wie ein Dieb,
Fällt ab zu Erd'
Und zu Gebeinen.

Was schmückt sich denn so hold
In bunter Seid'?
Was tritt einher in Gold
Und Perlgeschmeid'?

O Herr! ich hasche
Nach Allem was nicht gut,
Nach Wahn und Traum,
Und hänge Erd' und Blut
Und Meeresschaum
Um bunte Asche.

Was wird so heiß geliebt?
Was legt in Band,
Ob's gleich nur Schmerzen gibt,
Sinn und Verstand?
O Herr, verzeihe!
Die Seele minnt man nicht,
Die edle Braut,
Und wagt um ein Gesicht
Aus Staub gebaut
Die ew'ge Reue!

Stellt ein Geripp' sich dar
Vor meinem Blick,
So sträubt sich mir das Haar,
Ich fahr' zurück
Vor dem was ich einst bleibe:
Und werd' es selber noch,
Und weiß es schon,
Und trag' es selber doch
Zu bitterm Hohn
Im eignen Leibe!

Fühl' ich des Pulses Schlag
In meiner Hand,
Worüber sinn ich nach?
O leerer Tand:
Ob ich gesunde!
Und denke nicht bethört,

Daß für und für
Ein jeder Pulsschlag zehrt
Am Leben mir,
Schlägt Todeswunde!

Du schnöder Körper, der
Mich oft verführt,
Mit Welt und Sünde schwer
Mein Herz gerührt,
Noch hast du Leben!
Bald liegst du starr wie Eis,
Der Würmer Spott,
Den Elementen preis;
O möge Gott
Die Seele heben!

Am ersten Sonntag in der Fasten.

Evang.: Von der Versuchung Christi.

„Sprich, daß diese Steine Brode werden!
Laß dich deine Engel niedertragen!
Sieh die Reiche dieser ganzen Erden!
Willst du deinem Schöpfer nicht entsagen?"
Dunkler Geist, und warst du gleich befangen,
Da du deinen Gott und Herrn versucht:
Ach, in deinen Netzen zahllos hangen
Sie, verloren an die tück'sche Frucht.

Ehrgeiz, Hoffahrt, dieser Erde Freuden,
Götzen, denen theure Seelen sterben.
O mein Gott, laß mich nicht ewig scheiden!
Laß mich selber nicht den Tod erwerben!
Ganz verwirrt weiß ich mich nicht zu fassen,
Drohend schwankt um mich der falsche Grund;
Ach, der eignen schwachen Kraft gelassen,
Tret' ich sinnlos in den losen Schlund.

Jesu mein, zu dir steigt auf mein Flehen,
Auf der Kreuzesleiter meine Stimme!
Du berührst die Meere, sie vergehen,
Und die Berge rauchen deinem Grimme;
Doch mit tausend Himmelszweigen blühet
Dein unendlich Gnadenwort empor;
Du verlöschest nicht den Docht der glühet,
Und zerbrichst nicht das geknickte Rohr.

Herr, ich bin ein arm und kaum noch glühend
Döchtlein am Altare deiner Gnade;
Sieh, mich löscht ein mattes Lüftchen fliehend,
Mich ein Tropfen von der Welt Gestade!
Ach, wenn nicht in meinem Herzen bliebe
Nur ein einzig leuchtend Pünktlein noch,
Jener heiße Funken deiner Liebe,
Wie so ganz erstorben wär' ich doch!

Herr, du hast vielleicht noch viel beschlossen
Für dies kurze ruhelose Leben,
Ob ich soll in Qualen hingegossen,
Ob ich soll in allen Freuden weben;
Darf ich wählen, und will Lust mich trennen,
Brenne mich in Leidensflammen rein!
O, die Noth lehrt deinen Namen nennen!
Doch die Ehre steht so gern allein.

Lauscht vielleicht verborgen eine Spitze
In dem Lob, das mir die Menschen bringen,
Daß ich noch die letzte Kraft besitze
Dich zu rühmen, deinen Preis zu singen?
Sind auch hier die Netze aufgeschlagen,
Wo der Mund zu deiner Ehre schafft,
Und ich wär' zu schwach das Lob zu tragen,
Und es bräche meine letzte Kraft?

Herr! Du weißt, wie trüb in meiner Seele,
Wie verloren die Gebete stehen,
Daß ich möchte wie um große Fehle
Büßen, daß ich es gewagt zu flehen.
Mein Gebet ist wie von einem Todten,
Ist ein kalter Dunst vor deinem Thron;
Herr, du hast es selber mir geboten,
Und du hörtest den verlornen Sohn!

Laß mich, Herr, es immerdar empfinden,
Wie ich tief gesunken unter Allen,
Laß mich nicht zu allen meinen Sünden
Noch in frevelhafte Thorheit fallen!
Meine Pflichten stehen über Vielen,
Unter Allen meiner Tugend Kraft.
Ach, ich mußte wohl die Kraft verspielen
In dem Spiel mit Sünd' und Leidenschaft!

Willst du mehr der Erdengüter schenken,
Soll ich die besessenen verlieren —
Laß in Lust und Jammer mich bedenken,
Was der fremden Armuth mag gebühren!
Trag ich alles Erdenglück zu Grabe,
Es ersteht vielleicht unsterblich mir,
Wenn ich treulich meine arme Habe
In Entbehrung theile für und für.

Selber kann ich diesen Kampf nicht wagen.
Deine Gnaden hab' ich all' verloren;
Wenn du mich verläßt, ich darf nicht klagen,
Hab' ich doch die Finsterniß erkoren,
Hoffahrt, Ehrgeiz, dieser Erde Freuden.
O mein Jesu, ziehe mich zurück!
Ach, was hab' ich denn, um sie zu meiden,
Als zu dir den angsterfüllten Blick?

Am zweiten Sonntag in der Fasten.

Evang.: Vom Cananäischen Weibe.

Liebster Jesu, nur Geduld!
Wie ein Hündlein will ich spüren
Nach den Brocken deiner Huld,
Will mich lagern an die Thüren,
Ob von deinen Kindern keines
Mir ein Krüstlein reichen will,
Hungerglühend, doch in meines
Tiefen Jammers Kunde still.

Um Geduld fleh ich zu dir:
Denn ich muß in großen Peinen
Einsam liegen vor der Thür,
Wenn von deinen klaren Weinen,
Deinen lebensfrischen Gaben
Mir der Duft hinüberzieht.
Ach, ein Tropfen kann mich laben,
Meine Zunge ist verglüht!

Weil ich fast in meiner Pein
Schaue wie aus Kindesaugen,
Meinen oft die Diener dein,
Daß ich mag zum Gaste taugen.
In Erbarmen ganz vermessen
Reichen sie die Schüsseln hin;
Doch ich will es nicht vergessen,
Daß ich wie ein Hündlein bin.

O, zum allergrößten Heil
Muß es mir bei dir gereichen,
Daß dir, o mein einzig Theil,
Nichts an Langmuth zu vergleichen!
Denn es will mir öfters fahren
Durch die Glieder wie ein Blitz,
Deinen Kindern mich zu paaren,
Rasch erringend einen Sitz.

Kann ich dir, du Rächer groß,
Doch in Ewigkeit nicht lügen!
Und mir würd' ein schmählich Loos,
So die Diener dein zu trügen;
Weil mir weich die Augen brennen
In der ungestillten Lust,
Ich mich will ein Kindlein nennen,
Mit der schuldgebrochnen Brust.

Wie ein Hündlein bin ich nur,
Und so will ich nimmer weichen,
Fest auf deiner Kinder Spur,
Ob sie mir den Bissen reichen,
Wenn die Sonne aufgegangen,
Wenn sie blutet in den Tod,
Will an ihrem Munde hangen,
So du reichst das Abendbrod.

Ist es deinen Kindern recht
Nur ein Krüstlein mir zu spenden:
Wohl! es ist mir nichts zu schlecht,
Kömmt von übermilden Händen,
Birgt sich reiche Nahrung drinnen,
Nur in ernster Glut erstarrt.
Ach, und meinen stumpfen Sinnen
Wär' ein Kiesel nicht zu hart!

O, es ist ein bittres Loos,
Wer ein lieber Gast gewesen,
Um die eignen Sünden groß
Nun die Brocken aufzulesen!
Nicht um des Gerichtes Strenge,
Das mir noch dereinstens dräut,
Nein, im eigenen Gedränge
Inniger Versunkenheit.

Daß um meiner Sehnsucht Brand
Neu die Sinne mir gegeben,
Aber nicht, so lang ein Band
Leib und Seele hält umgeben,
Darauf ruht mein einzig Hoffen.
Und so leb' ich langsam hin;
Meine Sinne stehen offen,
Aber ihnen fehlt der Sinn.

Muß in Qual das Morgenroth,
Muß das Abendlicht mich sehen,
O, wie lieblich ist der Tod!
Und um seinen Trost zu flehen
Darf mich dennoch nicht erkühnen,
Wie er winkt, so lockend mild;
Denn ich muß unendlich sühnen,
Und das Leben ist mein Schild.

Am dritten Sonntag in der Fasten.

Evang.: Jesus treibt den Teufel aus.

„Mein Nam' ist Legion, denn unserer sind Viele!"
So spricht der finstre Geist.
Sein Nam' ist Legion, weh mir, daß ich es fühle!
Daß es mich zittern heißt!

Wo kindlich dem Gemüth in Einfalt und Vertrauen
Nichts als sein Jesu kund,
Da kann der Finstre nicht die wirren Höhlen bauen
Im einfach lichten Grund.

Doch du, mein schuldvoll Herz, in deinem eitlen Wissen,
In deinem irren Thun:
Wie sind dir tausend brand'ge Stellen aufgerissen,
Worin die Nacht kann ruhn!

Und raff' ich mich empor, und will ich mich erkühnen
Zu heil'gen Namens Schall,
O, könnte nicht vielleicht mein guter Wille dienen
Zu neuem schwerem Fall!

Denn daß die Welt mich nicht, die Menschen mich nicht kennen,
Die gleißend wie das Meer,
Daß sie mich oft sogar noch hell und freudig nennen,
Das senkt unendlich schwer!

Mich kennen muß die Welt, ich muß Verachtung tragen,
Wie ich sie stets verdient;
Ich Wurm, der den, den Engel kaum zu nennen wagen,
Zu preisen mich erkühnt!

Laß in Zerknirschung mich, laß mich in Furcht dich singen,
Mein Heiland und mein Gott!
Daß nicht mein Lied entrauscht, ein kunstvoll sündlich Klingen,
Ein Frevel und ein Spott.

Ach, wer so leer wie ich in Worten und in Werken,
An Sinnen so verwirrt,
Deß Lied kann nur des Herrn barmherzig Wunder stärken,
Daß es zum Segen wird.

Ist nicht mein ganzer Tag nur eine Reihe Sünden?
Muß oft in Traumeswahn,
Oft wachend die Begier nicht zahllos Wege finden,
Nur nie die Himmelsbahn?

Tönt nicht der Kampfgesang der Lust von allen Seiten?
Und bringt er nicht den Sieg?
Ist nicht mein Leben nur ein flüchtig kraftlos Streiten,
Ein schmachbedeckter Krieg?

Und mein' ich eine Zeit, daß ich den Sieg errungen,
Weil die Begierde schwand:
Da bin ich ausgeschlürft wie von Empusenzungen,
Wie eine todte Hand!

Und ist mir's eine Zeit, als will das Leben ziehen
Ins Herze gar erstarrt:
Da muß mit ihm zugleich der Uebermuth entglühen,
Der eines Hauchs geharrt.

Und wird mir's endlich klar, umsprüht von Leidensfunken,
Wie klein, wie Nichts ich bin;
Da bin ich ausgebrannt, zu Asche eingesunken,
Verglüht an Geist und Sinn.

Das hast du selber dir, du schuldvoll Herz, zu danken;
Mein Jesu lieb und traut,
Wärst du nur irgend treu, er würde nimmer wanken
Von der geliebten Braut.

Doch daß du schlummernd läßt durch alle Thore ziehen
Den grausen Höllenbund,
Daß überall für ihn die Siegeskränze blühen
Aus deinem eignen Grund;

Daß du dich thöricht wähnst in vollem hellem Laube,
Du armer dürrer Zweig!
Daß du, indeß der Feind frohlockt in deinem Raube,
Dich herrlich wähnst und reich:

Das ist warum du stirbst, daß du in Wahnes Gluten
Nicht kennst den eignen Schmerz,
O, fühltest du dich selbst aus allen Adern bluten,
Du thöricht frevelnd Herz!

So schaue deine Noth! Noch fielen nicht die Schranken
Der dunklen Ewigkeit.
„Sein Nam' ist Legion," o fasse den Gedanken!
Es ist die letzte Zeit!

Am vierten Sonntag in der Fasten.

(Josephsfest.)

Gegrüßt in deinem Scheine,
Du Abendsonne reine,
Du alter Lilienzweig,
Der du noch hast getragen
In deinen grauen Tagen
So mildes Blüthenreich!

Je mehr es sich entfaltet,
Zum Ehrenkranz gestaltet,
Der deine Stirn umlaubt:
Je mehr hast du geneiget,
In Ehrfurcht ganz gebeuget
Dein gnadenschweres Haupt.

Wie ist zu meinem Frommen
Dein freundlich Fest gekommen
In diese ernste Zeit!
Ich war fast wie begraben;
Da kömmst du mich zu laben
Mit seltner Freudigkeit.

Zu dir will ich mich flüchten,
Mein scheues Leben richten,
O Joseph, milder Hauch!
Du hast gekannt die Fehle

In deiner starken Seele,
Und die Vergebung auch!

Was hast du nicht geduldet,
Da in Geheim verschuldet
Maria dir erschien?
Und konntest ihr nicht trauen,
Worauf die Himmel bauen,
Und hast ihr doch verziehn!

Und da du mußtest scheiden
Mit deinen lieben Beiden,
Wie groß war deine Noth!
Die Wüste schien dir lange;
Doch war vom Untergange
Dein liebes Kind bedroht.

Und da Er glanzumkrönet,
Wie bist du nicht gehöhnet
Um seine Gotteskraft!
Wie mag, den Groll zu laben,
Dich nicht gelästert haben
Die arge Priesterschaft!

Und gar, wenn gottdurchdrungen
Dich grüßten fromme Zungen
Und priesen laut und weit:
Wie hast du nicht in Zagen
An deine Brust geschlagen
In deiner Sündlichkeit!

So hast du viel getragen,
Unendlich viele Plagen,
Mit freundlicher Geduld,
Und ist in all den Jahren

Manch Seufzer dir entfahren
Und manche kleine Schuld.

Du frommer Held im Glauben,
Den schrecklich dir zu rauben
Sich alle Welt verband,
Hast können nicht erhalten
Ein unbeflecktes Walten
An deines Jesu Hand.

Was soll ich denn nicht hoffen,
Da noch der Himmel offen,
Und meine Seele still?
Will sich die Gnade nahen:
Ich kann sie wohl empfahen,
So Gott mir helfen will.

Zerrissen in den Gründen
Bin ich um meine Sünden,
Und meine Reu ist groß!
O hätt' ich nur Vertrauen,
Die Hütte mein zu bauen
In meines Jesu Schooß!

Am fünften Sonntag in der Fasten.

Evang.: Die Juden wollen Jesum steinigen.

Die Propheten sind begraben,
Abraham ist todt!
Millionen, Greis und Knaben
Und der Mägdlein roth,
Viele, die mir Liebe gaben,
Denen ich sie bot:
Alle, alle sind begraben,
Alle sind sie todt!

Herr, du hast es mir verkündet,
Und dein Wort steht fest,
Daß nur der das Leben findet,
Der das Leben läßt.
Ach, in meiner Seele windet
Es sich dumpf gepreßt;
Doch du hast es mir verkündet,
Und dein Wort steht fest.

Aber von mir selbst bereitet
Leb' ich oft der Pein;
Alles scheint mir wohl geleitet
Und der Mensch allein,
Der dein Ebenbild bedeutet,
Jammervoll zu sein;
Sieh, so hab ich mir bereitet
Namenlose Pein.

Hab' ich grausend es empfunden,
Wie in der Natur
An ein Fäserchen gebunden,
Eine Nerve nur,
Oft dein Ebenbild verschwunden
Auf die letzte Spur:
Hab' ich keinen Geist gefunden,
Einen Körper nur!

Seh' ich dann zu Staub zerfallen,
Was so warm gelebt,
Ohne daß die Muskeln wallen,
Eine Nerve bebt,
Da die Seele doch an allen
Innig fest geklebt:
Möcht' ich selbst zu Staub zerfallen,
Daß ich nie gelebt!

Schrecklich über alles Denken
Ist die dumpfe Nacht,
Drin sich kann ein Geist versenken,
Der allein gedacht,
Der sich nicht von dir ließ lenken,
Helle Glaubensmacht!
Ach, was mag der Finstre denken,
Als die finstre Nacht?

Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst entschwand:
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.
Ob ein Andrer sie gegeben,
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entschwand!

Bruder mein, so laß uns sehen
Fest auf Gottes Wort!
Die Verwirrung wird vergehen,
Dies lebt ewig fort.
Weißt du, wie sie mag entstehen
Im Gehirne dort?
Ob wir einst nicht lächelnd sehen
Der Verstörung Wort?

Wie es hing an einem Faden,
Der zu hart gespannt,
Mit entflammtem Blut beladen,
Sich der Stirn entwand?
Flehen wir zu Gottes Gnaden,
Flehn zu seiner Hand,
Die die Fädchen und die Faden
Liebreich ausgespannt!

Am Feste Mariä Verkündigung.

Ja, seine Macht hat keine Grenzen,
Bei Gott unmöglich ist kein Ding!
Das soll mir wie mein Nordlicht glänzen,
Da meine Sonne unterging.
Und wie auf blauen Eisesküsten
Steh' ich zu starrer Winterzeit:
Wie soll ich noch das Leben fristen!
Ach, keine Flamme weit und breit!
Und sieh, wer winkt dem milden Lenzen,
Daß er die todte Erd' umfing?
Ja, seine Macht ist ohne Grenzen,
Bei Gott unmöglich ist kein Ding!

O sehet, wie von warmen Zähren
Der Erde hartes Herz zerquillt,
Wie sie, die Blumen sein zu nähren,
Mit Thau die grauen Wimpern füllt!
Auch in die längsterstorbnen Aeste
Gießt sich ein Leben wunderbar,
Und alle harren seiner Gäste,
Der Blätter lebensfroher Schaar.
Was soll ich denn der Hoffnung wehren,
Daß meiner Zähren Flehn gestillt,
Da ja sogar von warmen Zähren
Der Erde hartes Herz zerquillt?

Kannst du die Millionen Blätter
Aus diesen todten Aesten ziehn

Und aus dem ausgebrannten Wetter
Der Lavafelsen frisches Grün:
Was soll mein Herz zu hart dir scheinen,
Wo doch der gute Wille brennt,
Das sich dir glühend möchte einen,
Wenn es sich starrend von dir trennt?
Und soll nicht, mein allmächt'ger Retter,
Auch mir ein farblos Kraut entblühn,
Da du die Millionen Blätter
Kannst aus den todten Aesten ziehn!

O, möchte nur die Demuth keimen!
Vertrocknet ist die Herrlichkeit.
Wohl durft' ich sonst mir Andres träumen;
Doch wie ein Blitz ist jene Zeit.
Zwar kann ich mich in Reue sehnen,
Ich kann verwerfen meine That,
Doch nicht erfrischen meine Thränen,
Sie fallen sengend auf die Saat;
Und Frost und Hitze muß sich reimen,
Daß keine Blume mir gedeiht.
O, möchte nur die Demuth keimen!
Vertrocknet ist die Herrlichkeit.

So ist doch von den Blumen allen
Marienblümlein milder Art;
Die Blätter erst, die Flocken fallen,
Doch freudig blüht es fort und zart.
Wenn sich des Winters Stürme brechen,
Gleich blickt es freundlich durch den Schnee,
Und naht der Lenz in Regenbächen,
Da steht es in dem kalten See.
O, könnt' ich gläubig niederfallen,
Bis mir das Blümlein offenbart!

Es ist ja von den Blumen allen
Marienblümlein milder Art.

Doch wie das Volk einst vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn,
So fliehen bebend die Gedanken,
Da sie dies reine Bild erspähn.
Was seh ich nur die Feuersäule,
Und nicht die Gnade Gottes drin,
Daß unermeßlich scheint die Steile
Und wie ein Abgrund, wo ich bin?
O Jesus, laß aus diesem Schwanken
Nur nicht das goldne Kalb entstehn,
Wie jenem Volke vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn!

Und kann ich denn kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein!
Ich weiß es wo sie stille ruhten,
Ich scheuchte sie in Schlummer ein,
Da ich gesucht, was Leben kündet.
Doch hast du, Herr, mich ausersehn,
Daß ich soll starr, doch festgegründet
Wie deine Felsenmauern stehn:
So brenne mich in Thatengluten
Wie den Asbest des Felsen rein!
Und kann ich dann kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein.

Am Palmsonntage.

Der Morgenthau will steigen;
Sind denn die Palmen grün?
Auf, laßt mit hellen Zweigen
Uns Ihm entgegen ziehn!
Er will in unser Haus,
In unsre Kammern kommen;
Schon ziehen rings die Frommen
Mit Lobgesang heraus.

Ich kann nicht mit euch gehen,
Mir ist der Odem schwer;
Die Kreuzesfahnen wehen,
Ich folge nimmermehr.
Wie wird so klar die Luft?
O Jesu, süße Helle,
Du kömmst in meine Zelle,
In meine Modergruft!

Was soll ich dir bereiten,
Du wunderlieber Gast?
Ich möchte dich verleiten
Zu langer Liebesrast.
Wohlan, ich schmücke dich,
Will dich mit Blumen binden;
Du sollst dich nicht entwinden,
Das weiß ich sicherlich.

Aus deiner Mutter Rechten
Will ich um deinen Fuß

Die reine Lilie flechten
Mit demuthsvollem Gruß.
Daß ich dich feßle ganz
Mit Liebesblumenringen,
Will um dein Haupt ich schlingen
Den heil'gen Rosenkranz.

Den Boden will ich streuen
Mit Palmen ganz und gar,
Mein Leiden dir zu weihen,
Was ich in diesem Jahr
Oft still, oft schwerer trug.
Es liegt zu deinen Füßen,
Es soll mich nicht verdrießen,
Dein Will' ist mir genug!

Wie soll ich mich doch finden
In deine Liebesmacht,
Daß du an meine Sünden
So gar nicht hast gedacht!
Ich lasse nicht von dir,
Mußt du gleich wieder scheiden,
Ich fühl' es wohl in Freuden,
Du kömmst noch oft zu mir.

Am Montag in der Charwoche.

Evang.: Vom verdorrten Feigenbaume.

Wie stehst du doch so dürr und kahl,
Die trocknen Adern leer,
O Feigenbaum!
Ein Todtenkranz von Blättern fahl
Hängt rasselnd um dich her
Wie Wellenschaum.
O Mensch, ich muß hier stehn, ich muß
Dich grüßen mit dem Todesgruß,
Daß du das Leben fassest,
Es nicht entlassest!

Wie halt ich denn das Leben fest,
Daß es mir nicht entrinnt,
O Feigenbaum?
O Mensch, der Wille ist das Best,
Die wahre Treu gewinnt!
Hältst du im Zaum
Die Hoffahrt und die Zweifelsucht,
Die Lauheit auch in guter Zucht:
Muß dir in diesem Treiben
Das Leben bleiben.

Wie bist du denn so völlig todt,
So ganz und gar dahin,
O Feigenbaum?
O Mensch, wie üpp'ges Morgenroth

Ließ ich mein Leben ziehn
Am Erdensaum,
Und weh, und dachte nicht der Frucht!
Da hat mich Gott der Herr verflucht,
Daß ich muß allem Leben
Ein Zeugniß geben.

Wer hat dir Solches zubereit
Durch heimlichen Verrath,
O Feigenbaum?
O Mensch, des Herren Aug sieht weit,
Es sieht des Würmleins Pfad
In Blattes Flaum!
Ihm kannst du nicht entdecken noch
Entziehn, er sieht und weiß es doch;
Es lag schon auf der Wage
Am ersten Tage.

Du starbest wohl vor langer Zeit,
Weil du so dürr und leer,
O Feigenbaum?
O Mensch, des Herren Hand reicht weit,
Und ist so schnell und schwer,
Du siehst es kaum!
Er nimmt dir seines Lebens Hauch,
Du mußt vergehn wie Dunst und Rauch,
Er braucht nicht Wort noch Stunden,
Du bist verschwunden.

Wo bleibt denn seine große Huld,
Was fruchtet denn die Reu,
O Feigenbaum?
O Mensch, gedenk an deine Schuld,
Gedenk an seine Treu!
Schau, in den Raum

Hat er mich gnadenvoll gestellt,
Daß ich durch seine weite Welt
Aus meines Elends Tiefe
Dir warnend riefe.

Steht denn kein Hoffen mehr bei dir,
Kein Hoffen in der Noth,
O Feigenbaum?
O Mensch, kein Hoffen steht bei mir;
Denn ich bin todt, bin todt!
O Lebenstraum,
Hätt ich dein schweres Sein gefühlt,
Hätt ich nicht frech mit dir gespielt:
Ich stände nicht gerichtet,
Weh mir, vernichtet!

Am Dienstag in der Charwoche.

Evang.: Von der Nächstenliebe.

„Gleich deiner eignen Seelen
Sollst du den Nächsten lieben!"
O Herr, was wird noch fehlen,
Bevor dein Wort erfüllt!
So muß denn all mein Denken
Mich rettungslos betrüben;
Wie sich die Augen lenken,
Steht nur der Thorheit Bild.

Mein Herr, ich muß bekennen,
Daß, wenn in tiefsten Gründen
Oft meine Sünden brennen,
Mich diese nie gequält;
So ist denn all den Flecken,
Die meine Brust entzünden,
Des Uebermuthes Schrecken
Noch tödtend beigezählt!

Und hast du mich verlassen,
Mein rügendes Gewissen,
Weil ich dich wie zu hassen
In meinen Aengsten schien?
O schärfe deine Qualen,
Und laß mich ganz zerrissen,
Bedeckt mit blut'gen Malen,
Vor Gottes Augen glühn!

Sprich! wolltest du mich trügen?
Und kann der Heller Klingen
Dein feiles Wort besiegen,
Die ich der Armuth bot?
O Gold, o schnöde Gabe,
Die Alles soll erringen,
So trägst du mir zu Grabe
Mein Letztes in der Noth!

Wie oft drang die Versteckte,
Die Sinnlichkeit, zu spenden,
Wenn mich ein Antlitz schreckte,
Vom Elend ganz verzerrt;
Und mußt es bald entrinnen
Den arbeitlosen Händen,
Den rathlos irren Sinnen,
In Jammer ausgedörrt.

O Gold, o schnöde Gabe,
Wie wenig magst du frommen!
Magst läuten nur zu Grabe
Das letzte Gnadenwehn.
So hast du sonder Gleichen
Die Liebe mir genommen,
Daß ich kann lächelnd reichen,
Wo Gottes Kinder sehn.

Ihr Sinne sprecht, ihr scheuen,
Was habt ihr euch entzogen?
Muß euch nicht Alles freuen,
Was euch nur freuen mag?
In flatterndem Verlangen
Habt ihr die Lust gesogen,
Indeß die Noth vergangen
An eurem Jubeltag!

So hab' ich deine Pfunde
In Frevelmuth vergeudet,
Und für der Armuth Wunde
War mir ein Heller gut!
Das wird an mir noch zehren,
Wenn Leib und Seele scheidet,
Wird kämpfen mir zu wehren
Den letzten Todesmuth.

Ich müßte wohl verzagen,
Ich habe viel verbrochen.
Doch da du mich getragen,
Mein Gott, bis diesen Tag,
Wo meiner Seele Grauen
In fremder Kraft gebrochen:
Wie soll sie dem nicht trauen,
Der ihre Bande brach!

Am Mittwochen in der Charwoche.

Evang.: Von der Auferstehung der Todten.

Wohl, so will ich vorwärts gehen
Mit der schwergepreßten Brust;
Wird doch Alles mir bewußt,
Wenn die Todten auferstehen.
Und so lange muß ich tragen,
Dies ist meine größte Noth,
All' die übermüth'gen Fragen,
Die mich drücken in den Tod.

Wie ein Leib, der längst entfaltet
Durch der Pflanze milden Saft
In erneuter Lebenskraft
In den zweiten Leib gestaltet,
Wie er wieder mag erscheinen,
Von dem Andern unverwehrt,
Der ihn trug in den Gebeinen,
Und vom Dritten längst verzehrt?

Was vom Guten, was vom Bösen
In der Seele mannigfalt?
Wie die heiligste Gewalt
Sich in Erdenlust will lösen,
Daß in jenen zarten Stunden,
Wo wir wie mit Gott vereint,
Uns am schwächsten oft gefunden
Jener ewig rege Feind?

Und noch viele andre Dinge,
Die mir nicht zu wissen Noth

Und mich drücken in den Tod,
Ach, dem Frommen gar geringe!
Doch in meinem leeren Herzen,
Sonder Wahrheit, sonder Rast,
Lagern sie zu dumpfen Schmerzen,
Eine spitze Felsenlast.

Herr, ich kann sie nicht verbannen,
Nur verschließen fest und treu;
Und das Leben rauscht vorbei,
Und dein Tag treibt sie von dannen!
Sieh, so kann ich gläubig sagen;
Aber meine Seele steht,
Wenn der Tag von allen Tagen
Furchtbar mir vorüber geht.

Wie wenn in beklemmter Schwüle
Eine schwarze Wolkenmacht
Schwärzer dunkelt durch die Nacht,
Daß wir um des Wetters Kühle
Flehn mit allen seinen Schrecken:
Liegt in deiner Ewigkeit,
Wie ein heißer dunkler Flecken,
Jene namenlose Zeit.

Aber wie mit Eisenketten
Schließ' ich meine Augen fest,
An die Felsenwand gepreßt,
Vor dem Schwindel mich zu retten.
Und so will ich vorwärts gehen
Mit der schwerbeladnen Brust;
Wenn die Todten auferstehen,
Wird doch Alles mir bewußt.

Am Grünendonnerstage.

Evang.: Von der Fußwaschung.

O Wundernacht, ich grüße!
Herr Jesus wäscht die Füße.
Die Luft ganz stille stand;
Man hört den Athem hallen
Und wie die Tropfen fallen
Von seiner heil'gen Hand.

Da Jesus sich thut beugen,
Ins tiefe Meer sich neigen
Wohl Inseln diesem Gruß.
Ist er so tief gestiegen,
So muß ich ewig liegen
Vor meines Nächsten Fuß.

Herr, ob sich gleich bethöret
Die Seele mein empöret
Vor aller Niedrigkeit,
Daß ich vielmehr mein Leben
In Qualen aufzugeben
Für deinen Ruhm bereit:

So gib, daß ich nicht klage,
Wenn du in meine Tage
Hast alle Schmach gebannt;
Laß brennen meine Wunden,

So du mich stark befunden
Zu solchem harten Stand!

O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angst mir vor den Schergen,
Die du vielleicht gesandt
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu tödten den Verstand!

Es ist mir oft zu Sinnen,
Als wolle schon beginnen
Dein schweres Strafgericht;
Als dämmre eine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geistes Licht.

Doch wie die Schmerzen schwinden,
Die mein Gehirn entzünden,
So flieht der Nebelduft,
Und mit geheimem Glühen
Fühl' ich mich neu umziehen
Die frische starke Luft.

Mein Jesu, darf ich wählen,
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir so benommen,
Ob auch zu meinem Frommen,
Die Menschenherrlichkeit.

Doch ist er so vergiftet,
Daß es Vernichtung stiftet,
Wenn er mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,

Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geist.

Hast du es denn beschlossen,
Daß ich soll ausgegossen
Ein todt Gewässer stehn
Für dieses ganze Leben:
So will ich denn mit Beben
An deine Prüfung gehn.

Am Charfreitage.

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen;
Ach, der Tag will euch nicht taugen,
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen süßes Scheinen;
Weinet, weinet, unverdrossen,
Könnt doch nie genugsam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat sie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Thränen fallen stille.
Und ich will noch Freude saugen
Aus der Welt, der hellen, schönen?
Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen!

Still, Gesang und alle Klänge,
Die das Herze fröhlich machen!
Kreuz'ge, kreuz'ge, brüllt die Menge,
Und die Pharisäer lachen.
Jesu mein, in deinen Schmerzen
Kränkt dich ihre Schuld vor Allen;
Ach, wie ging es dir zu Herzen,
Daß so Viele mußten fallen!

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind so ganz und gar erschrocken,

Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Aeuglein trocken,
Sitzen traurig in den Zweigen,
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, ihn sengt in seinen Qualen
Noch des Durstes heiße Flamme,
Daß er laut vor Schmerz muß klagen,
Erd' und Himmel muß erbleichen,
Da die Henkersknecht' es wagen
Gall' und Essig ihm zu reichen.

Weiche Polster, seidne Kissen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr so gar zerrissen
Muß am harten Kreuze hangen?
O wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn und Nagel, Ruth' und Spieße!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß sein heilig Blut es schließe.

In der Erde alle Todten
Fahren auf wie mit Entsetzen,
Da sie mit dem heil'gen rothen
Blute sich beginnt zu netzen;
Können nicht mehr ruhn, die Todten,
Wo sein köstlich Blut geflossen;
Viel zu heilig ist der Boden,
Der so theuren Trank genossen.

Er, der Herr in allen Dingen,
Muß die eigne Macht besiegen,

Daß er mit dem Tod kann ringen
Und dem Tode unterliegen.
Gänzlich muß den Kelch er trinken;
Menschenkind, kannst du's ertragen?
Seine süßen Augen sinken,
Und sein Herz hört auf zu schlagen.

Als nun Jesu Herz thut brechen,
Bricht die Erd' in ihren Gründen,
Bricht das Meer in seinen Flächen,
Bricht die Höll' in ihren Schlünden;
Und der Felsen harte Herzen
Brechen all' mit lautem Knalle;
Ob in Wonne, ob in Schmerzen?
Bricht's der Rettung, bricht's dem Falle?

Und für wen ist denn gerungen
In den qualenvollen Stunden,
Und der heil'ge Leib durchdrungen
Mit den gnadenvollen Wunden?
Herz, mein Herz, kannst du nicht springen
Mit den Felsen und der Erde,
Nur, daß ich mit blut'gen Ringen
Neu an ihn gefesselt werde!

Hast du denn so viel gegeben,
Herr, für meine arme Seele,
Ist ihr ewig, ewig Leben
Dir so werth trotz Schuld und Fehle:
Ach, so laß sie nicht gefunden
Sein, um tiefer zu vergehen!
Laß sie deine heil'gen Wunden
Nicht dereinst mit Schrecken sehen!

Am Charsamstage.

Tiefes, ödes Schweigen,
Die ganze Erd' wie todt!
Die Lerchen ohne Lieder steigen,
Die Sonne ohne Morgenroth.
Auf die Welt sich legt
Der Himmel matt und schwer,
Starr und unbewegt
Wie ein gefrornes Meer.
O Herr, erhalt' uns!

Meereswogen brechen,
Sie toben sonder Schall;
Nur die Menschenkinder sprechen,
Doch schaurig schweigt der Widerhall.
Wie versteinet steht
Der Aether um uns her,
Dringt wohl kein Gebet
Durch ihn zum Himmel mehr.
O Herr, erhalt' uns!

Sünden sind geschehen
Für jedes Wort zu groß,
Daß die Erde müßt' vergehen,
Trüg sie nicht Jesu Leib im Schooß.
Noch im Tod voll Huld
Erhält sein Leib die Welt,
Daß in ihrer Schuld

Sie nicht zu Staub zerfällt.
O Herr, verschon' uns!

Jesus liegt im Grabe,
Im Grabe liegt mein Gott!
Was ich von Gedanken habe,
Ist doch dagegen nur ein Spott.
Kennt in Ewigkeit
Kein Jesus mehr die Welt?
Keiner der verzeiht,
Und keiner der erhält?
O Herr, errett' uns!

Ach, auf jene Frommen,
Die seines Heils geharrt,
Ist die Glorie gekommen
Mit seiner süßen Gegenwart.
Harrten seiner Huld,
Vergangenheit die Zeit,
Gegenwart Geduld,
Zukunft die Ewigkeit.
O Herr, erlöf' uns!

Lange, lange Zeiten
In Glauben und Vertraun
Durch die unbekannten Weiten
Nach unbekanntem Heil sie schaun;
Dachten sich so viel,
Viel Seligkeit und Pracht;
Ach, es war wie Spiel,
Von Kindern ausgedacht.
O Herr, befrei uns!

Herr, ich kann nicht sprechen
Vor deinem Angesicht!

Laß die ganze Schöpfung brechen,
Diesen Tag erträgt sie nicht!
Ach, was naht so schwer?
Ist es die ew'ge Nacht?
Ist's ein Sonnenmeer
In tausend Strahlenpracht?
O Herr, erhalt uns!

Am Ostersonntage.

O jauchze, Welt, du hast ihn wieder,
Sein Himmel hielt ihn nicht zurück!
O jauchzet, jauchzet, singet Lieder!
Was dunkelst du, mein sel'ger Blick?

Es ist zu viel, man kann nur weinen,
Die Freude steht wie Kummer da;
Wer kann so großer Lust sich einen,
Der all so große Trauer sah?

Unendlich Heil hab ich erfahren
Durch ein Geheimniß voller Schmerz,
Wie es kein Menschensinn bewahren,
Empfinden kann kein Menschenherz.

Vom Grabe ist mein Herr erstanden
Und grüßet Alle die da sein;
Und wir sind frei von Tod und Banden
Und von der Sünde Moder rein.

Den eignen Leib hat er zerrissen,
Zu waschen uns mit seinem Blut;
Wer kann um dies Geheimniß wissen
Und schmelzen nicht in Liebesglut?

Ich soll mich freun an diesem Tage
Mit deiner ganzen Christenheit,

Und ist mir doch, als ob ich wage,
Da Unnennbares mich erfreut.

Mit Todesqualen hat gerungen
Die Seligkeit von Ewigkeit;
Gleich Sündern hat das Graun bezwungen
Die ewige Vollkommenheit.

Mein Gott, was konnte dich bewegen
Zu dieser grenzenlosen Huld!
Ich darf nicht die Gedanken regen
Auf unsre unermeßne Schuld.

Ach, sind denn aller Menschen Seelen,
Wohl sonst ein überköstlich Gut,
Sind sie es werth, daß Gott sich quälen,
Ersterben muß in Angst und Glut?

Und sind nicht aller Menschen Seelen
Vor ihm nur eines Mundes Hauch?
Und ganz befleckt von Schmach und Fehlen,
Wie ein getrübter dunkler Rauch?

Mein Geist, o wolle nicht ergründen,
Was einmal unergründlich ist;
Der Stein des Falles harrt des Blinden,
Wenn er die Wege Gottes mißt.

Mein Jesus hat sie werth befunden
In Liebe und Gerechtigkeit;
Was will ich ferner noch erkunden?
Sein Wille bleibt in Ewigkeit!

So darf ich glauben und vertrauen
Auf meiner Seele Herrlichkeit!

So darf ich auf zum Himmel ſchauen
In meines Gottes Aehnlichkeit!

Ich ſoll mich freun an dieſem Tage:
Ich freue mich, mein Jeſu Chriſt!
Und wenn im Aug' ich Thränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude iſt.

Am Ostermontage.

Evang.: Von den Jüngern, die nach Emmaus gingen.

Herr, eröffne mir die Schrift,
Deiner Worte Liebesmorgen,
Daß er leis' im Herzen trifft,
Was gewißlich drinn verborgen.
Weiß es selber nicht zu finden,
Bin doch aller Hoffnung voll:
O, die Wolken werden schwinden,
Wenn die Sonne scheinen soll!

Soll der Glaube ferne sein,
Da die Liebe nicht verloren,
Da in Nächten stiller Pein
Mir die Hoffnung neu geboren?
Du mein Gott der Huld und Treue,
Den des Würmleins Krümmen rührt,
Hättest du umsonst die Reue
In dies starre Herz geführt?

Nein, mein Herr, das hast du nicht,
Deine Seelen sind dir theuer;
Wo nur noch ein Fünklein spricht,
Nahst du gern mit deinem Feuer.
O, ich fühl es wohl, wie leise
Sich das neue Leben regt,
An der Gnade zarte Speise
Seine schwachen Lippen legt.

Manches ist mir wunderbar,
Manches muß mir dunkel scheinen;
Doch in deiner Liebe klar
Wird sich Alles freudig einen.
War der Nebel nur des Bösen,
Was als Nacht mich zagen ließ:
Wie sich meine Sünden lösen,
Tret ich aus der Finsterniß.

Herr, mit Thränen dank ich dir
Für dein übergnädig Walten,
Daß du deinen Glauben mir
In der Sünde vorenthalten;
Ach, ich hätte wie im Grimme
Neue Frevel nur erspäht,
Bis mir des Gewissens Stimme
Von dem Sturme überweht.

Deine Gnad ist weich und warm,
Mag der Sorgfalt nicht entbehren,
Und mein Herz war kalt und arm
Solchen zarten Gast zu nähren.
Aber wie die Quellen springen,
Losgerissen von dem Weh,
Taucht sie sich mit milden Schwingen
In den heißen rothen See.

Herr, ich habe viel geweint,
Daß ich oft wie zu zergehen
In der Seelennoth gemeint,
Und wie ist mir heut geschehen!
Daß ich gar so voll der Freuden
Und mich keine Angst bezwingt,
Ob mir gleich das alte Leiden
Riesig an die Seele dringt.

Und bei deinem heil'gen Buch,
Was mir heute fast wie offen,
Denk ich keinen einz'gen Fluch,
Kann nur lieben, kann nur hoffen,
Seh dich nur als Kindlein neigen,
Alles lieblich, Alles lind;
Deine harten Worte schweigen,
Und ich weiß nicht, wo sie sind.

Das ist nur für diesen Tag,
O, viel anders wird es kommen;
Denn zu groß ist meine Schmach,
Solche Lust kann ihr nicht frommen;
Hast nur deinen Blitz gesendet,
Daß nicht irr in meiner Pein
Ich mich wieder zugewendet
Dem verlassnen Götzenhain.

Du unendlich süßes Glück,
Muß ich wieder dich verlieren,
Laß mir nur dein Bild zurück,
In dem Grolle mich zu rühren!
Oder, Herr, soll dieser Stunde
Ueberschwenglich Heil erstehn,
O, so laß des Grolles Wunde
Mir als Trauer offen gehn!

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Evang.: Jesus geht durch verschlossene Thüren und spricht: Der Friede sei mit Euch!

Und hast du deinen Frieden denn gegeben
An Alle, die sich sehnen um dein Heil,
So will ich meine Stimme auch erheben:
Hier bin ich, Vater, gib mir auch mein Theil!
Warum sollt' ich, ein ausgeschlossnes Kind,
Allein verschmachtend um mein Erbe weinen?
Warum nicht sollte deine Sonne scheinen,
Wo doch im Boden gute Keime sind?

Oft mein ich zwar, zum Beten sei genommen
Mir alles Recht, da es so trüb und lau;
Mir könne nur geduldig Harren frommen
Und starrer Aufblick zu des Himmels Blau:
Doch Herr, der du dem Zöllner dich gesellt,
O laß nicht zu, daß ich in Nacht verschwimme;
Dem irren Lamme ruft ja deine Stimme,
Und um den Sünder kamst du in die Welt.

Wohl weiß ich, wie es steht in meiner Seelen,
Wie glaubensarm, wie trotzig und verwirrt.
Wohl weiß ich, daß sich manches mochte hehlen;
Ich fühle, wie es durch die Nerven schwirrt,
Und kraftlos folg' ich seiner trüben Spur.
Mein Helfer, was ich nimmer mag ergründen,
Du kennst es wohl, du weißt es wohl zu finden,
Du bist der Arzt, ich bin der Kranke nur.

Und hast du tief geschaut in meine Sünden,
Wie nicht ein Menschenauge schauen kann;
Hast du gesehn, wie in den tiefsten Gründen
Noch schlummert mancher wüste, dunkle Wahn:
Doch weiß ich auch, daß keine Thrän' entschleicht,
Die deine treue Hand nicht hat gewogen,
Und daß kein Seufzer dieser Brust entflogen,
Der dein barmherzig Ohr nicht hat erreicht.

Du, der verschloßne Thüren kann durchdringen,
Sieh, meine Brust ist ein verschloßnes Thor.
Zu matt bin ich, die Riegel zu bezwingen;
Doch siehst du, wie ich angstvoll steh' davor.
Brich ein, brich ein! O komm mit deiner Macht,
Gieb mir die Kräfte, die du mir entzogen;
O laß mich schauen deinen Friedensbogen,
Und deine Sonne leucht' in meine Nacht!

Nicht weich' ich, eh ich einen Schein gesehen,
Und wär er schwach wie Wurmes Flimmer auch;
Und nicht von dieser Schwelle will ich gehen,
Bis ich vernommen deiner Stimme Hauch.
So sprich, mein Vater, sprich denn auch zu mir
Mit jener Stimme, die Maria nannte,
Als sie verkennend, weinend ab sich wandte,
O sprich: „Mein Kind, der Friede sei mit dir!"

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Evang.: Vom guten Hirten.

Ein guter Hirt läßt seine Schafe nimmer!
O wehe, Hirt! den ein verkümmert Lamm
Einst klagend nennen wird mit Angstgewimmer,
Ein blutend wundes, eins voll Wust und Schlamm.
Was willst du sagen? Schweig!
Dein Wort ist todt, der Stirne Zeichen Cains gleich.

Weh' Fürsten euch! die ihr des Volkes Seelen
Gen Vortheil wägt und irdisches Gedeihn.
Weh', Eltern! denen Kindes glänzend Fehlen
Weit lieber ist, als Einfalt sonder Schein.
Ihr warbt euch das Gericht;
Sprecht nicht von Ehre! Eure kennt man drüben nicht.

Hausväter, wehe! die ein dienend Wesen
Nur an sich nahmen wie gedingten Leib;
Unwürdig seid zu Hirten ihr erlesen
Freundlosem Manne, unberathnem Weib.
Habt ihr gewußt und schwiegt?
Seht, jeder Flecken brandig an der Hand euch lügt!

Und wehe, wehe Allen! deren Händen
Ward anvertraut ein überschwenglich Gut.
Weh' Lehrer euch! die Herzen, leicht zu wenden,
Vergiftet habt mit Hohn und Uebermuth.
Die Pfund', euch vorgestreckt,
Nicht wohl vergrubt ihr sie, habt sie mit Rost befleckt.

Doch bist du frei? darfst du so kühn denn sprechen
Das Bannwort über tausend Menschen aus?
Wem Kron' und Macht, wem Haus und Hof gebrechen,
Schließt ihn die Pflicht von ihren Schranken aus?
Denk' nach, schwer ist die Frag';
Um dein und fremde Seele gilt's: denk' nach!

Wenn Kinderohr an deinen Lippen hänget,
Wenn Kinderblick in deinen Augen liest,
Wenn jedes kecke Wort, das vor sich dränget,
Wie glühend Blei in zarte Ohren fließt:
Bist du dann nicht der Hirt?
Ist dein die Schuld nicht, wenn das arme Lamm verirrt?

Und wenn ein schwach Gemüth, ein stumpfes Sinnen
Neugierig horcht auf jedes Wort von dir,
Um alles möchte Gleichheit sich gewinnen,
Aufzeichnet jede Miene mit Begier:
O, spricht nicht dies Gesicht:
Ich acht' auf dich, bei Gott! verdirb mich nicht?

Hast du mir, Herr, an diesem Tag erschlossen,
Wem nie so ernst zuvor ich nachgedacht,
So ruf' ich denn, in Flehen hingegossen:
Hier ist der Wille, gib mir nun die Macht;
Der Sinn so rasch und leicht —
Leg' deine schwere Hand auf ihn, bis er entweicht!

Gewitter kannst mit deinem Hauch du hemmen,
Aus dürrem Sande Palmeninseln ziehn;
O hilf auch mir den wilden Strom zu dämmen,
Laß nicht an meiner Stirn das Cainszeichen glühn!
Und steht vielleicht es dort,
Nimm meine Thränen, Herr, und lösch' es fort!

Am dritten Sonntage nach Ostern.

„Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehen."

Ich seh dich nicht!
Wo bist du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannst du nicht wehen, daß mein Ohr es hört?
Was wirbelst, was verflatterst du wie Rauch,
Wenn sich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?
Mein Wüstenlicht,
Mein Aaronsstab, der lieblich könnte grünen,
Du thust es nicht;
So muß ich eigne Schuld und Thorheit sühnen.

Heiß ist der Tag;
Die Sonne prallt von meiner Zelle Wand.
Ein traulich Vöglein flattert ein und aus;
Sein glänzend Auge fragt mich unverwandt:
Schaut nicht der Herr zu diesen Fenstern aus?
Was fragst du nach?
Die Stirne muß ich senken und erröthen.
O bittre Schmach!
Mein Wissen mußte meinen Glauben tödten.

Die Wolke steigt,
Und langsam über den azurnen Bau
Hat eine Schwefelhülle sich gelegt.
Die Lüfte wehn so seufzervoll und lau,
Und Angstgestöhn sich in den Zweigen regt;
Die Heerde keucht.
Was fühlt das stumpfe Thier? Ist's deine Schwüle?

Ich steh' gebeugt;
Mein Herr, berühre mich, daß ich dich fühle!

Ein Donnerschlag!
Entsetzen hat den kranken Wald gepackt.
Ich sehe, wie im Nest mein Vogel duckt,
Wie Ast an Ast sich ächzend reibt und knackt,
Wie Blitz an Blitz durch Schwefelgassen zuckt.
Ich schau' ihm nach;
Ist's deine Leuchte nicht, gewaltig Wesen?
Warum denn, ach,
Warum nur fällt mir ein, was ich gelesen?

Das Dunkel weicht,
Und wie ein leises Weinen fällt herab
Der Wolkenthau; Geflüster fern und nah.
Die Sonne senkt den goldnen Gnadenstab,
Und plötzlich steht der Friedensbogen da.
Wie? Wird denn feucht
Mein Auge? Ist nicht Dunstgebild der Regen?
Mir wird so leicht!
Wie? Kann denn Halmes Reibung mich bewegen?

Auf Bergeshöhn
Stand ein Prophet und suchte dich wie ich:
Da brach ein Sturm der Riesenfichte Ast,
Da fraß ein Feuer durch die Wipfel sich;
Doch unerschüttert stand der Wüste Gast.
Da kam ein Wehn
Wie Gnadenhauch, und zitternd überwunden
Sank der Prophet
Und weinte laut und hatte dich gefunden.

Hat denn dein Hauch
Verkündet mir, was sich im Sturme barg,

Was nicht im Blitze sich enträthselt hat:
So will ich harren auch. Schon wächst mein Sarg,
Der Regen fällt auf meine Schlummerstatt!
Dann wird wie Rauch
Entschwinden eitler Weisheit Nebelschemen,
Dann schau ich auch,
Und meine Freude wird mir niemand nehmen.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

„Ich gehe zu Dem, der mich gesandt hat."

Nicht eine Gnadenflamme hehr
Vor deinem Volke soll ich gehn;
Nein, ein versteinert Leben schwer
Wie Sodoms Säule muß ich stehn
Und um mich her
Die Irren träumend schwanken sehn.

Und ob auch Oede mich umgibt,
Und ob mich würgt der Nebel fast,
Mir Wirbelsand die Augen trübt,
Doch weiß ich, daß mein Sinn dich faßt,
Daß er dich liebt,
Und daß du mich gesendet hast.

Den Lebenshauch halt ich von dir,
Unsterblich hast du mich gemacht;
Nicht Glut, nicht Dürre schadet mir.
Ich weiß, ich bin in deiner Wacht,
Und muß ich hier
Auch stehn wie ein Prophet der Nacht.

Ich hebe meine Stimme laut
Ein Wüstenherold für die Noth:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenroth.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!

Nur aufgeschaut, nur nicht zurück!
Laßt Menschenweisheit hinter euch!
Sie ist der Tod; ihr schnödes Glück
Ist übertünchtem Grabe gleich.
O hebt den Blick!
Der Himmel ist so mild und reich.

Könnt ich mein Auge heben nur,
Mein steinern Auge zu dem Blau:
Wie sög' ich aus der Himmelsflur
So liebekrank den milden Thau!
Doch hat Natur
Und Schuld verschlossen mir die Brau.

Ob nimmer sich die Rinde hebt?
Ach einmal, einmal muß es sein!
Wenn Sodoms Säule sich belebt,
Dann bricht auch meine Stunde ein,
Wenn es durchbebt
Den armen blutberaubten Stein.

Dann soll ich wissen, was ich bin,
Warum so todesstarr und matt;
Dann weiß ich, was den klaren Sinn
Getrieben zu der öden Statt;
Dann knie ich hin
Vor dem, der mich gesendet hat.

Am fünften Sonntage nach Ostern.

„Aber Solches habe ich zu Euch geredet, damit, wenn die Stunde kömmt, Ihr daran gedenket, daß ich es Euch gesagt habe."

Erwacht! der Zeitenseiger hat
Auf die Minute sich gestellt;
Dem rostigen Getriebe matt
Ein neues Rad ist zugesellt;
Die Feder steigt, der Hammer fällt.

Wie den Soldaten auf der Wacht
Die Ronde schreckt aus dumpfer Ruh,
So durch gewitterschwüle Nacht
Ruft uns die Glockenstimme zu:
Wie nennst du dich? Wer bist denn du?

Und Mancher, der im langen Traum
Den eignen Namen fast verschlief,
Stieß nun von sich den schnöden Flaum
Und hastig die Parole rief,
So ernst die Glocke sprach und tief.

Wer möchte sich in solcher Zeit
Von deinem Heere schließen aus?
Was Lenz und Sonne hat zerstreut,
Das sucht im Sturme wohl sein Haus,
Nur Vagabunden bleiben draus.

Dem Kleinsten ward sein wichtig Theil,
Umsonst hat Keiner seinen Stand.

Mag, was da hoch, zu Kraft und Heil
Uns leuchten von der Zinne Rand,
Doch nur die Masse schützt das Land.

Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt:
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Gleich ob es dunkelt oder hellt.

Thu nur ein Jeder, was er kann,
Daß hülfreich stehe Schaft an Schaft;
Der Niedre schließe treulich an,
Der Hohe zeige seine Kraft:
Dann weiß ich wohl, wer Rettung schafft!

Christi Himmelfahrt.

Er war ihr eigen drei und dreißig Jahr.
Die Zeit ist hin, ist hin!
Wie ist sie doch nun alles Glanzes bar,
Die öde Erd, auf der ich athm' und bin!
Warum durft' ich nicht leben, als sein Hauch
Die Luft versüßte, als sein reines Aug
Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?
Warum nicht mich? warum nicht mich allein?
O Herr, du hättest mich gesegnet auch!

Dir nachgeschlichen wär' ich überall
Und hätte ganz von fern,
Verborgen von gebüschesgrünem Wall,
Geheim betrachtet meinen liebsten Herrn.
Zu Martha hätt ich bittend mich gewandt
Um einen kleinen Dienst für meine Hand:
Vielleicht den Herd zu schüren dir zum Mahl,
Zum Quell zu gehn, zu lüften dir den Saal —
Du hättest meine Liebe wohl erkannt.

Und draußen in des Volkes dichtem Schwarm
Hätt' ich verstedt gelauscht,
Und deine Worte, lebensreich und warm,
So gern um jede andre Lust getauscht;
Mit Magdalena hätt' ich wollen knien,
Auch meine Thräne hätte sollen glühn
Auf deinem Fuß; vielleicht dann, ach vielleicht

Wohl hätte mich dein selig Wort erreicht:
Geh hin, auch deine Sünden sind verziehn!

Umsonst! Und zwei Jahrtausende nun fast
Sind ihrem Schlusse nah,
Seitdem die Erde ihren süßen Gast
Zuletzt getragen in Bethania.
Schon längst sind deine Märtyrer erhöht,
Und lange Unkraut hat der Feind gesät;
Gespalten längst ist deiner Kirche Reich,
Und trauernd hängt der mühbeladne Zweig
An deinem Baume; doch die Wurzel steht.

Geboren bin ich in bedrängter Zeit;
Nach langer Glaubenskraft
Hat nun verschollner Frevel sich erneut;
Wir tragen wieder fast vergeßne Last,
Und wieder deine Opfer stehn geweiht.
Ach ist nicht Lieben seliger im Leid?
Bist du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo Drei in deinem Namen sind vereint,
Als Tausenden im Schmuck und Feierkleid?

'S ist sichtbar, wie die Glaubensflamme reich
Empor im Sturme schlägt,
Wie Mancher, der zuvor Nachtwandlern gleich,
Jetzt frisch und kräftig seine Glieder regt.
Gesundet sind die Kranken; wer da lag
Und träumte, ward vom Stundenschlage wach;
Was sonst zerstreut, verflattert in der Welt,
Das hat um deine Fahne sich gestellt,
Und jeder alte, zähe Firniß brach.

Was will ich mehr? Ist es vergönnt dem Knecht,
Die Gabe seines Herrn

Zu meistern? Was du thust, das sei ihm recht!
Und ist dein Lieben auch ein Flammenstern,
Willst läutern du durch Glut, wie den Asbest,
Dein Eigenthum von fauler Flecken Pest:
Wir sehen deine Hand und sind getrost,
Ob über uns die Wetterwolke tost,
Wir sehen deine Hand und stehen fest.

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

„Ihr sollt in meinem Namen bitten. —
Jetzt wissen wir, daß Du Alles weißt."

In seinem Namen darf ich beten,
Er hat es selber mir gesagt;
Mit seinem Gnadenstempel treten
Vor ihren Schöpfer darf die Magd.
O süßes Anrecht mir gegeben!
O Zuversicht, die ihm entsprießt!
Wie weiß ich heut von keinem Beben,
Wo mich sein Sonnenschein umfließt!

So tret' ich denn in Jesu Namen,
Mein Schöpfer, vor dein Angesicht;
Wo stehn die Blinden und die Lahmen,
Dort ist mein Platz und mein Gericht.
Und bin ich der Geringsten Eine,
Die knieen unter seinem Schild:
Für Alle, Alle ist ja deine
So überreiche Hand gefüllt.

Vertrauend will ich zu dir nahen,
Und spräch auch Thörichtes mein Mund,
Nur Gnädiges werd' ich empfahen,
Du wirst mir geben was gesund.
Ob schwach und irrend die Gedanken,
Vertrauend bring' ich sie dir dar,
Und ziehen wirst du selbst die Schranken
Und treu mein Bestes nehmen wahr.

Ich bitte nicht um Glück der Erden,
Nur um ein Leuchten nun und dann,
Daß sichtbar deine Hände werden,
Ich deine Liebe ahnden kann;
Nur in des Lebens Kümmernissen
Um der Ergebung Gnadengruß:
Dann wirst du schon am besten wissen,
Wie viel ich tragen kann und muß.

Auch nicht um Ruhm will ich dich bitten,
Dem meine Schultern viel zu schwach;
Nur in der Menschenstimmen Mitten
Mir bleibe das Bewußtsein wach,
Daß, wie die Meinung kreist und rennet,
Doch Einer ist, der nimmer irrt,
Und jedes Wort, das ihn nicht kennet,
Mich tausendfach gereuen wird.

Gesundheit, theures Erdenlehen,
Ach, schmerzlich hab' ich dich entbehrt!
Doch nur um dieses mag ich flehen:
Die Seele bleibe ungestört,
Daß nicht die wirbelnden Gedanken
Der kranke Dunst bezwingen mag,
Daß durch der bängsten Nebel Schranken
Ich immer ahnde deinen Tag.

Nicht arm bin ich an Freundesliebe;
Denn Leidenden ist Jeder gut.
Ob stärken, mindern sich die Triebe,
Das stell' ich all in deine Hut.
Nur schütze mich vor jener Milde,
Die meinen Mängeln viel zu still;
Halt du den Spiegel mir zum Bilde,
Wenn Freundes Rechte zögern will!

Ich möchte noch um Vieles bitten,
Doch besser schweigend knie ich hier;
Er, der für mich am Kreuz gelitten,
Mein milder Anwalt steht bei mir.
Ich wandle stets in Finsternissen,
Er war es stets, der Strahlen warf:
Der Alles weiß, sollt' er nicht wissen,
Was seine arme Magd bedarf?

Pfingstsonntag.

Still war der Tag, die Sonne stand
So klar an unbefleckten Tempelhallen;
Die Luft, von Orientes Brand
Wie ausgedörrt, ließ matt die Flügel fallen.
Ein Häuflein sieh, so Mann als Greis,
Auch Frauen knieend; keine Worte hallen,
Sie beten leis!

Wo bleibt der Tröster, treuer Hort,
Den scheidend doch verheißen du den Deinen?
Nicht zagen sie, fest steht dein Wort,
Doch bang und trübe muß die Zeit uns scheinen.
Die Stunde schleicht; schon vierzig Tag
Und Nächte harrten wir in stillem Weinen
Und sahn dir nach.

Wo bleibt er nur, wo? Stund an Stund,
Minute will sich reihen an Minuten.
Wo bleibt er denn? Und schweigt der Mund,
Die Seele spricht es unter leisem Bluten.
Der Wirbel stäubt, der Tiger ächzt
Und wälzt sich keuchend durch die sandgen Fluten,
Die Schlange lechzt.

Da, horch, ein Säuseln hebt sich leicht!
Es schwillt und schwillt und steigt wie Sturmes Rauschen.
Die Gräser stehen ungebeugt;
Die Palme starr und staunend scheint zu lauschen.
Was zittert durch die fromme Schaar,

Was läßt sie bang und glühe Blicke tauschen?
Schaut auf! Nehmt wahr!

Er ist's, er ist's; die Flamme zuckt
Ob jedem Haupt; welch wunderbares Kreisen,
Was durch die Adern quillt und ruckt!
Die Zukunft bricht; es öffnen sich die Schleusen,
Und unaufhaltsam strömt das Wort
Bald Heroldsruf und bald im flehend leisen
Geflüster fort.

O Licht, o Tröster, bist du, ach,
Nur jener Zeit, nur jener Schaar verkündet?
Nicht uns, nicht überall, wo wach
Und Trostes baar sich eine Seele findet?
Ich schmachte in der schwülen Nacht;
O leuchte, eh' das Auge ganz erblindet!
Es weint und wacht.

Pfingstmontag.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, damit Keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe. — Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet."

Ist es der Glaube nur, dem du verheißt,
Dann bin ich todt.
O Glaube, der wie Lebensodem kreißt,
Er thut mir Noth;
Ich hab ihn nicht.
Ach nimmst du statt des Glaubens nicht die Liebe
Und des Verlangens thränenschweren Zoll,
So weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe.
Gebrochen ist der Stab, das Maß ist voll
Mir zum Gericht.

Mein Heiland, der du liebst, wie Niemand liebt
Fühlst du denn kein
Erbarmen, wenn so krank und tiefbetrübt
Auf hartem Stein
Dein Ebenbild
In seiner Angst vergehend kniet und flehet?
Ist denn der Glaube nur dein Gotteshauch?
Hast du nicht tief in unsre Brust gesäet
Mit deinem eignen Blut die Liebe auch?
O sei doch mild!

Ein hartes, schweres Wort hast du gesagt:
Daß, wer nicht glaubt,
Gerichtet ist. Ich seh nicht, wo es tagt;
Doch so beraubt

Läßt er mich nicht,
Der hingab seinen Sohn, den eingebornen,
Für Sünder wie für Fromme allzugleich.
Zu ihm ich schau, die Aermste der Verlornen,
Nur um ein Hoffnungswort; er ist so reich,
Mein Gnadenlicht.

Du, der die Taufe der Begierde hat
So gnädiglich
Besiegelt selbst an Sacramentes Statt:
Nicht zweifle ich,
Du hast gewiß
Den Glauben des Verlangens, Sehnens Weihe
Gesegnet auch, sonst wärst du wahrlich nicht
So groß an Milde und so stark an Treue,
Brächst du ein Zweiglein, draus die Knospe bricht
Und Frucht verhieß.

Was durch Verstandes Irren ich verbrach,
Ich hab es doch
Gebüßt so manche Nacht und manchen Tag;
Was soll ich noch?
Nach meiner Kraft,
Die freilich ich geknickt durch eigne Schulden,
Doch einmal aufzurichten nicht vermag,
Will hoffen ich, will sehnen ich, will dulden;
Dann gibst du Treuer wohl den Glauben nach,
Der Hülfe schafft.

Am ersten Sonntage nach Pfingsten.

(Dreifaltigkeit.)

„Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie Alles halten, was ich Euch gesagt habe; und sehet, ich bin bei Euch bis ans Ende der Welt."

Bin ich getauft in deinem Zeichen,
Du heilige Dreifaltigkeit,
Nun bleibt es mir und kann nicht weichen,
In dieser nicht und jener Zeit.
Ich fühle durch Verstandes Frost,
Durch Menschenwortes Nebelrennen
Es wie ein klares Funkeln brennen
Und zehren an dem alten Rost.

In deinem Tempel will sich's regen,
Wo ich als deine Magd erschien,
Und unter deines Priesters Segen
Fühl' ich es leise Nahrung ziehn.
Wenn eine theure Mutterhand
Das Kreuz mir zeichnet auf die Stirne,
Dann zuckt's lebendig im Gehirne,
Und meine Sinne stehn in Brand.

Ja selbst zu Nacht, wenn Alle schlafen
Und über mich die Angst sich legt,
In der Gedanken öden Hafen
Der Zweifel seine Flagge trägt:

Wie eine Phosphorpflanze noch
Fühl' ich es warm und leuchtend schwellen,
Und über die verstörten Wellen
Legt sich ein leiser Schimmer doch.

Und muß mir zum Gericht gereichen
Die Lebenspflanze mir gesellt,
Die ich versäumte sonder Gleichen
Und dürrem Holze gleichgestellt:
So ist sie in der Sünden Bann,
Des Geistes schwindelnden Getrieben
Mein heimlich Kleinod doch geblieben,
Und angstvoll hängt mein Herz daran.

Ob ich vor deiner Geißel zage:
Nichts kömmt doch dem Bewußtsein gleich,
Daß dennoch ich dein Zeichen trage
Und blute unter deinem Streich.
Fluch Allem, was von dir mich stößt!
Dein will ich sein, von dir nur stammen:
Viel lieber sollst du mich verdammen,
Als daß ein Andrer mich erlöst.

Am Fronleichnamstage.

„Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank."

O fasse Muth; er ist dir nah!
Du hast sein Fleisch, sein heilig Blut
Genossen ja.
O meine arme Seele, fasse Muth;
Er ist ja dein, er ward dein Fleisch und Blut.

Nicht, wie ich sollte, reich und warm
Kam freilich ich zu seinem Mahl:
Ich war ein arm
Zerlumpter Gast; doch zitterte die Qual
In mir des Sehnens; Thränen sonder Zahl

Hab' ich vergossen in der Angst,
Die dennoch Freudeschauer war.
Sprich, warum bangst
Du vor der Arzenei so süß und klar,
Die Leben dir und Frieden bietet dar?

Wohl ist es furchtbar, seinen Gott
Zu einen mit dem sünd'gen Leib;
Es klingt wie Spott.
O Herr, ich bin ein schwach und wirres Weib,
Und stärker als die Seele ist der Leib!

So hab ich schuldbeladen dir
In meiner Sünde mich vereint;

Doch riefst du mir
So laut wie Einem, der um Leben weint;
So ist es Gnade, was von oben scheint.

Und hast du des Verstandes Fluch
Zu meiner Prüfung mir gestellt:
Er ist ein Trug.
Doch hast du selber ja, du Herr der Welt,
Hast selber den Verführer mir gesellt.

Drum trau ich, daß du dessen nicht
Vergessen wirst an jenem Tag,
Daß dein Gericht
Mir sprechen wird: Den Irren seh ich nach;
Dein Herz war willig, nur dein Kopf war schwach.

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten.

„Der Eine sprach: ich habe ein Landhaus gekauft; der Andere sprach: ich habe ein Weib genommen, deshalb kann ich nicht kommen."

Ein Haus hab' ich gekauft, ein Weib hab' ich genommen,
Drum, Herr, kann ich nicht kommen.
Das Haus mein Erdenleib,
Deß ich in Ruh muß pflegen,
Die Poesie das Weib,
Dem ich zu Füßen legen
Will meiner Liebe Frommen
Zu süßem Zeitvertreib.

Gebrechlich ist mein Haus, bedarf gar sehr der Stützen,
Soll es mir ferner nützen.
So lieblich ist die Frau,
Sie zieht mich ohne Maßen
Zu ihrer Schönheit Schau.
Ach ihr mag ich wohl lassen
Der lichten Stunden Blitzen,
Der Träume Dämmerthau.

Was fühl' ich denn so heiß in meinem Busen quellen,
Als wollt es ihn zerschellen?
Was flüstert an mein Ohr?
Mich dünkt es, eine Stimme
Dring' aus dem Bau hervor
Wie in verhaltnem Grimme,
Wie zorngen Meeres Wellen,
Und spricht: O Thor, du Thor!

Kein Haus hast du gekauft, es ward dir nur verpfändet,
Bis jener Faden endet,
Deß Dauer Keiner kennt
Und Keiner mag verlängen,
Die Spindel rollt und rennt.
Ach, jener Stunde Drängen
Hat Keiner noch gewendet,
So tief die Angst ihn brennt!

Nicht lieblich ist die Frau, 's ist eine strenge Norne;
Erzittre ihrem Zorne,
Sie schlürft dein Leben auf.
Und muß es dann entrinnen,
So thu den besten Kauf:
Wohl magst du dir gewinnen,
Was aller Leiden Dorne
Wiegt überschwenglich auf.

Drum sorge ferner nicht um deines Hauses Wände:
Des Eigenthümers Hände
Sind schützend drauf gelegt;
Und wie ein Wuchrer handle,
Um was dein Herz bewegt;
Mit jener Frau verwandle
In Himmelshauch die Spende,
Der dich nach oben trägt!

Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom reichen Manne.

Doch zu dem Reichen
Sprach Abraham: Und hörten nie
Sie Mosen noch Prophetenschaar,
Dann wahrlich nimmer glauben sie,
Stellt sich ein Todter ihnen dar.
So ward die Scheidewand gelegt,
Und auf den Grabstein hat geprägt
Die Ewigkeit ihr stummes Zeichen.

Wie brünstig flehend
Hab' ich so oft in mancher Nacht
An meine Todten mich gewandt,
Wie manchen Stundenschlag bewacht,
Wenn grau und wirbelnd lag das Land!
Und nicht ein Zeichen ward mir je,
Kein Knistern in des Lagers Näh',
Kein Schimmer längs den Wänden gehend.

Hab ich's gefunden
Doch hart und lieblos manchesmal,
Daß das, dem ich so heiß geneigt,
Nicht einen Laut für meine Qual,
Kein Zeichen hatte los und leicht.
An ihrer Statt, so dünkte mich,
Würd' Alles, Alles wagen ich,
Zu lindern des Geliebten Wunden.

Ihr konntet's nimmer!
Ausfechten sollen wir den Kampf

Und bleiben dem Geschick die Macht.
Ich fühl es wohl, der Seele Krampf
Zerrinnen müßte mit der Nacht;
Ja mit dem letzten Nebeltraum
Zerfließen muß des Bösen Schaum:
Drum bleibt die Wahrheit nur ein Schimmer.

O mög' uns bleiben
In diesem grau und trüben Stand,
Wo Schatten lagern überm Licht,
Nur reiner Liebesfackel Brand;
Dann sind wir auch verlassen nicht!
Und wie das Schiff in wüster See
Vertrauend auf des Pharus Näh'
Mag unser Kahn zum Hafen treiben.

Dem reichen Manne
Sprach nicht ein Wort von Zweifels Noth
Die schreckliche Verdammniß aus,
Nein, nur das ungebrochne Brod,
Als ächzend lag vor seinem Haus
Der Arm' und Sieche. Dies allein
Hat lastend wie ein Mühlenstein
Ihn fortgewälzt zu Pein und Banne.

Hier steht die Stelle:
„Und als er in die Qualen kam,
Da hob die Augen er empor,
Sah in der Ferne Abraham,
Umgeben von der Heilgen Chor,
Und Lazarum in seinem Schooß,
Der Schwären frei, der Leiden los;
Er aber — er war in der Hölle."

Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

„Wahrlich, sage ich Euch, im Himmel wird mehr Freude sein über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte."

So ist aus deines heil'gen Buches Schein
Gefallen denn ein Strahl in meine Nacht,
In meines Herzens modergrauen Schacht.
Du gabst ihn, Herr, du hast mir selbst gebracht,
Was ewig meiner Hoffnung Edelstein.

Es ist zu viel, zu viel, ich faß es kaum:
Um meine ganz versunkne Seele, weh,
So öd' und aschig wie Gomorrha's See,
Um sie soll Freude sein in deiner Höh'!
Es ist zu viel, weh mir, es ist ein Traum!

Kann wachsen denn wie des Polypen Arm
Aus Thränen die verlorne Eigenschaft?
Zieht mit der Reue wieder ein die Kraft?
Ist es genug, wenn todt die Leidenschaft
Zerfressen liegt wie von Insektenschwarm?

Ist es genug vor deiner Gnad' und Lieb',
Wenn über das Gebäude ausgebrannt
Sich sehnsuchtsvoll und betend streckt die Hand,
Die Hand, so alle Uebel ausgesandt,
Die Hand, der ach das brand'ge Zeichen blieb?

Und doch hast du ein heilig Wort gesandt
Uns bindend mit gewalt'ger Gnadenpflicht,

Zu glauben gegen eigenes Gericht,
Was stöhnend aus des Herzens Kammern bricht
Und selber die Verwerfung sich erkannt.

Zu glauben, ach wie süß und ach wie schwer!
Weh, nicht auf meine Sünden darf ich schaun,
Soll nicht in ihrem Schlamme das Vertraun
Ersticken wie ein Wild in Sumpfesgraun,
Wie ein Gevögel ob dem todten Meer.

Was du gesprochen, Herr, wer meistert's kühn?
Bist gnäd'ger du, als Menschensinn ermißt,
So bist du, Herr, der Heiland und der Christ;
Und ich, die nur ein matter Schatten ist,
Was darf ich anders thun als glaubend knien?

Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Splitter und Balken.

Ein Abgrund hat sich aufgethan
Dem Auge meiner Seele;
Verdorrt steht meines Lebens Bahn,
Wie ich es mir verhehle;
Die Wahrheit alle Schleier bricht:
Weh mir, die Liebe hab' ich nicht!

Hat sich mein Herz so manchesmal
Verzweifelnd dran gehangen,
Wenn meine Sünden ohne Zahl
Gespenstig auf mich drangen:
Es ist doch wahr und ist kein Traum,
Mein Lieben war nur Dunst und Schaum.

Wem bist du reich? Ist es nicht nur
Der Arme, so sich beuget?
Hast jemals freudiger Natur
Du milde dich geneiget?
Demüthig nur und kummervoll
Erpreßt man dir den schnöden Zoll.

Kalt wie der Tod kannst, wehe dir,
Die Hülfe du versagen,
Wo nur ein üppig Zweiglein dir
Scheint freudig aufzuragen;
Du, den des Nächsten Splitter sticht,
Und siehst den eignen Balken nicht!

Freiwillig hast du nicht gefühlt,
Wie dich die Nerven zwangen,
Wenn, wie elektrisch Feuer spielt,
Die fremden Schmerzen drangen
In deines Körpers schwachen Bau
Zu schnöder ird'scher Thränen Thau.

Freiwillig kam es dir nicht ein,
Daß, ob die Lippe schweiget,
Ob unter zarter Demuth Schein
Sich mild die Rechte zeiget,
Es gibt kein süßer Hochmuthsspiel
Als eigner Güte Selbstgefühl.

Ja soll noch Rettung dir geschehn,
Du mein unsterblich Wesen,
Mußt fest du in den Spiegel sehn,
Mußt ohne Zucken lesen
In deiner Brust die dunkle Schrift;
Viel besser Dolch als schleichend Gift!

Greif an, es ist die höchste Zeit,
Greif an mit muth'gen Händen;
Des Richters Wage liegt bereit,
Dein Lauf wird schleunig enden!
Zeigt jeder Athemzug nicht an,
Wie kurz gemessen deine Bahn?

Wie elend ich nur bin und schwach,
Nie hab' ich es empfunden,
Als da die letzte Stütze brach
In diesen schweren Stunden.
Doch Einen gibt es, Einen doch,
Der Eine kann mich retten noch.

So laß, du aller Sünden Damm,
Du treuster Freund von Allen,
Mich nicht als modermorschen Stamm
So unversehens fallen!
O flöße einen Tropfen Saft
In meine Adern, höchste Kraft!

Daß nur zu den Lebend'gen ich
Darf ganz zuletzt mich stellen,
Nur eben zu den Todten mich
Verzweifelnd nicht gesellen,
Ein Tropfen für die Adern leer,
Du bist ja aller Gnaden Meer!

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Fischfang Petri.

Die ganze Nacht hab ich gefischt
Nach einer Perl in meines Herzens Grund
Und nichts gefangen.
Wer hat mein Wesen so gemischt,
Daß Will gen Willen steht zu aller Stund
In meiner Brust wie Tauben gegen Schlangen?

Daß ich dir folgen möchte, ach
Es ist doch wahr, ich darf es sonder Trug
Mir selber sagen.
Was schleicht mir denn gespenstig nach
Und hält wie an den Fittigen den Flug,
Der ach zu dir, zu dir mich sollte tragen?

Herr, geh von mir, ich bin ein arm
Und gar zu sündig Wesen; laß mich los,
Ach laß mich liegen!
Weiß ich, wovon mein Busen warm?
Ob Sehnens Glut, ob nicht die Drangsal bloß
So heiß und zitternd läßt die Pulse fliegen?

Wenn sich die Sünde selber schlägt,
Wenn aus der Noth nach Rettung Sehnen keimt,
Ist das die Reue?
Hast du den Richter doch gelegt
In unser Blut, das gen die Sünde schäumt,
Daß es vom wüsten Schlamme sich befreie.

Dies Winden, Jedem zuerkannt,
Wo irgend noch ein Lebensodem steigt,
Wird es mir frommen?
Ja als verlöscht der Sonne Brand,
Da hat Aegypten sich vor dir gebeugt,
Und seine Sünde ward ihm nicht genommen.

Und hast Gewissens Stachel du
Mir auch vielleicht geschärft als Andern mehr:
Ich werd es büßen,
Dringt nicht der rechte Stich hinzu,
Der Freiheit gibt dem warmen, reinen Meer,
Daraus die echten Reuethränen fließen.

O eine echte Perle nur
Aus meiner Augen übersteintem Quell,
Sie wär ein Segen!
Du Meister jeglicher Natur,
Brich ein; du Retter, lös die Ströme hell!
Ich kann ja ohne dich mich nimmer regen.

Du, der gesprochen: Fürcht dich nicht!
So laß mich denn vertraun auf deine Hand
Und nicht ermüden.
Ja auf dein Wort, mein Hoffnungslicht,
Will werfen ich das Netz; ach steigt ans Land
Die Perle endlich dann und bringt mir Frieden?

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Von der Gerechtigkeit der Pharisäer.

Wo bist du, der noch unversöhnt mit mir?
Gern will ich freudig meine Hand dir reichen.
Nicht weiß ich es, was ich verbrach an dir;
Verschwunden alte Zeiten, alte Zeichen.
Zerronnen sind mir Jahre wie ein Traum,
Und rückwärts wend' ich die Gedanken kaum
Zu Bildern, die wie Wolkenschatten bleichen.

Aus harter Noth und manchem bittern Kampf
Ist mir ein neues Leben aufgegangen.
Kein freudiges; den heißen innern Krampf
Fühl' ich von außen minder nun befangen;
Der Blick nach innen bohrend mit Gewalt
Kann tiefer, tiefer in den dunkeln Spalt
Der lang verharschten Wunden nun gelangen.

Was mich bewegt, es ist dahin, verweht,
Geschieden längst, die einst zusammen trafen,
Und wie ein Schiff, das überm Meere steht,
Vergessend ganz den einst verlassnen Hafen,
Laß ich das Senkblei zitternd auf den Grund,
Zu forschen, wo die Seele krank und wund,
Wo wehe! die verborgnen Klippen schlafen.

Ach kann ich denn vollbrachte Dinge so
Gleich dem verbrauchten Mantel von mir streifen?
Wird Einer selbst nur seiner Trauer froh,
Wo tausend kleine Fasern nach ihm greifen

Der Wucherpflanzen, so er ausgesät,
Wenn überall des Fluches Ernte steht,
All überall die irren Seufzer schweifen?

O rüttle dich, schließ deine Augen auf!
Noch einmal mußt du sie nach außen wenden,
Mußt sehn den Quell als wilden Stromes Lauf,
Den aufgegraben du mit deinen Händen.
Und wo er ward gedämmt durch Gottes Huld,
Da schlag an deine Brust in deiner Schuld
Und meine nicht, du könntest was vollenden.

Ja, wend' ich meine Blicke nur zurück,
Dann weiß ich, wo ich muß um Gnade flehen,
Wo schuldig ich das eigne Lebensglück
Zu tauschen gegen fremder Seele Wehen;
Dann weiß ich wohl, wer mir noch unversöhnt
Vielleicht die dargebotne Rechte höhnt,
Mich nach Verdienst läßt ungetröstet gehen.

Wo ich getäuscht in Leichtsinn, Uebermuth,
Dort mag man mir vielleicht zuerst vergeben;
Doch wo vergiftet ward ein reines Blut,
Ein fremdem Beispiel hingegebnes Leben:
Da liegt der Stein, den meine sünd'ge Hand
In Schwung zu setzen, ach, nur zu gewandt,
Doch viel zu schwach vom Boden jetzt zu heben.

Barmherziger, o laß der Sünde Lauf
Nicht so gewaltig mehr zum Strudel treiben!
Sieh, meine Hände heb ich angstvoll auf:
Nicht ein so schrecklich Denkmal laß mir bleiben!
Nicht später Reue schäm' ich mich fürwahr;
So send' auch diesen deine Leuchte klar,
Daß schaudernd gen den Abgrund sie sich sträuben!

Mein Gott, nicht um Verzeihung fleh' ich ja,
Daß unverdiente Liebe ich mir stehle:
Zu ihnen tritt, nur ihnen, Herr, sei nah!
Welch andre Pein auch hier und dort mich quäle,
Du Gnädiger, nur dieses eine nicht,
Daß ich vor deinem ewigen Gericht
Durch mich verloren sehn muß eine Seele!

Am achten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Jesus speist viertausend Menschen.

Wohl sehr erschöpft die Menge war,
Und wohl der Hunger nagte sehr,
Da nahmst du treulich ihrer wahr.
Ach, für die Seele matt und leer,
Nach jahrelanger Dürr und Schwüle,

Hast du nicht einen Bissen auch,
Nicht einen Labetrunk für sie,
Nicht einen frischen Gnadenhauch,
Der in der Wüste Brand und Müh
Das siedende Gehirne kühle?

Denn sieh, von ferne kam ich ja;
Und ob ich selber mich verbannt,
Du stehst mir drum nicht minder nah.
Wer einmal sich zu dir gewandt
Mit neu erwachendem Gefühle,

Wer einmal aus des Treibers Joch
Sich flüchtete zu deinem Dach,
Und sei er so verkümmert noch,
Du bist so mild, trägst ihm nicht nach
Der Sklavenpeitsche harte Schwiele.

O rette mich, daß nicht der Trug
Des Hungers mich bezwingen kann,
Daß ich nicht unter Wahnsinns Fluch
Die Hände strecke, greife an
Die gift'ge Frucht am welken Stiele,

So aus dem Paradiese trieb
Und die Erkenntniß ward genannt!
Stiehlt sie das Leben wie ein Dieb,
So lockt sie doch des Gaumens Brand
Mit scheinbar frischen Saftes Spiele.

Ach, nicht die Wüste neben mir,
Die Wüste mir im Busen liegt!
Wo find' ich denn, wo find' ich hier,
Was meinen Hunger nicht betrügt,
Was meine dürre Kehle spüle?

So sprachen deine Jünger auch;
Du Gnäd'ger fandest doch ein Brod,
Wo sengenden Samumes Hauch
Dir keine fromme Aehre bot,
Nur Sand und stäubendes Gewühle.

Da aßen sie und wurden satt
Und sammelten, was übrig blieb;
War Keiner krank mehr, Keiner matt,
Und der Genesne ward dir lieb,
So lieb als der Gesunden Viele.

Am neunten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom falschen Propheten.

O hütet, hütet euch!
Die Luft hat sich umzogen,
Und in den Wolken grell und reich
Hebt sich ein falscher Friedensbogen,
Von dem ein Dämon niederstieg,
Der mit dem Oelzweig bringt den Krieg.

Und aller Orten stehn
Posaunende Propheten,
So aus dem Staube Stricke drehn,
So flach die Berge wollen treten.
O hüte dich, ehrwürd'ger Art
Ist ihr Gesicht und grau ihr Bart!

Der Eine zeigt den Riß,
Wo soll auf nackten Höhen
Die göttliche Akropolis
Der christlichen Minerva stehen:
Folgst du ihm nach, du bleibst gebannt,
Wo noch kein Hälmchen Nahrung fand.

Da magst vor ödem Stein
Du betend niedersinken,
Und lange noch wird dein Gebein
Ein warnend Beispiel niederblinken,
Als Eines, der zu eigner Noth
Verwandelte in Stein das Brod.

Der Andre deutet tief
Nach einer Höhle Gründen
Und horcht in seinem Wahn, als rief
Ihm eine Stimme aus den Schlünden:
Hieher! Was offen, ist auch leer;
Im Dunkel wohnt die Füll. Hieher!

O diesem folge nicht
Der Gottes Haus zum Schreine,
Und wehe, jenem folge nicht,
Der Gottes Nahrung macht zum Steine!
Doch besser dumpf im Schachte stehn,
Als droben frech gen Himmel sehn!

Und auf dem grünen Plan,
Wo frisch die Kräuter schwellen,
Da liegt so hellbethaut die Bahn,
Da sprudeln die lebend'gen Quellen,
Und aus der Demuth grauem Stein
Hebt sich ein Tempel schlicht und klein.

Dort findest du ein Mahl
So ganz für dein Bedürfen,
Dort darfst du aus dem heil'gen Gral
Des Glaubens milde Labung schlürfen,
So wie sie einem Wesen recht,
Das noch des ird'schen Leibes Knecht.

O hemme nur dein Ohr,
Vom fremden Klang umzogen!
O blicke lüstern nicht empor
Zum bunten falschen Friedensbogen!
In deinem Tempel sollst du knien,
Das Wetter wird vorüber ziehn.

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom ungerechten Haushalter.

Warum den eitlen Mammon mir
Hast du gesellt nach deinem Willen?
Nicht daß er, eine blanke Zier,
Soll eingefreßne Schäden hüllen,
Auch nicht die flüchtgen Stunden hier
Mit frischem Erdenreiz zu füllen:
Nein, anders wohl;
O was du gibst, ist nicht so leer und hohl!

Ich soll mit seinem bunten Strahl
In deinem Segen Wucher treiben,
Für meinen Hunger soll ein Mahl
Ich in die ew'ge Rechnung schreiben,
Und meiner Blöße matt und fahl
Ein warmer Mantel soll er bleiben,
Wenn bricht herein
Die Zeit, wo stäubt und rostet, was nicht mein.

Dann bin ich krank und ganz verarmt,
Dann wird der bittre Mangel kommen,
Wo starrt, woran mein Herz erwarmt,
Zerstäubt, woher ich Trost genommen;
Wenn deine Hand sich nicht erbarmt
Und zeichnet noch zu meinem Frommen
In Mildigkeit
Den Heller heimgelegt für jene Zeit.

Laß, Herr, in jener Stunde Macht
Mich nicht so hülfewimmernd fallen,

Die vor mir steht wie Chaosnacht,
Wie Dunkel über Dunkel wallen.
Weh mir, ich hab' es nicht bedacht;
So laß es mir fortan vor allen
Gewärtig sein;
O rege mich durch Milde oder Pein!

Laß mich hinfort der Worte Gold
Ausgeben mit des Wuchrers Sorgen,
Daß, wenn das Heute nun entrollt,
Mir nicht verloren ist das Morgen;
Laß mich bedenken, daß der Sold,
Den eitlem Ruhm ich mußte borgen,
Genommen ward
Dem goldnen Hort für einst und Gegenwart!

Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben.
Den Pfunden, so mir gab Natur,
O Herr, laß Zinsen mich entheben;
Ich bin so arm,
So nur in dem geborgten Pelze warm!

Ach Gott, wie wird mein Herz so schwer
Gepreßt vom dämmernden Verstande,
Ob es gelingt die Gaben hehr
Zu legen mir auf edle Pfande.
O nur aus deiner Weisheit Meer
Ein einzig Tröpflein mir vom Rande,
Durch des Genuß
Die Galle selbst zu Honig werden muß!

Am elften Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Jesus weint über Jerusalem.

Mein Jesus hat geweint um seine Stadt,
Ach, auch gewiß um mich hat er geweinet;
Wußt er nicht damals schon, wie trüb und matt,
Wie hülflos meine Seele heut erscheinet?
Von Allem, was die heilge Bibel trägt,
Hat nichts so tief, so rührend mich bewegt.

O könnt' ich seine theuren Thränen nur
In einem Kelche, einem Tuche fassen!
Wie er Veronikan die heilge Spur
Von seinem blutgen Antlitz wollte lassen.
Sie war die Hochbegnadete vom Herrn,
Doch auch der ärmste Bettler träumt ja gern.

Zu solchem Kelche gäb' ich freudig her,
Was ich an kleinen Schätzen mag besitzen;
Von meinem Golde würd' er reich und schwer,
Und meine Edelsteine sollten blitzen.
O zürne, Herr, nicht meiner Albernheit,
Zum Kinde macht mich deine Güte heut!

„Weh, wüßtest du, was dir zur Rettung ist!"
Ja, wüßt' ich es, wohl wär' es mir zum Frommen.
Doch du, du weißt es ja, mein Jesus Christ,
Und nur von dir kann mir die Kunde kommen.
So rede denn, du meines Herzens Hort!
Ich stehe hier und horche auf dein Wort.

Fürwahr, ich muß in deinem heil'gen Buch
Vielmehr nach deiner Liebe Zeichen suchen,
Als wo dein Eifer spricht und weh! dein Fluch.
Ich knicke wie ein Halm, hör' ich dich fluchen;
Nicht heilsam aufgerüttelt, todesmatt
Lieg ich am Grunde wie ein dürres Blatt.

Ein saftlos Erdreich bin ich, dem nicht mag
Des Kalkes Brand, der Asche Beize taugen;
Ein dürrer Sand treib' ich dem Winde nach:
So will ich deine Himmelstropfen saugen,
Und in dem Tranke gibst du mir vielleicht,
Was meinem irrenden Bewußtsein reicht.

Gibst mir ins Herz, was ich beginnen soll,
Ob trauernd stehn, ob hoffend fürder schreiten.
Die Gnade ist ja nicht der Stärke Zoll,
Auch zu dem Siechen mag sie niedergleiten.
Du, der des Allerschwächsten Schöpfer bist,
Hast auch für ihn ein Heil, mein Jesu Christ!

Drum, wenn die Wolke wieder mich umgibt
Und fast verzweifelnd meine Arm' ermatten,
Dann will ich denken, daß er hat geliebt,
Und meine Wimper heben durch die Schatten.
O meine Seele, sei nicht so versteint;
Du weißt es ja: er hat um dich geweint!

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Pharisäer und Zöllner.

Ja, wenn ich schaue deine Opferflamme
In eines frommen Auges reiner Glut,
Dann schimmert es, als ob es mich verdamme;
Der scharfe Strahl fährt in mein schuldig Blut.
Wie blendet mich das Licht!
Die Augen darf ich nicht erheben;
Ich darf es nicht,
Und meine Wimpern beben.

Und unter den geschloßnen Lidern fahren
Die Schatten alter Sünden hin und her.
Was dann sich muß dem Hirne offenbaren,
O meinem Feinde werd' es nicht so schwer!
Aus Grund und Wänden auch
Sie dampfen, schweben durch die Zimmer,
Gebild aus Rauch;
So war und bleibt es immer.

Wenn eine milde That ich seh' vollbringen,
So recht aus übervollen Herzens Grund,
So klar die warmen Liebesquellen springen,
Nur achtend, was dem Bruder sei gesund;
Wenn, ganz ein Gotteskind,
Sich unbewußt am Gnadenkleide scheinet
Die Thräne lind,
Nicht fragt, warum sie weinet:

Dann wühlt in meinem Busen das Gewissen,
Schutt und Gerüll stellt sich mein Wirken dar,
Das Geben und das Streben mir zerrissen
Von Grübelns Dornen, wie der Einfalt bar;
Ja überall mein Fuß
An Gitter stößt, an Kerkerschragen,
Und zitternd muß
An meine Brust ich schlagen.

Vor Allem, ach, wenn eine fromme Stimme
Mir flüstert zu ein einfach heilig Wort,
So sicher, daß mein Herz in Glauben schwimme,
So unbesorgt um meines Lebens Port,
Mir deiner Gnade Laut
Unschuldig heut als Losungszeichen
Und ganz vertraut
An meine Brust will schleichen:

Dann müssen alle Worte sich empören,
Die frevelnd ich gesprochen einst und je,
Und Alles, was noch jetzt mich kann verstören,
Das steigt und wirbelt um mich wie ein See;
Dann fühl' ich in dem Schaum
Noch heut mich keiner Bande ledig,
Dann stöhn' ich kaum:
Gott sei mir Sünder gnädig!

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Tauben und Stummen.

Rühr' meine Zunge an,
Du kannst sie lösen;
Brich meines Ohres Bann,
Ich mag genesen!
Nein, nicht verloren bin ich, milder Gott,
Ob eingezwängt, ob meines Feindes Spott;
Dich ruf' ich, Herr, bekämpfe du den Bösen!

Gebrochen hat er mir
Der Nerven Fäden;
Nur durch der Augen Thür
Gehn ein die Reden,
Wenn fassend frommer Mienen Gottesluft
Das Herz sich wenden möchte in der Brust,
Ausbluten möchten die verborgnen Schäden.

So bin ich gänzlich doch
Nicht aufgegeben,
So lang mir irgend noch
Dringt ein das Leben,
Und wär' es nur, wie in des Irren Stirn
Sich leise regt das schlummernde Gehirn:
Es lebt, und hoffen darf ich, ob mit Beben.

Nur Worte, Worte sind
Mir nicht Verwandte.
Wie abwärts prallt der Wind
Von Berges Kante,

So prallt, was Andre rührt und Andre schreckt,
Von jener Rinde, die mein Hirn bedeckt,
Und die ich einstens Wacht und Mauer nannte.

Nicht immer ist es gleich;
Zuweilen schleichen
Sich aus der Töne Reich
Gewalt'ge Zeichen,
Wie eine Thräne sich zum Herzen drängt,
Wie Bergeskluft den fernen Donner fängt:
O dann vor Freude fühl ich mich erbleichen!

Nein, meine Lippe kann
Es aus nicht sprechen,
Wie aus der Tiefe dann
Die Thränen brechen.
Nein, was so fremd sich in die Seele flößt,
Das hat noch nicht der Zunge Band gelöst,
Rinnt halbverstanden nur in warmen Bächen.

O lege, starker Hort,
Die gnäd'gen Hände
An meines Ohres Port!
O aufwärts wende
Um mich auch deiner Blicke liebreich Flehn
Und sprich dein Ephphatha, dann ist's geschehn;
Ich bin gelöst, der Fluch, er hat ein Ende.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Samaritaner.

Wer ist es, der mir nahe steht?
Wen muß ich meinen Bruder nennen?
Wem meine liebste Gabe gönnen
Und reichen, eh' er noch gefleht?
O laß auf meine Stirne träufen,
Du Starker, deiner Weisheit Thau!
Laß mich den rechten Stein ergreifen
Zu deines Tempels ew'gem Bau!

Er, den getragen gleicher Schooß,
Und der an gleicher Brust gesogen,
Ihm bin ich willenlos gewogen,
Nichts reißt des Blutes Fäden los.
Auch wer die gleichen Lüfte zieht,
An gleichen Bodens Quell getrunken,
Für ihn auch hat Natur den Funken
In jedem Busen angeglüht.

So der in selben Glaubens Band
Am selbigen Altare kniet,
Und wo mich gleiche Richtung ziehet,
Sei's an Gemüth, sei's an Verstand:
Sie Alle sind mir wie gegeben
In meines eignen Heerdes Hut,
Sind Fasern All von meinem Leben,
Sind Tropfen All von meinem Blut.

Doch wenn in heimatferner Luft
Sucht ängstlich ein bekümmert Wesen
Der fremden Züge Schrift zu lesen,
Wo Niemand seinen Namen ruft:
Dann nahe dich und woll' es nennen
Mit jedem Liebesworte nur,
Dann magst die Fackel du entbrennen,
Die nicht entzündete Natur.

Und wenn an deines Tempels Thor
Steht Einer einsam, ausgeschlossen,
Deß Thränen doch vor Gott geflossen,
Deß Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dem magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo Allen glühn der Sterne Zeichen,
Für Alle sinkt der milde Thau.

Und dann, wenn sich gen Einen regt
Dir ein gewaltsam Widerstreben,
Weil andre Weise ihm gegeben,
Als dir der Himmel zugelegt;
Wenn Fehl mit Albernheit im Bunde
Zertreten will der Liebe Saat:
Reich' ihm die Hand; dies ist die Stunde,
Wo das Gebot sich prüfend naht.

Ja selbst an des Verruchten Blick,
Der Erd' und Himmel möchte höhnen,
Mußt du in Milde dich gewöhnen,
Darfst schaudern, aber nicht zurück.
O kannst du ihn in Jesu Christ
Umschleichen, spähend seine Wunden,
Dann erst hast du den Stein gefunden,
Dann weißt du, wer dein Nächster ist.

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Von den zehn Aussätzigen.

Da sprach er: Gehet hin, den Priestern zeiget euch!
Und als sie gingen, siehe da, sie wurden rein.
Du meine stolze Seele, nur an Elend reich,
An Fehlen groß, so könnte dir geholfen sein?
Dir, die noch stets verschmähte Menschenhand,
Und wär' sie gottgeweiht und wär' sie gottgesandt.

Wohl sprichst du öfters zu dir selbst in argem Trug:
Er ist der Starke, so allein mich retten kann;
Hilft er mir nicht, dann ist auch Menschenrath ein Lug,
Auf grabem Pfad zu ihm mein Flehen steig hinan!
Und fühlst es nicht, daß warm und reich gehegt
Der Hochmuth Aussatz an dein thöricht Herz gelegt.

Ist denn so fest dein Muth, im reichen Glauben stark,
Daß eines Freundes Hand er sich entschlagen darf?
So klar dein Hirn, so saftig und gesund dein Mark,
Daß die Erkenntniß dir vor andern Wesen scharf?
O sei demüthig, sprich es offen aus:
Du lebst ein Bettler und in eines Bettlers Haus!

Wie arm und schwach du, Seele mein, das meinst du wohl
Zu fühlen, wenn die Lippe matt und klagend spricht,
Und doch nur Klang und doch nur Rauschen leer und hohl,
Wie umgestaltet aus dem Sprachrohr Flüstern bricht,
Ein Angstschrei nur, der willenlos entfährt,
Indeß dein düstrer Blick sich stolz nach innen kehrt.

Was ist da drinnen denn so Herrliches zu schaun?
Ein krankes Blut, was ach! in eignem Druck erliegt,
Was jedes Reizes Sklav' und jeder Stimmung traun
Bald steht wie ein Morast, bald wie ein Strudel fliegt;
Ein Hirn, von dem dir selber unbekannt,
Ob es dem Wahnsinn oder Frevel eh verwandt.

Dies sind die Schätze, die dich stolz und stark gemacht,
Daß du entschlagen dich hast des Geschaffnen Rath;
Dies sind die Leuchten, die in dumpfen Zweifelns Nacht
Glorreich bestrahlen sollen den verborgnen Pfad;
Darum, darum baust du auf Gott allein,
Daß Menschentadels Dorn du mögst enthoben sein.

Hast anders jemals du des Priesters wohl gedacht,
Der lossprach deine Schuld im heil'gen Sakrament,
Als wie des Blattes, drauf der Schuldner Rechnung macht,
Doch einzig Gläub'gers Schrift als Lösung anerkennt?
Ward sichtbar jemals dir in seiner Hand
Die ernste Wage, drauf dein Tod und Leben stand?

Knie hin, knie hin; doch nicht an jener Gnadenstatt,
Nein, vor dem Hirten nur in seiner Würde Kraft,
Und deine Seele sei vor ihm ein offnes Blatt
In aller Eitelkeit und niedern Leidenschaft;
Und wenn du dich vor Menschenhand gebeugt,
Dann schau, ob sich am Aussatz nicht ein heilend Fleckchen zeigt.

Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon."

Wer nur vertraut auf Gottes Macht
In allen seinen Nöthen,
Den hat kein Feind zum Fall gebracht,
Den kann kein Gegner tödten;
Und wo die Angst ihn überfällt,
Da wird der allerstärkste Held
An seine Seite treten.

Der wird mit seinem scharfen Speer
Die Gegner ihm zerstäuben,
Und von dem allergrößten Heer
Kein Huf wird übrig bleiben;
Sei's äußrer oder innrer Feind,
Wenn nur der rechte Held erscheint,
Der kann ihm Grenzen schreiben.

Er ist der allerbeste Herr,
Den Einer mag erlangen;
Glückselig ist der Fröhner, der
In seinem Dienst gefangen.
So süß ist seine Sklaverei,
Daß Jeder, sei er noch so frei,
Mag tragen drum Verlangen.

Des Hungers Qual, der Blöße Schmach,
Die weiß er zu vergelten;
Es durft ihn noch bis diesen Tag
Nicht Einer treulos schelten.

Er zahlt mit wucherndem Gewinnst
An Alle, die in seinen Dienst
Ihr Gut und Leben stellten.

Und aller Stärke Talisman
Den hält er in der Rechten;
Selbst aus den schärfsten Dornen kann
Er Rosenkränze flechten.
Er zeigt im wilden Kampfrevier
Die echte Aaronsschlange dir,
Mußt du mit Vipern fechten.

Und rüttelt sich der grimmste Feind,
Da lehrt er dich ein Zeichen,
Vor dem, so schlimm er es auch meint,
Muß schnell der Drache weichen;
Nur sei es von bereiter Hand
Mit rechtem Glauben angewandt,
Sonst mag es nimmer reichen.

Wem schwach der Glaube und Vertraun,
Ob ihn die Sehnsucht treibe,
Der darf doch noch von ferne schaun,
Daß er im Nachtrab bleibe,
Auf dem erquickend in der Glut
Des Helden milder Schatten ruht
Wie mächt'gen Schildes Scheibe.

Doch wem der Glaube echt und klar,
Den kann kein Leid bezwingen,
Der mag wohl aller Güter bar
Noch wie ein Vogel singen.
Schaut doch die Lilien in dem Feld,
Wie sind sie frisch und wohlbestellt,
Wie grün und guter Dingen!

Sie haben nicht des Webens Acht
Und sind so reich gezieret,
Daß Salomo in seiner Pracht
Viel minder Lob gebühret.
Schaut doch die jungen Raben an,
Wie sind sie satt und wohlgethan,
Wie blank und glatt geschnüret!

Er, der die jungen Raben nährt,
Er wird auch meiner walten,
Und müßt' er aus der Schlack' am Herd
Die Brode mir gestalten.
O Heil, daß ich den Herrn erwarb,
Bei dem kein Diener noch verdarb!
An ihn will ich mich halten.

Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Von der Wittwe Sohn zu Naim.

Wenn deine Hand den Sarg berührt,
Dann muß der Todte sich beleben,
Dein Hauch die Wetterwolke führt,
Dann muß sie milden Manna geben;
Du, der gethürmt der Meere Damm,
Dem aus des Niles wüstem Schlamm
Aegyptens Aehren sich erheben.

Der Mächtige bist du, um auch
Der Seele dumpfen Schlaf zu enden;
Zu dir darf seinen Sterbehauch
Der todeswunde Schächer senden;
Du nimmst den letzten Athemzug,
Ein Reuelaut ist dir genug,
Den Blitz in seinem Flug zu wenden.

Du hast dich an das Thor gestellt,
Den Sohn der Wittwe zu erwarten,
Und hast, ein Herr der ganzen Welt,
Beachtet ihren kleinen Garten;
Du, der gekommen ganz allein,
Zu waschen unsre Flecken rein,
Und auszugleichen unsre Scharten.

Berühre mich; denn ich bin todt,
Und meine Werke sind nur Leichen!
Hauch über mich; denn blutig roth
Die Sünde ließ mir ihre Zeichen!

O wende du den Donnerschlag,
Der über meinem Haupte brach,
Und laß die dumpfen Nebel weichen!

Dann will ich dir aus freier Brust
Ein überselig Loblied singen,
Und wieder soll in Gottesluft
Wie einstens meine Stimme klingen.
Ist sie gebrochen jetzt und matt,
Du bist es, der die Mittel hat,
So in die kränksten Adern dringen.

Fühl' ich doch heut in mir erweckt
Ein lang entschwundenes Vertrauen,
Daß mich nicht Tod noch Sünde schreckt:
Wie sollt' ich denn auf dich nicht bauen!
Ja, wenn du willst, so kann ich doch
Mit diesen meinen Augen noch
In diesem meinem Leib dich schauen.

Ich weiß es, daß von mir nicht stammt,
Was mich so freudig muß durchzittern;
Ein Strahl ist es, den du entflammt,
Ein Traum, den Starren zu erschüttern.
O fahre fort, o rühr' mich an,
O brich den Todesschlaf, und dann,
Dann werd' ich Morgenlüfte wittern!

Hast du gesprochen: Weine nicht,
Du weißt, daß nicht die Todten weinen,
Ob schier im Traum das Herze bricht
Und wohl Gebet die Seufzer scheinen,
Die flüstern möchten schwach und lind:
Du hast geweckt der Wittwe Kind,
Ich liege noch in Todtenleinen!

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Wassersüchtigen.

Sechs Tage sollst du thun
Dein Werk mit aller Treue
Und sollst am siebten ruhn,
Er trägt des Herren Weihe.
So ward es uns gesetzet,
Und also folgen wir,
Recht wie den Schnabel wetzet
Ein stumpf und lüstern Thier.

Ruht Einer bei dem Spiel,
Der Andre bei der Flasche,
Sinnt Jeder lang und viel,
Wie er sich Lust erhasche.
Was nicht den Herrn mag loben,
Und was den Sinn bethört,
Wem wird es aufgehoben?
Dem heilgen Sonntag werth.

Ja, wenn man häufen mag
Der ganzen Woche Sünden,
Gen was an diesem Tag
Muß seine Ernte finden,
So wird, o Schmach! es zollen
Wie gen gehäuftes Maß,
Von dem die Körner rollen,
Zwei Aehren, so man las.

Stehn denn die Kirchen leer?
Flieht seinen Herrn der Sünder?
O wenn dem also wär,
Der Frevel drückte minder!
Doch aus dem Weihrauchwallen,
Das unsern Gott umfließt,
Zu des Verderbens Hallen
Man wie ein Geier schießt.

In alten Bundes Pflicht,
Als keimend noch die Gnade
Und dämmernd nur das Licht
Fiel auf der Menschen Pfade,
Da trug der Sünde Flecken
Noch nicht der Sabbath doch,
Mußt er den Gläub'gen schrecken
Auch wie ein eisern Joch.

Wohl mag es thöricht sein,
Dem höchsten Gott zu Ehren
Zu liegen wie ein Stein
Und jeder Regung wehren;
Doch eitlen Lüsten fügen
Der Sinne kirren Bund —
O besser zehnfach liegen
Wie eine Scholl am Grund.

So hat der Heiland nicht
Den alten Bund gehoben;
Durch Thaten wie das Licht
Sollst du den Höchsten loben.
Sei mit der milden Spende
Der Arme dir gegrüßt;
Nicht unrein sind die Hände,
Aus denen Segen fließt.

Und wer gering und klein
Im Schmerzenslager rücket,
Wo schlimmer als die Pein
Verlassenheit ihn drücket:
Verbinde dessen Wunden
Und lächle ihm dazu;
Dann hast du sie gefunden,
Die echte Sabbathsruh.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom vornehmsten Gebote.

Ob ich dich liebe, Gott, es ist
Mir unbewußt.
Oft mein' ich, daß nur du es bist,
Was diese Brust
In aller andern Liebe Schein
Und dämmerndem Verlangen
Wie eine Sühnungsfackel rein
Hält gnadenvoll umfangen.

Wenn zu dem Edelsten der Geist
Sich frei erhebt,
Was als Gedanke ihn umkreist
Und dennoch lebt,
Unsichtbar, wesenlos doch nicht,
Fern, dennoch allerwegen,
Deß Spur aus Menschenauge spricht
Und aus der Thräne Segen:

Dann bin ich wohlgetröstet, und
Gebet entsteigt
So zuversichtlich meinem Mund,
Als sei gereicht
In fremder mir und deiner Lieb,
— Wer hat es je ergründet? —
All was des Sehnens würdig blieb
Und deinen Odem kündet.

Und fühl' ich dann zu andrer Zeit
Wie Haar dem Haupt
Der finstren Erde mich geweiht,
So machtberaubt;
Wenn in dem Freunde mich entzückt
Selbst wie ein Reiz das Fehlen,
Die Schwächen an mein Herz gedrückt
Mir Keiner dürfte stehlen:

Da wär' es Gottes Zeichen nur,
Was ich erkannt?
Und nicht die sündige Natur
Böt ihre Hand,
Wenn der Geliebten Tugend ich
In Ehrfurcht lasse gelten,
Doch ohn' ein Quentchen Thorheit sich
Mein Herze würd' erkälten?

Gleich einer kalten Wolke fährt
Es über mich,
Wie dem Damokles unterm Schwert
Die Wange blich;
Wie Einem, der an Ufers Rand
Sich spiegelt, lächelt, trinket,
Wenn sacht entschlüpft der falsche Sand
Und seine Stätte sinket.

O Retter, Retter, der auch für
Die Thoren litt,
Erscheine, eh die Welle mir
Zum Haupte glitt!
Greif aus mit deiner starken Hand,
Noch kämpf' ich gen die Wogen;
So Manchen hast du ja ans Land
Aus tiefem Schlamm gezogen!

Hab' ich dem Schlamme mich entwirrt
So ganz und recht,
Dann erst zu deinem Bildniß wird
Die Sehnsucht echt;
Dann darf ich lieben stark, gesund,
Ohn' alle Schmach und Hehle,
Aus meines ganzen Herzens Grund
Und meiner ganzen Seele.

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Gichtbrüchigen.

Wenn Thau auf reifen Aehren glänzt,
Die satten Körner schwellen nicht;
Und wenn den Todten man bekränzt,
Die starren Pulse zucken nicht;
Wenn über Trümmer geht das Licht,
Nicht eine Säule wird ergänzt:
Und dennoch, schau!
Dünkt reiche Gabe Licht und Kranz und Thau.

So nimmer Reue mag erbaun,
Was einmal Schuld gebrochen hat,
Und dennoch Gottes Engel schaun
Mitleidig auf die wüste Statt.
So ragt auch wohl ein grünes Blatt
Durch eines Kerkergitters Graun
Zu dem Gefangnen, und
Er lächelt, seine Seele wird gesund.

O könnte alle Sünde nur
Wie überm Ast der Mistel stehn,
Der wurzellos durch die Natur
Sich selber blühn darf und vergehn!
Doch wie am dürren Baume sehn
Man wird des Schlinggewächses Spur,
So ein Vampyr
Dorrt sie die Seele und den Körper dir.

Wer frischt dir deinen Glauben auf,
Versengt an ihrem Odem heiß?
Wer bringt dir der Gedanken Lauf
Zurück ins fromm beschränkte Gleis?
Und deiner Menschenkenntniß Eis,
Den starren Strom, wer löst ihn auf,
Den wahren Fluß,
Der Himmel stets und Hölle scheiden muß?

Und was dein Körper büßte ein
In nagender Gefühle Joch,
Das bleibt nun für dies Leben dein,
Und nach dem Drüben greift es noch;
Und wie an einem Haare doch
Wirst immer du gehalten sein,
Wenn frischer Geist
In frischem Körper wie ein Adler kreist.

Sprach doch der allertreuste Mund:
Vergeben leicht und Heilen schwer.
Das ist der Sünde alter Bund,
Die zehrend wie Gomorrhas Meer
Ertödtet alle Frucht umher.
Und dennoch kann das Mark gesund
Und himmelwärts
Kann treiben seinen Zweig des Baumes Herz.

O nur Ergebung, nur Geduld,
Zu tragen meiner Narben Schmach,
Um was gebrochen meine Schuld,
Zu trauern still und reuig nach!
Auch über mir steht ja das Dach
Des Himmels und der Sonne Huld,
Und ach, der Thau,
Er fällt ja auch auf meine heiße Brau!

Nicht wirst du, Herr, mich wandeln gehn,
Nicht heißen heben mich die Hand;
Doch eine Säule darf ich stehn,
Ein Zeichen an dem öden Strand,
Und hoffen, daß, wenn Sonnenbrand
Die morschen Trümmer ließ vergehn,
An jenem Tag
Dein Strahl die Stäubchen aufwärts ziehen mag.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom hochzeitlichen Kleide.

An manchem Tag mein Haupt wie wüst und öde,
Wie eingesargt mein Herz zu manchen Zeiten!
Vor übergroßer Schwäche schein' ich blöde,
Bewußtlos starrt mein Auge durch die Weiten.
O welch ein Bild verschuldeten Verfalles!
O welch ein kläglich Bild der Niedrigkeit!
Wie fühl' ich es! Doch nicht zu jener Zeit,
Wo neblig mir und unverständlich Alles.

Soll ich es Leichtsinn nennen? O mit Nichten!
Wie Centner fühl' ich es am Herzen liegen.
Soll ich verstecktem Trotze gleich es richten?
Dann wahrlich müßt' ich mich zum Meister lügen.
Des Trotzes Kraft, des Leichtsinns heiter Prangen,
Die sind gebrochen mit dem gleichen Streich;
Nein, einem morschen Stamme bin ich gleich,
An dem die Blätter halb verhungert hangen.

Wenn Nervenspiel mir einmal möchte hellen
Der dumpfen Stirne fieberisch Umgeben,
Aufsprudeln möchten aller Wunden Quellen
Und stoßen vor der Worte sengend Leben:
Wie zittert meine Hand, wie bricht zusammen
Die Körperkraft in solchem Augenblick!
Und eine harte Faust stößt mich zurück
Ein nutzlos Opfer in die eignen Flammen.

Weh mir, ist dies ein hochzeitliches Kleid,
Worin ich deinen Gästen mich gesellen
Und meine arme Lampe lehrbereit,
O Herr, an deinen heil'gen Schrein darf stellen?
Ein Halbertrunkner deut' ich nach der Küste,
Und aufwärts deut' ich schwindelnd, wie verwirrt;
So Israel durch vierzig Jahre irrt'
Und sucht' und sucht' und fand ein Grab der Wüste.

Doch weißt du auch, mein Herr und milder Richter,
Es war nicht Eitelkeit, was mich geleitet;
Die zündet nicht dem eignen Moder Lichter;
Ach, wer noch um der Ehre Kränze streitet,
Der läßt des Sarges Deckel gern geschlossen.
Doch eben jetzt, all deiner Pfunde bar,
Jetzt brächt' ich gerne noch ein Scherflein dar
Für alle meines eignen Leids Genossen.

Groß ist die Zahl, das hab' ich erst erfahren,
Seit mich die Wellen unter Menschen trieben.
In meiner Heimath, ach, der frommen, klaren,
Da mußte Einsamkeit mich sehr betrüben;
Doch als ich in die Fremde nun getreten,
Wie schauderte mir vor Genossenschaft!
Wie Pilze hingen sie am dürren Schaft,
Wie Nesseln schossen sie aus allen Beeten.

Da sah ich auch, wohin es konnte führen,
Muthlos zu stehn auf unterhöhltem Grunde;
Noch durfte meine Hand das Kreuz berühren,
Doch Andre hört' ich jubeln tief im Schlunde.
Da sah ich, wem sich meine Augen wandten,
Da hörte ich, was ich vergessen will;
Noch sprach in mir ein Laut: O steh nicht still!
Schau Jene an, sie sind nur still gestanden!

Seitdem auch weiß ich, wem ich bin gesendet:
Dem, der da steht, wo ich nicht durfte weilen.
Kein Licht hab' ich, was leuchtet oder blendet,
Nur eine Stimme, die da treibt zu eilen.
O eile, eile, nur die Schritte wende!
Und ob kein Schimmer durch die Wolken bricht,
So denk: Er herrscht im Dunkel wie im Licht,
Und falte nur im Finstern deine Hände!

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom kranken Sohn des Königleins.

Der Sonnenstrahl, ein goldner Spieß,
Prallt von des Sees krystallnen Flächen
Und schwirrend um den Marmorfries
Palastes Mauern will durchstechen.
Auf seidnen Polstern windet sich,
Die magern Aermchen ringt das Kind,
Und eine Thräne bitterlich
Noch möchte aus dem Auge lind,
Dem halberstarrten, brechen.

Schon hat der Tod die Hand gelegt
Auf seine Beute ohn' Erbarmen;
Doch ob er Eis zum Herzen trägt,
Noch schmilzt im Blutstrom es, dem warmen.
O Jugend, Jugend, wie so fest
Hast du verstrickt das Leben dir,
Wie sich das Schlinggewächse preßt
Mit Wurzeln dort und Fasern hier
Als mit Polypenarmen!

O Anblick, stärker als ein Weib,
Das Wachen, Angst und Kummer nagen!
Betäubt und schwer, gleich todtem Leib,
Hat man die Fürstin fortgetragen.
Noch weilt der Vater; wenn ein Sklav
Des Bornes frische Labung reicht,
Mit zitternd kalter Hand den Schlaf
Des Kindes netzt er sacht gebeugt
Und flüstert leise Fragen.

Wer regt sich an des Fürsten Ohr?
Menipp, der Jüngling aus Euböa.
„Herr," keucht er, „hebt den Blick empor!
Herr, der Prophete aus Judäa,
Von dem das ganze Land erfüllt,
Er kömmt, er naht Capharnaum,
Und wie aus hundert Adern quillt
Entgegen ihm und nach und um
Ein Glutstrom Galiläa."

„„Sind denn die alten Götter todt,
So müssen wir die neuen wahren.
Es sei, es sei, und meine Noth
Mag sich dem Volke offenbaren!""
Die Rosse stampfen. Einmal schaut
Der Vater auf sein sterbend Kind,
Und nun voran! — Was rauscht so laut?
Was streicht am Berge wie ein Wind?
„Herr, des Propheten Schaaren!"

O wie die Angst den Stolz zerbricht!
Demüthig, zitternd, als zur Frohne,
Er weiß es nicht, zu wem er spricht,
Doch wie der Sklave vor dem Throne,
Gebrochen steht der reiche Mann.
Die bleiche Lippe zuckt vor Schmerz,
Und heißer, als das Wort es kann,
Viel heißer fleht das bange Herz:
Hilf, Rabbi, meinem Sohne!

Ein Murmeln durch die Masse geht,
Erwartend sich die Wangen färben.
„Wenn ihr nicht Wunderzeichen seht,
Dann muß der Zweifel euch verderben!"

So spricht der Heiland abgewandt.
Unwillig rauscht es in dem Kreis;
Doch angstvoll hebt sich eine Hand,
Und wie ein Seufzer quillt es leis:
„Rabbi, mein Sohn will sterben!“

Du hast geglaubt, und wärst du arm
. . . . . .
Du wahrhaft Reicher . . . .
. . . . . *)
O der in dir, als Alles brach,
Es machen konnte froh und still,
Hat er gehört mich, als ich sprach:
Herr, meine Seele sterben will;
O Herr, hilf meiner Seele?

*) Die Lücken waren unlesbar.

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Könige, der rechnen wollte.

Wenn oft in kranken Stunden
Sich auf mein Schuldbuch schlägt,
Der Skorpion die Wunden
Hat nagend aufgeregt:
Weiß ich dann noch,
Was zu beginnen?
Der Leib ein modernd Joch,
Und ein Gespenst, was drinnen.

In solchen Augenblicken
Steht meine Seele still,
Darf nicht Gedanke rücken,
Gefesselt liegt der Will,
Und Schlafes Macht
Muß ich beschwören,
Die angsterfüllte Nacht
In Träume zu verkehren.

Doch jetzt, wo klar die Sinnen,
Wo . . . . . *) frei,
Jetzt darf mein Flehn beginnen:
Allgnädger, steh mir bei!
Zu solcher Zeit
Ohn' Trost und Beten,
Dann mag zum Schutz bereit
Zu mir dein Engel treten,

*) Unlesbar.

Daß ich im Kampf bestehen
Die dunkle Stunde kann
Und nicht verloren gehen
In meiner Aengsten Bann.
Herr, nicht wirst du
Umsonst mich quälen,
Hast wohl ein Ziel der Ruh
Für mattgehetzte Seelen.

Wollst nur mir offenbaren
Den Balsam gen den Gift.
Wohl konnt' ich schon gewahren
Aus deiner heil'gen Schrift:
Barmherzigkeit
Gibt Heil und Leben;
Doch bin ich auch bereit,
Was soll ich denn vergeben?

Vielleicht ein Mißbehagen,
Ein armes Fünkchen Neid, —
Es that ja meinen Tagen
Noch Keiner rechtes Leid,
Und unverdient
War mir das Lieben;
So ist, was ach! dich sühnt,
Kein Opfer mir geblieben.

Doch weil du so geboten,
Spricht aus des Herzens Grund
So Lebenden als Todten
Vergebung aus mein Mund.
Und was auch mag
Mir sein beschieden
An Kränkung oder Schmach,
Was noch vielleicht hienieden

In meiner Zukunft Buch
Ist gnädig angeschrieben,
Ich kann es nicht genug
Ersehnen, schätzen, lieben,
Den Hoffnungsstern
In meinen Qualen.
Herr, hab' Geduld, denn gern
Will Alles ich bezahlen!

Am Allerheiligentage.

„Selig sind u. s. w."

Selig sind im Geist die Armen,
Die zu ihres Nächsten Füßen
Gern an seinem Licht erwarmen
Und mit Dienerwort ihn grüßen,
Fremden Fehles sich erbarmen,
Fremden Glückes überfließen:
Ja, zu ihres Nächsten Füßen
Selig, selig sind die Armen.

Selig sind der Sanftmuth Kinder,
Denen Zürnen wird zum Lächeln
Und der Milde Saat nicht minder
Sprießt aus Dorn und scharfen Hecheln,
Deren letztes Wort ein linder
Liebeshauch durch Todesröcheln,
Wenn das Zucken wird zum Lächeln:
Selig sind der Sanftmuth Kinder.

Selig sind, die Trauer tragen
Und ihr Brod mit Thränen tränken,
Nur die eigne Sünde klagen
Und der fremden nicht gedenken,
An den eignen Busen schlagen,
Fremder Schuld die Blicke senken:
Die ihr Brod mit Thränen tränken,
Selig sind, die Trauer tragen.

Selig, wen der Durst ergriffen
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Muthig, ob auf morschen Schiffen,
Muthig steuernd nach den Fluthen,
Sollte unter Strand und Riffen
Auch das Leben sich verbluten:
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Selig, wen der Durst ergriffen.

Die Barmherzigen sind selig,
So nur auf die Wunde sehen,
Nicht erpressend kalt und wählig,
Wie der Schaden mocht' entstehen,
Leise schonend und allmählich
Lassen drin den Balsam gehen:
So nur nach der Wunde sehen,
Die Barmherzigen sind selig.

Ueberselig reine Herzen,
Unbefleckter Jungfraun Sinnen,
Denen Kindeslust das Scherzen,
Denen Himmelshauch das Minnen,
Die wie an Altares Kerzen
Zündeten ihr klar Beginnen:
Unbefleckter Jungfraun Sinnen,
Ueberselig reine Herzen.

Und des Friedens fromme Wächter
Selig, an den Schranken waltend
Und der Einigkeit Verfechter
Hoch die weiße Fahne haltend,
Mild und fest gen den Verächter,
Wie der Daun die Klinge spaltend:
Selig, an den Schranken waltend,
Selig sind des Friedens Wächter.

Die um dich Verfolgung leiden,
Höchster Feldherr, deine Schaaren,
Selig, wenn sie Alles meiden,
Um dein Banner sich zu wahren!
Mag es nie von ihnen scheiden,
Nicht in Lust noch in Gefahren!
Selig, selig deine Schaaren,
Selig, die Verfolgung leiden!

Und so muß ich selig nennen
Alle, denen fremd mein Treiben,
Muß, indeß die Wunden brennen,
Fremden Glückes Herold bleiben.
Wird denn nichts von dir mich trennen,
Wildes, saftlos morsches Treiben?
Muß ich selber mich zerreiben,
Wird mich Keiner selig nennen?

Am Allerseelentage.

„Es kömmt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden."

Die Stunde kömmt, wo Todte gehn,
Wo längst vermorschte Augen sehn.
O Stunde, Stunde, größte aller Stunden,
Du bist bei mir und läßt mich nicht,
Ich bin bei dir in strenger Pflicht,
Dir athm' ich auf, dir bluten meine Wunden!

Entsetzlich bist du, und doch werth;
Ja meine ganze Seele kehrt
Zu dir sich, in des Lebens Nacht und Irren
Mein fest Asyl, mein . . . .,*)
Zu dem die starre Hoffnung flieht,
Wenn Angst und Grübeln wie Gespenster irren.

Wüßt' ich es nicht, daß du gewiß
In jener Räume Finsterniß
Liegst schlummernd wie ein Embryo verborgen,
Dann möcht' ich schaudernd mein Gesicht
Verbergen vor der Sonne Licht,
Vergehn wie Regenlache vor dem Morgen.

Verkennung nicht treibt mich zu dir;
Mild ist die strengste Stimme mir,
Nimmt meine Heller und gibt Millionen.
Nein, wo mir Unrecht je geschehn,
Da ward mir wohl, da fühlt' ich wehn
Dein leises Athmen durch der Zeit Aeonen.

*) Unlesbar.

Doch Liebe, Ehre treibt mich fort
Zu dir als meinem letzten Port,
Wo klar mein Grabessinnre wird erscheinen.
Dann auf der rechten Wage mag
Sich thürmen meine Schuld und Schmach
Und zitternd nahn mein Kämpfen und mein Weinen.

Vor dir ich sollte trostesbar
Zergehen wie ein Schatten gar;
Doch anders ist es ohne mein Verschulden.
Zu dir als zu dem höchsten Glück
Wie unbeweglich starrt der Blick,
Und kaum, kaum mag die Zögerung ich dulden.

Doch da sich einmal Hoffnung regt,
So wird die Hand, die sie gelegt
In dieses Busens fabelgleichen Boden,
Sie wird den Keim, der willenlos
Und keinem Uebermuth entsproß,
Nicht wie ein Unkraut aus dem Grunde roden.

Wenn kömmt die Zeit, wenn niederfällt
Der Flitter, den gelegt die Welt,
Talent und Glück, ums hagere Gerippe:
Da steht der Bettler, schaut ihn an!
Dann ist die Zeit, um Gnade dann
Darf zitternd flehen des Verarmten Lippe.

Dann macht nicht schamroth mich ein Tand,
Dann hat gestellt die rechte Hand
Mich tief und ärmlich, wie ich es verdienet,
Dann trifft mich wie ein Dolchstoß nicht
Hinfort ein Aug' voll Liebeslicht:
Ich bin erniedriget und bin gesühnet.

Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Zinsgroschen.

Gebt Gott sein Recht und gebt's dem Kaiser auch!
Sein Odem ist's, der um den Obern schwebet;
Aus Hochmuth nicht, in Eigenwillen hebet
Nicht eure Rechte gen den heil'gen Brauch.
Doch Gott und Welt im Streit: da, Brüder, gebet
Nicht mehr auf Kaiserwort als Dunst und Rauch.
Er ist der Oberste, dem alle Macht
Zusammen bricht, wie dürres Reisig kracht.

Den Eltern gib und gib auch Gott sein Recht!
O weh des Tiefgesunknen, dem verloren
Der frömmste Trieb, Jedwedem angeboren,
Den Freisten stempelnd zum beglückten Knecht.
Doch stell' den Wächter an der Ehrfurcht Thoren
Und halte das Gewissen rein und echt;
Er ist der Vater, dem du Seel' und Leib
Verschuldest, mehr als irgend Mann und Weib.

Den Gatten lieb' und denk' an Gott dabei!
Er gab den Segen dir, als am Altare
Den Eid du sprachst, gewaltig bis zur Bahre
In Fesseln legend deine Lieb' und Treu.
Doch wird die Liebe Thorheit, o dann wahre,
O halte deine tiefsten Gluthen frei!
Er ist es, dem du einer Flamme Zoll
Mußt zahlen, die kein Mensch begehren soll.

An deine Kinder hänge nur dein Herz,
In deren Adern rollt dein eignes Leben;
Das Gottesbild, in deine Hand gegeben,
Es nicht zu lieben, wäre herber Schmerz.
Doch siehst du zwischen Glück und Schuld es schweben,
Wend' deine Augen, stoß es niederwärts;
Er, über tausend Kinder lieb und hehr,
Er sieht dir nach, ist deine Seele schwer.

Und auch dem Freunde halte Treue fest,
Mit der die Ehre innig sich verbunden,
Ein irdisch Gut, was Gnade doch gefunden,
So lang es nicht die Hand der Tugend läßt.
Doch nahen glänzender Versuchung Stunden,
Dann aller Erdenrücksicht gib den Rest
Und klammre an den Einen dich, der dann
Dir mehr als Freund und Ehre geben kann.

So biete Jedem, was sein Recht begehrt,
Und nimm von Jedem, was du darfst empfangen;
Dein Herz, es mag an zarten Banden hangen,
Die Gottes Huld so gnadenvoll gewährt;
Doch drüber wie ein Glutstern das Verlangen
Nach Einem leuchte, irdisch unversehrt,
Nach Einem, ohne den dein Herz so warm
Ewig verlassen bliebe doch und arm.

Am fünfundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Von des Obristen Töchterlein.

Weck' auf, was schläft; streck' aus die Hand,
Du Retter Gott! Betäubung liegt
Um meinen Geist ein bleiern Band.
Er ist nicht todt, nur schlafbesiegt,
Nur taumelnd trunken, ein Helot,
Der knirschend schlang in Sklavennoth
Den Wein, so der Tyrann ihm bot:
So nieder liegt in mir, was da vom Rechten.

Ja, in den schwersten Stunden doch
Blieb ein Bewußtsein mir, daß tief
Wie in des Herzens Keller noch
Verborgen mir ein Erbtheil schlief,
Gleich warmer Quelle, die hinab
Versickert in der Höhle Grab
Und droben läßt den Herrscherstab,
Frost, Sturm und Schnee, um ihr Besitzthum fechten.

Und der Tyrann, so niederhält
Mein bestes und mein einz'ges Gut,
Nicht Trägheit ist's noch Lust der Welt;
Es ist der kalt gebrochne Muth,
O, wie ich tausendmal gesagt,
Verstandes Fluch, der trotzig ragt
Und scharf an meiner Hoffnung nagt:
Weh, ein Geschenk, verfallen bösen Mächten!

Zu einer Zeit, schwarz wie die Nacht,
Zu einer Zeit, die ich erlebt,
Da war ich um mein Heil gebracht,
Wie dürres Blatt am Zweige bebt.
Trostlos und ohne Hoffnung war
Unglaube wie die Sonne klar;
Mein Leben hing an einem Haar:
O solche Stunde gönn' ich nicht den Schlechten!

Soll ich es sagen, daß die Noth
Gesteigert ward durch Menschenmüh?
Nicht weiß ich, was . . . .*)
Doch unglückselig sah ich sie,
Auflachend nur in Krampfes Spott,
Frech, doch vernichtet, ohne Gott,
Unsel'ge, aber arme Rott',
Um das verzweifelnd, was sie möchten ächten.

Schwach hieß, wer ohne Zucken nicht
Ins Auge der Vernichtung sah;
Doch in dem Blicke lag Gericht,
Dem Lächeln Todesschauer nah.
Warum man nicht in Ruh mich ließ,
Im Freundschaftsmantel überdies,
Als ob der Arzt das Messer stieß?
Ich weiß es nicht, doch will ich drum nicht rechten.

So höret denn, was mich geschützt
Vor gänzlichem Verlorengehn:
Daß ich Unglauben nicht benützt,
Des Frevels Banner zu erhöhn;
Daß der Entschluß gewann den Raum,
Ob mir gefällt des Lebens Baum,

*) Unlesbar.

Zu lieben meines Gottes Traum
Und auch dem Todten Kränze noch zu flechten.

Unglaub' ist Sünde; aber mehr:
Sünd' ist Unglaube; sie allein
Mag aller Zweifel frost'gem Heer
Der stärkste Bundsgenosse sein.
O wär' ich tugendhaft, dann ließ
Nicht einsam mich die Finsterniß;
Fällt doch ein Strahl in mein Verließ,
Weil ich nicht gänzlich zugesellt den Schlechten!

Ein Kleinod hab' ich mir gehegt,
Da mein Gewissen, ob befleckt,
Doch nicht in Schnee und Eis gelegt
Und nicht in Lava sich gestreckt.
Ach, Odem noch die Liebe hat,
Die Hoffnung treibt ein grünes Blatt,
Und auch der Glaube todesmatt
Faltet die Hände, ob sie Segen brächten.

O reiche, Gnäd'ger, deine Hand,
Wie du dem Mägdlein sie gereicht!
Zerreiß der dumpfen Träume Band,
So mächtig mir und dir so leicht!
Ja, mag dein Odem drüber wehn,
Ein Strahl aus deinem Auge gehn:
Dann ist wohl da, was auferstehn
Und was fortan in deiner Schaar mag fechten.

Am sechsundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Greuel der Verwüstung.

Steht nicht der Greuel der Verwüstung da
An heil'ger Stätte?
Was träumen wir von Dingen, die uns nah,
Als schliefen sie wie Feuerstoff im Bette
Des Kohlenschachts? Blickt auf und schaut umher!
O die Verödung, wie sie dumpf und schwer
Traf Herz an Herz wie mit galvan'scher Kette!

Gibt's eine Stätte denn, die heiliger
Als Menschenherzen?
Gibt es Verwüstung, die entsetzlicher,
Als wenn das Höchste stirbt an matten Scherzen?
O Glaube, Glaube, wem du kalt und schwach,
Der schleppt den Grabstein an der Ferse nach;
Und dennoch Heil ihm, schleppt er ihn mit Schmerzen!

Doch wer sein Kleinod als ein Spielgeräth
Sieht lächelnd brechen
Und wie aus Gnad' und milder Majestät
Ein Mitleidswort will ob dem Thoren sprechen,
Dem Thoren, der beweint sein Steckenpferd:
Ja, dem erlosch die Flamm' am heil'gen Herd,
Und seine Nahrung steht in Sumpf und Bächen.

Kannst du ertragen, daß die Augen schaun,
Wem sie sich kehren,
Dorthin dann wende deinen Blick mit Graun,
Wo wie im Moderschlamm die Massen gähren!

Verlaß den kleinen grünen Fleck, der nur
Durch Gottes Huld ward zu des Lebens Flur,
Und sieh, wie sie von deinem Busen zehren!

O hätt' ich nimmer meinen Fuß gewandt
Von deiner Erde!
Wie segn' ich dich, mein reiches kleines Land,
Du frische Weide einer treuen Heerde!
In dir sah ich die Schande nicht vergnügt,
Nicht hohen Geist an alle Schmach geschmiegt,
Noch tiefsten Wahnsinns üppige Geberde.

Ich bin enttäuscht, und manche Narbe trug
Ich aus dem Streite;
An meine Brust auch die Verwüstung schlug
Und forderte die halbverfallne Beute.
Ward ich entrissen ihr durch Gottes Huld:
Sein ist die Gnade, mein allein die Schuld;
Und dennoch — eine Trümmer steh' ich heute!

Ward ich nicht ganz der öden Stätte gleich,
Verfluchtem Grunde,
Wo Salz gestreut auf Stein und Schädel bleich,
Gibt hier und dort noch eine Säule Kunde
Vergangner Herrlichkeit: Dank dir, mein Land;
Du hast zu früh gelegt ein frommes Band
Um meine Seele in der Kindheit Stunde.

So will ich harren denn, und tiefbedrängt
Will ich es tragen,
Daß immer wie zum Sturz die Mauer hängt;
Noch mögen einst erneut die Zinnen ragen.
Es gibt ja eine stark und milde Hand,
So aus dem Nichts entflammt den Sonnenbrand;
Sie hat auch diesen morschen Bau getragen

Bis heute, wo aus dieser kranken Brust
Die Seufzer drangen.
O du, dem Wurmes Zucken selbst bewußt,
Hilf mir und Jenen auch, die todumfangen!
Sei gnädig, leg an ihr verknorpelt Herz
Des Leidens Moxa, daß es lebt in Schmerz;
Ach, Herr, sie wußten nicht, was sie begangen!

Am siebenundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Senfkörnlein und Sauerteig.

Tief, tief ein Körnlein schläft in mancher Brust;
Doch, Herr, du siehst es und du magst es segnen.
O schau auf Jene, die sich unbewußt
Nicht fühlen deiner Gnadenwolke Regnen,
Die um sich steigen lassen deinen Thau,
Nachtwandler, dumpf gebannt in Traumes Leben,
Umwandeln Thurmes Zinne sonder Beben,
Nicht zuckend nur mit der geschloßnen Brau.

Ich bin erwacht, ob auch zu tiefer Schmach;
So will ich heut nicht an mein Elend denken,
Will, ach, das Einzige, was ich vermag,
Ein zitterndes Gebet den Armen schenken;
Ob nur ein kraftlos halbgebrochner Hauch,
Der dennoch mag die rechten Wege finden,
Und muß er sich zu deinem Throne winden,
Wie sich zum Aether wälzet Nebelrauch.

Du Milder weißt aus allem Erdendunst
Den warmen Lebensodem wohl zu scheiden,
Gerechter du und doch die höchste Gunst,
Deß Sonne raget über Moor und Heiden!
O kräftge deinen Strahl, daß er entglüht
Die langverjährte Rinde mag durchdringen;
Mach des erstarrten Blutes Quellen springen,
Aufthauen das erfrorne Augenlid.

Wie oft sah ich in schier vereistem Grund
Sich leise noch das Samenkörnlein dehnen!
Wie öfters brach aus längst entweihtem Mund
Ein Schmerzenslaut, der Alles muß versöhnen!
O nur wer stand in glüher Wüstenei,
Der weiß des grünen Blattes Werth zu schätzen,
Und wessen Ohr kein Luftzug durfte letzen,
Nur der vernimmt den halberstickten Schrei.

Mit meinem Schaden hab' ich es gelernt,
Daß nur der Himmel darf die Sünde wägen;
O Menschenhand, sie halte sich entfernt,
Die nur das Leben zählt nach Pulses Schlägen.
Lebt doch das Samenkorn und athmet nicht,
Und kann es dennoch einen Stamm enthalten,
Der herrlich einst die Zweige mag entfalten,
Wo das Gevögel jubelt unterm Licht.

Sei Menschenurtheil in Unwissenheit
Hart wie ein Stein, du, Herr, erkennst das Winden
Der Seele, und wie unter Mördern schreit
Zu dir ein Seufzer, der sich selbst nicht finden
Und nennen kann. Kein Feuer brennt so heiß,
Als was sich wühlen muß durch Grund und Steine;
Von allen Quellen nährender rinnt keine,
Als die sich hülflos windet unterm Eis.

Im Fluch, dem Alle schaudern, hörst du noch
Den Klageruf an Kraft und Muth gebrochen;
In des Verbrechers Wahnsinn trägt sich doch
Entgegen dir zerfleischten Herzens Pochen.
Das ist das Samenkorn, was wie im Traum
Bohrt ängstlich mit den Würzelchen zum Grunde,
Und immer trägt es noch den Keim im Munde,
Und immer schlummert noch in ihm der Baum.

Brich ein, o Herr! Du weißt den rechten Stoß
Und weißt, wo schwachvernarbt der Sünde Wunden;
Noch liegt in deiner Hand ihr ewig Loos,
Noch lauert stumm die schrecklichste der Stunden,
Wo ihnen deine Hand die Wage reicht
Und die Verdammung steht im eignen Herzen.
O Jesu Christ, gedenk an deine Schmerzen!
O rette, die aus deinem Blut gezeugt!

Am ersten Sonntage im Advent.

Evang.: Einritt Jesu in Jerusalem.

Du bist so mild,
So reich an Duldung, liebster Hort,
Und mußt so wilde Streiter haben;
Dein heilig Bild
Ragt überm stolzen Banner fort,
Und deine Zeichen will man graben
In Speer und funkensprüh'nden Schild.

Mit Spott und Hohn
Gewaffnet hat Parteienwuth,
Was deinen sanften Namen träget,
Und klirrend schon
Hat in des frömmsten Lammes Blut
Den Fehdehandschuh man geleget,
Den Zepter auf die Dornenkron.

So bleibt es wahr,
Was wandelt durch des Volkes Mund:
Daß, wo man deinen Tempel schauet
So mild und klar,
Dicht neben den geweihten Grund
Der Teufel seine Zelle bauet,
Sich wärmt die Schlange am Altar.

Wenn Stirn an Stirn
Sich drängen mit verwirrtem Schrei
Die Kämpfer um geweihte Sache,
Wenn in dem Hirn

Mehr schwindelt von der Welt Gebräu,
Von Siegesjubel, Ehr und Rache
Mehr zähe Mottenfäden schwirr'n,

Als stark und rein
Der Treue Nothhemd weben sich
Sollt' von des Herzens Schlag geröthet:
Wer denkt der Pein,
Durchzuckend wie mit Messern dich,
Als für die Kreuz'ger du gebetet!
O Herr, sind dies die Diener dein?

Wie liegt der Fluch
Doch über Alle, deren Hand
Noch rührt die Sündenmutter Erde!
Ist's nicht genug,
Daß sich der Flüchtling wärmt am Brand
Der Hütte? Muß auf deinem Herde
Die Flamme schür'n unsel'ger Trug?

Wer um ein Gut
Der Welt die Sehnsucht sich verdarb,
Den muß der finstre Geist umfahren;
Doch was dein Blut,
Dein heilig Dulden uns erwarb,
Das sollten knieend wir bewahren
Mit starkem aber reinem Muth.

Allmächt'ger du,
In dieser Zeit, wo dringend Noth,
Daß rein dein Heiligthum sich zeige,
O laß nicht zu,
Daß Lästerung, die lauernd droht,
Verschütten darf des Hefens Neige
Und ach den klaren Trank dazu!

Laß alle Treu
Und allen standhaft echten Muth
Aufflammen immer licht und lichter!
Kein Opfer sei
Zu groß für ein unschätzbar Gut,
Und deine Schaaren mögen dichter
Und dichter treten Reih an Reih.

Doch ihr Gewand
Sei weiß, und auf der Stirne werth
Soll keine Falte düster ragen;
In ihrer Hand,
Und faßt die Linke auch das Schwert,
Die Rechte soll den Oelzweig tragen,
Und aufwärts sei der Blick gewandt.

So wirst du früh
Und spät, so wirst du einst und heut
Als deine Streiter sie erkennen:
Voll Schweiß und Müh,
Demüthig, standhaft, friedbereit;
So wirst du deine Schaaren nennen
Und Segen strömen über sie.

Am zweiten Sonntage im Advent.

Evang.: Von Zeichen an der Sonne.

Wo bleibst du, Wolke, die den Menschensohn
Soll tragen?
Seh ich das Morgenroth im Osten schon
Nicht leise ragen?
Die Dunkel steigen, Zeit rollt matt und gleich;
Ich seh es flimmern, aber bleich, ach bleich!

Mein eignes Sinnen ist es, was da quillt
Entzündet,
Wie aus dem Teiche grün und schlammerfüllt
Sich wohl entbindet
Ein Flämmchen und von Schilfgestöhn umwankt
Unsicher in dem grauen Dunste schwankt.

So muß die allerkühnste Phantasie
Ermatten;
So in der Mondesscheibe sah ich nie
Des Berges Schatten,
Gewiß, ob ein Koloß die Formen zog,
Ob eine Thräne mich im Auge trog.

So ragt und wälzt sich in der Zukunft Reich —
Ein Schemen
Mein Sinnen sonder Kraft! — Gedanke bleich.
Wer will mir nehmen
Das Hoffen, was ich in des Herzens Schrein
Gehegt als meiner Armuth Edelstein?

Gib dich gefangen, thörichter Verstand!
Steig nieder
Und zünde an des Glaubens reinem Brand
Dein Döchtlein wieder,
Die arme Lampe, deren matter Hauch
Verdumpft, erstickt in eignen Qualmes Rauch.

Du seltsam räthselhaft Geschöpf aus Thon,
Mit Kräften,
Die leben, wühlen, zischen wie zum Hohn
In allen Säften,
O bade deinen wüsten Fiebertraum
Im einz'gen Quell, der ohne Schlamm und Schaum!

Wehr ab, stoß fort, was gleich dem frechen Feind
Dir sendet
Die Macht, so wetterleuchtet und verneint,
Und starr gewendet
Wie zum Polarstern halt das Eine fest,
Sein Wort, sein heilig Wort — und Schach dem Rest!

Dann wirst du auf der Wolke deinen Herrn
Erkennen,
Dann sind Jahrtausende nicht kalt und fern,
Und zitternd nennen
Darfst du der Worte Wort, der Liebe Mark,
Wenn dem Geheimniß deine Seele stark. *)

*) In der Handschrift folgt noch eine zum Theil unlesbare Strophe.

Am dritten Sonntage im Advent.

Evang.: Johannes sendet zu Christo.

Auf keinen Andern wart' ich mehr:
Wer soll noch Liebres kommen mir?
Wer soll so mild und doch so hehr
Mir treten an des Herzens Thür?
Wer durch des Fiebers Qual und Brennen
So liebreich meinen Namen nennen,
Ein Balsamtropfen für und für? *)

Wenn fast zum Schwindeln mich gebracht
Der wirbelnden Betrachtung Kreis,
Dann trittst du aus der Dünste Nacht,
Und deine Stimme flüstert leis:
Hier bin ich; kannst du mich erfassen,
So magst du alles Andre lassen;
. . meinem Kreuze . . der Preis. **)

O Stimme, immer mir bekannt,
O Wort, das stets verständlich mir,
Du legst mir auf der Liebe Band,
Und meine Schritte folgen dir!
In Liebe glaub' ich, Liebesglauben
Fürwahr soll keine Macht mir rauben;
Geschlossen ist des Sinnens Thür.

*) Zwischen dieser und der folgenden Strophe hat die Handschrift noch eine, von der sich nur Weniges entziffern ließ.

**) Auch diese Zeile sowie die letzte der vierten Strophe war theilweise unlesbar.

Gehemmt die Jagd, durch scharfen Stein
Und Dornen hetzend meinen Fuß;
Ich ruh in deinem kühlen Hain
Und lausche deinem sanften Gruß.
Die Blinden sehn, die Kalten glühen,
Und aus des Irren Haupte ziehen
Der . . . . . muß.

Ich folge dir zu Berges Höhn,
Wo Leben von den Lippen fließt,
Und deine Thränen darf ich sehn,
O tausendmal mit Heil gegrüßt,
Muß in Gethsemane erzittern,
Daß Schrecken Gottes Leib erschüttern,
Blutschweiße Gottes Stirn vergießt.

Er hat gehorsam bis zum Tod,
Ja zu des Todes eitlem Graus,
Gekostet jede Menschennoth
Und trank den vollen Becher aus:
So richte dich aus Dorn und Höhle,
Du meine angstgeknickte Seele;
Auch du nur trägst ein irdisch Haus.

Laß wanken denn die Trümmer grau
Und mische deine Thränen nur
Mit deines Heilands blut'gem Thau,
Gequälter Sklave der Natur;
Er, dessen Schweiß den Grund geröthet,
Er weiß es, wie ein Seufzer betet,
Mein Jesus, meine Hoffnungsau!

Am vierten Sonntage im Advent.

Evang.: Vom Zeugnisse Johannis.

Fragst du mich, wer ich bin? Ich berg' es nicht:
Ein Wesen bin ich sonder Farb' und Licht.
Schau mich nicht an; dann wendet sich dein Sinn;
Doch höre, höre, höre! denn ich bin
Des Rufers in der Wüste Stimme.

In Nächten voller Pein kam mir das Wort
Von ihm, der Balsam sät an Sumpfes Bord,
Im Skorpion der Heilung Oel gelegt,
Dem auch der wilde Dorn die Rose trägt,
Der todte Stamm entzündet sein Geglimme.

So senke deine Augen und vernimm
Von seinem Herold deines Herren Grimm,
Und seine Gnade sei dir auch bekannt,
Der Wunde Heil, so wie der schwarze Brand,
Wenn seiner Adern Bluten hemmt der Schlimme.

Merk auf! Ich weiß es, daß in härtster Brust
Doch schlummert das Gewissen unbewußt;
Merk auf, wenn es erwacht, und seinen Schrei
Erstücke nicht, wie Mütter sonder Treu
Des Bastards Wimmern und sein matt Gekrümme!

Ich weiß es auch, daß in der ganzen Welt
Dem Teufel die Altäre sind gestellt,

Daß Mancher kniet demüthig nicht gebeugt
Und überm Sumpfe . . .*) und leicht
Der weiße Lotos wie ein Kindlein schwimme.

Es tobt des tollen Strudels Ungestüm,
Und zitternd fliehen wir das Ungethüm;
Still liegt der Sumpf und lauert wie ein Dieb:
Wir pflücken Blumen, und es ist uns lieb
Zu schaun des Irrlichts tanzendes Geflimme.

Drum nicht vor dem Verruchten sei gewarnt;
Doch wenn dich süßer Unschuld Schein umgarnt,
Dann fächelt der Vampyr, dann fahr zurück
Und senke tief, o tief in dich den Blick,
Ob leise quellend die Verwesung klimme!

Ja wo dein Aug' sich schaudernd wenden mag,
Da bist du sicher . . . .*) Tag;
Doch giftger öfters ist ein Druck der Hand,
Die weiche Thräne und der stille Brand,
Den Lorbeer treibend aus Vulkanes Grimme.

Ich bin ein Hauch nur; achtet nicht wie Tand
Mein schwaches Wehn, . .*) deß, der mich gesandt.
Erwacht, erwacht! Ihr steht in seinem Reich;
Denn sehet, er ist mitten unter euch,
Den ihr verkennt, und ich bin seine Stimme!

*) Unlesbar.

Am Weihnachtstage.

Durch alle Straßen wälzt sich das Getümmel,
Maulthier, Kameele, Treiber; welch Gebimmel!
Als wolle wieder in die Steppe ziehn
Der Same Jakobs, und Judäas Himmel
. . . . . .*) Gewimmel
Läßt blendend seine Funkenströme sprühn.

Verschleiert Frauen durch die Gassen schreiten,
Mühselig vom beladnen Thiere gleiten
Bejahrte Mütterchen; allüberall
Geschrei und Treiben, wie vor Jehus Wagen:
Läßt wieder Jezabel ihr Antlitz ragen
Aus jener Säulen luftigem Portal?

's ist Rom, die üpp'ge Priesterin der Götzen,
Die glänzendste und grausamste der Metzen,
Die ihre Sklaven zählt zu dieser Zeit.
Mit einem Griffel, noch von Blute träufend,
Gräbt sie in Tafeln, Zahl auf Zahlen häufend,
Der Buhlen Namen, so ihr Schwert gefreit.

O Israel, wo ist dein Stolz geblieben?
Hast du die Hände blutig nicht gerieben,
Und deine Thräne, war sie siedend Blut?
Nein, als zum Marktplatz deine Schaaren wallen,
Verkaufend, feilschend unter Tempels Hallen;
Mit ihrem Gott zerronnen ist ihr Muth!

*) Unlesbar

Zum trüben Irrwisch ward die Feuersäule,
Der grüne Aaronsstab zum Henkerbeile,
Und grausig übersteint das todte Wort
Liegt eine Mumie im heilgen Bruche,
Drin sucht der Pharisäer nach dem Fluche,
Ihn donnernd über Freund und Fremdling fort.

So, Israel, bist du gereift zum Schnitte,
Wie reift die Distel in der Saaten Mitte;
Und wie du stehst in deinem grimmen Haß
Genüber der geschminkt und hohlen Buhle,
Seid gleich ihr vor gerechtem Richterstuhle,
Von Blute sie und du von Geifer naß.

O thauet, Himmel, thauet den Gerechten!
Ihr Wolken, regnet ihn, den wahr und echten
Messias, den Judäa nicht erharrt!
Den Heiligen und Milden und Gerechten,
Den Friedenskönig unter Hassesknechten,
Gekommen zu erwärmen, was erstarrt!

Still ist die Nacht; in seinem Zelt geborgen
Der Schriftgelehrte späht mit finstren Sorgen,
Wann Judas mächtiger Tyrann erscheint.
Den Vorhang lüftet er, nachstarrend lange
Dem Stern, der gleitet über Aethers Wange,
Wie Freudenzähre, die der Himmel weint.

Und fern vom Zelte über einem Stalle,
Da ist's, als ob auf's niedre Dach er falle;
In tausend Radien sein Licht er gießt.
Ein Meteor, so dachte der Gelehrte,
Als langsam er zu seinen Büchern kehrte.
O weißt du, wen das niedre Dach umschließt?

In einer Krippe ruht ein neugeboren
Und schlummernd Kindlein; wie im Traum verloren
Die Mutter kniet, Weib und Jungfrau doch.
Ein ernster, schlichter Mann rückt tief erschüttert
Das Lager ihm . . . . .
. . . . . .*)

Und an der Thüre stehn geringe Leute,
Mühsel'ge Hirten, doch die Ersten heute,
Und in den Lüften klingt es süß und lind,
Verlorne Töne von der Engel Liede:
Dem Höchsten Ehr' und allen Menschen Friede,
Die eines guten Willens sind!

*) Der Schluß der Strophe war unlesbar.

Am zweiten Weihnachtstage.

(Stephanus.)

Jerusalem, Jerusalem!
Wie oft erschollen ist sein Ruf;
Du spielteſt sorglos unter dem
Verderben, unter Rosses Huf
Und Rades Wucht. Schau, darum ist
Verödet deine Stätte worden,
Und du ein irres Küchlein bist,
Sich duckend unter Geierhorden.

Vorüber ist die heil'ge Zeit,
Wo deinen Sinnen er bekannt;
Noch seiner Wunder Herrlichkeit
Zieht nur als Sage durch das Land.
Der Weise wiegt sein schweres Haupt,
Der Thor will dessen sich entschlagen,
Und nur die fromme Einfalt glaubt
Und mag die Opfergabe tragen.

O bringt sie nur ein willig Thun,
Ein treues Kämpfen zum Altar,
Dann wird auf ihr die Gnade ruhn
Ein hohes Wunder immerdar.
Doch bleibt es wahr: der Gegenwart
Gebrochen sind gewalt'ge Stützen,
Seit unsren Sinnen trüb und hart
Verhüllt ward seiner Zeichen Blitzen.

War einst erhellt der schwanke Steg,
Und klaffte klar der Abgrund auf,
Wir müssen suchen unsren Weg
Im Heiderauch ein armer Hauf.
Des Glaubens köstlich theurer Preis
Ward wie gestellt auf Gletschers Höhen;
Wir müssen klimmen über Eis
Und schwindelnd uns am Schlunde drehen.

Was, Herr, du ließest fort und fort,
Hat in die Seele wohl gebrannt;
Doch bleibt es ein geschriebnes Wort,
Unsichtbar die lebend'ge Hand.
Ach nur wo Grübeln nicht und Stolz
Am Stamme nagt seit Tag und Jahren,
Blieb frisch genug das mark'ge Holz,
Frei durch Jahrtausende zu fahren.

So ist es, wehe, schrecklich wahr,
Daß Mancher, wie zum starken Mast
Geschaffen, in der Zeit Gefahr
Die Glaubenssegel hat gebraßt,
Nun dürre Säule nackt und schwer
Nur krachend kündet durch das Wehen,
Hier sei in Zweifels wüstem Meer
Ein mächtig Schiff am Untergehen.

O sende, Retter, deinen Blitz,
Der ihm den frommen Hafen hellt,
Da einst der starke Mast als Sitz
Der Pharuslampe sei gestellt.
Es trägt Gebirge ja dein Land,
Wo Cedern sich zu Cedern einen;
Laß nicht ein Sturmlicht den Verstand
Und einen Fluch die Kraft erscheinen!

Als Stephanus mit seinem Blut
Besiegelte den Christussinn,
Da legten Mörder, heiß von Wuth,
Zu eines Jünglings Füßen hin,
Der stumm und finster sich gesellt,
Die Kleider staubig, schweißbefeuchtet:
Und der ward Paulus, Christi Held,
Deß Strahl die ganze Welt durchleuchtet.

Am Sonntage nach Weihnachten.

„Das Kind aber wuchs heran und ward gestärket, voll der Weisheit, und Gottes Gnade war mit ihm."

An Jahren reif und an Geschicke
Blieb ich ein Kind vor Gottes Augen,
Ein schlimmes Kind voll schwacher Tücke,
Die selber mir zu schaden taugen.
Nicht hat Erfahrung mich bereichert;
Wüst ist mein Kopf, der Busen leer;
Ach keine Frucht hab' ich gespeichert
Und schau auch keine Saaten mehr!

Ging so die theure Zeit verloren,
Die über Hoffen zugegeben
Dem Wesen, was noch kaum geboren
Schon schmerzlich kämpfte um sein Leben:
Ich, die den Tod seit Jahren fühle
Sich langsam nagend bis ans Herz,
Weh mir, ich treibe Kinderspiele,
Als sei der Sarg ein Mummenscherz!

In siechen Kindes Haupte dämmert
Das unverstandne Mißbehagen;
So, wenn der Grabwurm lauter hämmert,
Fühl' bänger ich die Pulse schlagen.

Dann bricht hervor das matte Stöhnen,
Der kranke, schmerzgedämpfte Schrei;
Ich lange mit des Wurmes Dehnen
Sehnsüchtig nach der Arzenei.

Doch wenn ein frischer Hauch die welke,
Todsieche Nessel hat berühret,
Dann hält sie sich wie Ros' und Nelke
Und meint sich königlich gezieret.
O Leichtsinn, Leichtsinn sonder Gleichen,
Als ob kein Seufzer ihn gestört!
Und doch muß ich vor Gram erbleichen,
Durch meine Seele ging ein Schwert.

Wer mußt' so vieles Leid erfahren
An Körpernoth und Seelenleiden
Und dennoch in so langen Jahren
Sich von der Welt nicht mochte scheiden:
Ob er als Frevler sich dem Rade,
Als Thor geselle sich dem Spott,
O sei barmherzig, ew'ge Gnade,
Richt' ihn als Thoren, milder Gott!

Du hast sein siedend Hirn gebildet,
Der Nerven rastlos flatternd Spielen
Nicht von gesundem Blut geschildet,
Weißt seine dumpfe Angst zu fühlen,
Wenn er sich windet unter Schlingen,
Zu mächtig ihm und doch verhaßt,
Er gern ein Opfer möchte bringen,
Wenn es nur seine Hand erfaßt.

Was Sünde war, du wirst es richten,
Und meine Strafe muß ich tragen;

Und was Verwirrung, wirst du schlichten,
Weit gnäd'ger, als ich dürfte sagen.
Wenn klar das Haupt, die Fäden löser,
Was dann mein Theil, ich weiß es nicht;
Jetzt kann ich stammeln nur: Erlöser,
Ich gebe mich in dein Gericht!

Am letzten Tage des Jahres.

Das Jahr geht um,
Der Faden rollt sich sausend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,
Und stäubend rieselt in sein Grab,
Was einstens war lebend'ge Zeit.
Ich harre stumm.

's ist tiefe Nacht!
Ob wohl ein Auge offen noch?
In diesen Mauern rüttelt dein
Verrinnen, Zeit! Mir schaudert doch.
Es will die letzte Stunde sein
Einsam durchwacht.

Geschehen all,
Was ich begangen und gedacht;
Was mir aus Haupt und Herzen stieg,
Das steht nun eine ernste Wacht
Am Himmelsthor. O halber Sieg!
O schwerer Fall!

Wie reißt der Wind
Am Fensterkreuze! Ja es will
Auf Sturmesfittige das Jahr
Zerstäuben, nicht ein Schatten still
Verhauchen unterm Sternenklar.
Du Sündenkind!

War nicht ein hohl
Und heimlich Sausen jeder Tag

In deiner wüsten Brust Verließ,
Wo langsam Stein an Stein zerbrach,
Wenn es den kalten Odem stieß
Vom starren Pol?

Mein Lämpchen will
Verlöschen, und begierig saugt
Der Docht den letzten Tropfen Oel.
Ist so mein Leben auch verraucht?
Eröffnet sich des Grabes Höhl'
Mir schwarz und still?

Wohl in dem Kreis,
Den dieses Jahres Lauf umzieht,
Mein Leben bricht. Ich wußt' es lang,
Und dennoch hat dies Herz geglüht
In eitler Leidenschaften Drang.
Mir brüht der Schweiß

Der tiefsten Angst
Auf Stirn und Hand. Wie dämmert feucht
Ein Stern dort durch die Wolken nicht!
Wär' es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du so bangst?

Horch, welch Gesumm?
Und wieder? Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr, ich falle auf das Knie:
Sei gnädig meiner letzten Stund!
Das Jahr ist um!

Geiſtliche Lieder.

I.

Der Morgen.

Der Morgenstrahl steht auf dem Thal,
Die Nebel ziehen drunter her,
Und auf der Au liegt still der Thau
Wie Perlen in dem weißen Meer.
Wie ich nun Alles recht beschaut,
Da wird es klar mir im Gemüthe,
Daß Alles nur ein Wort, ein Laut,
O Gott, von deiner Lieb und Güte!

Der Erde Pracht hast du gemacht
Für mich, dein ungetreues Kind,
Und den Azur, die Abendflur,
Für mich den sanften Morgenwind.
Ach, alle Worte sind zu schwach,
Um deine Liebe zu verkünden,
Und dennoch läßt mein Streben nach,
Und jeder Tag sieht mich in Sünden.

Herr, steh mir bei, da du aufs Neu
Mir wieder einen Tag verliehn;
Der Geist ist wach, das Fleisch ist schwach,
Und ohne Frucht ist mein Bemühn.

Doch deine Hand ist stark und fest,
Will ich nur willig sie umfassen;
Ach, wer dich, Herr, nicht selber läßt,
Den hast du nimmermehr verlassen.

O Herr, wenn oft und unverhofft
Mich kleine Kränkungen bedrohn,
Sei mein Gesicht zu dir gericht,
Und mein Gedanke sei dein Sohn!
Ach, manches Leiden groß und schwer
Gabst du mir Gnade zu besiegen,
Und vor der kleinen Sorgen Heer
Soll meine Stärke unterliegen?

Herr, mich befrei von falscher Scheu,
Von Hoffart und von Ungeduld,
Und all mein Sinn sich wende hin
Zu deinem Kreuz und deiner Huld.
Wer diesen Tag mich schmäht und kränkt,
Dem laß mich gern und treu verzeihen,
Und ihn laß, eh der Tag sich senkt,
Vor dir sein Unrecht still bereuen.

Zu deinem Preis, auf dein Geheiß
Will ich an meine Pflichten gehn;
Wenn sich die Welt entgegen stellt,
Ich will auf deinen Willen sehn.
Mein Wirken über Haus und Kind,
Das ruht in treuen weisen Händen,
Und was mit deinem Preis beginnt,
Das muß zu deinem Ruhm sich enden.

II.

Der Abend.

Der Tag ist eingenickt
Beim Wiegenlied der Glocken;
Zum Blumenkuß sich bückt
Der Thau auf leisen Socken;
Die Sterne grüßen sich,
Sie winken sich und drehen;
Fern hör' ich Tritte gehen,
Doch ruhig ist's um mich.

Und wie die dunkle Nacht
Deckt Land und Meeresgründe,
Und was der Mensch vollbracht,
Sein Heil und seine Sünde:
Vor dir ist Alles klar,
Wie Flammenschriften glühen;
Wer mag sich dir entziehen,
Den je dein Wort gebar?

In Demuth will mein Herz
Vor deinen Thron sich wagen;
Sein Leid und seinen Schmerz,
Es will dir Alles sagen.
Die Sünd ist seine Noth;
Hilfst du sie, Herr, nicht tragen,
Sie müßte ja es schlagen
Zum ew'gen Seelentod.

Wenn aus mir selbst ich bau,
So muß mein Werk vergehen;
Wenn in mich selbst ich schau,
Kann ich nur Schreckniß sehen.
Als Kläger schauerlich
Stehn meines Herzens Tücke;
Doch wenn zu dir ich blicke,
Dann wird es hell um mich.

Und gläubig hoff' ich noch,
Du werdest mir verzeihen;
Du sahst mich fehlen, doch
Du siehst mich auch bereuen.
So oft in Demuth ich
Vor deinem Thron gefunden,
So fließt aus Jesu Wunden
Ein Tröpflein Blut auf mich.

Ich halte mich an dich,
Mein Richter und mein Retter,
So nun als ewiglich;
Vergebens ruft der Spötter:
O spare deine Müh;
Zu groß sind deine Sünden!
Und willst du Ruhe finden,
So denke nicht an sie!

Wohl unglückselʼger Pfeil,
Er trifft des Schützen Leben:
Mein Herr ist stark, mein Heil,
Und mächtig im Vergeben.
Wenn mein Gewissen droht,
Will ich das Kreuz umfangen;
Ach, der daran gehangen,
Er sieht ja meine Noth!

Ich weiß, du zürnest nicht,
Schließ ich die Augenlider,
Und Kraft zu meiner Pflicht
Gibst du im Schlaf mir wieder.
Scheuch böser Träume Nacht
Von denen, die dich ehren;
Sie können ja nicht wehren,
Sie stehn in Schlafes Macht.

Ich trau auf deine Hand,
Weil alle deine Güte
Und Liebe mir bekannt,
Daß sie mich wohl behüte,
Und daß ein sichrer Hort
Das Unheil von mir wende.
O Herr, in deine Hände!
Dies sei mein letztes Wort.

III.

Die Nacht.

Mein Gott, mein erstes Wort, ich bin erwacht!
Fern ist der Tag mit seinem Flammenschilde,
Und wie ein schwarzer Rauch bedeckt die Nacht
Zwar leicht, doch dicht ein jegliches Gebilde.
Fern ist der Mond, der Wächter der Natur,
Und keine Sterne seh' ich freudig glühen;
Vielleicht bedeckt ein Nebelsee die Flur,
Vielleicht auch mögen dunkle Wolken ziehen.

Stumm ist die Nacht, doch ist sie thatenschwer,
Und Gottes Wunder wird von ihr geboren;
Sie sendet uns im Thau die Ernte her,
Sie ist das Füllhorn, das sich Gott erkoren.
Indeß der Mensch dem Leibe zahlt die Schuld
Und nicht vermag an seinen Gott zu denken,
Will ihm der Herr, o übergroße Huld,
Mit milder Hand ein neues Leben schenken.

Doch wie als Friedensengel nicht allein,
Auch als der Tod das Heil uns kommt hernieder,
So flammt um sie des Blitzes rother Schein,
Und Stürme ziehn durch ihre schwarzen Glieder.
Der Hagel schlägt die Saat, die Welle steigt,
Und tückisch frißt ihr Zahn am sichern Damme;
Der Mehlthau trifft die Frucht, daß sie erbleicht,
Und furchtbar wächst die unbemerkte Flamme.

Wer weiß, was diese Nacht für mich verhüllt,
Wie nöthig Stärke mir am frühen Morgen,
Ob mir nicht wird mein Leidenskelch gefüllt,
Ob zehnfach nicht verdoppelt meine Sorgen?
Ich kann noch viel verlieren in der Welt;
Ich hab' Geschwister, Mann und liebe Kinder
Und Ehr' und Gut: wenn dir es, Herr, gefällt,
Nimm Alles hin, ich liebe dich nicht minder!

Was du verhängt, es ist nur dir bekannt,
Ich weiß es nicht und sorg' es nicht zu wissen;
Um eins nur bitt' ich, daß in deiner Hand
Ich demuthsvoll die Ruthe möge küssen.
Gib, daß ich nicht in Unmuth sinken mag,
Ob auch des Körpers morsch Gebäude wanke,
Daß ich dich lobe bei dem harten Schlag
Und daß ich dir im tiefsten Elend danke.

Ich wünsche nichts; mein Heil, ich stell' es dir
Anheim in deine väterliche Güte:
Allein die Meinen segne für und für;
Schick deinen Engel, daß er sie behüte.
Zwar such' ich muthig sie nach Menschenkraft,
So Geist als Leib, zu ihrem Heil zu führen;
Wohl nützt dem Körper, was der Körper schafft,
Doch ihre Seele kann nur Gott regieren.

Gib ihnen Licht, wo es noch dunkel ist,
Gib ihnen Kraft, wo schon ein Strahl entglommen,
Gib ihnen Trübsal, wenn ihr Herz vergißt,
Ihr eitles Herz, woher das Glück gekommen.
Doch wenn das Leiden sie zum Mißmuth drückt,
Gib ihnen Freude, daß sie dich erkennen;
Gib ihnen Trost, wenn einst ihr Leben knickt,
Und laß sie sterbend deinen Namen nennen.

In Jesu Schutz, nach Jesu Will' und Wort,
In Jesu Namen schließ' ich meine Augen.
Die Nacht geht ihre stillen Wege fort;
Was kommt, das muß zu Gottes Rathschluß taugen.
Erblick' ich lebend und gesund den Tag,
So will ich deinen heil'gen Namen preisen;
Doch ob der Tod sein Antheil fordern mag,
In Jesu Wunden läßt sich's sicher reisen.

IV.

Liebe.

Das ist mein Trost in allen Leiden,
Daß nichts mich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht,
Und daß der größte aller Schmerzen
Hat nicht Gewalt ob einem Herzen,
Worin die Liebe Jesu wacht.

Wenn er mir bleibt, was kann mir fehlen?
Wenn er mich labt, was kann mich quälen?
Wie hat er Alles wohl bestellt!
Wenn ich nur seinen Namen nenne,
Dann ist's, als ob das Herz mir brenne;
Im Lichte steht die ganze Welt.

Sein Kreuz ist wie der Himmelsbogen
Um meinen Horizont gezogen;
Wohin ich schau, da steht es schon.
O theures Kreuz, laß dich umfangen,
Woran mein liebstes Lieb gehangen
Für unsrer Sünden bittern Lohn!

Wenn meine Pflichten oft mich drücken,
So muß ich Liebesrosen pflücken
Aus seinem bittern Kreuzestod.
Wie kommt mir wunderbare Stärke!
Wie sind so süß die schweren Werke,
Dieweil mein Jesu sie gebot!

Mein Leid muß mir zu Freuden werden,
Denk' ich an Jesu Leid auf Erden
Und seinen schweren Kreuzespfad.
Mein Jesu ist vorangegangen;
Ach, kann mir noch vor Dornen bangen
Auf Wegen, die mein Gott betrat?

Er hat den bittern Weg erkoren:
Was flieht ihr denn, ihr schwachen Thoren,
So sehr die Bitterkeit und Pein?
Muß ich durch Dornenweg' mich schlagen,
So soll mich doch die Furcht nicht plagen;
Mein Jesu kann nicht ferne sein.

Ach, könnt' ich diese Hülle meiden!
Doch still, mein Herz, verschließ bescheiden
Den heißen Wunsch in deine Brust;
Es ist ja meines Jesu Wille,
Und daß ich den getreu erfülle,
Das ist doch meine ganze Lust.

Geduld! sie wird ja endlich kommen,
Die Stunde, mir zum Heil und Frommen,
Gott hat sie Keinem noch versagt.
Bis dahin denk' in allen Leiden,
Daß nichts dich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht.

V.

Am Morgen.

Das Morgenroth schwimmt still entlang
Den Wolkenocean;
Den Gliedern zart mit Liebesdrang
Schmiegt sich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang,
Ein rother Flammenkahn;
Ein lindes Rauschen grüßt den Tag:
Ist es ihr Ruderschlag?

Und es erwachen mit Gezisch
Die bunten Vögelein;
Sie strecken keck aus dem Gebüsch
Die Köpflein rund und klein
Und tauchen in die Thauluft frisch
Die feinen Glieder ein;
Die Schnäblein üben sie zumal
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blumen senden früh
Den leisen Duft ins Land;
Um ihre Stirnen winden sie
Ein hell Juwelenband.
Das Spinnlein selbst mit großer Müh
Braucht die geübte Hand;
Es hat sein Netzlein reich gestrickt,
Mit Perlenreihn geschmückt.

Ich sinne, wem solch heitres Fest
Mag zubereitet sein,
Und wem zu Liebe läßt sein Nest
Das treue Vögelein.
Da spricht zu mir der linde West
Mit seinem Stimmlein fein:
Bist du denn also hart und blind,
Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher,
Wo Alles Jubel singt?
Was wandelst du so arm und leer,
Wo Alles Gabe bringt,
Daß selbst zu Gottes Lob und Ehr'
Vom Aug' der Erde dringt
Gar manche Thräne, daß sie ganz
Davon bedeckt mit Glanz?

Er ist es, den so minniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Dem mit Gesang so inniglich
Der Baum die Zweige regt,
Für den die Sonne rings um sich
Die Strahlenwimpel schlägt.
All Herz thut sich ihm freudig auf:
Wach auf, wach auf, wach auf!

VI.

Für die armen Seelen.

Was Leben hat, das kennt die Zeit der Gnade;
Der Liebe Pforten sind ihm aufgethan.
Zum Himmel führen tausend lichte Pfade;
Ein jeder Stand hat seine eigne Bahn.

Doch wenn mit Trauer Leib und Seel' sich trennen,
Dann, Mensch, ergreif den letzten Augenblick.
Bald kannst du nicht mehr dein die Stunde nennen;
Aus deiner Hand entflohn ist dein Geschick.

Wohl dem, der reiches Gut voraus gesendet;
Was er gewirkt, das trägt er sich nach Haus.
Doch in dem Sturme, der sein Leben endet,
Löscht auch der Prüfung Gnadenfackel aus.

Wie Mancher schied und kennt die Zeit der Reue,
Und die Erlösung ist ihm noch so fern!
Wohlan mein Herz, zeig deine Christentreue:
Ein gläubig Flehn dringt vor den Thron des Herrn!

O du, der sprach aus seines Dieners Munde:
Es ist ein heiliger und frommer Brauch!
Das Geisterreich kennt weder Zeit noch Stunde,
Doch eine Stunde kennt und hofft es auch.

Mein Vater, sieh auf deine ärmsten Kinder
Und denk an sie in ihrer großen Noth;

Sie waren, was wir sind, sie waren Sünder,
Und ihre Gnadenpforte schloß der Tod!

Und haben sie auch deinen Weg verlassen
Und haben nicht auf deine Hand geschaut:
Ach, ihre Sehnsucht kann kein Leben fassen,
Und ihre Reue nennt kein Menschenlaut.

O Jesu, denk an deine bittern Schmerzen
Und an den harten Tod am Kreuzesstamm!
Ach, Alle trugst du sie an deinem Herzen,
Für Alle starb das unbefleckte Lamm!

Eröffne deine heiligen fünf Wunden,
Und auf fünf Strömen, glänzend, blutig roth,
Send' her dein Kreuz, daß mögen sie gesunden,
Ein sichres Schiff in ihrer großen Noth!

Maria, bitt' für sie bei deinem Sohne,
Als Himmelsleiter aus dem finstern Reich;
Beut ihnen seine blut'ge Dornenkrone
Und nimm sie auf in deinen Mantel weich!

Ihr Heil'gen Gottes alle, helft uns flehen;
Sie sind ja eure armen Brüder auch!
Herr, laß sie bald dein göttlich Antlitz sehen,
Kühl ihre Glut mit deiner Milde Hauch!

Und wenn von denen, die mir theuer waren,
Als noch um sie die Erdenhülle lag,
Vielleicht noch Mancher nicht dein Heil erfahren,
Noch fruchtlos harrt auf der Erlösung Tag:

O Gott, ich ruf' aus meiner tiefsten Seele,
Steh ihnen bei, mein Gott, verlaß sie nicht!

Auf ihren Schmerz sieh, nicht auf ihre Fehle;
Sieh auf mein einsam trauernd Angesicht!

Und ist es möglich, kann man Seelen retten
Durch Erdenleid, dem man sich willig beut,
Kann ich mein Schicksal an das ihre ketten:
Gib deinen Kelch, o Herr, ich bin bereit!

Was will doch alles Erdenleiden sagen,
Bedenk ich Leid und Freud der Ewigkeit!
Was ich vermag, ich will es gerne tragen;
Ich bin bereit, o Herr, ich bin bereit!

VII.

Glaube.

O Welt, wie soll ich dich ergründen
In aller deiner argen List?
Wo soll ich Treu und Glauben finden,
Da du so falsch und treulos bist?
Wo ich mich wende, hier und dort,
Da kömmt die Täuschung mir entgegen;
Die Lüge steht an allen Wegen
Und spricht ein trügerisches Wort.

Drum will ich nicht an Menschen glauben,
Und nur an dich, mein Gott, allein;
Daß nichts mir deine Treu kann rauben,
Deß mag mein Herz sich wohl erfreun.
Was auch die Welt dagegen spricht
Und hunderttausend Menschenzungen:
Wer von des Glaubens Kraft durchdrungen,
Der wanket nicht und weichet nicht.

Wohl weiß ich, daß ein sinnlos Heer
Dich, o mein Gott, will ganz verkennen,
Vielmehr das blinde Ungefähr
Als seinen Herrn und Schöpfer nennen;
Allein ich glaube, daß sie blind
Und ganz verwirrt das Heil verfehlen,
Und daß die arm verirrten Seelen
Aus deinem Wink entsprungen sind.

Ich weiß, daß Jesu heil'ge Wunden,
O du mein allbarmherz'ger Gott,
Schon manches Herz zu hart gefunden,
Schon oft geduldet Hohn und Spott;
Allein ich glaub', o Jesu gut,
Daß du getragen ihre Sünden;
Und können sie noch Gnade finden,
So ist es durch dein kostbar Blut.

Ich weiß, daß meinen trüben Augen
Die heiligste Dreifaltigkeit
In ihrem Glanz nicht möge taugen,
Dieweil wir wandeln in der Zeit;
Allein ich glaube, daß alsdann,
Wenn wir des Fleisches sind entbunden
Und uns um Gottes Thron gefunden,
Mein Blick sie klar erkennen kann.

Ich weiß, daß deine Bahn auf Erden,
Maria, o du reine Magd,
Ein Anstoß mußte Manchem werden,
In dem die Gnade nicht getagt;
Allein ich glaub', o Gottesbraut,
Daß dich ihr Irrthum tief betrübe,
Und daß dein Auge noch mit Liebe
Und mit Erbarmen auf sie schaut.

Ich weiß, daß Gottes heil'ge Scharen
Und ihr gerechter Lebenslauf
Ein Spott schon manchem Frevler waren,
Ein Aergerniß dem schwachen Hauf;
Doch glaube ich, daß sie ihr Theil
Als Gottes Kämpfer treu gestritten,
Und daß sie unaufhörlich bitten
Für ihrer sünd'gen Brüder Heil.

Ich weiß, daß Viel zur Erde sehen
Und hängen fest an diese Zeit,
Die ihre eigne Seele schmähen
Und läugnen die Unsterblichkeit;
Allein ich glaube, daß sie nicht
Vor deinem Zorne schützt ihr Beben,
Wenn sie nun zitternd Zeugniß geben
Vor deinem ewigen Gericht.

Ich weiß, o Herr, daß hier auf Erden
Mir Manches hart und bitter ist,
Und daß mein Herz in den Beschwerden
Oft deine Güte ganz vermißt;
Allein ich glaube, daß die Nacht
Dereinst vor deinem Strahl wird tagen
Und meine Lippe preisend sagen:
Der Herr hat Alles wohl gemacht.

Ja, er hat Alles wohl beschlossen,
Und treu und wahrhaft ist sein Wort;
Darum, mein Herz, sei unverdrossen
Und trau auf deinen sichern Hort.
Ja nur an dich, mein Gott, allein,
Nicht an die Menschen will ich glauben;
Daß nichts mir deine Treu kann rauben,
Deß soll mein Herz sich ewig freun!

VIII.

Hoffnung.

Laß das Leben wanken,
Laß es ganz vergehn,
Ueber seine stillen Schranken
Will ich ernst und muthig sehn.
Findet gleich Vernunft die Wege
In dem dunklen Lande nicht:
Hoffnung kennt die Stege,
Trägt ein sichres Licht.

Wenn mich Alle lassen,
Meine Hoffnung bleibt,
Wird mich rettend dann umfassen,
Wenn mich Noth und Sünde treibt.
Ob auch Tod und Drangsal wüthe,
Ob Gewalt der Böse hat,
Herr, auf deine Güte
Bau ich meine Stadt!

Ihn muß ich beklagen,
Der die Hoffnung senkt;
Ach, wie konnte er verzagen,
Wo des Herren Wille lenkt!
All sein Trost in Schmerz und Leiden,
All sein Ruhm in Spott und Schmach
Mußte von ihm scheiden,
Da die Hoffnung brach.

Wer sie will umschmiegen
Und nicht läßt in Noth,
Spricht: O Grab, wo ist dein Siegen,
Und wo ist dein Stachel, Tod!
Keine Macht ob seinem Herzen
Hat der Trug und eitle Schein,
Und aus bittern Schmerzen
Preßt er süßen Wein.

Jesu, mich behüte,
Stärke mein Bemühn;
Ach, es war ja deine Güte,
Die die Hoffnung mir verliehn!
Wolltest du von mir dich wenden,
Alle Tugend wendet sich:
Sünden ohne Enden,
Schmach und Schuld um mich!

Hast du Leid beschlossen,
Ist die Prüfung da,
Herr, ich trag es unverdrossen,
Bleibt mir deine Hoffnung nah.
Alles magst du mir entziehen,
Was mein Leben heiter macht,
Hoffnung wird mir glühen,
Wie ein Stern zur Nacht.

Willst du Freuden schicken,
O du Herr so mild,
Willst du mir mein Leben schmücken
Mit des ird'schen Glückes Bild:
Laß mein schwaches Herz nicht offen
Sein für diese eitle Welt;
All mein stilles Hoffen
Sei auf dich gestellt!

Wenn dann meine Stunde
Nun geschlagen hat
Und von meinem bleichen Munde
Kaum noch tönt dein Name matt:
Ach, dann werd' ich freudig schauen,
Wie mein Hoffen mag bestehn;
Denn ein fromm Vertrauen
Läßt nicht untergehn.

IX.

Gethsemane.

Als Christus lag im Hain Gethsemane
Auf seinem Antlitz mit geschlossnen Augen, —
Die Lüfte schienen Seufzer nur zu saugen,
Und eine Quelle murmelte ihr Weh,
Des Mondes blasse Scheibe widerscheinend, —
Da war die Stunde, wo ein Engel weinend
Von Gottes Throne ward herabgesandt,
Den bittern Leidenskelch in seiner Hand.

Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor;
Daran sah seinen eignen Leib er hangen,
Zerrissen, ausgespannt; die Stricke drangen
Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
Die Nägel sah er ragen und die Krone
Auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
Ein Blutestropfen hing, und wie im Zorn
Murrte der Donner mit verhaltnem Tone.
Ein Tröpflen hört' er, und am Stamme leis
Herniederglitt ein Wimmern qualverloren.
Da seufzte Christus, und aus allen Poren
Drang ihm der Schweiß.

Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meer
Schwamm eine todte Sonne, kaum zu schauen

War noch des qualbewegten Hauptes Grauen,
Im Todeskampfe schwankend hin und her.
Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten;
Er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
Er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
Vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
O welch ein Lieben war wie seines heiß?
Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt;
Das Menschenblut in seinen Adern stand,
Und stärker quoll der Schweiß.

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
Schwamm durch des Aethers sternenleere Gassen;
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
Und eine hohle Stimme rief von oben:
Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!
Da faßten den Erlöser Todeswehn,
Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
An mir vorübergehn!

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen,
Und Millionen Hände sah er reichen,
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,
O Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
Noch ungeborner Seelen Funken gleichend;
Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbnen Flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,

Und: Vater, Vater, rief er, nicht mein Wille,
Der deine mag geschehn!

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
Stand vor dem Heiland im bethauten Grün;
Und aus dem Lilienkelche trat der Engel
Und stärkte ihn.

Nachwort.

Zur Durchsicht des Textes.

Von den Verderbnissen, die ich am Texte der ersten Auflage des Geistlichen Jahres wargenommen hatte, ist die zweite leider durchaus nicht vollständig befreit worden. Auch die dritte brachte keine weitere Abhilfe; sie stimmt mit der vorhergehenden wörtlich überein, nur daß sie deren Druckfehler um etliche vermehrt hat. Inzwischen habe ich die Handschrift abermals mit möglicher Sorgfalt verglichen, wobei hin und wieder andere Lesarten als die früher von mir aufgestellten herauskamen. Der gegenwärtigen Ausgabe, die ich nach freiem Ermessen besorgen durfte, ist nun endlich Alles zugewandt worden, was ich an Verbesserungen zu bieten im Stande war.

Obgleich die ersten fünfundzwanzig Gedichte von der Verfasserin in vollkommen deutlicher Reinschrift hinterlassen sind, gab es doch auch an ihnen Einzelnes zu berichtigen. So hieß es z. B. bisher dem Autograph entgegen in der drittletzten Zeile des Neujahrsliedes darfst du statt darf ich, in der dreizehnten des Aschermittwochliedes hingebracht für hingelacht und am Schlusse des Liedes auf den Ostermontag stehn für gehn. Wie es mit den Blättern aussieht, denen wir die übrigen Gedichte zu entlesen haben, bekundet die erste Vorrede; es liegt an dem wirklich heillosen Zustande der Handschrift, wenn Verstöße wie die eben erwähnten sich hier ungleich öfter einschlichen. Wieder hebe ich nur einige heraus, indem ich der echten Lesart die irrige stets in Klammern beifüge. Die Anführungen beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe,

so daß unter der ersten Zahl die Seite, unter der anderen die Zeile zu verstehen ist. Wacht (Macht) 80, 18; Zeitenseiger (Zeitenzeiger) 82, 5; treulich (treu sich) 83, 11; seinem (deinem) 87, 17; noch: leiser Schimmer doch (ach: leises Schimmerdach) 95, 1 und 4, im Reime; Bau (Baum) 98, 26; überseintem (überströmtem) 108, 14; Labung (Nahrung) 115, 22; Chaosnacht (eine Nacht) 117, 1; Einfalt (Einheit) 121, 4; in argem (Sie machen) 126, 9; wie (nur) 139, 23; lehrbereit (lernbereit) 143, 3; Kränkung (Krankheit) 149, 31; Strand (Sturm) 152, 5; wie an Altares Kerzen Zündeten (rein wie Altares Kerzen Endeten) 152, 21 und 22; der rechten Wage (dem rechten Wege) 155, 4; meine (neue) 155, 5; Krampfes (Kampfes) 159, 13; seinen Schrei (seine Reue) 174, 20; Im Heiderauch (Zum Himmelreich) 180, 4. Wie in den angezogenen Fällen so stellt sich überhaupt fast immer die autographische Lesart auch ihrem inneren Werte nach als die bessere dar. Auf zwei Ausnahmen nur wüßte ich mich zu besinnen. Im Anschluß an die Handschrift mußte 82, 11 Runde in Ronde geändert werden, obwohl die letztere Form mit ihrem undeutschen Klange wenig zusagt. Der schwache Plural Aengsten ferner läßt sich sprachlich kaum rechtfertigen; aber wer unterstünde sich ihn aus dem Reiterliede in Wallensteins Lager zu verbannen? So habe auch ich denn 149, 4 die falsche Lesart Aengste verlassen und dafür das urkundliche Aengsten hergestellt.

Indessen beruht, wenn ich eine neue Lesart einführe, die alte nicht jedesmal schlechthin auf einem Versehen. Sehr häufig läßt die Handschrift uns die Wahl zwischen zwei oder auch mehr Varianten, wo ich dann mitunter mich anders entschieden habe als der frühere Herausgeber. Hierzu kommt, daß ich weit seltener als dieser mich mit Lesarten zufrieden gab, die von der Dichterin nachträglich verworfen waren. Es versteht sich, daß ich solche nur da aufnahm, wo Anderes beim besten Willen nicht zu entziffern war. Mehrmals freilich versagte selbst dieser Nothehelf; daher die Lücken gegen Ende des

Buches, die ich mit eigenen Erfindungen zu büßen nicht gesonnen war. Wer die Verstümmelung tadeln wollte, der weiß nicht, daß auch in dergleichen Dingen die Hälfte mehr ist als das Ganze.*) Uebrigens wurden dafür wieder andere Gedichte vervollständigt; S. 40 f. sind zwei, S. 96 f., S. 155 und S. 167 je eine Strophe hinzugekommen.

Gelegentlich hat der Sprachgebrauch der Dichterin den vorigen Herausgeber zu unstatthaften Aenderungen veranlaßt. In der vierten Strophe des Liedes auf den zweiten Sonntag nach Ostern (S. 75) lese ich der Handschrift gemäß:

Weh' Lehrer euch! die Herzen, leicht zu wenden,
Vergiftet habt mit Hohn und Uebermuth.

So ebenfalls die erste Auflage; hingegen die zweite und dritte:

Weh', Lehrer! die ihr Herzen u. s. w.

Offenbar hatte die Weglassung des Personalpronomens nach dem relativischen Subjecte Anstoß erregt; daß indessen die Dichterin dieser durchaus nicht abhold ist, beweisen folgende Stellen:

Du, der des Allerschwächsten Schöpfer bist.
Am elften Sonntage nach Pfingsten (S. 119).
Ich, die den Tod seit Jahren fühle.
Am Sonntage nach Weihnachten (S. 182).
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe.
Ein braver Mann (Bd. I. S. 161).
Du, der, des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüth'gen Thier,

*) Nur habe ich durch einen leichten Einschub, der teilweise dem alten Texte folgt, die beiden ersten Zeilen auf S. 127 zu retten versucht. Die Handschrift ist hier etwas ausgebrannt; keinem Zweifel unterstehen die Worte: „Was ist da .... Herrliches zu schaun Ein krankes Blut .... eignem Druck erliegt"; auf d r i n n e n und i n scheinen Bruchstücke zu deuten.

Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließest rinnen.
Die Stiftung Cappenbergs (Bd. I. S. 277).
Ihr, die beim frohen Mahle lacht.
Der Dichter (Bd. I. S. 370).

Auch anderen Schriftstellern eignet die beholfene Redeweise, wie denn im Deutschen Wörterbuche unter Der (II, 972) und Ihr (IV, II, 2051) Beispiele dafür erbracht werden. Zu ähnlichem Schaden gekommen ist die dritte Strophe des Liedes auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten (S. 139). Die Dichterin behandelt darin das Wort Mistel altertümlicher Weise als Masculinum; während nun der erste Druck mit Recht an der autographischen Lesart festhält, ist es abermals der zweite, der jenes Geschlecht in weibliches umsetzen zu müssen vermeint.*) Von den übrigen Corruptelen dieser Art sind drei hervorzuheben, die ich selbst zu tilgen leider versäumt habe. S. 17 ist die Fassung der siebenten Zeile: „Doch bin ich großer Kräfte mir bewußt" aus den früheren Auflagen herübergenommen. Die Handschrift hingegen hat mich bewußt, und davon durfte um so weniger abgegangen werden, als die gleiche Wortfügung, wie ich zu spät erfahre, wiederum bei den namhaftesten Schriftstellern vorkommt. So reut es mich jetzt auch, daß ich S. 20 und S. 129 mit den urkundlichen Lesarten „auf ihn ihr Auge ruht" und „Auf den erquickend in der Glut Des Helden milder Schatten ruht" gebrochen habe, da gegen den Accusativ bei auf hier nichts zu erinnern ist.

Waren es gewöhnlich einzelne Wörter oder Wendungen, die mir zu bessern oblag, so haben daneben doch auch größere Abschnitte eine durchgreifende Umbildung erfahren. Als Beleg diene die erste Strophe des Liedes auf den Dreifaltigkeitstag

*) Noch hat, wieder ohne mein Verschulden, der zweite Druck eine Stelle des Weihnachtsliedes, die fünfte Zeile der achten Strophe (S. 177), auf fehlerhafte Art umgebildet. Ob der Fall sich mehr wiederholt, ist mir nicht bekannt.

(S. 94); die in den früheren Drucken enthaltene Fassung war von der Dichterin gestrichen worden. Noch einen Fall gestatte man kurz zu berühren. Am Schluß des Gedichtes auf den sechzehnten Sonntag nach Pfingsten (S. 130) hieß es statt: „An ihn will ich mich halten" zufolge der alten Lesart: „Bei ihm auch will ich heimen". Keine Spur davon findet sich in der Handschrift, und die vorausgehenden Reimzeilen: „Er wird mich*) nicht versäumen" und „Auch Aehren lassen keimen" hat die Verfasserin ebenfalls hinterher wieder getilgt.

Wer überhaupt auf solche Dinge zu achten pflegt, wird am früheren Texte allerlei Unebenheiten im Strophenbau bemerkt haben. Bald war ein Versfuß zu viel, bald einer zu wenig vorhanden; die Reime ließen das zukömmliche Geschlecht vermissen; anderswo wieder befanden sie sich in falscher Stellung u. dergl. m. Einzelne von diesen Verstößen fallen der Dichterin selbst zur Last, wie beflissen sie im Allgemeinen auch sich davor zu hüten sucht. So gestattete die handschriftliche Ueberlieferung nicht 150, 1 ff. mit veränderter Reimfolge:

Ist gnädig angeschrieben
In meiner Zukunft Buch,
Ersehnen, schätzen, lieben
Kann ich es nicht genug,

oder am Schlusse des Liedes auf den dritten Sonntag im Advent (S. 173) Hoffnungsflur für Hoffnungsau zu lesen. Meistenteils konnte dagegen der Vers wieder ins Reine gebracht werden, und zwar ohne besondere Schwierigkeit; zu schaffen machte doch das Lied auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten, dessen sämmtliche Abgesänge der bisherigen Reimstellung entsagen mußten.

Auf das bereits erwähnte Dreifaltigkeitslied komme ich noch einmal zurück. Es besteht aus fünf Strophen, deren Felder in der Handschrift auf drei Spalten also verteilt sind:

*) Gedruckt ist fehlerhaft dich.

1. 2. 3.
4. 5.

In gleichmäßiger Stellung folgen sich ebendaselbst die acht Strophen des Liedes auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten:

1. 2. 3.
4. 5. 6.
7. 8.

Eigentümlich verfährt nun der erste Druck mit diesen beiden Gedichten. Statt nämlich die Strophen der Quere nach zu verbinden, reiht er dieselben vielmehr spaltenweise; von der ersten springt er auf die vierte herunter, um dann so weiter fort im kürzeren Liede die zweite, fünfte und dritte, im anderen die siebente, zweite, fünfte, achte, dritte und sechste Strophe anzuschließen. Man begreift, wie unter dieser Verwirrung Sinn und Zusammenhang die empfindlichste Einbuße erleiden muß. Nun haben zwar in der zweiten Auflage die fünf Strophen ihre ordentliche Reihenfolge erhalten; allein an dem achtstrophigen Liede, das ich doch nicht minder in die richtige Verfassung gebracht hatte, blieb der Unglimpf haften, und erst jetzt ist es davon erlöst worden. Wo ich sonst an der Stellung der Strophen zu ändern hatte, waren sie doch wenigstens nicht so ganz und gar durcheinander geworfen. Es sind die Lieder auf den vierten Sonntag nach Ostern, auf den neunzehnten nach Pfingsten und auf den vierten im Advent, denen diese Ausgabe ebenfalls wieder zu ihrem echten Gefüge verholfen hat. Ob aber die dritte Strophe des ersten Adventsliedes, die vordem hinter der sechsten folgte, auch wirklich an ihre neue Stelle gehört, läßt sich nicht mit gleicher Bestimmtheit ausmachen.

Wo die Dichterin sich verschreibt, habe ich stillschweigend das Richtige aufnehmen zu sollen geglaubt. So 21, 22 Darf ich nur statt Darf nur; 44, 11 entflammtem statt entflammten; 56, 12 milden statt mildem; 62, 8 Süßem statt Süße; 107, 7 Willen statt Wille; 130, 3 Salomo statt Salamo u. dgl. m. An einer Stelle jedoch verließ ich

den urkundlichen Text nicht ohne Bedenken, und es mag sein, daß die Aenderung zu weit geht, da es sich nicht um einen schlichten Schreibfehler handelt. Die vorletzte Zeile des Gedichtes auf die Heilung des Taubstummen rührt nämlich, wie sie S. 123 zu lesen ist, nicht von der Dichterin her. In der Handschrift steht: „Und sprich Ephephata", was ich, um der mißlichen Verunstaltung des biblischen Fremdwortes zu begegnen, durch: „Und sprich dein Ephphatha" ersetzt habe.

Die Interpunction des Autographs liegt dermaßen im Argen, daß man sich unmöglich an sie binden kann. Selbst in den fünfundzwanzig ersten Liedern, die sonst an Sorgfalt der Niederschrift kaum etwas zu wünschen lassen, verstößt sie gegen das Herkommen auf Schritt und Tritt, während den übrigen vollends so gut wie gar keine Zeichen beigefügt sind. Dies bedeutet aber nicht, daß auf die Interpunction der Dichterin es nirgend ankomme; so stammen unter Anderem 125, 10 das Komma nach einsam und 186, 10 und 24 die wichtigen Fragezeichen nach still und wieder, die den früheren Drucken alle drei unbekannt sind, von ihrer Hand. Der Satzzeichnung des ehemaligen Textes mußte ich überhaupt aus Rücksicht auf den Inhalt öfters entsagen. Um noch einen Beleg zu geben, so hatte im Liede auf den fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten die siebente Zeile der zweiten Strophe (S. 158) bisher nach Herrscherstab für das Komma ein Semicolon, das, wie man sieht, der Sinn der Stelle nicht verträgt. Daß ich übrigens nun meinerseits durchweg die wahren Zeichen getroffen hätte, bin ich mir einzubilden weit entfernt. — Was die Orthographie der Dichterin anlangt, so treten auch darin gewisse Seltsamkeiten zu Tage, deren sich der Druck schlechterdings entäußern muß; im Ganzen ward die jetzt übliche Schreibweise durchgeführt.

Trotz aller Mühe, die ich der Vergleichung des Manuscriptes gewidmet habe, stehe ich für die Richtigkeit jedes einzelnen Wortes im neuen Texte doch nicht ein. Die Dichterin schreibt stellenweise so verzweifelt flüchtig und undeutlich, daß

man von eigentlichem Lesen beinahe absehen muß und dafür so zu sagen aufs Erraten angewiesen ist. Ebenso schwer hält es mitunter, das Wirrsal der verschiedenen Lesarten zu schlichten. Die Möglichkeit ist daher immerhin vorhanden, daß auch in dieser Ausgabe ein und der andere Irrtum unterläuft, was aber nur höchst selten der Fall sein wird.*)

Von den Liedern des Anhangs wurden zwei, das siebente und achte, nach dem Autographe verbessert, das beiläufig die Ueberschriften „Glaube" und „Hoffnung" nicht kennt; weiter war mir urkundliches Material hier keines zur Hand. Einige Druckfehler in den übrigen Gedichten sind unter Vergleichung der ersten Auflage berichtigt worden. Zu Gunsten des Versmaßes habe ich in der Schlußstrophe des zweiten Liedes (S. 193) die Zeilen umgestellt; früher gieng die vierte der zweiten und dritten voraus. Das letzte Gedicht „Gethsemane" verunzierten fünf Reimfehler, die sich bequem entfernen ließen, nämlich die Bindungen Krone: Ton (Z. 13: 16), leise: Schweiß (Z. 17: 20), Meere: her (Z. 21: 24), Ton: oben (Z. 35: 39), wehen: gehn (Z. 41: 44). Noch ist zu bemerken übrig, daß ich in dem Anhange verschiedentlich auch von der Orthographie und der Interpunction des früheren Textes abgewichen bin.

Gustaf Eschmann.

*) Die 71, 22 gegebene Lesart Wohl weiß ich erscheint mir hinterher so fragwürdig, daß ich sie lieber wieder zurücknähme.

29334

Annette von LG

D7878S

ten; ed. by Schücking. 3 vol. in 1

NAME OF BORROWER.

Fairley

ger st 835 Dec Jan 23

State 2141 Mar. 7

Quitze - 183 - Ap 257